Arnold
Der Gr
Steyler Miss



Ein Lebe
von H. Fisch

d Janssen
Gründer des
nissionswerkes

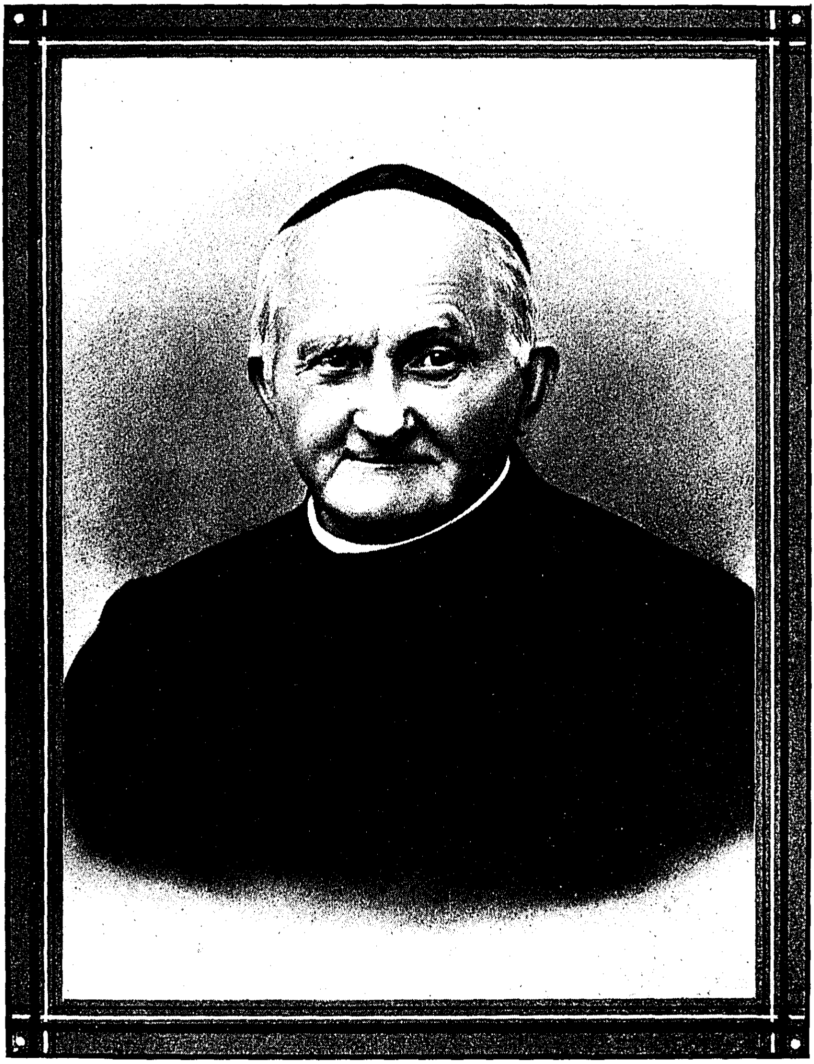


Lebensbild
.Fischer S.V.D.


AM ANFANG WAR DAS WORT


·IM ANFANG WAR DAS WORT·


·IM ANFANG WAR DAS WORT·



Arnold Janssen,
der Gründer des Steyler Missionswerkes.
(Geb. 5. Nov. 1837; gest. 15. Jan. 1909.)

Arnold Janssen

Gründer des Steyler Missionswerkes

Ein Lebensbild
von H. Fischer, Priester S.V.D.

Missionsdruckerei in Steyl, Post Kaldenkirchen Rhld.

Imprimi potest.

Steyl, die 15. Januarii 1919.

Nicolaus Blum, Superior generalis.

Imprimatur.

Steyl, die 2. Februarii 1919.

Joannes Bodems.
De mandato Rmi Ordinarii Ruraemundensis.

Vorwort.

Seit vier Jahrzehnten entfaltet sich eine kraftvoll katholische Missionsbewegung in unserm Vaterlande. An ihrer Wiege stand der Priester, dessen Leben und Wirken dieses Buch schildert. Arnold Janssen gehört zu den Bahnbrechern der praktischen Missionsbetätigung in Deutschland, Österreich und Holland. Die zahlreichen Missionsfreunde in diesen Ländern werden darum ein Lebensbild dieses verdienstvollen Mannes willkommen heißen. Mehr noch wird das der Fall sein bei den Mitgliedern der beiden Missionsgesellschaften, deren Gründer Arnold Janssen ist. Der Verfasser hat den Wunsch, ihnen allen, zumal seinen geistlichen Mitbrüdern S. V. D., mit dieser Arbeit eine Freude zu bereiten und einen Dienst zu erweisen.

An gedruckten Quellen war für vorliegendes Lebensbild nur wenig vorhanden. Was in Frage kommt, befaßt sich fast nur mit dem Werke des Steyler Gründers. Über seine Person finden sich nur kurze Notizen darin. Es handelt sich um folgende Veröffentlichungen:

Hermann auf der Heide S.V.D., „Die Missionsgesellschaft von Steyl". (Steyl 1900.)

Friedrich Schwager S. V. D., „Arnold Janssen". (Doppelheft der Frankfurter Broschüren, Hamm 1910.)

Die Nachrufe über P. Arnold Janssen in den Steyler Zeitschriften „Stadt Gottes" und „Steyler Missionsbote" der Jahrgänge 1909 und 1910.

Die ungedruckten Quellen boten aber um so reichere Ausbeute. Wo immer es geschehen konnte, wurden die Urschriften benutzt. An erster Stelle stehen die Akten des Generalatsarchivs der Steyler Missionsgesellschaft, die hochherzig im vollen Umfange für die Abfassung dieses Lebensbildes bereitgestellt wurden. Gleiches geschah mit dem sonstigen überaus großen schriftlichen Nachlaß Arnold Janssens. Er pflegte alle Eingänge aufzubewahren, von allen Ausgängen Abschriften zu behalten. Besonders konnten den Tausenden von Briefen wertvolle Beiträge entnommen werden. Mit Dank bestätigt der Ver-

fasser, daß ihm vorbehaltlos alles Material zugängig gemacht wurde, das er für dieses Lebensbild einzusehen wünschte.

Über die schwierige Zeit der ersten Anfänge in Steyl gaben ferner die umfangreichen Aufzeichnungen des Luxemburger Pfarrers Peter Bill, des ersten Mitarbeiters Arnold Janssens, gute Aufschlüsse. Dazu kamen die eignen Mitteilungen des Gründers, die er auf Drängen des P. Joseph Reinke S.V.D. diesem im Jahre 1899 zum Stenogramm gab. Es geschah im Hinblick auf das bevorstehende fünfundzwanzigjährige Gründungsjubiläum der Missionsgesellschaft von Steyl. Zwar sträubte sich Arnold Janssen oft, weiterzuerzählen. Es war ihm so unbehaglich, von sich selbst zu sprechen. Doch P. Reinke verstand es immer wieder, durch Fragen und Bitten ihn zu bewegen, den abgebrochenen Faden der Erzählung neu aufzunehmen. So erhielten wir wichtige Nachrichten über Ereignisse und Zusammenhänge, von denen die Akten nur lückenhaft oder gar nicht berichten. Besonders gilt das von der Jugendzeit und Familie des Steyler Gründers. Nach dieser Seite hin sind die Mitteilungen Arnold Janssens noch wesentlich ergänzt worden durch seinen jüngeren Bruder Wilhelm, den Kapuzinerfrater Juniperus, der ebenfalls von P. Reinke angeregt und angeeifert wurde, seine Erinnerungen hinsichtlich seines Bruders Arnold niederzuschreiben. So verdanken die Mitglieder des Steyler Missionswerkes dem vortrefflichen, leider zu früh verstorbenen P. Reinke gar manche Nachricht über das Vorleben und erste Wirken ihres seligen Stifters. Ohne ihn würde dieses Lebensbild viele wichtige und schöne Linien entbehren[1]. — Selbstverständlich wurden auch die Erinnerungen noch lebender Priester und Brüder S. V. D., die mit dem heimgegangenen Stifter näheren Umgang hatten, gern benutzt.

Aus diesem reichen Material sind die Mosaiksteinchen gesammelt, die auf den Blättern dieses Buches zu einem Lebensgemälde des Steyler Gründers zusammengefügt wurden. Dabei wurde ihm selbst möglichst oft das Wort gegeben, auch auf die Gefahr hin, daß es den Fluß der Darstellung etwas hemmte.

[1] Dr. theol. Joseph Reinke S. V. D., geboren 1858, zum Priester geweiht am 10. August 1890, starb am 7. Juli 1901. Reich begabt und von liebenswürdigster Bescheidenheit, bewährte er sich auf jedem Posten: als Studienpräfekt in Heiligkreuz bei Neiße, Professor in St. Gabriel bei Wien, Präses des Kollegs St. Raphael in Rom, und als unermüdlich seeleneifriger Prediger, Exerzitienmeister und Beichtvater.

Als Leitstern bei der Arbeit galt der Grundsatz: Nur die Wahrheit ehrt Gott und seine Diener. — Darum hat die Feder auch vor unangenehmen Dingen nicht haltgemacht. Ein lebenswahres Bild entsteht durch Zusammenwirken von Licht und Schatten. Auch sind die Schatten menschlicher Schwäche oft der wirksamere Hintergrund zur leuchtenden Offenbarung der Größe und Güte Gottes.

Der Verfasser bekennt, daß die Person des Steyler Stifters, seines geistlichen Vaters, während der Bearbeitung seines Lebensbildes noch sehr in seiner Verehrung gestiegen ist. Auf Grund der eingehenden Studien und andauernden Beschäftigung mit den umfangreichen Akten lebte er sich in die tiefe Überzeugung hinein, daß Arnold Janssen ein durch und durch edler und lauterer Charakter und tieffrommer, ja heiligmäßiger Priester war, der in allem nur die Ehre des dreieinigen Gottes und das Heil der Seelen suchte. — So sei denn dieses Buch, das ich heute, am zehnten Jahrestag seines Todes, vollende, der Ausdruck meiner tiefen Verehrung und immerwährenden Dankbarkeit.

Steyl, 15. Januar 1919.

Der Verfasser.

Inhaltsangabe.

Vierter Teil. Das Wirken für ferne Länder.

Fünfter Teil. Gründung und Entwicklung der Schwesternkongregation, Dienerinnen des Heiligen Geistes.

Sechster Teil. Das Werkzeug Gottes. (Charakteristik.)

Siebter Teil. Zur ewigen Heimat.

Erster Teil.

Die Zeit der Vorbereitung.

1. Einleitung.

Dort, wo in den Niederlanden die Maas am weitesten nach Osten ausbiegend fast die deutsche Grenze streift, liegt an ihrem stillen freundlichen Ufer das Dörfchen Steyl. Früher nur in nächster Umgebung genannt, ist es seit einigen Jahrzehnten weltbekannt geworden.

Sein Name wurde in alle Lande hinausgetragen durch eine neue klösterliche Anstalt, deren Türme und Zinnen sich in den blanken Wassern des Flusses spiegeln. Hier ist das Mutterhaus der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes", die Wiege des Steyler Missionswerkes.

Die ersten bescheidenen, ja fast aussichtslosen Anfänge der jetzt so ausgedehnten Klostergründung stammen aus der Mitte der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Das kleine Samenkorn, von frommer Priesterhand gepflanzt und durch des Himmels reichste Segensfülle betaut, zeigte eine wahrhaft wunderbare Keimkraft.

In rascher Folge wuchs Bau an Bau empor, bis die heutige stattliche Front erreicht wurde. Eine schmucke Doppelkirche mit schlanken Zwillingstürmen hob sich bald als Wahrzeichen aus der vielgliedrigen Gebäudegruppe heraus und kündete den kirchlichen Charakter der Anstalt.

Aber diese genügte, auch bei den bescheidensten Platzansprüchen, dem starken Anschwellen ihrer Bewohnerzahl schon bald nicht mehr. Zwei kleinere benachbarte Klöster wurden erworben und dem neuen Missionshause angeschlossen. Größere landwirtschaftliche und technische Betriebe entstanden mit vielen Handwerksstätten und einer bedeutenden Druckerei, in denen Hunderte von fleißigen Missionsbrüdern schaffen nach der alten Klosterregel: Ora et labora! Bete und arbeite! So wuchs an der Maas ein regelrechtes Klosterdorf heran mit geräumigen Garten- und Parkanlagen und Spielplätzen für 300 Gymnasialschüler.

Und doch! Das schnelle äußere Wachstum des Unternehmens in Steyl wurde noch übertroffen durch die erstaunliche Entwickelung der hier gegründeten ersten deutschen Missionsgesellschaft. Ihr wurde das große Vaterhaus bald zu eng. In immer größerer Schar schlossen sich mutige, opferfreudige Jünglinge ihr an, um nach Jahren gründlicher Vorbereitung als Missionspriester oder Missionsbrüder an den Aufgaben des Steyler Missionswerkes in der Heimat und in den überseeischen Ländern mitzuwirken.

So mußte denn zur Gründung von Zweiganstalten geschritten werden; das Steyler Missionshaus wurde zum Mutterhaus einer stattlichen Reihe ähnlicher neuer Anstalten, die mit ihm eng verbunden sind. Wir beschränken unsern Überblick — dem Zweck des Buches entsprechend — auf die Entwicklung, die das Werk unter der Leitung seines Begründers genommen hat.

Als der Stifter des Steyler Missionswerkes, P. Arnold Janssen, nach dreiunddreißigjährigem rastlosem Schaffen, sterbend seiner Lebensschöpfung den letzten Segen spendete, zeigte sie folgenden Bestand.

Außer dem Mutterhaus in Steyl, das damals allein 620 Bewohner zählte, waren noch vier weitere Missionshäuser in Europa gegründet worden: St. Gabriel in der Erzdiözese Wien, Heiligkreuz in der Diözese Breslau, St. Wendel in der Diözese Trier und St. Rupert in der Erzdiözese Salzburg. In Rom war die Niederlassung St. Raphael für höhere theologische Studien eingerichtet und für Nordamerika die Gründung eines Missionshauses beschlossen.

Die von P. Arnold Janssen gestiftete Missionsgesellschaft zählte bei seinem Tode 469 Priester, 698 Brüder und Brüderkandidaten, und in ihren fünf Studienanstalten bereiteten sich 1066 Zöglinge auf den heiligen Priesterstand und Missionsdienst vor.

Die geistlichen Söhne des Stifters, Priester und Brüder, wirkten in China, Japan, Australien, Afrika, Nord- und Südamerika. In den fünf von ihm übernommenen heidnischen Missionsgebieten, die bei der Übernahme nur 150 Getauften zählten, finden wir bei seinem Tode 53 464 lebende Neuchristen; 50 000 Heiden (Katechumenen) besuchten den christlichen Unterricht; mehr als 150 000 Heidenkinder waren in Todesgefahr getauft worden. Steyler Priester übten in Südamerika die Seelsorge an 350 000 verlassenen Katholiken aus, leiteten zwei Priesterseminare und mehrere höhere Lehranstalten.

In der Steyler Missionsdruckerei erschienen außer anderen Drucksachen drei von P. Arnold Janssen begründete Zeitschriften, von denen

die „Stadt Gottes" und der „St.-Michaels-Kalender" sich zu den verbreitetsten katholischen Zeitschriften des ganzen deutschen Sprachgebietes emporgearbeitet hatten.

Neben der „Missionsgesellschaft des Göttlichen Wortes" für Priester und Brüder, hat derselbe Stifter auch noch eine Genossenschaft von Missionsschwestern, die „Dienerinnen des Heiligen Geistes" ins Leben gerufen. Auch dieser Schöpfung wohnte eine erstaunliche Entwicklungskraft inne; beim Tode ihres geistlichen Vaters wies sie, nach erst zwanzigjährigem Bestande, bereits 500 Missionsschwestern auf, von denen 203 in überseeischen Ländern tätig waren. Eine „Klausurabteilung" mit etwa 40 Mitgliedern war bestimmt für den Dienst der Ewigen Anbetung. Sie sollte in weltferner Abgeschiedenheit durch Anbetung vor dem Tabernakel, bei Tag und Nacht den Segen des Himmels auf das Steyler Missionswerk und die ganze heilige Kirche herabflehen.

All diese Schöpfungen verehren den einfachen Priester Arnold Janssen als ihren Stifter und Begründer. Trotz seiner großen Erfolge trat dieser seltene Mann so bescheiden hinter sein Werk zurück, daß er nur wenigen näher bekannt geworden ist. Viele kannten die Gründung in Steyl und staunten über ihre rasche Entfaltung, ihr Blühen und Gedeihen; den Schöpfer und Leiter, Vater und Führer des großen Werkes kannten sie vielfach kaum. Er suchte und wollte nicht seine Ehre, sondern nur die Ehre Gottes.

Aber nicht nur das äußere Wirken dieses frommen Priesters, auch sein persönliches Leben, Arbeiten und Leiden gereicht zum Ruhme des Allerhöchsten; denn es ist seine Macht und Gnadenführung, die in diesem Werkzeug sich so reich offenbart hat. Darum darf es nicht dauernd verborgen bleiben.

Es ist lehrreich und erhebend, den Lebensweg solcher Männer zu verfolgen, deren Arbeit in so sichtbarer Weise vom Segen Gottes begleitet war. Das Leben Arnold Janssens, das auf den folgenden Blättern geschildert wird, ist schlicht und anspruchslos wie sein ganzes Wesen; aber von Gottes Segen ist es wahrhaft voll. Wer gern die Spuren der göttlichen Liebe in lebenden Bildern schaut, wird in dieser einfachen Lebensgeschichte wohl manchen Grund zur stillen Freude finden.

2. Heimat und Elternhaus.

Die Jugendgeschichte Arnold Janssens führt uns nach Goch, einem altertümlichen katholischen Landstädtchen an der Niers in der ehemaligen Grafschaft Geldern. Schon im 13. Jahrhundert erhielt die Gemeinde Goch Stadtrechte durch den Grafen Otto III. von Geldern († 1271), der auch den Ort befestigte. Heute erinnert noch das kulturgeschichtlich beachtenswerte und von zwei Rundtürmen flankierte Steintor an den einstigen Festungscharakter der Stadt.

Die geräumige spätgotische Pfarrkirche, an deren Taufbrunnen Arnold Janssen zum Gotteskind wiedergeboren wurde, stammt aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Bis zu ihrer heutigen Gestalt hat sie mehrere Umbauten erfahren. Architektonisch gehört sie zu den hervorragendsten alten Backsteinbauten des deutschen Niederrheins.

Bis zum Dreißigjährigen Kriege blühte unter der wohlhabenden Bevölkerung eine bedeutende Woll- und Leinwandindustrie. Die Reformation brachte viel Verwirrung in die Stadt, und zeitweilig neigte ein großer Teil der Bürgerschaft der neuen Lehre zu. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts gab es aber nur noch wenige Reformierte und Wiedertäufer in Goch.

Der Prediger Peter Ceporin, gewöhnlich „der schwarze Pitt" genannt, benutzte aber die 1614 tobenden Kämpfe zwischen den Holländern, die sich vorübergehend der Stadt bemächtigt hatten, und den Spaniern, um seinen Einfluß zu festigen und sich in den Besitz der Pfründe des katholischen Pfarrers zu setzen. Durch einen ehrlosen Spion, Matthias Bernkassel, ließ er siebzehn der vornehmeren katholischen Bürger bei den Holländern verklagen, daß sie mit den Spaniern heimlich verhandelten, um die Stadt in deren Hände zu spielen. Diese Bürger wurden verhaftet, nach Kleve geschleppt und dort einer schmachvollen Tortur unterworfen. Sie sollten hingerichtet werden. Endlich gestand der Spion, von Gewissensbissen gefoltert, seine schwarze Tat und daß er von Ceporin dazu verleitet worden sei. Es erfolgte Freisprechung der siebzehn Bürger, und am Passionssonntag wurden sie im Triumphzuge nach Goch zurückgeleitet. Eine kirchliche Stiftung in Goch bewahrte das Andenken an diesen Ausgang der schweren Glaubenskämpfe[1]. Auch Vater Janssen erzählte an den Winterabenden gern seinen Kindern von den katholischen Helden aus jener Zeit und stellte sie als Vorbilder religiösen Opfermutes hin.

---

[1] Vgl. Dr. Robert Scholten, Gaesdonck, S. 42 ff. (Münster 1906).

Außerordentlich groß waren für Goch die Leiden seit Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges bis ins 18. Jahrhundert hinein. Die Soldateska der verschiedenen kriegführenden Staaten brandschatzten immer wieder aufs neue die ganze Gegend, die Pest brachte schwere Heimsuchungen, Armut und Hungersnot zogen ein, und die Unsicherheit hielt die Gemüter in steter Sorge. Unter all diesen Drangsalen war Goch entvölkert und verarmt, und es dauerte gar lange, ehe sich die Stadt aus diesen Ruinen wieder erheben und erholen konnte. Natürlich hatte auch das religiöse Leben schwer gelitten, aber die Bewohner Gochs waren doch ihrem katholischen Glauben treu geblieben.

Die Kriegsstürme der napoleonischen Zeit wiederholten zu einem großen Teil jene Heimsuchungen der Religionskriege, und Goch hat damals nicht weniger als fünfmal seinen Herrn gewechselt.

Vater Janssen (geb. 1801) hatte somit eine sehr schwere Jugendzeit, und sie mag nicht wenig dazu beigetragen haben, ihn zu dem ernsten Mann und stählernen Charakter zu machen, als den wir ihn kennenlernen werden.

Das Geburtshaus Arnold Janssens liegt in der Frauenstraße, früher Liebfrauenstraße, so genannt nach einem Muttergottesbilde in einer glasgeschützten Nische an der Straßenecke. Es ist ein altes Fuhrmannshaus[1], worin die Familie Janssen schon seit dem 18. Jahrhundert ein Fuhrgeschäft mit kleiner Landwirtschaft betrieb. Auch war im Hause ein Salzlager für den Großverkauf.

Die Lastfuhren gingen gewöhnlich von Goch nach der holländischen Handelsstadt Nymwegen. Landwirtschaftliche Produkte wurden ausgeführt, Kolonialwaren zurückgebracht.

Über der Haustür war ehemals ein Schild mit einem Roßkamm angebracht, als Zeichen des Fuhrunternehmergeschäfts. Dieser Kamm, plattholländisch Kaam ausgesprochen, wurde schließlich Anlaß zur Benennung der Hausbewohner: sie waren „de Kaamschen", und so besser bekannt als unter dem Namen Janssen. Dieser Name war nämlich in der Stadt und Umgegend so häufig, daß ein Unterscheidungsmerkmal nötig war. So hieß denn der Vater Arnolds, Gerhard Janssen, im Volksmund gewöhnlich: de Kaamsche Grades; die Mutter: de Kaamsche Frau und ebenso die Kinder: de Kaamsche Arnold usw.

Eine kernhafte Frömmigkeit hat sich in diesem Hause von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt, und dieser tiefreligiöse Familiengeist, gepaart mit einer ernsten, ja strengen Zucht, bietet uns den Schlüssel, den Charakter Arnolds zu verstehen. Glaube und Gebet beherrsch-

[1] Das jetzige Gebäude wurde in den ersten Kindheitsjahren Arnolds neu aufgeführt.

ten in Wahrheit das ganze Leben und Streben dieser treu katholischen Familie.

Als Beispiel für den von jeher in diesem Hause gepflegten religiösen Sinn wollen wir wenigstens einen der älteren Vorfahren Arnolds kurz erwähnen, dessen frommes Andenken auch heute noch, nach mehr als hundert Jahren, in der Familie ehrfürchtig bewahrt wird. Es ist sein Urgroßvater Wilhelm Janssen, der, um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts lebend, die Kinder seines allzufrüh verstorbenen Sohnes, unter ihnen auch den Vater unseres Stifters, in heiliger Gottesfurcht erzog.

Gebet war die Seelenspeise dieses Mannes. An Sonn- und Feiertagen ging er in aller Frühe schon zur Kirche und blieb, obwohl noch nüchtern, bis nach dem Hochamte (elf Uhr) dort. Als Fünfundachtzigjähriger pilgerte er noch häufig nüchtern und zu Fuß nach dem zwei Stunden entfernten Kevelaer, um sich dort beim Gnadenbilde der Mutter Gottes auszubeten. Der Rosenkranz, damals wenig beachtet, war sein Lieblingsgebet. Wo es immer nur möglich war, hatte er ihn in der Hand; mit dem Rosenkranz sah man den alten Mann stundenlang an der Wiege seine Enkelkinder betreuen. Der älteste von ihnen, Gerhard, Vater unseres Arnold, mußte schon mit dreizehn Jahren den Großvater bei den Lastfuhren begleiten und mit siebzehn das Geschäft ganz übernehmen, da der alte Mann nicht mehr konnte. Dann ermunterte er den Jüngling immer wieder mit den Worten: „Nur zu, Gerhard; ich bete für dich!" Dieser große Freund des Rosenkranzes starb am Rosenkranzfeste, nachdem er noch in der Frühe die heilige Kommunion empfangen hatte. Der Pfarrer äußerte beim Tode: „Die Seele dieses Mannes ist gewiß wie eine schöne Taube zum Himmel geflogen." Der Nachbar Noy aber sprach die Überzeugung aus: „Um dieses Mannes willen werden Kinder und Kindeskinder gesegnet werden."

Das Wort ist Wahrheit geworden. Die vier Enkelkinder: Gerhard, Wilhelm, Gertrud und Elisabeth kamen alle durch gute Heirat in glückliche Verhältnisse. Den Segen an ihren Kindern aber erkennt man aus folgendem. Von den Kindern Wilhelms gingen zwei Töchter ins Kloster. Gertrud wurde die Mutter eines Priesters, des frommen Pfarrers Jeurgens von Bedburg. Elisabeth hatte acht Kinder; von den fünf Töchtern erwählten vier den Ordensstand. Gerhard aber ist der Vater unsers Stifters. Von seinen Söhnen wurden zwei Priester und einer Kapuzinerbruder. Das Werk seines priesterlichen Sohnes erzählt uns, wie kostbar der Segen frommer Eltern ist. Arnold selbst hat das wohl empfunden. Im Hinblick auf seinen frommen Urgroßvater äußerte er einmal: „Gewiß hat er auch durch sein Gebet einen großen Teil der Gnaden herabgefleht, die der liebe Gott mir in Güte erwiesen hat."

3. Der christliche Vater.

„Mein Vater war ein schlichter, einfacher Mann, ein sorgsamer Hausvater und guter Christ." So leitet P. Arnold Janssen seine kurzen Mitteilungen über seinen Vater ein. Sonntags besuchte er recht fleißig die Kirche, ging vormittags zweimal zum Gottesdienst und auch des Nachmittags zur Andacht. Ebenso pflegte er, wenn er an andern Wochentagen vielleicht auch nicht konnte, doch jeden Montag die heilige Messe zu besuchen, um den Beistand des Heiligen Geistes für die Woche zu erflehen. Er hielt in der Familie streng auf öfteren Empfang der heiligen Sakramente und überhaupt auf Erfüllung aller christlichen Pflichten.

„Der Vater hatte nur ganz wenigen eignen Acker; mit seinen zwei Pferden bebaute er meist gepachtetes Land. Neben der Ackerwirtschaft hatte er ein Fuhrmannsgeschäft und fuhr gewöhnlich jede Woche nach Nymwegen; daneben auch nach Geldern und Straelen, um dort Salz zu holen. Wenn die Zeit kam, da er heimkehrte, sandte uns die Mutter dem Vater entgegen."

Diese wenigen Angaben über den trefflichen Mann werden wesentlich ergänzt durch die Aufzeichnungen von Arnolds jüngerem Bruder Wilhelm, dem späteren Kapuzinerbruder Juniperus.

„Vater war ein starkgebauter kräftiger Mann; er hieß Gerhard Johann und war am Feste des Evangelisten Johannes im Jahre 1801 geboren. Er war einfach in der Kleidung und in seinem ganzen Wesen und Auftreten. Streng hielt er auf Rechtschaffenheit; bei seinen vielen Geschäften über die Grenze schmuggelte er nie, wie es sonst viel geschah. Oft hatte er wertvolle Sachen geladen; wenn er z. B. eine Fuhre Kaffee aus Holland holte, dann mußte er über 100 Taler Zoll entrichten. Aber stets gab er die ganze Ladung genau an und er schärfte diese Gewissenhaftigkeit auch dem Knecht und uns, seinen Söhnen, ein, wenn wir die Fahrt machten. Er betonte dabei, daß darauf Segen ruhe. Er habe sich nie gefürchtet auf den einsamen Reisen, obwohl er oft ganze Kistchen mit Geld für die Geschäftsleute auf der Karre gehabt, da es noch keine Postverbindungen gab. Wenn er allein dahinfuhr, habe er den Rosenkranz gebetet um Gottes Schutz und Segen, und nie sei ihm ein Unglück oder Leid zugestoßen.

„Ich habe den Vater nie in Ausbrüchen des Zornes gesehen, oder daß er Schimpfworte gegen uns Kinder gebraucht hätte, wie ich das bei andern Eltern wohl wahrgenommen. Auch Spott- und Stichelreden auf den Nächsten hörte man nicht aus seinem Munde. Oft be-

lehrte er uns, dem Mitmenschen nichts Böses zu wünschen, oder ihm Übles anzutun. ‚Kinder,' sagte er dann mit Nachdruck und großem Ernste, ‚alles, was wir dem Nebenmenschen tun, trifft nicht nur diesen, sondern uns selbst, sei es Gutes oder Böses. Tut ihr dem Nächsten Gutes, so hängt es als Segen über eurem Haupte, ebenso aber auch das Böse. Alles, was ihr tut, ist immer für euch selbst, nicht für Vater und Mutter; für das Gute werdet ihr vom lieben Gott gesegnet, für das Böse bestraft, hier und im Jenseits.'

„Der Vater setzte seine ganze Hoffnung auf Gott, und sein Wahlspruch lautete: ‚Alles mit Gott, dem Herrn!' Er hatte deshalb auch viel Segen bei der Arbeit, oder wie die Menschen sagen: Glück. Es war das manchmal so auffallend, wie ihm in der Landwirtschaft alles gut gelang, daß die Leute wohl sagten: ‚Ja, de Kaamsche Grades hat einen eigenen Herrgott'. — Vater konnte es auch nicht haben, wenn andere über schlechte Witterung für die Feldfrüchte klagten. Dann sagte er kurzweg: ‚Es ist Gottes Wetter!'

„Den reichen Segen holte sich der Vater im Gebet. Er war wirklich ein Mann des Gebetes. Sonntags ging er außer in die Frühmessen auch immer ins Hochamt. Das opferte er auf zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit zum Dank für alle Gnaden und Wohltaten. In der Kirche war er stets voller Ehrerbietung, und an seinem Angesicht sah man die Andacht und Sammlung, womit er betete.

„Insbesondere verehrte er Gott den Heiligen Geist, und zu seiner Ehre pflegte er Montags der heiligen Messe beizuwohnen. Über die Verehrung des Heiligen Geistes sprach er oft mit großer Begeisterung vor uns Kindern. Er schilderte uns, wie der Heilige Geist den Seelen und den Familien den Frieden spendet, wie er das Herz mit Freude am Dienste Gottes erfüllt und sie antreibt zu jeder guten Tat, wie er Felder und Fluren segnet. Wir Kinder schauten dann ganz verwundert auf den Vater, wenn er uns so belehrte und aufmunterte zur Verehrung des Heiligen Geistes.

„Überhaupt war seine Gewohnheit, sehr viel über Religiöses mit uns zu sprechen und uns zu belehren und zu ermahnen. Sonntags und an Feiertagen wurde beim Mittagstisch stets über die Predigt gesprochen; wir wurden ausgefragt, was wir behalten hatten, und es gab strenge Zurechtweisung, wenn wir nicht gut antworten konnten. Auch mit den Taglöhnern, die nach dem Hochamte kamen und den Wochenlohn holten, sprach der Vater gewöhnlich über die Predigt.

„Nach dem Mittagessen an Sonn- und Feiertagen mußten alle bei Tisch sitzen bleiben, auch der Knecht und die Magd. Dann las der Vater entblößten Hauptes aus Goffines Handpostille das Evangelium

und seine Auslegung vor. Erst wenn das geschehen war, durfte die Magd gehen und das Eßgeschirr spülen.

„Nun kamen wir Kinder extra an die Reihe. Wir mußten den Katechismus aufsagen, Fragen und Antworten, wie sie uns der Vater am vorhergehenden Sonntag aufgegeben hatte. Dann saß der Vater da wie ein Patriarch und examinierte uns, beim ältesten angefangen. Die Antworten mußten perfekt und ohne Stottern und Anstoßen erfolgen. Wer alles konnte, erhielt zur Belohnung zwei Pfennige. Dafür kauften wir uns Nüsse und spielten damit unter Aufsicht der Eltern Gänse- oder Mühlenspiel. Wer aber das Examen nicht bestand, erhielt statt der Pfennige Stubenarrest und kam nicht zum Spielen hinaus, bis er seine Aufgabe fehlerfrei aufsagen konnte.

„In der Fastenzeit las Vater jeden Abend, wenn er nicht verhindert war, die Epistel und das Evangelium des Tages laut vor. Dabei hielt er manchmal inne und erklärte uns das Vorgelesene. So tat er auch im Winter, besonders Sonntagabends. Eine rechte Freude hatte er dann an den Briefen des heiligen Paulus. Gern nahm er auch das Leben der Heiligen von Vogel und las daraus vor. Die Mutter spann zu derselben Zeit Flachs und hörte mit uns zu.

„Eine Lieblingslesung des Vaters waren die „Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens". Daraus las er uns die Briefe der Missionare mit solchem Eifer und solcher Wärme vor, daß ich als Kind es nicht begreifen konnte, wie er das so schön finde.

„Gleich nach dem Abendessen wurde in der Familie, von Rosenkranzsonntag angefangen bis Ende April, täglich der Rosenkranz gebetet. Solange wir Kinder noch klein waren, betete Vater selbst vor. Später mußten wir vorbeten, jeder eine Woche. Daran schloß sich die Litanei von der Mutter Gottes, der Beginn des Evangeliums nach Johannes: ‚Im Anfang war das Wort' und dann das Abendgebet mit Gewissenserforschung. Das Abendgebet hatte Bruder Arnold abgefaßt, als er etwa vierzehn Jahre alt war und in Gaesdonck studierte.

„Wenn jemand gerade bei unserem Gebet zum Besuch kam, sagte Vater: ‚Ah, sie kommen gerade recht; wir beten eben den Rosenkranz, da können sie mitbeten; das tut ihnen gut.' Wohl oder übel mußten die Besucher dann mitbeten. Zuweilen meinten sie am Schlusse, wir kämen mit unserm Beten ja kaum zu Ende; das Abendgebet sei aber schön; das solle man drucken lassen.

„Auf den eben genannten Evangeliumseingang: ‚Im Anfang war das Wort', hielt Vater große Stücke, und er sprach mit großem Eifer davon. Es sei ein so sehr kräftiges Gebet und habe große Macht bei Gott. Bei schwerem Gewitter wurde die geweihte Wachskerze an-

gezündet und Vater betete auf den Knien laut: ‚Im Anfang war das Wort'. Auch bei Heimsuchungen, z. B. wenn ein Stück Vieh im Stall erkrankte, beteten Vater und Mutter es.

„Hohe Verehrung hegte der Vater vor dem Priesterstande und hielt auch uns dazu an. ‚Der größte Segen einer Gemeinde', sagte er, ‚sind gute Priester. Solche Gemeinden sind unschätzbar reich. Darum sind die Quatemberfasten wichtig, damit wir durch Fasten und Gebet gute Priester von Gott erbitten.' — Von den Missionaren konnte er sehr begeistert sprechen. ‚Kinder, das sind Helden des Glaubens, die alles für den lieben Gott dahingegeben.' Ebenso sprach er von den Ordensleuten und ihren drei Gelübden, besonders vom Gelübde des Gehorsams, so daß sie auf ein Wort ihrer Oberen gleich in die fernsten Länder gingen.

„Wenn der Vater allein durch die Felder ging, so betete er still für sich. Ich erinnere mich noch an zwei Erlebnisse, woran ich seinen Gebetsgeist erkannte. Einst fuhr ich, 18 Jahre alt, mit ihm in der Frühe um fünf Uhr von Goch ab nach Nymwegen. Der Vater war beim ersten, ich beim zweiten Fuhrwerk. Es war Winter und dunkel. Als wir zur Stadt hinaus waren, sagte er zu mir: ‚Wilhelm, es ist jetzt noch dunkel. Niemand sieht uns. Nimm deinen Rosenkranz und halte dich zu deinem Pferde; ich will es auch so machen. Dann beten wir, bis es hell wird, damit der liebe Gott uns heute bewahrt vor Sünde und Unglück und nicht Undank so etwas verschuldet.' —

„Ein anderes Mal ging ich abends mit dem Vater vom Felde heim. Ich zog meine Pfeife aus der Tasche, um sie anzuzünden. Da sagte er zu mir: ‚Laß das jetzt; heute abend zu Hause wollen wir uns am Rauchen erfreuen. Jetzt aber wollen wir schweigend heimgehen, Gott danken für den Segen des Tages, über unsere Sünden nachdenken, die wir begangen haben und sie von Herzen bereuen.'

„Die Erziehung des Vaters war ernst und streng. Vor allem hielt er auf pünktlichsten Gehorsam. Wer es darin fehlen ließ, konnte sicher sein, daß es Strafe absetzte, und er strafte gründlich. Ganz besonders achtete er auf unser Betragen in der Kirche. ‚Denn,' so sagte er oft, ‚in der Kirche ist der liebe Gott gegenwärtig. Wenn ich höre oder wahrnehme, daß ihr euch in der Kirche nicht gut aufführt, gibt's Strafe.'

„Nach der Hausordnung mußten wir ganz pünktlich sein. Wer zum Mittagtisch zu spät kam, mußte mitten in die Stube knien und mit ausgebreiteten Armen fünf Vaterunser beten. Das war dann eine tüchtige Beschämung des kleinen Sünders vor dem Knecht, der Magd und den Taglöhnern. Wer des Abends unpünktlich war und nicht beim Abendgeläut sich einfand, dem passierte es leicht, daß er ohne Abendessen

schlafen gehen mußte. Auch die erwachsenen Söhne mußten an Sonn- und Feiertagen pünktlich um acht Uhr daheim sein. Nur bei besonderen Anlässen, z. B. auf Kirmes, durfte es neun Uhr werden. So hielt es Vater selbst und verlangte es auch von uns. Rauchen durften wir erst mit sechzehn Jahren, oder nach der alten Bauernregel, wenn wir säen konnten. Erst mit neunzehn Jahren erhielten wir unser erstes Taschengeld, jeden Sonntag fünf Silbergroschen, gleich sechzig Pfennige. Für Festtage gab es keinen Zuschuß. ‚Wenn ihr Sonntags abends zwei Glas Brier trinkt,' sagte der Vater, ‚so ist das genug. Eltern, die ihren Kindern viel Geld geben, etwas mitzumachen und groß zu tun, machen sie nur unglücklich.'

„Der Vater wachte genau über unsern Umgang, ob wir auch mit ordentlichen Kameraden verkehrten. Wenn wir als Kinder das Vieh hüteten, überraschte er uns unerwartet und schaute nach, ob wir auch den Katechismus bei uns hatten, den wir für den nächsten Sonntag lernen mußten. — Wieviel Dank sind wir doch unsern lieben Eltern schuldig für ihre Wachsamkeit, ihre Lehren und vor allem für ihr gutes Beispiel!

„So ernst der Vater aber auch war, er war durchaus kein Kopfhänger, sondern gesellig und hochgeachtet von jedermann. Sonntags nachmittags ging er regelmäßig in eine Gastwirtschaft in der Nachbarschaft und spielte mit einigen Bürgern Karten. Dazu trank er zwei Glas Bier, nie mehr. Um acht Uhr war er wieder zu Hause. Auf den Fahrten hielt er auch bei den Gasthäusern an, wo die Pferde gefüttert wurden. Dann bestellte er sich, damit die Leute etwas verdienten, ein Gläschen Branntwein. Er trank es aber höchst selten aus, sondern nippte nur daran und ließ es stehen. Seine Söhne ermahnte er zu derselben Angewöhnung. ‚Bestellt euch etwas, bezahlt es, aber für gewöhnlich kostet bloß davon; sonst bleibt der Geist nicht klar und man vergißt manches.'"

Vater Janssen ist neunundsechzig Jahre alt geworden. Er starb am 21. Mai 1870, tags vor Christi Himmelfahrt. Auf dem Sterbebett ließ er sich von jedem Kinde versprechen: 1. Jeden Sonntag dem Hochamt beizuwohnen und es aufzuopfern zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit, um zu danken für die Gnaden der verflossenen Woche. 2. Montags oder, im Falle der Verhinderung, Dienstags die heilige Messe zu hören zu Ehren des Heiligen Geistes, um seinen Segen für die neue Woche zu erflehen.

Der priesterliche Sohn Arnold stand dem sterbenden Vater in der letzten Stunde zur Seite. Als er ihn fragte: „Vater, hast du auch Angst vor dem Tode?" antwortete dieser: „Nein, Jesus ist ja bei mir (er hatte in der Frühe noch kommuniziert); wovor soll ich Angst haben."

Bald darauf entschlummerte er sanft ohne Todeskampf unter den Gebeten seiner frommen Gattin und aller Kinder und dem priesterlichen Segen seines Sohnes.

Beim Morgengrauen ging Arnold mit allen Geschwistern zur Kirche und betete dort den Kreuzweg vor. Darauf las er die heilige Messe für die Seelenruhe des Vaters. Am Begräbnistage betete er wiederum nach dem Seelenamt, begleitet von allen Verwandten, den Kreuzweg vor, woran die Gemeinde sich recht erbaute.

Auf dem Grabstein des Vaters stehen die Worte: „Selig, wer da stirbt in Christus! Gedenket der Vorsteher, die euch vorangegangen sind. Sehet auf den Ausgang ihres Wandels. Folget nach ihrem Glauben!"

Die Kinder sind dem Vorbilde und Beispiel ihres guten Vaters alle treu nachgefolgt; am vollkommensten aber Arnold, der Stifter des Steyler Missionswerkes. Der Charakter des Vaters hat sich mit überraschender Treue auf diesen Sohn vererbt. Seine ernste Lebensauffassung, seine strenge Zucht, die Unbeugsamkeit in den Grundsätzen, der rastlose Arbeitsgeist, die tiefe Religiösität, besonders in der Vorliebe für die Verehrung des Heiligen Geistes: alles das werden wir bei Arnold wiederfinden, und im Bilde des Vaters haben wir bereits ein bedeutendes Stück vom Charakter des Sohnes geschaut.

* * *

Wir begreifen es, daß Arnold große Verehrung gegen seinen frommen Vater hegte. Seiner Liebe und Dankbarkeit gab er auch in späteren Jahren in seinen Briefen immer wieder erneut Ausdruck. Einige Proben sind gleich ehrenvoll für Vater und Sohn. Den folgenden Brief schrieb er, sechzehn Jahre alt, zum Geburtstage des Vaters im Namen aller Geschwister in den Weihnachtsferien 1854. Der Vater feierte am 27. Dezember mit seinem Wiegenfeste zugleich seinen zweiten Namenspatron, den heiligen Johannes.

Geliebter Vater!

Wenn wir heute an Deinem Geburts- und zweiten Namenstage Dir feierlich unsere Teilnahme bezeigen, so ist das nur etwas, das die schuldige Kindesgesinnung von uns erheischt, wozu ein liebendes Herz sich unabweisbar gedrängt fühlt. Heute, lieber Vater, feierst Du Deinen Geburtstag; vor dreiundfünfzig Jahren erblicktest Du am heutigen Tage das Licht der Welt, und deshalb ist er für Dich ein freudenvoller festlicher Tag. Aber für uns ist er's nicht minder; wenn Du den heutigen Tag als denjenigen feierst, der Dir das Leben gab, so tun auch wir es; denn er gab uns denjenigen, dem wir unser Leben und Dasein verdanken; er gab uns in Dir, geliebter Vater, den größten Wohltäter, den wir auf Erden haben. Unendlich groß und vielfach sind die Wohltaten, welche

Du uns erwiesen hast; wir können all das Gute nicht aufzählen, was Du an uns getan, all die unzähligen Beweise Deiner Güte und Liebe gegen uns, wozu jeder Tag neue Beweise liefert. Noch viel weniger aber können wir's Dir all vergelten; das kann nur er, der da droben im Himmel wohnt, der allmächtige Gott; und er, der gerechte Gott, der nicht den Trunk Wasser unbelohnt läßt, er möge es Dir tausendfach vergelten, was Du an uns getan. Das soll der Gegenstand unseres täglichen Gebetes sein. Wir aber wollen tun, was wir können. Wir wollen Deine Liebe mit treuer Gegenliebe vergelten, und wenn wir früher wohl öfters nicht den treuen pünktlichen Gehorsam, den unsere Pflicht verlangte, Dir geleistet haben, wofür wir Dich jetzt um Verzeihung bitten müssen, so werden wir in Zukunft durch den ausdauerndsten Fleiß und den pünktlichsten Gehorsam Dir Freude zu machen bestrebt sein. Das sind die Versprechungen, welche wir zum heutigen Feste Dir entgegenbringen.

Und nun, geliebter Vater, nimm an die Glückwünsche, die wir heute Dir darbringen. Wir wünschen Dir ein langes freudenvolles Leben. Möge Gott die Zahl Deiner Tage verlängern, daß Du nach vielen Jahren diesen schönen Tag im frohen Kreise glücklicher Kinder und blühender Enkel feiern kannst. Wir wünschen Dir Glück und Wohlergehen; wir wünschen Dir des Herzens stille Freuden, der Seele sanften Frieden, der alle Erdengüter weit übertrifft. Wir wünschen Dir alles, was gut und wünschlich(!) ist, alles, was Du selbst nur Dir wünschen kannst. Möge Gott diesen unsern Wunsch hören und ihn zur Verwirklichung führen; möge er mit seiner Gnade und seinem Segen Dich begleiten auf allen Deinen Lebenspfaden und einst zu jenem seligen Land Dich führen, wo zu ungetrübter Freude und unendlicher Glückseligkeit in Engelchören er uns vereinigen möge! Das wünschen Dir von ganzem Herzen wir,

Deine Dich liebenden Kinder.

Goch, am Feste des heiligen Johannes, d. 27. Dez. 1854.

Als junger Priester schreibt er von Bocholt aus bei demselben Anlaß im Jahre 1863:

Liebster Vater!

. . . Zu Deinem Geburtstag wünsche ich Dir des lieben Gottes beste Huld und seinen Segen. Möge er Dir vergelten, was wir Kinder Dir schulden! Er gebe Dir dafür in diesem Leben jedes guten, heilsamen Wunsches Erfüllung und nach diesem Leben seinen allerhöchsten Besitz! Dazu mögen helfen die glorreiche Himmelskönigin und der selige Apostel und Evangelist Johannes. Ich habe eine besondere Verehrung für diesen Heiligen, weil seine Seele so einfältig der Wahrheit und Tugend zugekehrt war. Er haßte die Lüge und Selbstbetörung, wodurch so viele Menschen zugrunde gehen, da sie selbst zuletzt dahinkommen, sich sogar für gut zu halten. Johannes aber mußte lieben die göttliche

Wahrheit und Schönheit, die sich in Jesu Christo offenbarte. Keine Seele (außer Maria) war der Seele des Heilandes in ihrer Einfalt und Selbstvergessenheit so ähnlich, und darum lehnte sie sich liebend an den Heiland an und wurde von diesem wiedergeliebt und mit Gnaden und Tugenden ausgezeichnet, worunter die große Liebe zu allen Menschen besonders zu erwähnen ist. — Doch jetzt noch einmal meinen Glückwunsch und meinen Dank für alles . . . Da ich Neujahr predige, so bitte ich Euch um ein Gebet für mich und meine Zuhörer, daß Gott der Herr meinen Worten Gnade und Kraft verleihen wolle.

Dein dankbarer Sohn

Arnold. Konrektor und Vikar.

4. Eine betende Mutter.

Das ist gewiß ein schöner Ehrentitel für eine Mutter, und noch schöner ist es, daß die eignen Kinder sie so genannt haben. Mutter Janssen hat ihn wirklich verdient.

Am 27. September 1809 in Heust, Pfarre Weeze, eine Stunde von Goch, geboren, entstammt sie einer geachteten Bauernfamilie und hieß als Jungfrau Anna Katharina Wellesen[1]. Am 22. Oktober 1834 reichte sie dem um neun Jahre älteren Gerhard Janssen aus Goch die Hand zum Lebensbunde und verlebte mit ihm sechsunddreißig Jahre in glücklicher Ehe, die von Gott mit elf Kindern gesegnet wurde. Sie paßte nach ihrer ganzen Gesinnung und Herzensveranlagung zu dem trefflichen Manne, den wir im vorhergehenden Abschnitt kennengelernt haben. P. Arnold Janssen entwarf, als er selbst bereits das sechzigste Lebensjahr überschritten, folgendes ehrenvolle Bild von seiner Mutter.

„Meine Mutter, eine gute Frau, hatte vor ihrer Verheiratung viel an Magenschmerzen gelitten. Nach ihrer Verehelichung hat sie viele Sorgen und Arbeit durchmachen müssen, da ihr Gott so viele Kinder schenkte und sie mit einer einzigen Magd das ganze Hauswesen, sowie vier Kühe und mehrere Schweine besorgen mußte.

„Sie war eine große Liebhaberin des Gebetes. Das hat sie vorzüglich in ihrem Witwenstande gezeigt, als durch die Heirat des Bruders eine junge Frau ins Haus gekommen war. Nun war es ihr möglich, dem Gebete noch mehr Zeit zu widmen. Obschon alt, war sie doch recht früh in der Kirche, um möglichst viele heilige Messen zu

[1] Ihres Vaters Bruder wirkte als Pfarrer in Eyll, Kreis Geldern, und in Kaldenkirchen. († 1876.)

hören und gewöhnlich war sie noch in der Kirche zu finden, wenn die letzte Messe um neun Uhr schon lange beendet war. Zuweilen ging sie inzwischen auch mal nach Hause, blieb dann aber später um so länger in der Kirche. Fand sonst noch ein Gottesdienst oder eine Andacht statt, dann war sie sicher eine der ersten in der Kirche und eine der letzten, die nach Hause ging.

„An Sonntagen blieb die Mutter fast den ganzen Tag in der Kirche. Morgens ganz früh war sie schon dort und blieb bis ½12 Uhr mit einer Unterbrechung, um zu frühstücken. Auch des Nachmittags war sie wieder zwei bis drei Stunden in der Kirche.

„Des Werktags nachmittags ging sie gewöhnlich zum Frauentor hinaus zum Friedhof, wo manches Gebet auf dem Grabe des Vaters verrichtet wurde. Dann ging sie zum Garten, der in der Nähe des Friedhofs lag, verrichtete eine kleine Handarbeit und nahm dazwischen den Rosenkranz zur Hand, den sie in den Arbeitspausen in der Laube sitzend betete.

„Die Mutter hat ihre ländliche Kleidung, so wie sie sie in der Jugend getragen, getreu bis ins hohe Alter beibehalten, ohne etwas daran zu ändern."

Ergänzen wir auch dieses Bild aus den Mitteilungen des Bruders Juniperus: „Ich kann das Wirken der Mutter in einem Satz zusammenfassen: sie war im vollsten Sinne des Wortes ‚eine b e t e n d e M u t t e r', und mit Recht steht auf ihrem Totenzettel: ‚Sie hat die Wege ihres Hauses in acht genommen und ihr Brot nicht müßig gegessen.'

„Mit großem Eifer wachte die Mutter über die Verrichtung der täglichen Gebete im Hause. Wenn des Abends beim Rosenkranz eins der Kinder einschläferte, so weckte es gleich der Ruf der Mutter. Und wenn das noch nicht half, dann mußte der kleine Schläfer sich frei neben Vater oder Mutter auf den Boden knien; dann verging der Schlaf. Die Mutter sagte alsdann wohl: ‚Der Schlaf beim Beten kommt vom Teufel; der kann das Gebet nicht leiden; darum hält er dem Beter ein Polster hin zum Einschlafen.'

„Überhaupt waren Mutter viele Sprüche geläufig, womit sie uns zum Guten ermahnte und ermunterte. Einige habe ich gut behalten. Oft sagte sie: ‚Rein von Mund und treu von Hand, kann man wandern durchs ganze Land.' — Vor dem Müßiggang warnte sie: ‚Ein müßiger Mensch ist des Teufels Ohrkissen, worauf er ruht.' — Gegen verleumderische Reden sagte sie: ‚Wer seine Zunge bewahrt, bewahrt keine stinkenden Eier und faulen Äpfel.' — Zur Sparsamkeit ermunterte sie: ‚Wer des Kleinen hat nicht acht, hat am Großen keine

Macht.' — Zur Meidung der Sünde hielt sie an: ‚An Sünden fasten, ist besser als fasten an Brot.' — Vom gefährlichen Umgang schreckte sie ab: ‚Womit man verkehrt, darin wird man geehrt.'

„Eine besondere Freude machte der Mutter die Maiandacht im Hause; denn in der Kirche wurde damals noch keine gehalten. In der besten Stube wurde ein schönes Bild Marias aufgestellt und zu einem Altar hergerichtet und geschmückt. Bruder Gerhard mußte die Maibetrachtung vom späteren Weihbischof Cramer vorbeten. Daran schloß sich das Abendgebet von Bruder Arnold.

„Groß war die Sorge der Mutter, uns Kinder unter den mächtigen Schutz der Mutter Gottes und der Segnungen der heiligen Kirche zu stellen. Mit zehn Jahren wurden wir schon in die fünffache Skapulierbruderschaft aufgenommen und Mutter überzeugte sich oft, ob wir das Skapulier auch trugen.

„Wenn die Mutter sich allein glaubte, so sprach sie halblaut für sich hin, wie mit sich selbst. Wir Kinder und auch die Arbeitsfrauen, die es zufällig hörten, schauten dann auf und meinten, sie wolle uns etwas sagen. Aber dann hörten wir, daß sie Stoßgebetchen oder fromme Sprüche aussprach. So geschah es auch an den Winterabenden nach Beendigung des Abendgebetes, wenn Mutter spann und wir uns unterhielten. Dann hörten wir sie oft am Spinnrad mit sich selbst sprechen: sie betete und war so in sich gekehrt und mit Gott vereinigt, daß die Umgebung kaum für sie noch da war. Wenn wir schlafen gingen, blieb Mutter gewöhnlich noch bis zehn Uhr allein auf und spann. Da wurde sie oft beobachtet, wie sie vom Spinnrad aufstand, niederkniete und in Andacht versunken betete. Unzählige Male sind die Stoßgebetchen: ‚Mein Jesus, Barmherzigkeit!' und: ‚Süßes Herz Mariä, sei meine Rettung!' über ihre Lippen gekommen. Ebenso übte sie immer und immer wieder die Akte der drei göttlichen Tugenden, die Arnold sie gelehrt hatte, und woran sie eine besondere Freude fand.

„Eine große Verehrung hegte unsere Mutter zum heiligsten Altarsakramente. Wenn Segensmesse war, fehlte sie gewiß nie in der Kirche. Sie sagte oft: ‚Um den Segen mit dem Allerheiligsten zu empfangen, ist es nicht zu viel, eine Stunde weit zur Kirche zu gehen.' — Zur Zeit des vierzigstündigen Gebetes war sie fast den ganzen Tag in der Kirche zu finden. Auch an Sonntagen war sie schon um 4½ oder 5 Uhr früh in der sogenannten Eisenbahnermesse, und sie brachte den größten Teil der Sonn- und Festtage im Hause Gottes zu.

„An Werktagen versäumte die Mutter die heilige Messe gewiß nur, wenn sie krank war. Trotz ihrer vielen Pflichten und Aufgaben wußte sie ihre Arbeit immer so einzurichten, daß sie Zeit fand, um einer

heiligen Messe beizuwohnen. Ich erinnere mich noch, daß wir einmal alle ganz früh zu dringender Feldarbeit auszogen. So mußte denn die Mutter daheim alle Hausarbeit allein besorgen. Beim Mittagessen sagte der Vater: ‚Mutter, heute hast du doch gewiß nicht zur Kirche gehen können wegen der vielen Arbeit.' — ‚Was du aber sprechen kannst, Vater,' erwiderte sie. ‚Was denkst du; wäre ich nicht zur heiligen Messe gegangen, so hätte ich ja gar nicht mit der Arbeit fertig werden können.' — „Bist du also doch gewesen?' — ‚Ja; nachdem ich das Vieh besorgt hatte, habe ich die Tür zugeschlossen und bin zur heiligen Messe gegangen.' Der Vater mußte doch herzlich lachen, daß sie das fertiggebracht hatte.

„Die Mutter ging jeden Sonntag zur heiligen Beichte und Kommunion zu einer Zeit, wo nur sehr wenige Leute das taten. Mit 72 Jahren ließ sie sich noch in den III. Orden des heiligen Franziskus aufnehmen, und je älter sie wurde, um so mehr nahm ihr Gebetseifer zu.

„Wie hat das Mutterherz gebetet, als Arnold sich entschloß, Priester zu werden und in Münster und Bonn studierte. Bald wurden die neun Dienstage zu Ehren der heiligen Mutter Anna gehalten, bald zu Ehren des heiligen Antonius, und im verborgenen verrichtete sie gute Werke und gab größeres Almosen, um den Segen Gottes herabzuflehen. Nie aber hörte man sie rühmend darüber sprechen, daß sie einen Sohn habe, der Priester werde. Wenn jemand ihr deswegen glückwünschte: ‚Frau Janssen, sie können sich freuen' usw., dann lenkte sie ab und sagte schlicht und treuherzig: ‚Wir wollen Gott danken, daß sein Studium gut geht und daß er fromm bleibt; alles andere wollen wir Gott anheimstellen.' — Ein halbes Jahr vor seiner Priesterweihe bot ihr ein Fräulein einen Chorrock für Arnold zum Kaufe an. ‚Nein,' sagte die Mutter, ‚wir wollen dem lieben Gott nicht vorgreifen. Erst muß Gott sorgen, daß Arnold Priester wird; dann will ich als Mutter auch für solche Sachen sorgen.' — Sie kaufte den Chorrock nicht.

„Wenn die Mutter so viel und lange betete, dann sagten wir große Jungen wohl mal scherzend: ‚Mutter, du betest dich noch durch den Himmel hindurch.' — ‚Kinder,' erwiderte sie dann mit dem Ausdruck großer Innigkeit, ‚es muß ganz schön sein, was ewig glänzen soll. Und Beten, mit dem lieben Gott reden, kann man das wohl müde werden? Wenn man acht Kinder um sich gehen hat, dann kann und muß man wohl beten. Was soll daraus werden ohne Gebet! Ich muß Gott und Maria inständig bitten, daß ihr bewahrt bleibt vor der Sünde; ich kann meine Kinder allein nicht bewahren.'

„Dieses Beispiel der betenden Mutter machte auf uns Kinder einen tiefen Eindruck. Noch lebhaft erinnere ich mich, wie ich das erste Mal mit der Mutter den Kreuzweg beten mußte, und wie nützlich

das für mich gewesen. Die Mutter hatte mich mitgenommen zum Besuch bei Verwandten. Auf dem Wege dorthin kamen wir an der Pfarrkirche in Hülm vorbei. ‚Hier', sagte die Mutter, ‚ist ein Kreuzweg in der Kirche (in Goch war noch keiner), den wollen wir jetzt andächtig beten. Wir gewinnen dann viele Ablässe für die Armenseelen, die so viel leiden müssen.' — So geschah es. Die Mutter ging von Station zu Station und betete aus ihrem Gebetbuch, das sie extra deshalb mitgenommen, und ich kniete an ihrer Seite auf dem Steinflur der Kirche und staunte bald die Bilder, bald die große Andacht meiner Mutter an. Das war mein erster Kreuzweg. Damals hat die Mutter die Liebe zu diesem Gebet mir ins Herz gelegt, und sie hat mich nicht mehr verlassen. Wenn ich später im Kloster recht müde von der Arbeit war und schwankte, ob ich den Kreuzweg noch beten sollte, dann dachte ich an das Beispiel der Mutter und schalt mich selbst: ‚Wie, du willst träge sein, und deine Mutter ging eine halbe Stunde weit, um Gelegenheit zum Kreuzwegbeten zu finden!' — Als später in der Pfarrkirche in Goch auch ein Kreuzweg errichtet worden war, pflegte ihn die Mutter täglich nach der heiligen Messe zu beten."

So weit die Berichte der beiden Söhne. Sie sind das schönste Denkmal, das Kinder einer Mutter setzen können.

* * *

Mutter Janssen hat das Werk ihres Sohnes in Steyl noch zu einem großen Teil schauen dürfen. Sechzehn Jahre sah sie ihn dort arbeiten, vom reichsten Segen Gottes begleitet. An diesem Segen hat das Gebet der frommen Mutter gewiß großen Anteil. Von Zeit zu Zeit kam sie gern zum Missionshause, um ihren Arnold wiederzusehen und an seinem Wirken sich zu erfreuen. Noch vierzehn Tage vor ihrem Tode weilte sie dort und wohnte der schönen Feier einer Priesterweihe bei.

Sie blieb stets die einfache, ländlich gekleidete, schlichte Frau, still in sich gekehrt, Gott und dem Himmel zugewandt. Über das Glück ihrer Kinder, die alle rechtschaffen und brav der Mutter zur Ehre gereichten, freute sie sich innig, sprach aber nie ein rühmendes Wort darüber. Sie war wirklich reich in ihren Kindern gesegnet und kostete an ihrem schönen Lebensabend den vollen Segen treu erfüllter Pflicht.

Am 10. Mai 1891 starb die ‚betende Mutter' im hohen Alter von 82 Jahren. Arnold stand ihr im Tode bei, drückte seiner Mutter die Augen zu und hielt das feierliche Leichenbegängnis.

Wieviel mag P. Arnold Janssen dieser frommen Mutter zu verdanken haben! Sie hat den tiefgreifendsten Einfluß auf die Bildung seines Herzens und die ganze Richtung seines Geistes gehabt. Diese stille, ganz nach innen gekehrte, einfache Frau hat ihm ihre

Gesinnung vererbt. Er war das Abbild der Mutter in seiner persönlichen Anspruchslosigkeit und in der Abgeschlossenheit seiner inneren Welt.

Es ist selbstverständlich, daß der gute Sohn dieser Mutter mit innigster Liebe zugetan war. Bis ins hohe Alter hinein zeigte er eine kindliche Ehrfurcht und Anhänglichkeit. Wenn er später als Generalsuperior auch mit Arbeiten überladen war, die Mutter erhielt doch regelmäßig ihre Briefchen, und ihr erzählte er dann auch, was er sonst nicht tat, von seinen Plänen und Unternehmungen. In den Briefen an die Mutter taute sein Herz auf, und ihr sprach er Stimmungen und Gefühle aus, die er anderen gegenüber so verbarg, als ob er ihrer nicht fähig gewesen. Ein Namenstagsbrief des neunzehnjährigen Jünglings an seine Mutter möge als Probe hier Platz finden.

Münster, den 25. November 1856.

Innigstgeliebte Mutter!

Heute an Deinem Namenstage, geliebte Mutter, drängt es mich, Dir auch einige Zeilen aus der Ferne zuzuschicken, um ihnen die heißen Wünsche meines Herzens und die Gesinnungen anzuvertrauen, welche ich gegen Dich hege und hegen soll, und die am heutigen Tage so gern ihren Ausdruck suchen. Zuerst also, geliebte Mutter, meinen herzlichsten Glückwunsch zu dem Feste, welches Du heute begehst. Wenn dasselbe als der Gedächtnistag Deiner Taufpatronin, der lieben gottesfürchtigen und hochgelehrten heiligen Katharina, Deinen Blick hinleitet auf Deinen heiligen Tauftag und damit in die schöne Zeit der unschuldigen Kindheit, so wendet es auch mich hin auf meine Kindheit und auf diejenige, welche damals an meiner Wiege stand und mit liebendem Mutterauge auf ihren kleinen Schützling herniedersah, für ihn wachte, sorgte und betete, die mit ihrer Milch ihn nährte und seine Seele mit der noch besseren Milch der guten Lehren und Ermahnungen zur Liebe Gottes und des Nächsten heranzog. Bei diesem schönen Bilde wird meine Seele wärmer, inniger mein Glückwunsch und feuriger der Seufzer, der sich meinem Herzen entringt, um Gott, dem Herrn aller Dinge, Dich, meine geliebte Mutter, zu empfehlen und seine Gnade und seinen Segen auf Dich herabzuflehen. Und damit der Glückwunsch im Gebet zu Gott noch mächtiger flehend und wirksamer sei, möchte ich Euch, meine Brüder und Schwestern, die Ihr jetzt mit mir meine Mutter umsteht und alle nur einen Wunsch kennt und aussprecht, bitten, Euer Gebet und Euer Seufzen mit dem meinigen zu vereinigen, damit der Glückwunsch zu einem lauten Flehen werde, welches die Erhörung Gottes mit Gewalt vom Himmel herabzieht. Beten wir also, daß er die gute Mutter, welche er uns geschenkt hat, uns noch lange erhalte, damit wir ihre mütterliche Güte, welche wir nun schon so lange genossen haben, noch fernerhin genießen mögen! Und an dieses Gebet um Dein Wohl, geliebte Mutter, möge sich zugleich noch die Bitte anschließen, daß Gott uns die Gnade verleihe, einst uns alle zusammen zu einem noch schöneren Kreise dort oben im Himmel zu

versammeln und in seliger Umarmung ihm, dem dreieinigen, gütigen Gott und Vater in alle Ewigkeit Dank- und Jubellieder zu singen. Amen.

Im Namen und in Vereinigung mit allen seinen Geschwistern

Dein ewig im Herrn Dich liebender Sohn

Arnold.

5. Aus den Tagen der Kindheit.

Den frommen Eltern wurden, wie schon erwähnt, elf Kinder geschenkt. Drei starben bald nach der Geburt. Die übrigen acht erreichten, mit Ausnahme des Jüngsten, Johannes, alle ein ziemlich hohes Alter.

Das erste Kind war ein Mägdlein. Am 5. November 1837 erblühten zum zweitenmal Familienfreuden im Hause. Ein Knäblein hatte das Licht der Welt erblickt. Die christlichen Eltern ließen es am gleichen Tage noch zur Kirche bringen, damit das kleine Menschenkind recht bald zum Gotteskinde werde. Es erhielt den Namen Arnold. Als die Mutter ihr Kindlein wieder ans Herz drückte, war es eine Wohnung des Heiligen Geistes geworden, der es auserwählt hatte zum besonderen Werkzeug seiner rettenden Liebe.

Wir stehen hier am Anfang eines inhaltsreichen Menschenlebens. Arnold war ein Gnadenkind, und er hat mit den ihm zugewiesenen Gnaden sehr treu mitgewirkt. So ist er der Stifter des Steyler Missionswerkes geworden und hat Großes zur Ehre Gottes und zur Rettung der Seelen, besonders vieler tausend unglücklichen Heidenseelen vollbracht.

Aus seiner frühesten Kindheit sind uns nur wenige Züge überkommen, die wir den Erzählungen der braven Dienstboten: der Magd Stina Heiler, Nichte der Mutter, und dem Knechte Peter Kronen verdanken.

Arnold war ein gutartiges Kind und leicht zu befriedigen. Wenn die Mutter ihn genährt hatte, gab sie ihn der Magd und sagte: „So, nun mach', daß er still ist, ich muß arbeiten." Diese legte ihn in die Wiege und pflegte ihm zuzusprechen: „Stina kann aber nicht wiegen; Kind muß so still sein, Mutter und ich müssen arbeiten." — Dann habe das Bübchen sie mit seinen großen Augen ernsthaft angeschaut, sei ganz ruhig dagelegen und ohne ihre weitere Bemühung eingeschlummert.

Der Knecht erzählte in alten Tagen: „Als Arnold noch klein war, beschäftigte er sich gern damit, auf der Erde durch Striche eine Kirche

zu zeichnen und einen Friedhof daneben mit vielen Kreuzen darauf." Wenn später die Rede auf das Wirken Arnolds in Steyl kam, wie er so herrliche Kirchen baue, dann pflegte der alte treue Mann scherzend zu sagen: „Ich wundere mich gar nicht, daß er so gut Kirchen bauen kann; das hat er als dreijähriger Junge schon gekonnt. Und wenn wir ihn fragten: ‚Nölleke, was willst du denn werden?' so lautete seine Antwort stets wie selbstverständlich: ‚Pastor!'"

Arnold war ein schmächtiges und kleines Bübchen; die meisten seiner Altersgenossen übertrafen ihn in der körperlichen Entwickelung. So war er in der Schule der kleinste und blieb es auch viele Jahre hindurch. Seinem zarten Figürchen verdankt er auch die Verkleinerungsformen seines Namens; gewöhnlich rief man ihn ‚Nölleke' oder kürzer noch ‚Nöll'.

Aber in dem zarten Körper steckte ein regsamer Geist. In der Schule, vor allem in der Christenlehre in der Kirche, war der kleine Mann der Besten einer. Wenn alle Finger ausblieben, dann konnte man Nöllekes Finger sehr oft allein erhoben sehen. Seine größeren Schulgenossen, die ihn um Kopfhöhe überragten, waren gerade nicht angenehm davon berührt, daß der kleine Nöll seinen Katechismus immer besser konnte als sie. Später erzählten sie, sie hätten ihm heimlich manchen Rippenstoß versetzt, um ihn zu bewegen, sich ihrer Dummheit etwas mehr anzupassen und sie nicht wieder zu blamieren.

Arnold ließ sich solches ruhig gefallen. Er war ja auch zu klein, um sich wehren zu können; auch neigte sein stilles Naturell nicht dazu, ein ‚echter Junge' zu sein.

Übrigens hatten ihn seine Mitschüler gern, und sein Wesen nötigte ihnen Achtung ab. Einer erklärte später einem Bruder Arnolds: „Daß dein Bruder jetzt in Steyl so außergewöhnlichen Segen hat, ist für uns alle ganz wunderbar. Wenn man aber weiß, wie rein und unschuldig er in der Jugend war, und wie wir nie etwas Sündhaftes an ihm wahrgenommen haben, dann begreift man, daß Gott so sichtbar mit ihm ist."

Der sittsame und fleißige Knabe aus einer so gediegenen Familie zog bald die Aufmerksamkeit der Geistlichen auf sich. Schon in den ersten Schuljahren wurde Arnold zum Dienste am Altare zugelassen. Zuerst ministrierte er einem alten Vikarius, Herrn Lax, der eine Stiftsmesse zu lesen hatte. Der kleine Ministrant mußte den betagten Herrn an seiner Wohnung abholen und trug den Kelch. Nach der Messe mußte er ihn wieder heimbegleiten und den Kelch zurückbesorgen. Die Haushälterin des Priesters füllte alsdann dem Kleinen oft die Taschen mit Obst zur Belohnung, ‚weil er so fromm zur Messe gedient habe'.

Daheim wurde Arnold angehalten, den Eltern nach seinen schwachen Kräften in der Arbeit zu helfen. Als er sieben bis acht

Jahre alt war, lag es ihm ob, in der Frühe und mittags die Kühe zur Weide zu treiben. Das war um fünf Uhr morgens ein nicht geringes Opfer für den kleinen Schläfer. Aber es half nichts. Die Mutter kam pünktlich, weckte ihn, kleidete ihn an und betete mit ihm das Morgengebet. Nun erhielt er zuerst ein großes Glas Milch und ein Butterbrot. Die Kühe wurden aneinandergekoppelt und der kleine Hirt trabte hintendrein in den frischen Morgen hinaus.

Als der alte Herr Lax im Herrn entschlief, wurde Arnold Meßdiener bei einem Kaplan an der Pfarrkirche namens Ruiter, der den braven Knaben besonders liebgewonnen und entscheidend in seine Zukunft eingriff.

Dieser Priester war ein Mann Gottes und wurde vom Volke wie ein Heiliger angesehen. Grenzenlos war seine Freigebigkeit; er verschenkte sein eigenes Bett, seine Wäsche und seine Kleider. In einem kalten Winter ging er ohne Mantel, weil er ihn verschenkt hatte. Der Pfarrer Nabben von Goch schenkte ihm Tuch zu einem neuen. Doch der neue Mantel tauchte gar nicht auf. Schließlich halfen alle Ausreden nichts mehr, und der Pfarrer verlangte energisch, er solle den Mantel bringen und vorzeigen. Da holte Kaplan Ruiter ein paar arme Knaben in neuen Anzügen herbei und stellte sie dem erstaunten Pfarrer vor mit den Worten: „Die tragen meinen Mantel“. Er hatte den dürftigen Kindern Anzüge aus dem Stoff machen lassen. — Wo immer er nur konnte, förderte er alle guten Werke und seine eindringlichen gotterfüllten Worte überwanden jedes Herz. Die Gemeinde Goch verdankt seinem Eifer viel.

Arnold Janssen spricht sich über ihn und die religiösen Verhältnisse in der Gemeinde zur Zeit seiner Kindheit mit folgenden Worten aus: „In Goch herrschte ein ziemlich gutes kirchliches Leben. Besonders gab die Familie des Küsters Lueben, aus der zwei Priester und zwei Ordensleute hervorgingen, ein sehr gutes Beispiel und war von allen sehr geachtet. Ebenso wirkte durch seinen frommen Wandel sehr gut der eifrige und gestrenge Herr Kaplan Ruiter. Er lieh auch fromme Bücher aus und gab mir solche zu lesen, als ich zu ihm in den christlichen Unterricht kam, besonders aus dem Leben der Heiligen, z. B. Joseph von Cupertino.

„Als ich zehn Jahre war, wurde in Goch eine Rektoratschule errichtet, welcher der Geistliche Gemés vorgesetzt wurde. Kaplan Ruiter ging zu meinen Eltern und bewirkte, daß sie mich in die Rektoratschule schickten. Ohne seine Dazwischenkunft wäre das nicht geschehen, da meine Eltern sich nicht für vermögend genug hielten, mich studieren lassen zu können. Als die Eltern dieses Bedenken geltend machten, verwies Kaplan Ruiter sie an die göttliche Vorsehung.“

Der Vater gab sein Jawort. Der kleine Arnold wurde Lateinschüler und betrat damit den Weg zum Priestertum. Einer seiner Brüder erklärte später: „Wäre Kaplan Ruiter nicht gewesen, so hätte Arnold hinter dem Pflug gehen müssen wie auch wir. Er wäre nie Priester geworden.“ So müssen denn die Angehörigen und Freunde des Steyler Missionswerkes und alle, die an seinen Segnungen teilnehmen, jenem frommen Kaplan noch ins Grab hinein danken, daß er die Anregung zum Studium Arnolds gegeben und diesen schönen Gedanken tatkräftig verwirklicht hat. Der Segen einer guten Tat! — Leider starb der vortreffliche Priester schon nach weniger als zwei Jahren. Vom Himmel herab wird er weiter über seinen Schützling gewacht, sich an seinen Fortschritten und seinem schließlich so bedeutungsvollen Wirken erfreut haben.

„Für mich war es eine große Freude, studieren zu können,“ erzählt Arnold Janssen weiter. „Noch lebhaft erinnere ich mich jenes 2. Januars, da in einem Privathause am Frauentor der erste Unterricht begann. Das Studium kostete mich redliche Mühe. Obwohl ich gute Zeugnisse erhielt, war es doch mit meinem Wissen nicht weit her.“

Anderthalb Jahre besuchte Arnold die Rektoratschule. Da wurde an einem Sonntag von der Kanzel die Gründung des bischöflichen Kollegs im alten Augustinerkloster Gaesdonck verkündigt, das nur 35 Minuten von Goch entfernt an der holländischen Grenze liegt. Das wurde nun die Stätte, wo Arnold Janssen seine Gymnasialstudien fortsetzen und vollenden sollte.

Drei Wochen bevor er dorthin übersiedelte, feierte er in der Heimatgemeinde noch den Tag der ersten heiligen Kommunion, als schönsten Abschluß einer unschuldigen Kindheitszeit. Er selbst erzählt kurz: „Der September brachte mir (außer der Aufnahme in Gaesdonck) eine zweite große Gnade. Am letzten Sonntag desselben wurden die Kinder der Pfarrei zur ersten heiligen Kommunion geführt. Ich hatte mir alle Mühe gegeben, den ganzen Overbergschen Katechismus auswendig zu lernen. Ich wurde auch zur ersten heiligen Kommunion zugelassen.“ Arnold zählte damals elf Jahre.

Die Bemerkung über den Katechismus hängt mit einer vom damaligen Pfarrer Nabben von Goch gehandhabten Praxis bei den Kommunionschülern zusammen. Um die Kinder nämlich zum fleißigen Lernen anzuspornen, war festgesetzt, daß sie am feierlichen Tage nach ihren Leistungen geordnet in die Kirche einzogen. Vorauf gingen die Kinder, die den ganzen Katechismus auswendig wußten. Sie wurden einem tüchtigen Examen unterworfen und im Kreuzfeuer Fragen aus den verschiedenen Abschnitten bunt durcheinander herausgegriffen. Wer am promptesten in den Antworten war, erhielt bei der festlichen

Prozession der Erstkommunikanten den ersten Platz. Die Kinder der Familie Gerhard Janssen, von ihren Eltern zur gründlichen Erlernung der religiösen Wahrheiten angehalten und darin beaufsichtigt, gehörten stets zu den beschlagendsten Katechismusschülern; noch in ihrem späteren Alter erzählten sie mit leuchtenden Augen, daß sie auch zu jenen Kommunionkindern gehört, die das Examen über den ganzen Katechismus bestanden. So war es auch bei unserm Arnold.

Mit dieser Vorbereitung des Verstandes hielt die Vorbereitung des Herzens gleichen Schritt, wie es bei einem so braven und geweckten Kinde und der treuen Sorge seiner frommen Eltern nicht anders zu erwarten war.

Ehe wir nun mit unserm kleinen Studenten das liebe Elternhaus verlassen und ihn durch seine Gymnasialzeit begleiten, wollen wir noch kurz mit einigen Linien das Familienbild vollenden. Es bleibt uns noch einiges zu sagen über seine Geschwister und sein Verhältnis zu ihnen.

6. Im Kreise der Geschwister.

Die acht herangewachsenen Kinder der Familie Gerhard Janssen hießen der Altersfolge nach: Margareta, Arnold, Gerhard, Wilhelm, Peter, Gertrud, Theodor und Johannes. Von den Eltern ererbten alle den tiefreligiösen Sinn, und Arnold gesteht als Zweiundsechzigjähriger: „Ich muß dem lieben Gott dafür danken, daß keines meiner Geschwister mir Kummer gemacht hat. Alle sind recht religiös und haben sich auch der Gesellschaft (von Steyl) freundlich gegenübergestellt."

Arnold übte von früh an einen großen Einfluß auf seine Geschwister aus. Als ältester der Knaben und durch sein ernstes gesetztes Wesen hatte er eine gewisse Autorität, der sich alle willig fügten. Sie gewöhnten sich daran, mit Ehrfurcht auf den Bruder zu schauen und dieser wirkte durch gediegenes Beispiel, belehrende und mahnende Worte segensreich auf sie ein. Das geschah nicht etwa erst in seinen gereifteren Jahren, sondern schon in der Kindheit. Als Beispiel sei ein Neujahrsbrief wiedergegeben, den er, eben vierzehn Jahre alt, eigens an seine Geschwister schrieb.

Gaesdonck, den 1. Januar 1852.

Liebe Geschwister!

Auch an Euch, an Euch alle denke ich beim Beginn dieses neuen Jahres und wünsche Euch für dasselbe alles Gute, was ich Euch nur wünschen kann. Möget Ihr Euch immer bestreben, wie auch ich es tun

will, unsern lieben Eltern viele Freude zu verschaffen. Das könnt Ihr besser als ich; denn Ihr seid immer bei ihnen und könnt ihnen durch einen freudigen bereitwilligen Gehorsam, einen Gehorsam, der gleich tut, was ihm befohlen, und zwar ohne Murren, durch Fleiß und gutes Betragen, viele, viele Freude machen. — Und dann liebet Euch einander und zanket Euch nicht; daran wird man erkennen, daß Ihr Brüder seid. — Wenn Ihr dieses beides von nun an immer tut, so werdet Ihr unsern guten Eltern das schönste Neujahrsgeschenk bringen, was Ihr ihnen darbieten könnt, und dann werdet Ihr das Eure tun zur Verwirklichung der Wünsche, die Ihr Ihnen heute darbringt. Denn Ihr wünscht Ihnen ja viele Freuden; nun gut, dieses wird ihnen, wenn Ihr es tut, große Freude gewähren, und es ist der beste Dank, den Ihr den Eltern für Ihre Liebe und Güte darbringen könnt.

Doch warum dieses alles an diesem fröhlichen Tage? — Ich weiß ja doch, dazu seid Ihr entschlossen, und Ihr habt Euch schon längst bestrebt, dieses alles zu tun. — Doch vergebt mir, wenn es nicht dieser Aufforderung bedurfte; es kam aus einem wohlwollenden brüderlichen Herzen, das Euch nur noch mehr dazu aneifern wollte. Doch nun weg damit.

Ich wünsche Euch allen ein glückseliges neues Jahr und alles Glück und Gesundheit, Freude, Munterkeit und Frohsinn und überhaupt alles, was Ihr Euch nur wünschen könnt, und was Euch wahrhaft gut ist. Ich kann Euch jetzt wünschen, was mir vor einigen Jahren der Herr Rektor bei meinem Namenstage wünschte: ‚Machet, daß Ihr künftiges Jahr zwei Köpfe an Tugend und Frömmigkeit, einen Kopf an Geschicklichkeit und Kenntnissen und einen halben an Körpergröße gewachsen seid.' Möge Gott Euch noch viele Jahre schenken, daß wir noch oft manche fröhliche Stunde miteinander verleben können, und seine Gnade möge uns dort alle vereinigen, wo ewige Freude und ewiges Frohlocken herrscht.

Das wünscht Euer liebender, treuer Bruder

Arnold Janssen.

Die Pietät, womit dieser und mancher andere sehr alte Brief von Arnold in der Familie aufbewahrt worden ist, verrät uns schon, wie ehrfürchtig sie aufgenommen und geschätzt wurden. Der zweitjüngere Bruder, Wilhelm, erzählt: „Bruder Arnolds Briefe haben uns oft zu Tränen gerührt. Ich wollte stark und hart sein und schämte mich zu weinen, aber ich konnte nicht widerstehen. Die Verwandten kamen zuweilen eigens nach Goch, um sich die neuen Briefe unseres lieben Nölleken vorlesen zu lassen."

Mit welcher Eindringlichkeit Arnold bei besonderen Anlässen zum Guten anzuleiten suchte, ersehen wir aus den zwei folgenden Briefen aus dem Jahre 1856, die er von Münster an seinen kleinen Bruder Peter schrieb, als dieser die erste heilige Kommunion feierte.

Der erste Brief ist zur näheren Vorbereitung für das glückliche Kommunionkind bestimmt; der zweite ein Glückwunsch und eine Mahnung zur Treue.

Gelobt sei Jesus Christus im allerheiligsten Sakramente des Altars!

Münster, den 14. Mai 1856.

Geliebter Bruder!

Mit inniger Freude hat es mich erfüllt, als ich vernahm, daß Du dieses Jahr wirklich das Glück haben sollst, das unbegreiflich große Glück, zum Tische des Herrn zum ersten Male hinzutreten, an einem Mahle teilzunehmen, wonach die Engel gelüsten. O, wenn Du es erkenntest, was es heißt, den Leib des Herrn empfangen! Weißt Du es wohl, wer der ist, den Du empfangen sollst? Es ist der König des Himmels und der Erde, der Herr der Ewigkeit, der ewig war und ewig sein wird, der mächtige, vor dem selbst Engel zittern, der den Erdball lenkt nach seinem Willen, und die Welten alle und Dich mit ihnen in jedem Augenblicke durch einen Wink seiner Augen zerschmettern könnte. Es ist Dein Richter, der einst am Jüngsten Tage beim Schall der Posaunen mit großer Macht und Herrlichkeit in den Wolken erscheinen wird, umgeben von zahlreichen Engelscharen und mit dem strahlenden Kreuze in der Hand. Und dieser furchtbare Gott, der aus Liebe auf diese Erde herabgestiegen ist, er hat sich in die unscheinbare Brotsgestalt gehüllt und will nun zu Dir kommen, doch nicht als der schreckliche Richter, sondern als der gute, liebeglühende Jesus, der sein letztes Bluttröpfchen zum Heile Deiner geliebten unsterblichen Seele freudig dahingegeben hat. O bringe ihm glühende Gegenliebe, bringe ihm ein reines schuldloses Herz entgegen, damit er bei seiner Ankunft keine befleckte Wohnung finde. Bereite schon jetzt Dein Herz darauf vor; bringe ihm in diesen Tagen öfters ein kleines Opfer, eine kleine Abtötung in Speise und Trank. Tue täglich wenigstens etwas, was Dir schwer fällt, aus Liebe zu ihm. Am liebsten hat er, wenn Du recht freundlich gegen Deine Geschwister bist und öfters etwas für sie tust, wenn es Dir auch ein bißchen schwer ankommt. Dann auch, wenn Du ihn öfters in der Kirche besuchst und zu ihm flehest, er möge Dir doch helfen, Dich recht gut auf seinen Empfang vorzubereiten. O das sieht er so gern, so gern, der liebe Heiland. Er schaut dann mit noch einmal so großer Huld auf Dich herab und verlangt noch einmal so sehr nach der Einkehr in Dein Herz. — Und dann, lieber Bruder, wenn der segensreiche Augenblick gekommen ist, wenn der liebe Heiland in Deinem Herzen thront und Dich fragt: „Mein Sohn, was willst du, daß ich dir tun soll?" so schütte Dein ganzes Herz vor ihm aus; empfehle ihm Deine Freuden und Leiden, Dein ganzes Leben und vorzüglich das Ende desselben; ja bitte nur, um was Du willst, er wird Dir in diesem heiligen Augenblick nichts abschlagen. Versäume dann auch nicht, für Deine Eltern und Deine Geschwister zu beten; sie beten dann auch für Dich. Denke auch

an mich in jenem heiligen Augenblick, wie auch ich in der Frühe des Tages die heilige Kommunion für Dich aufopfere.

Dies, vielgeliebter Bruder, habe ich Dir in den Tagen der Vorbereitung zur ersten heiligen Kommunion ans Herz legen wollen. O handle danach; Du wirst es nie bereuen, wie ich es jetzt bereue, so wenig zur Vorbereitung getan zu haben.

Dein für Dein Wohl besorgter Bruder

Arnold.

Der zweite Brief ist auf demselben Bogen geschrieben, aber vier Tage später datiert und lautet:

Münster, am hl. Dreifaltigkeitssonntag, den 18. Mai 1856.

Lieber, glücklicher Bruder!

Der schönste, glücklichste Tag Deines Lebens, der Tag, nach dem noch das Herz des Priesters im Silberhaar zurückverlangt und dessen wonnevolles Andenken ihn noch immer und immer wieder mit stiller Freude erfüllt, ist endlich für Dich angebrochen. Der Morgen desselben führte Dich bei festlichem Geläute und rauschender Musik in den Tempel des Herrn. An der Seite Deiner Altersgenossen tratest Du hin zum Tische des Herrn und nahmst ihn, der da ist unser Leben und alles, in Dein vor wonnevoller Schauer bebendes Herz auf. O Bruder, laß mich Dich tausendmal glücklich preisen! Der Herr des Himmels und der Erde thront nun in Deinem Herzen; er, Dein Richter, hat sich Dir zur Speise hingegeben, er ist in Deine Seele hinabgestiegen und hat die Süßigkeit seiner Liebe mitgebracht. O Bruder, Du bist jetzt des Herrn Heiligtum, sein Erbteil und seine Liebe; der Vater im Himmel schaut jetzt mit liebevollen Augen auf Dich herab.

Aber, lieber Bruder, werde ihm nicht untreu, Deinem lieben Heilande; wirf seine Liebe und Gnade nicht frevelnd von Dir. O glaube mir, es wohnt kein Segen in der Sünde; der Friede und die Seligkeit, wie Du sie jetzt empfindest, wohnt nimmer in der Sünde, sie ist nur das Erbteil der gottliebenden Seelen. Doch ich weiß es, Du bist fest entschlossen, ganz Deinem Gotte zu leben und Dich durch keine Erdenlust und Freude von seiner heiligen Liebe abwendig machen zu lassen. Aber mit dem Willen allein ist es noch nicht genug; die Sünde ist mächtig im Menschen; es kommen Zeiten, wo der Eifer nachläßt und von allen Seiten die Welt auf Dich eindringt. Da ist dann vor allem die allmächtige Gnade Gottes nötig, die das arme Menschenkind stärkt im Kampfe gegen die Sünde, und die erflehe Du Dir heute aus ganzem Herzen mit einer tiefen Demut, welche weiß, wie wenig sich der Mensch auf sich selbst verlassen kann, und mit dem festen Vertrauen, daß Gott heute Dir nichts abschlagen werde.

Bewahre diesen Brief und das kleine Andenken, welches ich demselben beigefügt habe, als Andenken an den glücklichsten Tag Deines Lebens. Dein innig Dich liebender Bruder

Arnold.

Von den Geschwistern Arnolds erwählten vier den heiligen Ehestand, nämlich: Margareta, Gerhard, Peter und Theodor. Alle kamen in gute Verhältnisse und fanden ein glückliches Heim. Nur Peters Ehe wurde mit Kindern gesegnet. Interessanterweise nannte er seine ersten drei Knaben nach den drei Erzengeln Michael, Gabriel und Raphael, wozu wohl Arnold die Anregung gegeben, der die heiligen Engel besonders verehrte, ihnen in Steyl die Kirche des Missionshauses weihte und die drei ersten Niederlassungen seiner Missionsgesellschaft ebenfalls nach den drei Erzengeln benannte.

Der drittjüngere Bruder Arnolds hieß Wilhelm. Der guten Mutter war er gar zu lustig, und sie fürchtete und sorgte sich, der lebhafte, stets zu Scherz und Witz aufgelegte Jüngling könne später einmal „aus der Art schlagen". Wie waren deshalb die Eltern überrascht, als der Dreiundzwanzigjährige ihnen eines Tages erklärte, er wolle die Welt verlassen und Kapuzinerbruder werden. Arnolds frommes Herz jubelte. Er schrieb aus diesem Anlaß an den Vater:

„Zunächst meinen Dank dafür, daß Du die uns alle so nahe angehende Nachricht von Wilhelms Entschluß mir sobald mitgeteilt hast. Ich muß sagen, daß mir lange nichts so große Freude gemacht hat als dies. Es ist eine so überaus große Gnade, der Beruf zum Klosterleben, und so sehr ich fühle, daß ich keinen habe, so sehr beneide ich diejenigen, welche vom lieben Gott zu seinem alleinigen Dienste in die stille Klosterzelle berufen werden. Es ist wahr, was Wilhelm sagt, daß auf der Erde alles Eitelkeit sei außer Gott lieben und ihm allein dienen; das wird uns nach dieser kurzen Spanne Zeit einst erschrecklich klar werden. O das wäre eine fürchterliche Verstocktheit, wenn jemand deutlich die zum Kloster rufende Stimme hörte und nicht folgen wollte der lieblichen Stimme des Heiligen Geistes. Es ist eine große Gnade für Wilhelm und ein Liebesbeweis Gottes für die ganze Familie. Wenn Ihr dem lieben Gott noch nicht dafür gedankt habt, so tut das doch jetzt bald und opfert diesen Abend den Rosenkranz dafür auf.

„Meine Freude wurde noch um vieles vermehrt, als ich einige Tage nachher Wilhelms Brief empfing. Es scheint mir wirklich ein vom göttlichen Seelenhirten herrührender Gedanke; ich habe ihm aber noch nicht geschrieben, es wäre so gut, sondern ihn vorläufig auf Samstag abend hierher bestellt. Ich werde ihn dann wahrscheinlich sogleich nach Münster schicken. Betet doch jeden Abend für ihn, damit er sich dann im Kloster auch ganz Gott hingeben möge. Denn auch dort geht der böse Feind mit hinein und gibt sich noch mehr Mühe als bei Weltleuten. — Ich habe meine Exerzitien in Münster im Kapuzinerkloster vor dem Neuthor gemacht. Es hat mir recht gut gefallen. Ich war den ganzen Tag mit einigen Büchern allein, aß auch allein, hatte

aber ein recht freundliches Zimmer; ich ging abends acht Uhr mit den Kapuzinern zu Bett und stand nachts um zwölf mit ihnen auf" . . .[1]

In diesem Kloster verschaffte Arnold seinem Bruder Wilhelm die Aufnahme, der dort am 4. Oktober 1864, dem Feste des heiligen Vaters Franziskus, eingekleidet wurde und den Namen Br. Juniperus erhielt.

Wilhelm wurde ein tüchtiger und tieffrommer Ordensmann mit einem so kindlichfrohen Gemüt, daß jeder ihn liebgewann, der ihn kennenlernte. Er hat an der Steyler Gründung den regsten Anteil genommen und in der schweren Zeit des Anfangs seinem Bruder und der jungen Anstalt durch zwei Jahre treue Dienste getan. Ihm verdanken wir auch die meisten und interessantesten Mitteilungen über die Familie und Jugendzeit unsers Stifters, sowie über die ärmlichen Anfänge des Steyler Werkes.

Bruder Juniperus überlebte seinen Bruder Arnold um 5 Jahre und starb nach einem wahrhaft gottgeweihten und treu benutzten Leben im Kloster zu Werne in Westfalen im Alter von 73 Jahren, am 7. März 1914.

Die jüngere Schwester Gertrud, geb. 1846, wählte den jungfräulichen Stand in der Welt und diente in verschiedenen Häusern als Haushälterin. Nach einem braven christlichen Leben starb sie im Jahre 1900. Bruder Juniperus wurde telegraphisch an ihr Sterbelager nach Kempen gerufen, und es ist zu kostbar, wie er in seiner resoluten Weise mit der Schwester das Testament über ihr kleines väterliches Erbe aufsetzte. Wir wollen es nach seinem Bericht an Bruder Arnold erzählen.

„Niemand hatte ihr gesagt, daß sie jetzt sterben müsse. Als ich zehn Minuten bei ihr war, fragte ich sie: ‚Schwester, stirbst du auch gern? Im Himmel ist es ja doch schöner als hier.'

‚Muß ich denn sterben?' fragte sie.

‚Ja, der Doktor hat es gesagt.'

‚Nun, dann ist es auch gut; etwas Angst habe ich aber doch.'

„Ich tröstete sie und sagte, sie möge ihren Willen ganz mit dem göttlichen Willen vereinigen. Sie war nun ganz zufrieden.

„Dann fragte ich: ‚Schwester, hast du auch deine Sachen in Ordnung gebracht?'

‚Nein, ich habe nichts gemacht.'

„Ich ließ die Krankenschwester gleich Papier und Tinte bringen. ‚Also jetzt, Schwester, was bestimmst du? Höre! Du bist Jungfrau; wenn du aber ein Dutzend Heidenkinder kaufst, dann bist du doch

[1] Brief v. 12. Nov. 1863.

Mutter. Und weil wir so viel Gutes von den seligen Eltern empfangen haben, und weil Schwester Margareta († 1893) auch so gut für dich war, so schenke ihnen auch aus Dankbarkeit zehn Heidenkinder; macht zusammen zweiundzwanzig.'

„Sie war einverstanden.

‚Und willst du auch den Armen Brot schenken? Nicht wahr, in Goch zwei Malter Roggen und hier in Kempen einen Malter?'

„Es war ihr recht so. Die Schwestern im Spital erhielten 100 Mark. Ihren Schmuck vermachte sie ihrer Nichte Anna. Die übrigen anwesenden Geschwistern verzichteten auf alles und sagten: sie solle nur alles zum Heile ihrer eignen Seele gebrauchen.

‚Also,' fragte Bruder Juniperus, ‚Schwester, was soll mit dem Rest geschehen? Willst du es dem Missionshaus schenken?'

‚Aber das ist doch schon reich!'

‚Schwester, das sagen die Leute, die von den Missionen nichts verstehen. Das Missionshaus braucht alles für die Missionen; je mehr es hat, desto mehr Seelen werden gerettet, und das ist das schönste Almosen beim lieben Gott; denn dadurch wird das kostbare Blut den Seelen zuteil, und dafür ist Jesus Mensch geworden.'

„Nun, dann ist es gut; Bruder Grades kann es besorgen.'

„Jetzt wurde unterschrieben. Dann sagte ich zu ihr: ‚So, nun bist du ganz arm, ein armes Kind des lieben Himmelvaters, das er in seine Vaterarme aufnimmt.' Da lächelte Gertrud.

‚So hast du nun nichts mehr zu bestimmen und anzuordnen?'

‚Nein, nichts mehr.'

‚Bist du ganz zufrieden?'

‚Ja.'

„Dann knieten wir alle nieder und beteten fünf Vaterunser und Ave zu Ehren der heiligen fünf Wunden, die Litanei von der Mutter Gottes und ‚Im Anfange war das Wort'.

‚So,' sagte ich, ‚jetzt wollen wir aber auch dem lieben Gott danken für alle Gnaden, die Gott der Schwester Gertrud geschenkt hat.' Ich betete das Tedeum und Magnifikat.

„Ich mußte abends wieder zum Kloster zurück und nahm Abschied: ‚Nun sehen wir uns nicht mehr, Schwester, bis im Himmel, in der Ewigkeit.'

‚Ich bin zufrieden, Bruder, gehe nur!' antwortete die gute Seele, die noch in derselben Nacht den Flug zum Himmel nahm.

Der Benjamin in der Familie war Johannes, der am 15. Oktober 1853 geboren wurde. Er wählte den Priesterstand und hat sich ganz an seinen Bruder Arnold angeschlossen. In der Gründung des Steyler Missionswerkes ist er seine treueste Stütze geworden. Arnold

spricht sich folgendermaßen über ihn aus: „Der liebe Gott scheint mir Johannes zu Hilfe gesandt zu haben. Ich habe ihn aus der Taufe gehoben als Taufpate und ihn studieren lassen. Er trat alsbald nach der Gründung des Missionshauses der Gesellschaft als Diakon bei und führte ihr gleichzeitig den guten P. Wegener zu. Er hat sich sehr verdient gemacht um unsere Gesellschaft: während der ersten Jahre als Lehrer, dann als Vorsteher der Brüder, ferner als Rektor von St. Gabriel und besonders auch als aszetischer Schriftsteller."

Johannes Janssen war ein heiligmäßiger Priester. Allzufrüh wurde er im Alter von 44 Jahren durch den Tod seiner segensreichen Arbeit entrissen. Wir werden im Verlauf unserer Darstellung ihm wieder begegnen.

Kehren wir nun zu unserm Studentlein zurück und begleiten wir es nach Gaesdonck.

7. Der Gymnasiast.

Die Gründung des Gymnasiums und bischöflichen Konvikts in Gaesdonck zur Vorbereitung von Kandidaten für den Priesterstand und andere gelehrten Berufe war eine energische Tat des Bischofs Johann Georg Müller von Münster (1847—1870). Die alte Augustinerkanonie in Gaesdonck, die auch der Gemeinde Goch den Pfarrer zu stellen das Recht hatte, war am 9. Juni 1802 vom französischen Konsul Bonaparte aufgehoben worden. Die letzten Ordensleute, elf Chorherrn und zwei Laienbrüder, erhielten je eine Pension von 500 Frank angewiesen. Sie mußten sich, teilweise hochbetagt, ein anderes Unterkommen suchen. Als aber ihr Kloster 3½ Jahre später zum Verkauf ausgesetzt wurde, konnten sie es in ihren Besitz bringen (für 8353 Frank, 18 Centimes), um dort ihre letzten Tage zu verleben[1]. Durch Erbschaft ging es 1823 in den Besitz des Bischöflichen Stuhles zu Münster über unter der Bedingung, daß hier ein Priesterseminar für Kandidaten aus dem linksrheinischen Teil der Diözese errichtet werde. In der Folge verbrachten nun hier neugeweihte Priester ihr zweites Seminarjahr und leisteten seelsorgliche Aushilfe in den benachbarten Pfarreien[2].

[1] Der letzte Chorherr, Johannes Geurts, starb in Gaesdonck am 8. Okt. 1853 im Alter von 92 Jahren.

[2] Vergl. Dr. Robert Scholten, Gaesdonck, S. 62. (Münster 1906.)

Im Jahre 1849 eröffnete Bischof J. G. Müller hier ein bischöfliches Konvikt mit Gymnasialklassen von Tertia bis Prima einschließlich. Zu Ehren des Ordenspatrons der ehemaligen Erbauer des Klosters gab er dem Institut den Namen „Collegium Augustinianum".

Die Anstalt hat sich vorzüglich entwickelt und segensreich gewirkt. Nicht wenig hat dazu die Wahl des ersten Direktors, des späteren Domkapitulars Dr. Clemens Perger, beigetragen.

Perger hatte schon mit 22 Jahren an der Berliner Universität promoviert. Er wandte sich dem Lehrfach zu und wurde erst mit einunddreißig Jahren Priester. Erziehung und Lehrtätigkeit waren sein Spezialgebiet. Mit einem tüchtigen Wissen verband er ausgezeichnete praktische Anlagen, gründliche Menschenkenntnis, solide Frömmigkeit und Herzensgüte. 25 Jahre leitete er die Anstalt in Gaesdonck bis zu ihrer Schließung im Kulturkampfe. 771 Zöglinge hatten bis dahin den Segen seiner Erziehung empfangen und manche bekleideten hohe Stellen, z. B. Bischof Hermann Dingelstad von Münster, Bischof Johannes Janssen von Belleville in Nordamerika, Bischof Adolf Fritzen von Straßburg und Generalsuperior Arnold Janssen, der Stifter des Steyler Missionswerkes.

Als das Kolleg im Jahre 1899 den fünfzigjährigen Gedenktag seiner Gründung festlich beging, zeigte sich die Hochschätzung der ehemaligen Gaesdoncker Schüler gegen ihren väterlichen Freund und Erzieher, den damals 83jährigen Domkapitular Dr. Perger, im hellsten Lichte. Auch Generalsuperior Arnold Janssen überreichte ihm und dem Kolleg seinen Glückwunsch in einer schönen, künstlerisch von der Steyler Missionsdruckerei ausgeführten Adresse.

Er war mit Dr. Perger stets in freundschaftlicher Beziehung geblieben, und manche Briefe zeigen, wie dieser ein warmes, teilnahmsvolles Interesse für seinen ehemaligen Schüler und sein erfolgreiches Wirken in Steyl im Herzen trug.

Dr. Perger starb am 11. Juni 1910, im außergewöhnlich hohen Alter von 94 Jahren, nachdem er 1907 noch sein Diamantenes Priesterjubiläum gefeiert hatte.

Das ist also das neue Heim und der väterliche Leiter, denen der elfjährige Arnold für die nächsten sechs Lebensjahre anvertraut wurde. Lassen wir ihn selbst die Aufnahmeprüfung und die ersten Eindrücke schildern.

„Montags nach dem zweiten Sonntag im September war die Aufnahmeprüfung. Es hatten sich 54 Prüflinge eingefunden, unter ihnen drei aus Goch: ein Nachbar von uns, Wilhelm van Gülk, mein Vetter Joh. Janssen und ich. Wir mußten einen deutschen Aufsatz und

eine lateinische Komposition anfertigen; außerdem wurden wir mündlich geprüft im Übersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche, in der Mathematik, Religion und Biblischen Geschichte. In den beiden letzten Fächern prüfte Domkapitular Dr. Krabbe, ein einfacher Mann, der sich um die Eröffnung der Anstalt große Verdienste erworben hatte. Später kam er jedes Jahr im August als bischöflicher Kommissar zu den Schlußprüfungen.

„Am folgenden Tage mußten wir wiederkommen, um das Resultat der Prüfung zu vernehmen. Wie klopfte mein Herz, als die Liste mit den 24 Schülern, die bestanden hatten, verlesen wurde. Mein Name und der meines Verwandten waren darunter. Froh eilte ich nach erhaltener Aufnahme zu meinen Eltern, die sich in Gocherheide bei meinem Onkel auf der Kirmes befanden.

„Später habe ich mich öfters gewundert, daß ich durchgekommen bin; denn mein Nachbar van Gülk wußte doch weit mehr als ich. Im Hauptfach, Latein, hatte ich den Standpunkt der Tertia durchaus noch nicht erreicht. (Was nach einem Studium von nur 1½ Jahren auch kaum möglich war.) Das zeigte sich auch sogleich bei der ersten Klassenarbeit im Latein, wobei ich die schlechteste Komposition machte. Meinem Vetter und mir wurde bestimmt, daß wir Privatstunden im Latein bei Herrn Schoofs[1], dem zweiten Lehrer der Anstalt, nehmen sollten.

„Mitte Oktober mußten wir in Gaesdonck eintreten. Mit feierlichem Hochamt wurde am folgenden Morgen die Anstalt und das Semester eröffnet. Herr Rektor Dr. Perger predigte. Welch tiefen Eindruck machte die Feier auf mich! Ich habe später gut eingesehen, wie sehr ich Gott dem Herrn danksagen muß, daß ich auf diesem Wege schon so bald in die Obsorge und Leitung seiner Kirche geführt wurde.

„Herr Dr. Perger gab sich alle Mühe, uns gut zu erziehen. Er war ein Mann von großem Talent und ein ausgezeichneter Lehrer, besonders in der Mathematik. Jeden Abend nach dem Abendgebet hielt er uns einen geistlichen Vortrag. Jedes Jahr wurden die Aloisianischen Sonntage gehalten, und die Maiandacht wurde mit ausgesuchter Feierlichkeit begangen.

„Ich schulde dem Kollegium Augustinianum vielen Dank für alle Anregungen, die es mir gebracht hat. Ich hatte dort eine halbe Freistelle; die volle Pension betrug 100 Taler. Es wäre sonst meinen Eltern nicht möglich gewesen, für meine Studienkosten aufzukommen.

„Kurz nach Eröffnung der Anstalt trat ein Ereignis ein, das ihren Fortbestand in Frage stellte. Es erschien ein Abgesandter des

[1] Starb als Pfarrer von Büderich bei Wesel.

Oberpräsidenten mit dem Landrat von Kleve und versiegelte sämtliche Schullokale[1]. Zugleich wurde ein Gendarm beordert, die Siegel zu bewahren. Jeden Tag kam er, nachzusehen, ob sie noch unverletzt seien.

„Der Unterricht ging unterdessen den gewohnten Gang weiter. Statt in den Klassenzimmern wurden wir in den Studiersälen und Museen unterrichtet. Wie ich hörte, hatte der Rektor dem Beamten erklärt, er sei vom Bischof von Münster geschickt, um zu unterrichten; er werde den Unterricht nicht eher einstellen, bis er von seinem Bischof hierzu Auftrag erhalte.

„Unterdessen wurden Verhandlungen eingeleitet zwischen dem hochwürdigsten Bischof und der Regierung. Das Ergebnis war, daß nach zwei bis drei Monaten die Siegel an den Schullokalen wieder beseitigt wurden[2].

„In Gaesdonck empfing ich auch das heilige Sakrament der Firmung. Es geschah bei einem Besuche des Bischofs in der Anstalt. Zwei Zöglinge waren noch nicht gefirmt, einer namens Berchen und ich. Der hochwürdige Rektor rief uns eines Abends nach dem Vortrag zu sich und ermahnte uns eindringlich, uns gut auf den Empfang der heiligen Firmung vorzubereiten. Ich glaube, er forderte uns auch auf, täglich einen besonderen Besuch in der Kirche zu machen. Ich tat dies ein- bis zweimal im Tage und habe mir die Vorbereitung recht zu Herzen genommen. Später habe ich immer den Eindruck gehabt, daß ich nicht das von Gott erlangt hätte, was er mir in seiner Gnade gewährt hat, wenn ich mich nicht so gut vorbereitet hätte. Ich muß also Herrn Dr. Perger für die Anregung, die er mir gegeben, recht dankbar sein.

„Im Herbst 1850 trat Hermann Dingelstad, später Bischof von Münster, in Gaesdonck ein. Gewöhnlich erhielt der Zögling Düffels (später Arzt) die erste Prämie, Dingelstad die zweite. Beide waren tüchtige Genies, besonders in Sprachen. Mit Dingelstad und einem Zögling van Bebber, der später Lehrer an einer Schule — ich meine in Linz — wurde, bin ich sehr viel spazierengegangen."

Mit Bischof Dingelstad verband Arnold Janssen eine enge Freundschaft bis zum Tode, wie er auch sonst seinen verehrten Lehrern und den alten Mitschülern ein treues Andenken bewahrte.

* * *

Infolge seiner ungenügenden Vorbereitung mußte Arnold die Tertia wiederholen. Dann aber ging es tapfer jedes Jahr einen Schritt höher hinauf.

[1] Am 29. Oktober 1849. [2] Am 4. Januar 1850.

Sein Talent war gut, ohne daß man es hervorragend nennen könnte. Zwei Vorzüge aber besaß der Student, die fürs Leben mehr wert sind als die glänzendste geistige Begabung und die ihm auch als Mann über viele Schwierigkeiten hinweghalfen: eisernen Fleiß und Gründlichkeit. Darin konnte es ihm keiner zuvortun.

Unter den verschiedenen Studienzweigen war die Mathematik sein Lieblingsfach. Dafür hatte er eine ausgesprochene Veranlagung, und er war stets der beste Mathematiker der Klasse. Wenn alle Mitschüler an der Lösung einer Aufgabe verzweifelten, er brachte sie heraus, und gar oft mußte er stille Hilfe leisten.

Dann saß das schmächtige Studentlein mit unerschütterlicher Ausdauer vor seiner Rechnung. Die ganze Umgebung war für ihn nicht mehr da. Daumen und Zeigefinger der linken Hand pflegten dabei beharrlich an einem Haarlöckchen an der linken Schläfe zu drehen.

„Paßt auf," sagten seine Mitschüler dann wohl scherzend, „Nölleke dreht die Lösung wieder aus dem Haarzipfel heraus!"

Die Mathematik blieb Arnolds Lieblingsfach, und selbst als Superior gab er noch für die philosophischen Kurse Unterrichtsstunden in der höheren Mathematik zur Weiterbildung besonders befähigter Schüler. Da Rektor Dr. Perger selbst ein tüchtiger Mathematiker war und in Gaesdonck darin unterrichtete, so ist es selbstverständlich, daß die vorzüglichen Leistungen des kleinen Arnold in diesem Fache ihm rechte Freude bereiteten und diesem sein besonderes Interesse sicherten.

Die Zöglinge des Kollegs gingen Ostern, Herbst und später auch zu Weihnachten in die Ferien. Arnold verwendete nach dem Zeugnis seiner Brüder die Ferienzeit größtenteils aufs Studium. Die Bücher gingen ihm über alles. Die Abende aber brachte er stets im Familienkreise zu. Dann wußte er viel zu erzählen, besonders aus der Geschichte und alle hörten ihm gerne zu. Bruder Wilhelm erinnerte sich später, daß Arnold einmal von den Leiden der irischen Katholiken mit so warmen Worten erzählte, daß alle davon ergriffen und gerührt waren. Der Vater ordnete an, daß fernerhin beim Abendgebet immer auch ein Vaterunser für das bedrängte Irland gebetet werde. Wenn nun der heitere Wilhelm, dem das Abendgebet ohnehin schon reichlich lang schien, beim Vorbeten an die Reihe kam, so wollte er dieses Vaterunser zuweilen gern vergessen. Aber dann erklang sofort die Stimme des älteren und gesetzteren Bruders Gerhard: „Noch ein Vaterunser für Irland!"

In den Ferien betete Arnold stets das Abendgebet vor. Er hatte ein solches im 13. bis 14. Jahre in Gaesdonck abgefaßt. Es gefiel so gut, daß es auch in anderen Familien Eingang fand. Durch Ein=

flechten der beliebtesten mit Ablässen versehenen Stoßgebetchen, hatte es etwas Kräftiges und Volkstümliches an sich.

Bei den Abendunterhaltungen pflegte Arnold auch, nachdem er das ‚gesetzmäßige' Alter von sechzehn Jahren überschritten hatte, zu rauchen. Die lange Pfeife schmeckte ihm sichtlich gut. Er hatte mehrere auf seinem Stübchen für den Fall, daß ältere Mitschüler ihn besuchten.

Die Eltern sahen es gern, wenn er, der sonst so sehr sparsam und streng gegen sich selbst war, sich einen solchen kleinen Genuß gönnte. Als er aber später von Bonn aus in die Ferien kam, hatte er das Rauchen ganz abgelegt. Niemand konnte ihn bewegen, nochmals eine Pfeife oder Zigarre anzuzünden. Auch nahm er seitdem keinen Zucker mehr zum Kaffee. Er sprach sich, wie es bei seinem Charakter verständlich ist, nie darüber aus, warum er sich diese Entsagungen auferlegte. Die Tatsache offenbart uns aber den aszetischen Zug seines Geistes und die innere Festigkeit seines Wesens.

Zuweilen lockten ihn seine Brüder hinter seinen Büchern hervor. „Arnold," hieß es dann, „es ist heute so heiß; wenn wir die Butterbröte gleich mit hinausnehmen, so werden sie bis zur Kaffeezeit trocken. Du könntest heute wohl den Propheten Habakuk spielen und deinen Brüdern die Mahlzeit hinausbringen auf den Acker."

Das besorgte der gute Arnold denn auch gern. Bei einem solchen Anlaß ließ ihn sein Bruder Wilhelm auch mal pflügen. Aber schon nach zwanzig Schritten mußte er ihm zu Hilfe springen; der studierte Pflüger war ganz aus der Richtung geraten. Diese Leistung wurde für die munteren Brüder Stoff zu manchen Neckereien. Der Student bekam es noch öfters zu hören: „Arnold, du mußt Bauersmann werden; du hast entschieden Talent. Wirf doch die dummen Bücher beiseite und greif zum Pfluge."

Dann lachte er herzlich mit den anderen; von ihren guten Ratschlägen wollte er aber nichts wissen.

* * *

In den längeren Herbstferien pilgerte Arnold stets auch einmal zur Mutter Gottes nach Kevelaer und nahm den einen oder anderen Bruder mit. Wie es dabei zuging, erzählt uns Bruder Juniperus, der ihn einst begleitete.

„In aller Frühe zogen wir zwei Pilger zur Stadt hinaus. Gleich vor dem Tore fing Arnold an vorzubeten und ohne Unterbrechung wurde auf dem ganzen zweistündigen Wege bis Kevelaer weitergebetet. Wir kamen nahe bei der Wohnung unseres Oheims Wilhelm in Weeze, des Vaters Bruder, vorbei. Aber Arnold kehrte nicht ein, sondern ging betend vorüber.

„In Kevelaer angekommen, empfingen wir die heiligen Sakramente; dann wurde eine lange Danksagung gehalten. Schließlich war es Mittag geworden und wir waren noch nüchtern.

‚Nun', sagte Arnold, ‚Wilhelm, jetzt wirst du wohl Hunger haben. Da hast du zwei Groschen (24 Pfennige). Geh und kaufe Apfeltorten dafür.'

„Das war nämlich Bruder Arnolds Leibgericht, und ich aß sie nicht weniger gern. Ich ging also zu einer Bude und suchte mir die sechs größten Torten aus. Damit zogen wir uns hinter einen Stoß Baubretter zurück, dorthin, wo jetzt die große neue Kirche steht. Hier standen wir und verzehrten unser Mahl. Wer hätte gedacht, daß an dieser Stelle einst die geistlichen Söhne meines Bruders Arnold auf der Kanzel stehen und das Wort Gottes verkünden würden?

„Unsere Torten waren bald verzehrt. ‚Wilhelm, hast du noch Hunger?'

‚O ja, es würde mir noch schmecken, wenn ich was hätte.'

‚Da hast du noch einen Groschen; hole noch was.'

„So holte ich denn noch drei Stück, und der gute Bruder gab mir zwei und nahm selbst nur eine. Für 36 Pfennige hatten wir eine Doppelmahlzeit gehalten, und es war die ganze Auslage unserer Pilgerreise.

„Nun wurde erst noch lange an der Gnadenkapelle gebetet. Dann zogen wir wieder heimwärts, wie wir gekommen waren, unter ständigem Gebet."

Ein paar Tage echte Ferien bekam Arnold aber doch, wenn er Besuche bei einigen Verwandten machte. So ging er eine Woche zum Oheim seiner Mutter, dem Pfarrer Wellesen im Dorfe Eyll, Kreis Geldern. Die Pfarrkirche war die alte Schloßkirche, und der Pfarrer war mit dem Schloßherrn befreundet. In den Waldungen des Gutes wurden im Herbst Kramtsvögel gefangen. Arnold zog dann mit hinaus und half des Abends die Schlingen ausstellen, des Morgens die Beute einholen und des Mittags sie verzehren.

Einen zweiten Besuch machte der Student bei der Schwester seiner Mutter, die auf einem Bauerngut in Laar bei Kevelaer verheiratet, aber früh Witwe geworden war. Tante Elisabeth hatte fünf muntere Jungen daheim. Die brachten Leben in den kleinen Bücherwurm. An den Bauernhof stießen große Wälder des Grafen von Loë. Die Rehe kamen oft bis in die Wiesen von Tante Elisabeth. Das war natürlich eine Herausforderung für die Jungen, die sofort Treibjagd auf das Wild veranstalteten, wobei es allerdings nur Treiber, aber keine Jäger gab. Arnold mußte mit, und er tat auch sein Bestes. Über Stock und Stein, Bach und Zaun ging es unter lautem Rufen bis tief

in die Waldungen hinein. Schweißtriefend, mit hochgeröteten Wangen, kehrten die Jungen zurück. Nun wurde erzählt: der eine hätte ‚beinahe' ein Reh gefangen, der andere ‚beinahe' einen Hasen totgetreten, alle hätten ‚beinahe' einen famosen Braten mitgebracht; bis schließlich die ganze Jagdgesellschaft ob ihres Jägerlateins nicht nur beinahe, sondern wirklich tüchtig ausgelacht wurde.

Die lustigen Vettern drängten Arnold auch, daß er manchmal eine Rede halten mußte nach Studentenart. Das tat er dann auch zu nicht geringer Erheiterung der ganzen Familie. — Das waren frohe Tage, und wenn Arnold heimging, steckte ihm die gute Tante Elisabeth einen blanken Kronentaler in die Tasche für ein schönes, neues Buch, das er sich kaufen solle. — So gingen die Ferien vorüber, und mit neuem Eifer kehrte unser Student nach Gaesdonck zurück.

* * *

Die Jahre eilten dahin, und Arnold stand vor der Schlußprüfung. Er teilte es seinen Eltern mit: „In der nächsten Woche werden wir nach Münster geführt zum Examen. Betet recht fleißig!" — Bei der besorgten Mutter hätte es einer solchen Anregung kaum bedurft; sie tat ihr Bestes. Wenn sie in diesen Tagen morgens nach langem Beten aus der Kirche heimkam, war die erste bange Frage stets: „Ist noch kein Brief von Arnold da?"

Vom Examen selbst spricht Arnold nur mit wenigen Worten. „Unser Kursus war elf Mann stark. Es ging mir sehr gut. Ich hatte früher im lateinischen Stil Beschwerden gehabt. Um ihn zu verbessern, hatte ich Ciceros Rede „Pro lege Manilia" auswendig gelernt." Das hatte gut gewirkt. — Bald kam daheim die frohe Nachricht an: „Ich habe das Examen gut bestanden!" Nun wurde von den frommen Eltern ebenso treu gedankt wie vorher gefleht worden war.

Das zusammenfassende „Zeugnis der Reife", ausgestellt unter dem 11. Juli 1855, hat folgenden Wortlaut.

1. Sprachen. Das Thema des deutschen Aufsatzes ist nicht ganz richtig aufgefaßt und nicht nach allen Beziehungen hin gehörig ausgeführt, jedoch sind einzelne Teile mit richtigem Urteil behandelt worden. Die Darstellung ist deutlich und angemessen und zeugt von stilistischer Gewandtheit. In der deutschen Literaturgeschichte zeigte er recht befriedigende Kenntnisse. Die lateinischen Arbeiten sind ziemlich korrekt und zeugen von hinreichender Fertigkeit im lateinischen Ausdruck. Die ihm in der mündlichen Prüfung vorgelegten Stellen aus Cicero und Horaz wurden richtig übersetzt und in recht befriedigender Weise erklärt. In der schriftlichen Übersetzung aus Thukydides ist der Sinn des Originals im ganzen richtig und in angemessener Sprache wiedergegeben. Die mündliche Behandlung einer Stelle aus Homer war

befriedigend. Die französische Arbeit ist zwar nicht ganz fehlerfrei; zeugt aber im ganzen von befriedigender Fertigkeit im Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Die mündliche Prüfung über eine Stelle aus Montesquieu ergab ein befriedigendes Resultat. Im Hebräischen hat er sowohl in der schriftlichen als auch in der mündlichen Prüfung im ganzen befriedigende Kenntnisse bekundet.

2. Wissenschaften. Die in der schriftlichen Prüfung gestellte Aufgabe aus der Glaubenslehre ist gründlich und richtig gelöst und die aus der Sittenlehre gewählte Aufgabe ist im ganzen in befriedigender Weise bearbeitet. Auch in der mündlichen Prüfung hat er gute Kenntnis in der Religionslehre nachgewiesen. In der schriftlichen mathematischen Prüfung hat er sämtliche vier Aufgaben richtig gelöst, jedoch werden die erforderlichen Erläuterungen teilweise vermißt. Die in der mündlichen Prüfung gestellten mathematischen Fragen wurden fast sämtlich richtig und in recht befriedigender Weise beantwortet. In der Geschichte und Geographie, in der Physik und in der philosophischen Propädeutik waren seine Leistungen durchgängig befriedigend."

Mit diesem Reifezeugnis kehrte Arnold glückstrahlend zu seinen Eltern nach Goch zurück und erklärte ihnen, daß es nun sein einziger Wunsch und Wille sei, Theologie zu studieren und Priester zu werden. Die guten Eltern gaben tiefbewegt, aber voll stillen, freudigen Dankes gegen Gott ihre Zustimmung. Arnold stand im 18. Lebensjahre.

8. In den akademischen Studien.

Im Oktober 1855 siedelte Arnold nach Münster über und trat in das theologische Konvikt „Collegium Borromaeum" ein. Auch diese segensreich wirkende Anstalt verdankt ihre Entstehung dem tatkräftigen Bischof Johann Georg Müller (1847—1870), der sich überhaupt um die Neubelebung und Entfaltung des kirchlichen Lebens in der Diözese die größten Verdienste erworben hat. Vor allem galt seine Sorge der Heranbildung eines tüchtigen, vom Geiste der Kirche beseelten Klerus. Das ist aber nach der Seite der aszetischen Erziehung und Herzensbildung nur in geschlossenen kirchlichen Anstalten zu erreichen.

Da das Borromäum erst im Jahre 1854 eröffnet worden war, gehört Arnold Janssen mit zu seinen frühesten Zöglingen.

Ihre Studien machten die Konviktoristen an der Königlich Preußischen theologischen und philosophischen Akademie zu Münster[1].

[1] Die Akademie wurde im Jahre 1902 zur Universität ausgebaut.

Zunächst galt es für Arnold den philosophischen Kurs zu absolvieren, der auf drei Semester berechnet war. Obwohl er im Alter noch mehrerer seiner damaligen Lehrer rühmend und dankbar gedenkt, gesteht er doch, daß die speziell philosophischen Studien zu wenig geboten haben und bei weitem nicht an das heranreichten, was später darin gefordert und geleistet wurde.

In der Philosophie hörte er Professor Clemens, der im gleichen Herbst von Bonn nach Münster übergesiedelt war. Er trug die Philosophie des heiligen Thomas von Aquin vor und las besondere Kollegien über Logik, Psychologie und Pädagogik. Aber es war alles auf wenige Stunden und fast auf ein einziges Semester zusammengedrängt. Da überdies nur die deutsche Sprache zur Anwendung kam, wurden den Schülern die für die späteren theologischen Studien so wichtigen und unentbehrlichen Fachausdrücke der Schule nicht geläufig.

Immerhin lernte Arnold hier bei seiner ersten Berührung mit den Werken des Heiligen v. Aquin den Fürsten der kirchlichen Wissenschaften aufrichtig lieben. Die Theologische Summe des heiligen Thomas ist ihm ein Lieblingsstudium geworden und bis ins spätere Alter hinein geblieben. Man konnte in seinen Vorträgen oft die Wahrnehmung machen, daß Gedanken aus St. Thomas ihm recht nahe lagen, und daß er mit dessen Lehre durch fleißiges Selbststudium sich gut vertraut gemacht hatte. Auch für die theologische Ausbildung der Priester seiner Gesellschaft ordnete er das eingehende Studium der Theologischen Summe des heiligen Thomas an.

Außer bei Professor Clemens hörte Arnold philosophische Vorlesungen bei Professor C. B. Schlüter, dem edlen blinden Priester und Gelehrten, der, obwohl seit dem 27. Lebensjahr völlig des Augenlichtes beraubt, doch ganz Hervorragendes auf den Gebieten der Philosophie und Literatur geleistet hat. Als Dichter der gedankenreichen Sonnetten „Welt und Glaube" und „Schwert und Palme", sowie als Herausgeber der Briefe von Annette v. Droste-Hülshoff und Luise Hensel ist er weiten Kreisen bekannt geworden. Er starb 1884 fast 83 Jahre alt.

In den Jahren, da Arnold Janssen die Akademie in Münster besuchte, las Professor Schlüter Kollegien über „Glauben und Wissen" und „Die Lehre des heiligen Augustin von Gott und den Ideen".

Mehr als die Philosophie wurden schon damals an den deutschen Hochschulen die exakten Wissenschaften und Naturkunde betrieben. Der Stern der Münsterschen Akademie auf diesen Gebieten war Professor Eduard Heis, der Mann mit den seltsamen Augen, der mit bloßem Auge mehr am Sternenhimmel entdeckte als manche zeitgenössische Astronomen mit ihren großen Fernrohren. Er war

ebenso treu und gediegen als Katholik wie bedeutend als Gelehrter. Arnold erinnert sich mit Wärme dieses ausgezeichneten Lehrers und bekennt: „Ich habe viel bei ihm gelernt". An Vorlesungen bei Professor Heis hörte er: Algebraische Übungen, analytische Geometrie, Theorie der Gleichungen, arithmetische Übungen, ebene und sphärische Trigonometrie, Analysis der algebraischen Funktionen, populäre und höhere Astronomie.

Physik und Chemie trug Professor Hittorf vor, bekannt geworden durch seine bahnbrechenden Arbeiten über Kathodenstrahlen, Elektrolyse und das Verhalten der Elektrizität in luftverdünnten Röhren.

Botanik und Zoologie lehrte Professor Karsch, von dem Arnold in seinen Erinnerungen berichtet: . . . „er war wegen seiner Freundlichkeit bei den Studenten sehr angesehen. Später nach dem Vatikanischen Konzil schloß er sich dem sogenannten Altkatholizismus an. Er sprach sehr schnell und gewandt. Wer aber etwas Gediegenes lernen wollte, mußte es sich doch hauptsächlich durch eigne Tätigkeit und Bücherstudium erwerben."

Mit Büchern war unser wenig bemittelter und sehr sparsamer Student allerdings nicht gut bestellt. Er selbst bekennt: „Um Bücher anzuschaffen, hatte ich kein Geld; sonst wäre mir alles leichter geworden."

Er wollte seine Ansprüche an die Familie aufs geringste Maß beschränken. Die Landwirtschaft lag damals ziemlich danieder. Wenn die Bauersleute auch zu leben hatten, so fehlte doch das bare Geld. Arnold wußte, daß der Vater genug Mühe und Sorge hatte, um die große Familie rechtschaffen zu unterhalten. Darum suchte er den Vater möglichst zu entlasten. Auch seine Kollegiengelder ließ er an der Akademie in Münster und später auf der Universität in Bonn stunden, um sie nach seiner Anstellung selbst abzutragen. So finden wir am Schlusse des dritten Semesters auf seinem Vorlesungentestifikat von Münster die Anmerkung: „An gestundeten Honoraren verschuldet derselbe den Betrag von zweiundvierzig Talern und zwanzig Silbergroschen und es wird diejenige Behörde, bei welcher die Anstellung erfolgt, ersucht . . ., die hiesige Akademie-Quästur gefälligst davon zu benachrichtigen." — Quittungen weisen nach, wann Arnold als junger Priester in die Lage kam, diese Rückstände aus der Studienzeit zu begleichen.

* * *

Der junge Akademiker hatte seine Zeit in Münster gut benutzt. Das bestätigen die Anerkennungen, womit seine Lehrer ihm den Besuch ihrer Kollegien bescheinigen. Professor Clemens schreibt: „Sehr

fleißig und aufmerksam"; Professor Schlüter: „Fleißig und aufmerksam"; Professor Heis: „Sehr fleißig und aufmerksam"; Professor Hittorf: „Mit großer Teilnahme" und Professor Karsch: „Rühmlichst fleißig".

In Münster hatte Arnold sich auch der Marianischen Sodalität angeschlossen und das religiöse Leben eifrig gepflegt, wozu ihm die Anstalt, in der er lebte, viel Anregung bot. Bisher hatte er seine Studienzeit ganz in kirchlichen Erziehungsinstituten zugebracht. Zurückblickend auf diese Zeit seines Lebens, sprach er später gelegentlich folgenden Gedanken aus:

„Bis dahin hatte ich 7½ Jahre in geschlossenen Anstalten zugebracht und in dieser Zeit folgende Erfahrung gemacht, die mir später wichtig wurde. Ich spreche sie aus, damit sie auch andern nütze. So gut die Leiter und Lehrer der Häuser es auch meinten, so muß ich doch sagen, daß während dieser Zeit manchmal ein nicht guter Geist in der Anstalt herrschte. Es kam das durchaus nicht von den geistlichen Vorstehern, sondern von einigen Zöglingen her, die in der Anstalt weilten. Öfters war ein einziger, der gut sein Wort zu machen verstand, hinreichend, um einen nicht guten Geist zur Herrschaft zu bringen.

„Ich habe daraus den Schluß gezogen, wenn eine Anstalt in Blüte erhalten werden soll, ist es sehr notwendig, daß die Vorsteher über den guten Geist wachen. Ist einer da, der diesen nicht besitzt, so sollte nicht gewartet werden, bis Exzesse vorliegen; es ist genug, wenn die Vorsteher wissen, daß er keinen guten Geist hat und die Fähigkeit besitzt, seine Gesinnung bei anderen zu verbreiten. — Es ist mir ein Beispiel bekannt, wo der betreffende Leiter der Anstalt dies erkannte und sich alle Mühe gab, einen Zögling auf bessere Gesinnungen und Anschauungen zu bringen, aber alles half nichts. Dieser machte sich hinter dem Rücken des Leiters lustig darüber und erzählte — natürlich mit Lachen und Witzeln — was ihm gesagt worden war, wobei ich vermutete, daß manches dazu gemacht wurde."

* * *

Nach Beendigung des philosophischen Kursus war Arnold Janssen erst 19½ Jahre alt. Zum Eintritt ins Priesterseminar war er noch fast drei Jahre zu jung. Was inzwischen beginnen?

In Münster war sein Interesse für die Wissenschaft lebhaft angeregt worden. Zudem wurde es bei der bischöflichen Behörde gern gesehen, daß die Theologen sich für den höheren Lehrerberuf vorbildeten. Darum entschloß sich Arnold, die Universität in Bonn zu beziehen und dort das Examen als Gymnasiallehrer zu machen. Vom Bischof erhielt er die Genehmigung hierzu und noch eine jährliche Beihilfe von 150 Mark angeboten. Doch erklärte er dem Direktor

Bangen, er werde von dieser Unterstützung nur im Notfalle Gebrauch machen. Tatsächlich benutzte er sie nicht, obwohl sie ihm eine erhebliche Erleichterung gebracht hätte. Er wollte sich lieber einschränken und verzichten, um nur ja nicht ein weniger berechtigter Empfänger einer Beihilfe zu sein, die sonst einem anderen, vielleicht Dürftigeren, zugute kommen konnte.

Mit diesen Plänen kehrte Arnold Ende März 1857 nach Goch zurück.

Als er aber seine Wünsche und Absichten den Eltern vortrug, stieß er auf den Widerstand seines Vaters. Zwei Bedenken machte dieser gegen das Bonner Studium geltend: seine schwache Kasse und die Gefahren für Arnold in der großen Stadt. Es gelang diesem nicht, die Sorgen des Vaters auszuräumen, und so sah es denn recht trüb mit seinen schönen Plänen aus. Da kam ihm Hilfe durch einen Studienfreund, dem Studenten der Rechtswissenschaften Weghmann, der später als Justizrat in Kleve eine geachtete und einflußreiche Stellung einnahm.

Weghmann war ebenfalls Gocher Kind und aus einer angesehenen und religiösen Familie. Als Schüler auf Gaesdonck war er mit Arnold befreundet, und dieser klagte ihm seine Verlegenheit wegen des Studiums in Bonn. Der angehende Jurist war viel mutiger und wortgewandter als der stille Arnold. Er rückte Vater Janssen nach allen Regeln der Advokatenkunst auf den Leib, und dieser kam gegen die glatten Beweisführungen nicht auf; er mußte die Waffen strecken und gab sein Jawort. Der frischgebackene Jurist hatte seinen ersten „Prozeß" gewonnen.

Wie glücklich war Arnold! Und die ganze Familie nahm an seiner Freude teil, am meisten natürlich das liebende Mutterherz. Sie kannte ihren Sohn und hatte keine Sorge, daß er vielleicht in der großen Stadt seinen schönen Beruf verlieren und „umsatteln" könnte. Jetzt mußte nur wieder fleißig gebetet werden; und das wollte sie ja gerne besorgen. Arnold selbst aber pilgerte vor seiner Abreise erst nach Kevelaer und stellte seine neuen Lebenswege in den besonderen Schutz Marias.

* * *

In Bonn begann für den bisherigen Anstaltszögling allerdings ein neues Leben. Es war nicht wieder ein kirchliches Institut, das ihm seine gastlichen Tore und schützenden Mauern öffnete. Er mußte sich vielmehr wie jeder andere Musenjünger ein Stübchen mieten und für alles selbst aufkommen. Doch hatte er die Freude, daß im selben Jahr ein alter Gaesdoncker Studiengenosse ebenfalls zum Studium nach Bonn übersiedelte, Lambert Lamers, der später Direktor der staatlichen höheren Bürgerschule in 's Hertogenbosch wurde. Arnold erzählt:

„Mit ihm habe ich in treuer Freundschaft die Studienjahre verlebt. Wir gingen jeden Morgen zusammen zur heiligen Messe und alle vierzehn Tage zu den heiligen Sakramenten. Auch schlossen wir uns der Marianischen Sodalität an, und Lamers wurde zu meiner Freude Präfekt. Präses war damals P. Voiß. In der Sodalität feierten wir auch die sechs Aloisianischen Sonntage. Lamers und ich suchten auch die katholischen Mitglieder auf dem Lesezimmer der Universität zusammenzuschließen und so gelang es, daß drei gute Katholiken in den Vorstand des Lesezimmers als Vertreter der Studentenschaft gewählt wurden.

„Anfangs hatten wir in der Josephstraße unser Quartier. Die meiste Zeit aber wohnten wir in der Hundsgasse bei Bierbrauer Altenburg, einem braven katholischen Hause, wo wir in etwa zur Familie gerechnet wurden. Bei Familienfesten wurden wir immer mit eingeführt. Zu Mittag speisten wir bei Badenheuer; im übrigen sorgten wir selbst für unsern Tisch."

Fünf Semester blieb Arnold in Bonn, von Mai 1857 bis Herbst 1859. In den vier ersten Semestern betrieb er fast nur exakte Studien und Naturkunde. Einen breiten Raum nahm wiederum die Mathematik ein, worin er hauptsächlich, aber nicht ausschließlich, den Vorlesungen des Professors August Beer folgte. „Er war ein tüchtiger Professor," bemerkt Arnold, „auch sehr freundlich gegen die ihn besuchenden Studenten."

In der Botanik hörte er Robert Caspary, damals noch Privatdozent, der sich durch seine Spezialforschungen über Wasserpflanzen später einen geachteten Namen unter den Botanikern erworben hat. — Außerdem besuchte er Physik bei Professor Plücker, Chemie bei Professor Bischof und einige Spezialkollegien über Mineralogie, Geognosie und Zoologie. Von sämtlichen Lehrern wird ihm das Zeugnis ausgestellt: „Mit vorzüglichem Fleiß"; „Außerordentlich fleißig"; „Mit rühmlichem Fleiß".

Arnold trat auch in das naturhistorische Seminar ein und hielt einen Vortrag über „Die Bestandteile des Fluß- und Seewassers". Die glückliche Ausführung einer botanischen Preisarbeit brachte ihm 25 Taler ein.

Wichtiger war für ihn die Lösung einer mathematischen Preisaufgabe im Sommer 1858, die über Kurven ausgeschrieben und für deren Lösung ein Preis von 50 Taler ausgesetzt worden war. Arnold bewarb sich mit zwei Konkurrenten um diesen Preis. Die Lösung gelang ihm allein und es wurde ihm der volle Preis zuerkannt „weil er zwei größere Schwierigkeiten glücklich überwunden und die richtige Einteilung getroffen hatte". Außer der Prämie von 50 Talern brachte

ihm die Lösung noch den bedeutsameren Vorteil, daß diese Arbeit als schriftliche **Prüfungsarbeit** angenommen wurde für das Examen pro facultate docendi (Lehrberechtigung), das er im nächsten Frühjahr machen wollte.

Arnolds Name stand in allen Zeitungen, und noch ehe er es nach Hause berichten konnte, war die Freudenbotschaft bereits in Goch angelangt und von zeitungslesenden Bürgern den Eltern überbracht worden. Die Freude war doppelt groß, als auch noch ein Brief von ihm selbst eintraf, worin er seinen alten Vater einlud, ihn in Bonn zu besuchen. Er hatte ja 50 blanke Taler in der Tasche und fühlte sich reich wie ein König. Nun konnte er sich etwas leisten. So wollte denn der dankbare Sohn seinem guten Vater, der so viele Opfer für ihn gebracht, eine besondere Freude bereiten.

Es gelang. Vater Janssen machte sich mit einem Oheim der Mutter auf, um seinen wackeren Jungen, den Stolz seines Herzens, zu besuchen. Das war für den einfachen stillen Mann eine richtige Weltreise; so weit war er noch nie gekommen, so viel hatte er noch nie gesehen. Köln mit seinem unvergleichlichen Dom wurde besucht, mehrere Tage in Bonn zugebracht, mit Arnold eine kleine Rheinfahrt nach Remagen gemacht, und dann überglücklich und hochbefriedigt die Heimreise angetreten. Die beiden „Weltreisenden" brachten einen unerschöpflichen Stoff zum Erzählen mit zurück. Die Erinnerung an diese Reise war und blieb für den alten Vater Janssen eine der schönsten seines ganzen Lebens.

* * *

Im Juni 1859 unterzog sich Arnold dem Examen, das ihm die Berechtigung für den Gymnasialschuldienst bringen sollte. Er wagte die Prüfung für alle Gymnasialfächer. Dafür war seine Vorbildungszeit entschieden zu kurz bemessen. Hatte er doch in den fremden Sprachen fast keine, in Deutsch und Geschichte überhaupt keine Kollegien besucht, sondern sich allein auf Privatstudien verlassen. Die Schwäche in mehreren dieser Fächer zeigte sich denn auch beim Examen deutlich. Hätte er sich auf seine Spezialgebiete: Mathematik und Naturwissenschaften beschränkt, so würde er glänzend abgeschnitten haben. Immerhin hatte er auch in den anderen Zweigen — Geschichte ausgenommen — befriedigende Erfolge. Besonders gilt das für Deutsch und Philosophie. Geschichte erwies sich als seine schwächste Seite.

Weil das ausführliche Prüfungszeugnis uns einen guten Einblick in die wissenschaftlichen Anlagen und Vorbildungen Arnolds tun läßt, und das ruhig abwägende Urteil der Prüfungskommission über ihn für sein Lebensbild erhebliches Interesse bietet, so möge es mit seinen Anerkennungen und Ausstellungen hier Platz finden. Nach den vorstehen-

den Bemerkungen wird es jedem verständlich sein, warum die Erfolge in den einzelnen Fächern so stark voneinander abweichen.

Die ausführlichen Personalien des Lehramtskandidaten sind uns bekannt. Wir können sie übergehen. Dann heißt es:

„Dem naturwissenschaftlichen Seminar in Bonn gehörte er (Arnold Janssen) vom 27. Mai 1857 bis zum 3. März 1859 als Mitglied an, und auf Grund eines von der Direktion dieser Anstalt ausgestellten amtlichen Abgangszeugnisses ward er bei der Prüfung pro facultate docendi von einem weiteren Examen in den Naturwissenschaften vorschriftsmäßig entbunden.

„Für den Zweck der schriftlichen Prüfung in der Mathematik wurde eine vom Kandidaten eingereichte, von der hiesigen philosophischen Fakultät gekrönte Preisschrift als vollkommen zureichend erachtet und von ihm daher eine besondere mathematische Arbeit nicht gefordert. In der mündlichen Prüfung zeigte sich der Kandidat in allen Teilen der Mathematik sehr wohl bewandert. Die Fragen, welche ihm vorgelegt wurden, wußte er meist fertig zu beantworten, und wenn dies nicht der Fall war, gelang es ihm leicht, sich sofort zu orientieren. Er wurde zunächst über die Kettenbrüche, insbesondere die periodischen, geprüft, hierauf über die Potenzlinie zweier Kreise. An letzteren Gegenstand schloß sich eine Besprechung über die analytisch-geometrische Ableitung der Chordalbeziehungen zweier Kreise. Aus der höheren Algebra kamen die arithmetischen Reihen zur Sprache, sodann aus der Differential-Rechnung der Taylorsche Lehrsatz mit seinen Anwendungen auf die Untersuchungen der Singularitäten der Kurven. Zum Behufe der Prüfung in der Mechanik endlich wurde dem Kandidaten ein Problem aus der Dynamik vorgelegt. Er leitete mit einiger Nachhilfe die Differentialgleichung für die Bewegung ab, führte die Integration derselben aus und gab dem gewonnenen elliptischen Integrale die zur Berechnung passende Form.

„In den klassischen Sprachen über Homer und Livius geprüft, ließ Kandidat zwar praktische Übung sowie vollkommene Sicherheit im elementaren Teile der Grammatik noch vermissen, zeigte aber dabei soviel redliches Streben und offenen Sinn für das Verständnis der Sprachgesetze, daß er die Anfangsgründe zu lehren nicht unbefähigt erscheint.

„In seinem deutschen Aufsatz über die Frage: „Ist die Methode der Induktion auf dem Gebiete der Mathematik anwendbar? und wenn ja, wie weit? und in welcher Weise?" ist Kandidat mit Gründlichkeit und Selbständigkeit des Urteils in den streitigen Gegenstand eingegangen und zu Ergebnissen gelangt, deren weitere Durchbildung und Ausführung sehr wünschenswert sein möchte. Auch die Darstellung empfiehlt sich durch Deutlichkeit und Bestimmtheit. Nur hier und da stößt man auf nicht ganz angemessene Ausdrücke und Wendungen.



Arnold Janssen im Kreise von vier seiner Brüder. Von links: Theodor, Peter, Arnold, Wilhelm (Juniperus), Gerhard.



Anna Katharina Janssen, die Mutter Arnold Janssens. (S. 16)

den Bemerkungen wird es jedem verständlich sein, warum die Erfolge in den einzelnen Fächern so stark voneinander abweichen.

Die ausführlichen Personalien des Lehramtskandidaten sind uns bekannt. Wir können sie übergehen. Dann heißt es:

„Dem naturwissenschaftlichen Seminar in Bonn gehörte er (Arnold Janssen) vom 27. Mai 1857 bis zum 3. März 1859 als Mitglied an, und auf Grund eines von der Direktion dieser Anstalt ausgestellten amtlichen Abgangszeugnisses ward er bei der Prüfung pro facultate docendi von einem weiteren Examen in den Naturwissenschaften vorschriftsmäßig entbunden.

„Für den Zweck der schriftlichen Prüfung in der Mathematik wurde eine vom Kandidaten eingereichte, von der hiesigen philosophischen Fakultät gekrönte Preisschrift als vollkommen zureichend erachtet und von ihm daher eine besondere mathematische Arbeit nicht gefordert. In der mündlichen Prüfung zeigte sich der Kandidat in allen Teilen der Mathematik sehr wohl bewandert. Die Fragen, welche ihm vorgelegt wurden, wußte er meist fertig zu beantworten, und wenn dies nicht der Fall war, gelang es ihm leicht, sich sofort zu orientieren. Er wurde zunächst über die Kettenbrüche, insbesondere die periodischen, geprüft, hierauf über die Potenzlinie zweier Kreise. An letzteren Gegenstand schloß sich eine Besprechung über die analytisch-geometrische Ableitung der Chordalbeziehungen zweier Kreise. Aus der höheren Algebra kamen die arithmetischen Reihen zur Sprache, sodann aus der Differential-Rechnung der Taylorsche Lehrsatz mit seinen Anwendungen auf die Untersuchungen der Singularitäten der Kurven. Zum Behufe der Prüfung in der Mechanik endlich wurde dem Kandidaten ein Problem aus der Dynamik vorgelegt. Er leitete mit einiger Nachhilfe die Differentialgleichung für die Bewegung ab, führte die Integration derselben aus und gab dem gewonnenen elliptischen Integrale die zur Berechnung passende Form.

„In den klassischen Sprachen über Homer und Livius geprüft, ließ Kandidat zwar praktische Übung sowie vollkommene Sicherheit im elementaren Teile der Grammatik noch vermissen, zeigte aber dabei soviel redliches Streben und offenen Sinn für das Verständnis der Sprachgesetze, daß er die Anfangsgründe zu lehren nicht unbefähigt erscheint.

„In seinem deutschen Aufsatz über die Frage: „Ist die Methode der Induktion auf dem Gebiete der Mathematik anwendbar? und wenn ja, wie weit? und in welcher Weise?" ist Kandidat mit Gründlichkeit und Selbständigkeit des Urteils in den streitigen Gegenstand eingegangen und zu Ergebnissen gelangt, deren weitere Durchbildung und Ausführung sehr wünschenswert sein möchte. Auch die Darstellung empfiehlt sich durch Deutlichkeit und Bestimmtheit. Nur hier und da stößt man auf nicht ganz angemessene Ausdrücke und Wendungen.



Arnold Janssen im Kreise von vier seiner Brüder. Von links: Theodor, Peter, Arnold, Wilhelm (Juniperus), Gerhard.



Anna Katharina Janssen, die Mutter Arnold Janssens. (S. 16)

„Seine grammatischen Kenntnisse auf dem deutschen Sprachgebiete befähigen den Kandidaten zur Erteilung des betreffenden Unterrichtes in den mittleren Klassen der Gymnasien und Realschulen.

„Von der Geschichte der französischen Literatur sind dem Kandidaten nur wenige Tatsachen oberflächlich bekannt. Aus Mangel an Übung entbehrt er aller Fertigkeit im mündlichen Gebrauch der französischen Sprache. Jedoch übersetzte er fließend einige nicht leichte Stellen aus La Bruyere und zeigte dabei nicht nur eine bestimmte Kenntnis, sondern auch eine scharfsinnige Intelligenz der Syntax. In der schriftlichen freilich nicht fehlerfreien Übersetzung übertrug er mit Geschick eine lange, aus verschiedenartigen Bestandteilen zusammengesetzte Periode ins Französische.

„In der Prüfung über die alte Geschichte zeigte Kandidat sich im Besitz einer guten Übersicht der Tatsachen und ziemliche Festigkeit in der Chronologie; dagegen wurde aus den Antworten, die er auf Fragen über Quellen und neuere Bearbeitung gab, klar, wie sehr ihm eine durch eine methodische Beschäftigung mit der alten Geschichte zu erwerbende gelehrte Kenntnis derselben abgeht. Noch entschiedener trat der Mangel eines nur einigermaßen methodischen und gründlichen Studiums in der Prüfung über einige Punkte der mittleren Geschichte hervor, in welcher er gerade Besseres als in der alten leisten zu können meinte; denn, was er davon wußte, hatte er aus einem nach keiner Seite hin ausreichenden Lehrbuche geschöpft. Man kann es aber um so mehr bedauern, daß der Kandidat bisher um jede Anleitung, sich gründlichere geschichtliche Kenntnisse zu verschaffen, unbekümmert geblieben ist, da es ihm sonst bei den Fähigkeiten, die er besitzt, gewiß nicht schwer geworden wäre, Befriedigenderes zu leisten.

„In der philosophischen Prüfung bewährte Kandidat in Übereinstimmung mit seiner deutschen Arbeit sehr erfreulichen Sinn auch für diese Richtung des Denkens. Fortsetzung der in dieser Beziehung von ihm begonnenen Studien vorausgesetzt, würde er bei seiner sehr entschiedenen Anlage zu deutlicher und bestimmter Begriffsbildung sehr geeignet sein, die ihm anvertrauten Lehrzweige zugleich als Mittel einer philosophischen Propädeutik zu benutzen.

„In der Prüfung über seine Religionskenntnisse genügte er den allgemeinen Anforderungen in sehr befriedigender Weise.

„In der Probelektion unterrichtete er über die Auflösung der quadratischen Gleichung. Sein Vortrag war wohlgeordnet und klar, und es gelang ihm, die Aufmerksamkeit der Schüler zu fesseln, obgleich denselben der behandelte Gegenstand geläufig war.

„In Gemäßheit der vorstehenden Ergebnisse sowie auf Grund des gedachten Zeugnisses des naturwissenschaftlichen Seminars erteilt die unterzeichnete Kommission dem Kandidaten des höheren Schulamtes Arnold Janssen aus Goch die bedingte facultas docendi, indem sie ihn für fähig erklärt, die Mathematik, Physik, Mineralogie, Botanik und

Zoologie in allen Klassen, ferner die Chemie in den untern, das Deutsch und Französische in den mittleren Klassen, die alte Geschichte bis einschließlich Quarta, und endlich bei gewissenhafter Vorbereitung die klassischen Sprachen in den untern Klassen eines Gymnasiums und einer höheren Bürgerschule zu lehren.

Königliche wissenschaftliche Prüfungskommission" usw.

* *
*

So hatte nun unser fleißiger Student das vorgesetzte Zwischenziel mit der ihm eignen Zähigkeit in kurzer Zeit glücklich erreicht. Er hatte das Patent zum Gymnasiallehrer für alle Fächer des Gymnasiums in der Tasche. Kaum wurde der Name des jungen Lehramtskandidaten bekannt, da wurde ihm auch bereits in Berlin eine Stelle mit 800 Talern Jahresgehalt angeboten. Unter den damaligen Verhältnissen war das für einen Lehrer von 22 Jahren ein glänzendes und sehr verlockendes Anerbieten. Die Hauptstadt öffnete ihm ihre Tore zu einer gesicherten Stellung und den Weg zu einer hoffnungsvollen Laufbahn. Aber Arnold Janssen lehnte ohne Schwanken ab. Unverrückbar fest stand in seinem Herzen als Lebensziel das heilige Priestertum.

Es drängt sich uns aber die Frage auf, was unsern Priesterkandidaten wohl bewog, aus eignem Antrieb sich mit solcher Energie gerade den Naturwissenschaften zu widmen. Er hat sich selbst wiederholt darüber ausgesprochen, als er im Studiengang der von ihm gegründeten Missionsgesellschaft, den Naturwissenschaften einen ziemlich breiten Raum gesichert wissen wollte.

Nicht persönliche Liebhaberei, sondern wohlüberlegte und religiöse Ziele leiteten ihn dabei.

Gerade zur Zeit seiner akademischen Studien begannen viele Naturwissenschaftler, durch die blendenden Scheinerfolge Darwinistischer Theorien berauscht, aus dem großen Arsenal der Naturerkenntnisse mit neuem Eifer Waffen für den Kriegszug des Unglaubens gegen die Grundlehren des Christentums zu schmieden. Wie viele Katholiken haben sich durch diese naturwissenschaftlichen Irrlichter betören, in ihrem Glauben irremachen lassen! Wie viele andere wurden mit Zweifeln getränkt, beunruhigt und geängstigt!

Darum hielt es Arnold Janssen für höchst zeitgemäß und wichtig, daß die Naturwissenschaften auf positiv gläubigem Boden eifrig gepflegt würden. Nur nach modern wissenschaftlichen Methoden vorgebildete und mit gründlichen Kenntnissen ausgerüstete katholische Männer könnten dem verheerenden Einfluß der schillernden Afterwissenschaft des Unglaubens wirksam entgegentreten und sie mit ebenbürtigen Waffen bekämpfen. Zugleich werde aber auch durch Pflege tieferen Natur-

verständnisses die sichtbare Schöpfung ihrer hehren Bestimmung entsprechend als eine Offenbarung ihres Schöpfers und seiner Herrlichkeit wieder mehr gewürdigt werden.

„Möge Gott der Heilige Geist unsere Priester lehren," so schreibt er noch am Abende seines Lebens, „packende Schriften besonders gegen die Gottesleugnung herauszugeben und zu zeigen, welch wunderbares Wesen die Lebenskraft ist, die in den Pflanzen und Tieren so wunderbar zweckmäßige und zugleich schöne Organe bildet, und zwar mit einer erstaunlichen Konstanz (Unveränderlichkeit), und die so merkwürdige Instinkte und Triebe mit streng gesetzlicher Konsequenz (Beharrlichkeit) durch die Jahrhunderte sich fortpflanzen läßt."

Im Plane der göttlichen Vorsehung hatte übrigens die schultechnische Vorbildung Arnolds eine besondere Bedeutung für seine dereinstige Lebensaufgabe. Als Gründer einer Missionsgesellschaft, die die Ausbildung ihrer Priester von den ersten Gymnasialklassen an selbst in die Hand nahm und den ganzen Studiengang erst aufbauen mußte, war es für ihn notwendig, selbst Schulmann zu sein und eine entsprechende theoretische und praktische Vorbildung mitzubringen. Die theoretische hatte er sich nunmehr in Bonn erworben und bescheinigen lassen; die praktische sollte er sich später in zwölfjährigem Schuldienst noch aneignen.

Zunächst aber galt es nun, das Hauptziel seines Strebens zu erreichen.

9. Zu den Höhen des Priestertums.

Nach bestandenem Lehramtsexamen blieb Arnold Janssen noch ein Semester in Bonn. Er wandte sich nun fast ausschließlich den theologischen Studien zu. In der Exegese hörte er die Vorlesungen des damals noch so trefflichen Professor Reusch, der später beim Vatikanischen Konzil über das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit stolperte. Er fiel von der katholischen Kirche ab, wurde Generalvikar des altkatholischen Bischofs Reinkens, trennte sich von diesem aber wieder, als die Altkatholiken die Ehelosigkeit der Priester beseitigten. Reusch starb 1900, ohne sich mit der Mutterkirche wieder ausgesöhnt zu haben.

In der Dogmatik besuchte Arnold die Kollegien Professor Dieringers († 1876), der zur Zeit mit Recht als die Leuchte der Bonner Universität galt. Er war ein glänzender Lehrer und voll Eifer

für kirchliches Denken und Leben. Zur kritischen Zeit des Vatikanischen Konzils ließ er sich auch etwas mit den Gegnern des Unfehlbarkeitsdogmas ein, unterwarf sich aber nach der Aufforderung des Erzbischofs Melchers von Köln.

Moral und Kirchengeschichte studierte unser angehender Theologe bei Professor Floß († 1881), der in den schweren siebziger Jahren mit den Professoren Kaulen und Simar die katholisch-theologische Fakultät in Bonn durch sein korrektes Verhalten wirksam stützte. Den Studierenden war der selbstlose Priester ein treuer väterlicher Freund und Berater.

Im Kollegienverzeichnis Arnolds finden wir auch noch Stunden über Profangeschichte und französische Literatur eingetragen. Es ist charakteristisch für sein Wesen, daß er die im Examen auf diesen Gebieten zutage getretenen Schwächen sofort auszumerzen bestrebt war. — Alle seine Professoren bezeugen, daß der Student fleißig die Vorlesungen besucht und ausgenutzt habe.

Im Herbst 1859 kehrte Arnold Janssen nach Münster zurück und trat ins Priesterseminar ein. Er wurde den Alumnen des dritten akademischen oder zweiten theologischen Kursus eingereiht. So hatte er nur noch ein Jahr, um sich für das Seminarexamen zu rüsten, das er im August 1860 ablegte und bestand. Damit trat er in das letzte Jahr zur Vorbereitung auf die heilige Priesterweihe ein.

An der Akademie studierte er noch drei Semester theologische Fächer. Wir wollen auch hier kurz die wichtigeren Disziplinen und ihre Professoren nennen; denn es interessiert uns, welche Gelehrten auf die wissenschaftliche Bildung Arnold Janssens Einfluß ausgeübt, mit welchen bedeutenderen Männern er in den entscheidungsvollsten Jahren seiner geistigen Entwicklung in Berührung gestanden hat.

In der Dogmatik hatte Professor A. Berlage († 1881) den Lehrstuhl inne, der unter den Einflüssen des edlen Möhlers und Hirschers in Tübingen seine vollkommene kirchliche Festigkeit gewonnen hatte. Als Lehrer und Gelehrter zeigte er große Gedankenschärfe und Klarheit des Ausdrucks, so daß seine Schüler viel bei ihm lernten.

Als Exegeten hatte Arnold den Professor Aug. Bisping († 1884), der durch seine praktisch wertvolle Erklärung des Neuen Testamentes sich einen geachteten Namen verschafft hat, und Professor L. Reinke († 1879), der mit Geschick und Erfolg vom geschichtlichen Standpunkt aus die ungläubige protestantische Bibelkritik bekämpfte.

Moral trug der auch in der Dogmengeschichte bedeutsame Professor Jos. Schwane († 1892) vor, ebenso Professor Fr. Friedhoff († 1878), der aber mehr zur Dogmatik sich hingezogen fühlte. Kirchengeschichte lehrte Professor Ad. Cappenberg († 1880).

Arnold benutzte diese Zeit seiner theologischen Studien mit besonderer Treue, und die Zeugnisse seiner Lehrer klingen fast ausnahmslos auf „sehr fleißig und aufmerksam“.

* * *

Mehr noch als die Ausbildung des Geistes interessiert uns bei unserm jungen Theologen die Vorbereitung seines Herzens auf den Empfang der heiligen Priesterweihe. Er war in der Familie schon mit heiliger Ehrfurcht vor dem Priesterstande erfüllt worden, und wir hörten bereits, welch hehre Anschauungen Vater Janssen über die Priester Gottes vor seinen Kindern aussprach. Dazu kam das gesamte tiefreligiöse Empfinden, womit Arnold von Kindheit auf so reichlich getränkt worden, das sein Seelenauge für die Erhabenheit und Würde des Priestertums öffnete. Ferner waren ausgezeichnete Priester, wir erinnern an den Kaplan Ruiter, an Rektor Dr. Perger und manche seiner Lehrer, als lebendige Ideale ihres heiligen Standes, an den Lebensweg Arnolds getreten und hatten ihm mit der Lehre auch das Bild und Vorbild des priesterlichen Berufes in die Seele gezeichnet. So war er unter Eindrücken und Einflüssen herangewachsen, die notwendig eine glückliche Seelenverfassung in der näheren Vorbereitungszeit zur Priesterweihe in ihm erzeugen mußten.

Zu den glücklichen äußeren Vorbedingungen gesellten sich recht günstige innere Veranlagungen und Gesinnungen. Sein ernstes stilles Wesen, seine Neigung zur Gründlichkeit, sein wahrhaft frommer, zur Aszese neigender Sinn mußten sich bei dem entscheidensten Schritt seines Lebens mit besonderem Nachdruck Geltung verschaffen. So fand die hohe Gnade, der er entgegenging, einen günstigen und empfänglichen Grund für die weihevollen Strahlen, die sie wie das Morgenrot ihrer nahen Ankunft während der Vorbereitungszeit schon in seine Seele sandte.

Ob Arnold damals für sich selbst Aufzeichnungen gemacht und seine Stimmungen dem Papier anvertraut hat, ist unbekannt. Glücklicherweise sind uns aber zwei Briefe aus jener Zeit erhalten, die uns einen Blick in seine innere Welt gestatten und etwas von den Gedanken und Gefühlen offenbaren, die seine Seele bewegten.

Der erste Brief ist dreiviertel Jahr vor seiner Priesterweihe geschrieben, aus Anlaß des Namenstages seiner Mutter und hat folgenden Wortlaut:

Münster, den 25. November 1860.

Innigstgeliebte Mutter!

„Du siehst, ich vergesse auch im Priesterseminar Deinen Namenstag nicht und beeile mich, noch morgens vor acht Uhr, wo die Vorlesungen beginnen, ein Briefchen fertig zu machen, auf daß es noch zur rechten

Zeit, Sonntag den 25., eintreffe zu Goch auf der Frauenstraße, um Dir noch mit den anderen zu gleicher Zeit meine Glückwünsche darzubringen.

Ich sitze gerade auf meinem Zimmerchen allein im frühen Morgendunkel. Neben mir brennt noch die Kerze, vor mir steht ein Christusbild, und es ist still, ganz still in meiner Seele. Da tönt eben wieder von einem nahen oder fernen Kirchturm ein Glöcklein durch die dunkle Nacht zu mir herüber; es ruft die Gläubigen, von ihren Schlafstätten sich zu erheben und in die Kirche zu kommen, wo das allerheiligste Opfer des Herrn vorbereitet wird. Es ergreift mich wunderbar; ich denke, auch du selbst sollst bald zum heiligen Altare hinzutreten, an Jesu Christi Stelle dort stehen und die heiligen Geheimnisse feiern. — Und dann wenden sich meine Gedanken zu dem friedlich stillen Ort, wo ich mich seit einigen Tagen befinde, um mich zu jener heiligen Handlung vorzubereiten. Ich denke an meine verflossenen Lebensjahre zurück, an die Tage der ersten Kindheit und des heranwachsenden Alters im elterlichen Hause, an die glückliche Stunde, wo ich vernahm, daß Ihr bereit waret, meinem Herzenswunsch, studieren zu können, zu willfahren. Und dann treten meine langen Studienjahre mit ihren Anstrengungen, Mühen und Gefahren vor meine Seele. Und jetzt bin ich glücklich bis ins Priesterseminar gelangt, stehe nahe vor den heiligen Weihen und über ein Jahr vielleicht schon in amtlicher Tätigkeit. Wenn ich alles dies ernst bedenke, so muß ich sagen, daß ich dem lieben Gott recht viel Dank schuldig bin für seine väterliche Leitung. Alles hat er mich gelingen lassen; vor Krankheit und störendem Mißgeschick hat er mich bewahrt, während so manche meiner Studiengenossen dahinsiechen oder bereits im Grabe liegen, noch ehe sie das Ziel jahrelanger Bemühungen erreicht. Und dann die Gefahren, die das Studium mit sich bringt, in denen seine Hand mich nicht hat untergehen lassen.

Wem habe ich aber alles dies zum großen Teile zuzuschreiben?

Da erscheint vor mir das Bild meiner guten Mutter, wie sie in der Kindheit mich genährt und gepflegt, zum Guten angehalten, und wie sie auch, als ich fern vom elterlichen Hause war, nicht aufgehört hat, ihre täglichen Gebete für mich darzubringen und gewiß recht oft und inständig zum Geber alles Guten für mich gebetet hat.

Darum heute meinen herzlichsten Dank, liebe Mutter, und meine besten Glückwünsche zu Deinem heutigen Namensfeste. Möge der liebe Gott Dich samt dem Vater uns Kindern noch recht lange erhalten und uns alle recht glücklich werden lassen, bis er kommt, um uns den Lohn unserer Mühen zu geben!

Ich bitte Dich, fahre fort, für mich zu beten, daß Gott mich recht würdig vorbereitet zu seinem heiligen Dienste berufe, so wie ich nicht unterlassen werde, auch für Dich zu beten."

Dein in Christo Dich liebender Sohn

Arnold.

Den zweiten Brief schrieb Arnold an seine Eltern eine Woche vor dem großen Tag, als er bereits die Diakonatsweihe empfangen hatte. Er enthält die letzten Mitteilungen und Bitten vor dem Feste.

Münster, den 7. August 1861.

Liebe Eltern!

„Wonach Ihr alle Euch schon so lange gesehnt, wird jetzt bald in Erfüllung gehen.

Nachdem ich den 27. und 28. Juli das schriftliche Examen gemacht, stand ich diesen Morgen mit noch fünf anderen vor dem hochwürdigen Herrn Generalvikar, um das mündliche Examen abzulegen. Diesen Abend beginnen die Exerzitien, Donnerstag, den 15. August wird die heilige Weihe stattfinden und der Herr mich in die Zahl seiner Priester aufnehmen. Zwei Tage darauf (Samstag, den 17.) werde ich sodann, so Gott will, zum erstenmal das hohe Glück haben, dem Herrn das Opfer seines Sohnes und unseres Heilandes darzubringen.

Freuet Euch mit mir und preiset den Herrn, der so Großes an mir tun will, der bisher so liebevoll mich geführt und in den nächsten Tagen seine große Güte in noch höherem Maße an mir beweisen will. Aber betet recht fleißig für mich und opfert Eure Werke für mich auf, auf daß der Herr gebe, daß ich kein unwürdiger Priester in seinem Heiligtum werde. Seht, seine große Güte hält vielleicht schon die Hand ausgestreckt, um mir mit dem Empfang der Priesterweihe große Gnaden mitzuteilen, und er wartet vielleicht nur darauf, daß Ihr ihn darum für mich bittet. Tut es, tut es recht fleißig! Der Herr will mir ein Mittel in die Hand geben, wodurch ich imstande sein werde, es Euch zu vergelten. Ich werde bei meiner ersten heiligen Messe Euer eingedenk sein. Ihr werdet dies auch den Herrn Kaplänen (in Goch) sowie den Verwandten mitteilen.

Ich habe gedacht, meine erste Messe in Goch gegen Samstag den 24. August oder Montag darauf zu halten; teilt mir Eure Meinung darüber mit. Alsdann will ich, falls niemand kommt, über acht Tagen schreiben und den Tag festsetzen."

Lebt recht wohl bis zu frohem Wiedersehn!

Euer Sohn Arnold Janssen, Diakon.

Priesterweihe und Primiz fanden an den genannten Tagen statt. Subdiakon war Arnold am 16. März, Diakon am 25. Mai desselben Jahres geworden. Subdiakonats- und Priesterweihe empfing er vom Herrn Weihbischof Boßmann, die Diakonatsweihe von der Hand des hochwürdigsten Bischofs Johann G. Müller. Er wurde etwas früher als seine Kursusgenossen ausgeweiht, weil er für eine Lehrstelle an der neuen höheren Bürgerschule in Bocholt in Aussicht genommen worden war.

Sein erstes heiliges Meßopfer feierte der junge Priester in der Überwasserkirche in Münster, die mit dem Seminar verbunden

war. Assistenz leistete der Subregens Dr. Giese, nachmaliger Generalvikar von Münster. Zwei Kursusfreunde, van Bebber und Bleß, ministrierten. Letzterer hielt ihm 25 Jahre später in Steyl die Sekundizpredigt.

Zu seinem Primiztage (Oktav von Laurentius) macht Arn. Janssen später die Bemerkung: „An diesem Tage kommen in der Epistel die Worte vor: ‚Qui parce seminat, parce et metet; et qui seminat, de benedictionibus, de benedictionibus et metet.‘ (Wer spärlich sät, wird auch spärlich ernten; wer aber reichlich sät, wird auch reichlich ernten); und im Evangelium: ‚nisi granum frumenti cadens in terram mortuum fuerit, ipsum solum manet; si autem mortuum fuerit, multum fructum affert.‘ (Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht.) Diese Worte machten auf mich einen tiefen Eindruck. — Mein guter Vater war zur Feier nach Münster herübergekommen und wohnte der Primiz — wenn ich nicht irre, auch der Priesterweihe — bei. Nach Hause kam ich erst Anfang September und habe dort in aller Stille meine Primiz an einem Werktage gefeiert. Eine öffentliche Feier fand damals bei solchem Anlaß nicht statt."

So hatte denn Arnold Janssen, nicht ganz 24 Jahre alt, das hohe Lebensziel erreicht: er war Priester des Allerhöchsten, Werkzeug seiner rettenden Liebe. Der Herr aber behielt ihn weiter in der Schule seiner Vorsehung, um ihn heranzubilden und auszureifen für die Aufgabe, die er in der heiligen Kirche zum Heile vieler Seelen erfüllen sollte.

10. Priester und Lehrer.

Bald nach seiner Priesterweihe erhielt Arnold Janssen die Berufung als Lehrer an die höhere Bürgerschule in Bocholt, die die Realgymnasialklassen bis Sekunda einschließlich umfaßte. Er trat diese Stelle zugleich mit dem neuernannten Rektor Waldau, einem älteren Priester, am 15. Oktober 1861 an und führte den Titel „Conrektor". In dieser Eigenschaft genoß er mit dem Rektor gewisse Ehrenrechte; so nahm er z. B. an den Sitzungen des Kuratoriums teil.

Die neue Schule war eine Umgestaltung der alten Rektoratsschule im ehemaligen Franziskanerkloster, die aber in den letzten Jahren sehr zurückgegangen war und nur mehr elf Schüler hatte. Manche alten Mißstände bereiteten dem neuen Werk nicht unerhebliche Schwierigkeiten, und die beiden neuen Lehrer und Leiter hatten zuerst

allerlei Unannehmlichkeiten zu überwinden. Später wurde die höhere Bürgerschule in einen Neubau verlegt. (1867.)

Über die Lehrtätigkeit selbst spricht sich Arnold Janssen also aus: „Nach und nach mußte ich in allen Fächern, die bis Prima vorkommen, Unterricht erteilen. Ich hatte gewöhnlich wöchentlich 24 Stunden, im Kriegsjahr 1870/71 aber 30, weil ein Kollege zu den Waffen eingerufen wurde, dessen Stunden wir mit übernehmen mußten. Außerdem hatte ich jede Woche 4—6 Korrekturen, die mir viel Arbeit machten. Namentlich die Mathematik-Korrekturen sind sehr anstrengend, wenn sie gut gemacht werden sollen. In den letzten Jahren, da die Zahl der Lehrer und Schüler sich mehrte, unterrichtete ich besonders in der Mathematik im kaufmännischen Rechnen, in den Naturwissenschaften und der französischen Sprache.

„Große Freude hatte ich, als wir nach einigen Jahren (1868) den frommen und naturkundigen Herrn Karl Berthold[1] vom Gymnasium zu Brilon als Lehrer erhielten. Dieser nahm mir die Naturbeschreibung ab. Er war ein sehr guter Herr und ging, obwohl Laie, alle acht Tage zu den heiligen Sakramenten. Aus Pietät hatte er seine protestantische Mutter und zwei Schwestern zu sich genommen."

Mit seinen Amtskollegen stand Arnold Janssen in einem sehr guten Verhältnis; ebenso war er unter der Pfarrgeistlichkeit wegen seines stets hilfbereiten Wesens beliebt. Auf die intim freundschaftliche Beziehung zu seinem Rektor, dem Herrn Waldau, wirft eine gelegentliche launige Bemerkung Arnolds in einem Briefe an seine Eltern ein vorteilhaftes Licht.

Die treubesorgte Mutter hatte ihm zum Nikolaustage ein besonderes Weißbrot gebacken. Dafür dankend schreibt er: „Der Nikolasstuten war mir eine große Überraschung. Ich holte gleich den Herrn Rektor herbei und wir teilten das Geschenk unter uns. Ein Stück von dem einen Teil ist nachher vom Rektor noch in die Hand eines Armen geschoben worden. Ich habe aber die erste Zeit Meyermanns (seinen Kostleuten) die Brötchen geschenkt und es mir trefflich schmecken lassen. Ob sie sich auch den Kopf darüber zerbrochen haben, weswegen ich morgens nichts aß, weiß ich nicht. Sie haben mich am Ende für krank gehalten. Vielleicht aber haben sie sich den leergewordenen Butterteller angeschaut und daran in Verbindung mit dem angekommenen Paket allerlei Kalkulationen gemacht."

[1] Karl Berthold (1835—1884), katholischer Schriftsteller, ist bekannt durch seine edlen und geistreichen Naturschilderungen: „Betrachtungen der Natur im Lichte des Christentums", „Darstellungen aus der Natur", „Das Naturschöne". Er betrieb auch Belletristik und war Herausgeber der Zeitschrift: „Natur und Offenbarung".

Mit seinen Pflichten als Lehrer nahm der junge Erzieher es sehr ernst und gewissenhaft. Das Lehramt war ihm eine verantwortungsvolle Berufsarbeit. An seinem vorgesetzten Rektor hatte er darin ein mustergültiges Beispiel. Die beiden Männer harmonierten vollkommen in der pflichtgetreuen Hingabe an ihre Lehr- und Erzieheraufgabe. Nur recht ungern sah Rektor Waldau nach zwölfjähriger Zusammenarbeit seinen fleißigen und fähigen Gehilfen scheiden. Er stellte ihm folgendes ehrenvolle „Dienstführungszeugnis" aus:

„Arnold Janssen, geb. zu Goch am 5. November 1837, war seit dem 15. Oktober 1861 an der hiesigen Schule beschäftigt, wurde im April 1862 provisorisch und im November 1863 definitiv als erster ordentlicher Lehrer an derselben angestellt und wirkte als solcher bis Herbst 1873, wo er auf seinen Wunsch aus seiner Stellung entlassen wurde. — Während dieser Zeit hat er in sämtlichen Fächern der Gymnasien und Realschulen unterrichtet, vorzugsweise in der Mathematik und den Naturwissenschaften; insbesondere waren ihm allein in der Sekunda stets der ganze Unterricht in der Mathematik und die sämtlichen Naturwissenschaften anvertraut; auch bekleidete er wiederholt in allen Klassen mit Ausnahme der Sekunda das Ordinariat.

„Sein Unterricht bewies, daß er den Unterrichtsstoff allseitig durchdacht habe und völlig beherrschte; auf die einzelnen Stunden bereitete er sich sorgfältig vor und gab sich in denselben große Mühe, die Sache seinen Schülern möglichst klarzumachen; durch Stellung scharf bestimmter Fragen leitete er dieselben zu genauen Antworten an und verstand es auch, sie zum häuslichen Fleiß anzuregen. Die Korrektur der schriftlichen Arbeiten vollzog er mit großer Gewissenhaftigkeit. Die Resultate, welche er infolgedessen erzielte, verdienen die vollste Anerkennung. — Eine große Sorgfalt verwandte er auf die Beschaffung der physikalischen Instrumente und naturwissenschaftlichen Sammlungen. — Die Disziplin wußte er in der Schule aufrechtzuerhalten; nicht bloß in der Schule, sondern auch außerhalb derselben war er eifrig bemüht, die Schüler zu einem sittlichen, religiösen Leben anzuleiten und sie in demselben zu befestigen.

„Sein Verhältnis zu seinen Kollegen war ein gutes. Sein außeramtliches Verhalten erwarb ihm die allgemeine Achtung. Die Anstalt sah ihn mit großem Bedauern scheiden.

Bocholt, den 30. Mai 1875. Waldau,
Rektor der Höheren Bürgerschule."

Gegen seine Schüler war Arnold Janssen seinem ernsten Charakter entsprechend eher streng als nachsichtig. Er stellte an sich selbst hohe Anforderungen in der Arbeit und Selbstzucht und verlangte beides auch von den Schülern. So waren sie mit einem heilsamen Respekt vor ihm erfüllt.

Zur rechten Zeit wußte er aber auch sich mit ihnen zu freuen. So heißt es z. B. in einem Briefe an seine Eltern vom 11. Juni des Jahres 1866:

„Heute haben wir mit unsern Schülern einen Ausgang gemacht. Sie hatten drei Trompeten, einen Säbel für den Kommandanten, zwei Trommeln (eine recht große hatten sie sich beim Bürgermeister geliehen) und eine schöne schwarz-rot-goldene Fahne an der Spitze. Wir zogen halb zwei Uhr aus, haben zuerst Räuber und Gendarm gespielt, dann Kaffee getrunken. Dann haben die Knaben etwas herumgetutet, auch wurde Blindekuh gespielt und mit Räuber und Gendarm geschlossen. Mir passierte zu guter Letzt noch das Unglück, daß ich als einzelner Gendarm in die Hände einer großen Anzahl Räuber unter Anführung des Herrn Rektors Waldau fiel und von diesen gefangengenommen wurde."

* * *

Die sonstigen Verhältnisse, die Arnold Janssen in Bocholt umgaben, waren recht angenehm. „Ich verlebte dort glückliche, aber auch arbeitsvolle Jahre." Bocholt war eine große blühende Pfarrei; zur Stadtgemeinde gehörten 5000, zur Landgemeinde 4000 Seelen. Der Pfarrer Tarnhorst, ein geborener Münsteraner, war ein tüchtiger Priester. Unter ihm wurde die Pfarrkirche in jenen Jahren gründlich restauriert. Es herrschte ein blühendes kirchliches Leben. „Sehr erbaute mich auch", so erzählt P. Arnold später, „der schöne Gottesdienst, und ich erkannte, wie wichtig es für die katholische Gemeinde ist, daß der Gottesdienst recht auferbaulich und mit größerer Feierlichkeit abgehalten wird. Während der österlichen Zeit war jeden Sonntag Matutin, bei der ich mich einfand, wenn ich konnte."

An der Pfarrkirche hatte Arnold Janssen zwei kleine Pfründen, Vikarien inne, die einen Teil seines Gehaltes ausmachten; den Rest zahlte die Stadtkasse. Die eine Vikarie war zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit, die andere zu Ehren der beiden Apostel Simon und Judas errichtet[1]. Seelsorgliche Verpflichtungen waren damit weiter nicht verbunden. Doch mußte er an allen Sonn- und Festtagen beim Hochamt im Chore gegenwärtig sein, ebenso bei den Vespern an den Festtagen.

[1] Die jährlichen Einnahmen aus diesen Vikarien waren folgende. 1. Aus ss. Trinitatis an Geld: 116 Reichstaler, 21 Silbergroschen, 3 Pfennige; an Korn: 8 Scheffel Roggen, 2 Scheffel Buchweizen, 1/2 Scheffel Hafer. Verpflichtung: jährlich 70 heilige Messen zu lesen. — Aus s. Simonis et Judae an Geld: 105 Reichstaler, 1 Silbergroschen, 7 Pfennige; an Korn: als Zehnten 6 Scheffel Roggen, Bocholter Maß, oder 3 Scheffel 6 11/100 Metzen, preußisches Maß; als Pacht: noch 7 Scheffel Roggen, 1/2 Scheffel Buchweizen und 1/2 Scheffel Hafer. Verpflichtung: jährlich sind 72 heilige Messen zu lesen, und an die Pfarrkirche muß ein Kanon von 6 Silbergroschen, 5 Pfennige entrichtet werden.

Später wurde er von diesen Verpflichtungen wegen der Fülle seiner Arbeiten bis auf die höchsten Feiertage dispensiert. Als Inhaber dieser Vikarien führte er den Titel Vikar und wurde meist so angeredet.

Im übrigen nahm Vikar Janssen aus freiem Antrieb fleißig an den Aufgaben der Seelsorge teil, soweit er nur konnte. Samstags und Sonntags half er immer im Beichtstuhl aus. Oft wurde er von den andern Geistlichen, besonders aber vom Pfarrer, um Übernahme einer Predigt ersucht. Das geschah dann gewöhnlich in den letzten Tagen der Woche, wenn die Sache schon recht drängte. Der stets hilfsbereite Conrektor konnte nicht nein sagen. „Ich habe es ihm (dem Pfarrer) niemals abgeschlagen," berichtet er treuherzig.

Sehr viel wurde er zum Levitieren herangeholt. Dann machte er immer den Subdiakon, um nur die Epistel singen zu müssen. Singen war nämlich seine schwächste Seite. Er hatte kein Gehör dazu. Zeigten die Noten abwärts, oder aufwärts, dann senkte oder hob er den Kopf, sang aber so ziemlich auf demselben Ton weiter. Wieviel Mühe hat er sich selbst als älterer Mann noch gegeben, um seinen Gesang zu verbessern. Mit heiterer Anspielung auf seine schwachen Leistungen als Sänger erzählt er: „Ich habe niemals in Bocholt ein Hochamt gehalten, und als ich einst in Dingden eins hielt, wurde mir so viel gesagt, daß ich jeden ferneren Versuch aufgab und kein zweites mehr hielt."

* * *

Im inneren Leben prägte sich in diesen Jahren bei Arnold Janssen immer stärker der ihm eigne Zug zur Aszese und zum Gebetsleben aus. In den Briefen an die Eltern klingen häufiger und stärker Gedanken über die ungeteilte Hingabe an den göttlichen Willen durch, das Verlangen, für Gott allein zu leben. „Wie Maria so müssen auch wir uns den lieben Gott mit kindlichem Vertrauen opfern und ihn bitten, nach seinem allerheiligsten, liebsten Willen mit uns zu verfahren; auch unsere Liebe nicht an die Dinge dieser Welt verschwenden, sondern sie auf Gott, das höchste Gut, richten, von dem alles Gute und Schöne herkommt, und der unser ganzes Herz haben will[1]."

Es ist rührend, wie herzlich der junge Priester bei jeder passenden Gelegenheit seinen frommen Eltern für die empfangene gute Erziehung dankt, der er nächst Gott sein Lebensglück zuschreibt. So heißt es in einem Briefe an seine Mutter: „Du hast uns für den lieben Gott erzogen, zum Gebet und zu allen guten Dingen uns immerdar fleißig angehalten und hast selbst nicht verfehlt, uns mit einem guten Beispiel

[1] Brief vom 23. November 1865.

voranzugehen. Gewiß hast Du durch Dein Gebet uns viele Gnaden erworben[1]."

Der eigne Gebetseifer Arnold Janssens wird beleuchtet durch eine gelegentliche Mitteilung seines vertrauten Freundes, des Rektors Waldau: „Den heiligen Kreuzweg pflegte Arnold täglich mehreremal zu beten; allerdings mußte er es manchmal recht schnell machen. — Er veranlaßte uns auch, beim gemeinsamen Mittagstisch eine Viertelstunde fromme Lesung zu halten, gewöhnlich aus den Schriften der Anna Katharina Emmerich oder aus dem Leben der Heiligen."

Einen tiefen Blick in die Stimmungen und Wünsche der Seele des frommen Priesters läßt uns ein Vorsatz tun, den er damals (wahrscheinlich im Jahre 1871) in lateinischer Fassung niedergeschrieben hat. Der Kern des umfangreicheren Schriftstückes lautet also: „Es ist mein Vorsatz, folgendes auszuführen: An allen Freitagen des ganzen Jahres, ausgenommen die Leidenswoche, wofern mich nicht gestiftete Messen hindern (in dem Falle werde ich einen anderen Tag wählen), will ich die heilige Messe ohne Stipendium lesen zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu, um sein Hohespriestertum, seine Liebe und alle seine Tugenden zu verherrlichen. Ganz besonders aber will ich dabei der höchsten Majestät, Liebe und Gnade der diesem Herzen innewohnenden allerheiligsten Dreifaltigkeit, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes huldigen, und zwar:

1. Damit der große dreieinige Gott durch die Überfülle der Gnaden dieses heiligsten Herzens vermehren möge die frommen Werke und Gebete in der Welt sowie die Zahl seiner Bekenner und Diener.

2. Daß er den Gebeten, Arbeiten und Leiden aller Gläubigen, besonders aber der von ihm zum Verdienen für die Kirche bevorzugten Seelen (Stigmatisierten), insofern sie auf die Erfüllung der Wünsche unseres Heilandes gerichtet sind, durch jene heiligen Meßopfer segnen wolle.

3. Damit er, unser Hohepriester und Liebhaber der frommen Seelen, alle Priester, die diese heilige Gewohnheit (Aufopferung der Freitagsmesse) annehmen, mehr und mehr mit seinem göttlichen Herzen vereinige und mit dem Schatze größerer Gnade und Liebe auszeichnen möge[2]."

---

[1] Brief vom 23. November 1871.

[2] Arnold Janssen hat sich sehr viel Mühe gegeben, auch andere Priester für die Übernahme dieser Verpflichtung zu gewinnen; im ganzen allerdings mit wenig Erfolg. Es war tatsächlich ein etwas zu hochgreifendes Ideal. — In welch großem Umfange er unter den Priestern seiner Missionsgesellschaft das stipendienfreie fürbittende Meßopfer anordnete, werden wir später noch sehen.

In einem erklärenden Beisatz sagt Arnold Janssen, daß er dieses Versprechen nicht als ein Gelübde, sondern als einen einfachen und widerruflichen Vorsatz ablege. Diese Vorsicht kennzeichnet die ruhige Überlegung, womit er eine solche außergewöhnliche Verpflichtung sich auferlegte. Jährlich 51 heilige Messen stipendienfrei verschenken, ist materiell schon für einen unbemittelten Priester gewiß ein nicht geringes Opfer.

Mehr aber noch als die Opfergröße interessieren uns die Zwecke, die Arnold Janssen bei diesem Versprechen im Auge hatte und ausspricht. Sie verraten eine wahrhaft große Seele, die von mehr als gewöhnlich hohen Gedanken und Neigungen erfüllt und getragen ist. Der Eifer für die Ehre des heiligen dreieinigen Gottes und für die Erfüllung der desideria Sacratissimi Cordis Jesu, der Heilswünsche des göttlichen Herzens Jesu in der ganzen Welt, ringen und drängen in seinem Innern und suchen, einen befriedigend großen Ausdruck zu finden.

Nicht alltäglich gesinnte Geister kommen auf solche Ideen. Es ist echt apostolischer Geist, der aus diesem Vorsatz spricht. Wir sehen hier einen Vorboten der größeren Lebensaufgabe, wonach er unbewußt sich sehnt, und worin sein Hunger, die Verherrlichung Gottes und den Triumph des göttlichen Herzens zu fördern, sich einst stillen soll.

Wir verstehen es nun, daß dieser junge Lehrer und Priester, obwohl reichlich mit Arbeit beladen, doch in seiner Tätigkeit kein volles Genüge fand. Er verlangte nach einem weiterreichenden Wirkungskreis. Zunächst aber war er sich noch nicht klar, wohin der Zug seines Herzens zielte. So ergriff er denn gern eine Gelegenheit, die sich mehr zufällig ihm darbot.

11. In der Schule des Apostolates.

Im Jahre 1867 unternahm Vikar Janssen während der Herbstferien eine größere Reise. Er kam nach Paris zur Industrieausstellung, zum Grabe des seligen Pfarrers von Ars, den er besonders verehrte, und er besuchte auch die Generalversammlung des „Katholischen Vereins Deutschlands", die in Innsbruck tagte.

Hier lernte er den Jesuitenpater Malfatti kennen, der damals Direktor des „Gebetsapostolats" für Deutschland und Österreich-Ungarn war. Wie die beiden Männer sich nähergetreten sind, ist nicht bekannt. Malfatti lernte den jungen Priester aus Norddeutschland schätzen und

schlug ihm vor, er solle die Ausbreitung und die Leitung des frommen Vereins in der Diözese Münster übernehmen.

Wo immer es galt, ein gutes Werk zu fördern, klopfte man bei Vikar Janssen nie vergebens an. Die angebotene fromme Arbeit fand sofort sein Interesse; ohne Zaudern sagte er zu und wurde von seinem Bischof in diesem Amte bestätigt.

Das Gebetsapostolat ist ein frommer Verein, der im Jahre 1844 unter den Scholastikern der Gesellschaft Jesu in Vals in Frankreich zuerst gebildet wurde unter dem Namen „Apostolat des Gebetes in Vereinigung mit dem Herzen Jesu". Darin ist der Zweck deutlich ausgesprochen: er will die apostolische Aufgabe zur Förderung der Ehre Gottes und des Heiles der Seelen durch Gebet und andere verdienstliche Werke der Frömmigkeit ausüben. Dabei vereinigen die Mitglieder ihre Übungen, Arbeiten und Leiden mit den Bitten und Opfern des göttlichen Herzens Jesu.

Dieses fromme Werk wurde vom Päpstlichen Stuhle mit vielen Ablässen und warmen Empfehlungen begünstigt und erlangte rasche Ausbreitung in der ganzen Welt. In Deutschland wurde es mächtig gefördert durch die Empfehlungen, die ihm seit dem Jahre 1864 immer wieder aufs neue auf den Generalversammlungen der Katholiken zuteil wurden[1].

Der apostolische Geist dieser schönen Gebetsvereinigung, die zugleich eine vorzügliche Verehrung des göttlichen Herzens Jesu pflegt, fand im gleichgesinnten Herzen Arnold Janssens starken Widerhall. Mit der ihm eignen Pflichttreue und Beharrlichkeit nahm er sich der neuen Aufgabe tatkräftig an. Er verfaßte besondere Aufnahmeheftchen mit kräftigen Aufnahmegebeten, die viel Anklang fanden.

Zur Beförderung des Werkes benutzte er vor allem seine Ferien. Zu Fuß wanderte er von Pfarrei zu Pfarrei, und es wird nur wenige Pfarreien der großen Diözese Münster geben, die er nicht persönlich zu diesem Zweck besucht hätte. Durchschnittlich gewann er auf solchen

[1] Auf der 20. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands in Düsseldorf im Jahre 1869 stellte unser Vikar Arnold Janssen folgenden Antrag, der auch Annahme fand:

„In Erwägung, daß die Förderung des Gebetes der Fürbitte für die allgemeinen Anliegen ein besonders wichtiges Anliegen der Zeit ist, empfiehlt die Generalversammlung den von so vielen hochwürdigsten Bischöfen bereits empfohlenen Verein des Gebetsapostolats auch ihrerseits als ein besonders geeignetes und kräftiges Mittel, um sich selbst immer mehr mit dem Geiste der Hingabe für die Sache Gottes zu erfüllen und viele und eifrige Gebete zu veranlassen, allen Katholiken aufs wärmste." (Verhandlungen der 20. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands in Düsseldorf 1869, S. 272.)

apostolischen Wanderungen täglich drei Pfarreien. Arnold Janssen erzählt selbst hierüber folgendes:

„Von da an (1867) wandte ich dem Gebetsapostolat meine besondere Neigung zu. Es gefiel mir vor allem die Aufopferung der täglichen Werke für die Anliegen des heiligsten Herzens Jesu. Ich habe die Ferien immer treulich benützt, um für die Ausbreitung des Apostolats in der Diözese Münster zu arbeiten. Ich wirkte auch dafür, daß der Geist der Fürbitte überhaupt wachse, und man dazu übergehe, auch die gewöhnlichen Gebete, z. B. den Rosenkranz, für die Anliegen Jesu aufzuopfern. In diesem Sinne arbeitete ich auch fünf Meinungen aus zur Aufopferung des Rosenkranzes. Diese fanden sehr große Verbreitung und wurden in vielen Kirchen, in manchen auch während der Schulmessen, gebetet. Das Gebetsapostolat fand fast in der ganzen Diözese Münster Einführung; es sind nur wenige Pfarreien, die ich dieserhalb nicht besucht habe."

Das hier erwähnte Aufopferungsgebet des heiligen Rosenkranzes hat weithin eine recht freundliche Aufnahme gefunden. Der seeleneifrige Priester sandte es an die Zentrale des Gebetsapostolats in Toulouse, wo es viel Beifall fand und in den Heften des Vereins veröffentlicht wurde. Auch sonst bemühte sich die Zentralleitung um die Verbreitung. Der Vizedirektor, Jesuitenpater G. Demartral, schrieb an Arnold Janssen über diese Gebete: . . . „sie erscheinen uns in der Tat schön, fromm und ganz im Geiste des heiligen Charakters unseres Apostolats[1]."

Auch an die deutschen Bischöfe sandte Arnold Janssen diese Gebetszettel und bat um Verbreitung in den Diözesen. Aus den Antwortsschreiben ist ersichtlich, daß die Anregung gut aufgenommen wurde und Veröffentlichung und Empfehlung in den Pastoral-Blättern erfolgte.

Gleichzeitig mit der Ausbreitung des Gebetsapostolats und der Aufopferungsgebete des Rosenkranzes für die Bedrängnisse der Kirche ließ sich der eifrige Priester die Verbreitung zweier entsprechender religiöser Bilder angelegen sein, die der bekannte Düsseldorfer Maler Franz Commans für ihn ausgeführt hatte. Das eine stellte das göttliche Herz Jesu in Wolken dar, das andere die unbefleckt empfangene Jungfrau auf der Mondsichel schwebend mit einem Kranz von zwölf Sternen über dem Haupte. Diese Darstellungen hatte sich Vikar Janssen durch einen Erlaß des Ministeriums für geistlichen Unterricht in Berlin unter dem 24. Januar 1867 vor Nachbildung schützen lassen.

* * *

---

[1] Brief vom 21. Dezember 1872.

Die andauernde und lebhafte Beschäftigung mit den erhabenen Gedanken und großen Zwecken des Gebetsapostolats haben zweifellos nicht wenig Arnold Janssens innere Welt bestimmend beeinflußt. Sie fanden starkes Echo in seiner frommen Seele, die für die Verherrlichung des heiligen dreieinigen Gottes und die besondere Verehrung des göttlichen Herzens Jesu glühte. Diese apostolischen Ideen und Wünsche wurden mehr und mehr die Grundstimmung für sein Sinnen und Streben.

Wir irren kaum mit der Annahme, daß diese Tätigkeit für die Verbreitung des Gebetsapostolats ein Mittel in der Hand der Vorsehung gewesen ist, um Arnold Janssen auf das große Apostolat der Weltmission unter den Heidenvölkern, das er einst so mächtig fördern sollte, hinzulenken.

Wenn wir uns den jungen Priester jener Zeit vorstellen, wie er wochenlang von Pfarrei zu Pfarrei pilgerte, um überall den Geist des apostolischen Gebetes anzuregen und praktisch zu fördern, um Verständnis für die Bedrängnisse der Kirche und ihre weltgroßen Anliegen zu wecken, um die Herzen der Gläubigen anzuleiten, nach dem Vorbilde des göttlichen Herzens weit und groß zu werden, echt katholisch zu fühlen und zu handeln, dann erkennen wir: Das ist Missionsarbeit, das ist ein Missionar, dessen Seele Apostelgeist erfüllt. Arnold Janssen ging in dieser Zeit, sich selbst unbewußt, raschen Schrittes in den Geist seiner wahren Lebensaufgabe hinein, und die Stunde nahte, wo er sich ganz für sie entschied.

Die nebenamtliche Tätigkeit des Conrektors an der Lehranstalt in Bocholt als Diözesandirektor des Gebetsapostolats war für ihn selbst eine Gnade. Er hat sie mit großem Eifer und opferfreudiger Pflichttreue benutzt. Zum Lohne dafür wurde sein Auge geöffnet für den großen Weinberg der Heidenmission und es erging an ihn der Ruf, dort in besonderer Weise Gottes Werkzeug zu werden.

Wir finden, daß in jener Zeit Vikar Janssen begann, einen nicht geringeren Eifer für die äußere Missionen wie für die innere an den Tag zu legen. Vor befreundeten Priestern sprach er oft seinen Schmerz aus, daß in Deutschland das Interesse für das Werk der Glaubensverbreitung so sehr daniederliege, insbesondere wie sehr Deutschland vor anderen Nationen zurückstehe in der Heranbildung und Aussendung von Missionaren.

Er ließ es aber nicht mit bloßem Bedauern genug sein. Tatkräftig arbeitete er für die Unterstützung der Missionare. Wo immer er Gelegenheit fand, empfahl er die Missionare und sammelte selbst bedeutende Summen Missionsbeiträge. Sehr oft begegnet uns sein Name in den Gabenverzeichnissen der Missionszeitschriften, und in seinen

Aufzeichnungen aus jenen Jahren finden sich öfters Angaben über empfangene und weitergeleitete Missionsalmosen. Sehr viele solcher Gaben wandte er dem vortrefflichen Bischof Daniele Comboni von Zentralafrika zu († 1881), der ihn auch später in Steyl besuchte und dabei den ersten Anstoß zur Gründung der Kongregation der Steyler Missionsschwestern gab.

* * *

Vikar Janssen fand in seinem Apostolat wachsende Befriedigung. Das Interesse für innere und äußere Missionsarbeit nahm einen immer größeren Raum in seinem Herzen ein. Diese rein religiöse Beschäftigung entsprach so sehr seinen Neigungen, daß er den Entschluß faßte, sich ihr ganz zu widmen und sein Lehramt niederzulegen.

Mit diesem Plan gab er eine sichere Lebensstellung auf und trat aus einer Laufbahn heraus, für die er vorgebildet war und sich geeignet erwiesen hatte. Er tauschte auch keine entsprechende neue Berufsaufgabe dafür ein, sondern zog sich gleichsam auf sich selbst zurück, um seinen Privatneigungen zu leben. Das war für den nunmehr 36jährigen unbemittelten Priester ein bedeutsamer und möglicherweise folgenschwerer Schritt.

Es ist wohl begreiflich, daß er mit diesem Vorsatz bei seinen priesterlichen Mitbrüdern kein Verständnis fand. Sie nannten es kurzweg einen dummen Streich; der Bischof werde übrigens seine Zustimmung gewiß verweigern.

Arnold Janssen war aber nicht der Charakter, der sich in einmal gefaßten Plänen schwankend machen ließ. Er entschloß sich, dem Bischof Bernhard Brinkmann seinen Wunsch und die Gründe dafür vorzutragen. Den Weg von Bocholt nach Münster machte er zu Fuß und wirkte dabei von Gemeinde zu Gemeinde für das Gebetsapostolat. Als er am 24. Februar 1873 dem Oberhirten seine Absichten auseinandersetzte, erhielt er sofort dessen Einwilligung.

Was waren es nun für Gründe, die der bisherige Gymnasiallehrer für seinen Stellungswechsel geltend machte? Er selbst sagt: „Es beseelte mich der Wunsch, mehr für das geistige Wohl der Kirche, insbesondere für die auswärtigen Missionen zu tun. Vornehmlich leitete mich dabei die Absicht, Muße zu gewinnen, um eine populäre Monatsschrift zur Förderung des Gebetes und der Teilnahme an den großen Anliegen des Heilandes und der Verbreitung des heiligen Glaubens herauszugeben."

Unverweilt schritt er nun zur Ausführung seines Vorhabens. Er kündigte um Ostern seine Stelle in Bocholt und verließ die Lehranstalt mit Beginn der Herbstferien im August desselben Jahres.

Nun schien es das Wichtigste zu sein, ein passendes Plätzchen für den ferneren Aufenthalt zu suchen. Doch diese persönliche Angelegenheit machte ihm keine Sorge. Es hatte vielmehr eine neue apostolische Idee sein ganzes Interesse gewonnen: Die Wiedervereinigung der getrennten Christen in Deutschland.

* * *

Deutschlands religiöse Spaltung wurde nach der glorreichen Herstellung der politischen Einigung des Reiches durch den deutsch-französischen Krieg schmerzlicher als seit langer Zeit empfunden. Die Einheit im Glauben wäre die idealste Vollendung des großen Werkes der Schöpfung des deutschen Kaiserreiches gewesen.

Es war zu natürlich, daß in jenen Tagen diese Idee und dieser Wunsch hüben und drüben mächtig hervorbrach und in Wort und Schrift Ausdruck fand. Die edelsten Männer wurden tief davon ergriffen und eingenommen.

Arnold Janssen konnte an dieser großen religiösen Zeitfrage unmöglich interesselos vorübergehen. Sein apostolisches Herz empfand das Unglück der Glaubensspaltung besonders tief, während er in der Einigung im Glauben ebensowohl ein hohes nationales Gut, wie eine wunderbare Förderung der Ehre Gottes und der Aufgaben der Kirche Jesu Christi in der Welt erkannte. An der Verwirklichung dieses Werkes wollte und mußte er helfen. Und er tat es in einer Weise, die charakteristisch für seine ganze Anschauungswelt, für sein tief übernatürliches Denken und Arbeiten ist.

Sein Leitsatz war: Die Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche ist ein Werk der göttlichen Gnade; also opfern und beten wir, um diese Gnade zu verdienen und vom Himmel herabzuziehen.

Wohl auf keinem Gebiete hat sich Menschenwort und Menschenmühe so kraftlos erwiesen als in den vielen Bestrebungen, die seit Beginn der Glaubensspaltung in Wort und Schrift zu ihrer Heilung unternommen worden sind. Von den ersten Religionsgesprächen der frühesten Reformationsgeschichte angefangen bis auf die disputierenden Zeitungsartikel der Gegenwart kann im ganzen nur gänzliche Erfolglosigkeit verzeichnet werden. Der wahre Glaube ist eben nicht bloß eine Tat des Verstandes, der vernunftgemäßen Überzeugung; er ist eine übernatürliche Tugend und darum eine Gnade. Diese Gnade aber muß verdient werden, und es ist Sache der Katholiken, ihren irrenden Brüdern diese Hilfe des Himmels herabzuflehen, damit sie den Weg zur Mutterkirche zurückfinden.

So schaute Arnold Janssen mit übernatürlichen Augen die große Frage an, und dieser echt katholischen Anschauung wollte er praktischen

Ausdruck geben. Ziel und Mittel seines Planes hat er in einer Einladung dargelegt, die er nach einer größeren Werbereise für diesen Zweck ausarbeitete und versandte. Da sie uns sein Programm entwickelt, so wollen wir zuerst ihren Wortlaut hören und dann auf die erwähnte Reise zurückkommen.

„Einladung zur Teilnahme an einem frommen Werk betreffend die religiöse Wiedervereinigung unseres deutschen Vaterlandes.

„Da in neuerer Zeit der Gedanke der Wiedervereinigung der getrennten Konfessionen auf verschiedener, zum Teil auch nichtkirchlich gesinnter Seite zum Gegenstand der Diskussion gemacht worden ist, so ist der Wunsch rege geworden, daß auch auf katholischer Seite noch etwas mehr als bisher geschehen möge, um diesem so eminent katholischen und patriotischen Ziel allmählich näher zu kommen.

„Als Katholiken wissen wir alle, daß dies nicht ohne große, außerordentliche Gnade Gottes zu erlangen ist. Große Gnaden aber wollen eifrig erfleht sein. Darum sind neben passender Belehrung, die einzigen Mittel, die hier wahrhaft helfen können, die übernatürlichen Mittel des Gebetes und Opfers. In England hat man hiermit begonnen und hat darauf so viele wunderbare Konversionen folgen sehen. Wir sind diesem Beispiel in etwa gefolgt, müssen aber noch mehr tun; denn es handelt sich um eine zu große Gnade, die nicht bloß Deutschland, sondern ganz Europa umgestalten würde. — Von diesem Gesichtspunkt aus wird zur Unterstützung der im nachfolgenden näher bezeichneten guten Werke eingeladen.

„Da das heilige Meßopfer das allerkräftigste Gnadenmittel ist, so bedürfen wir vor allem vieler heiligen Messen für diesen Zweck, wo möglich verbunden mit gemeinschaftlichem Gebet. Wir wünschen sie besonders an den wichtigsten Gnadenorten Deutschlands und vornehmlich an den Tagen, wo viele Pilger dort versammelt sind. Namentlich richten wir auf Fulda, als die Grabstätte des hl. Bonifatius und Apostels Deutschlands, unser Auge. Dort wäre eine tägliche heilige Messe zu Ehren des hl. Bonifatius und aller Apostel Deutschlands am Platze. Sie haben das Christentum in Deutschland mit so vieler Mühe grundgelegt und zum Teil mit ihrem Blute ausgebreitet. Sie sind deshalb die am meisten berufenen Fürbitter.

„Hierfür nun bedürfen wir Geldbeiträge, um durch die Zinsen wenigstens die tägliche heilige Messe in Fulda sicherzustellen . . . Persönliche wichtige Anliegen können die Geschenkgeber in diese heiligen Messen empfehlen; eine namentliche Übermittlung besonderer Intentionen aber scheint nicht tunlich. — Erhört der liebe Gott unsere Bitten, so besteht die Messe fort, wird aber von da an für die Verbreitung der katholischen Kirche in andern Ländern aufgeopfert.

„Da unser Unternehmen bereits die tatsächliche Unterstützung vieler der angesehensten Männer in ganz Deutschland erlangt hat, so haben wir schon einiges von dem Gedachten ins Werk setzen können. Es fehlt

aber noch die Hauptsache. Darum wenden wir uns an alle guten Katholiken, die ihre Religion und ihr Vaterland lieben, und bitten um gefällige Beiträge und um Anregung der Sache in den Kreisen der Ihrigen. Sicher werden die Herrn Geistlichen bereit sein, einige Gaben zu vermitteln. An sie selbst aber wenden wir uns mit einer anderen Bitte.

„Möchten sie öfters aus eignen Stücken eine heilige Messe für den gedachten Zweck darbringen und, wo es tunlich ist, eine Beteiligung des gläubigen Volkes daran herbeiführen. Namentlich wäre dieses vielleicht angebracht für die ersten Freitage oder Sonntage des Monats, wo diese heilige Messe (ähnlich wie auch die in Fulda) zugleich zur Ehre der heiligsten Herzen Jesu und Mariä dargebracht werden könnte.

„Als geeignete Gebete empfehlen wir, solange nicht von den hochwürdigsten Herrn Bischöfen etwas anderes gewünscht wird, das Gebet des heiligen Rosenkranzes, welches der Kirche bereits in früheren Zeiten so große Hilfe gebracht hat, sowie das (hier) beigefügte Gebet aus der Liturgie des heiligen Johannes Chrysostomus. Letzteres erlauben wir uns auch denen aus den Reihen der getrennten Brüder zu empfehlen, welche mit uns die Glaubenstrennung bedauern und ein gemeinschaftliches Gebet zur Beendigung derselben nicht verschmähen.

„So möge denn der liebe Gott unserm an sich schwachen Unternehmen durch vielseitige Unterstützung Kraft und Bestand geben zum Heile der Seelen, des Vaterlandes und der Kirche. Und mögen diejenigen, welche es nicht mit Mitteln unterstützen können, dasselbe mit ihrem Gebet zu fördern nicht versäumen."

Mit dieser Einladung verschickte Arnold Janssen zugleich eine Beitragsliste zum Einzeichnen von Beiträgen für die Stiftung der geplanten immerwährenden Messe in Fulda. Darin heißt es noch über die Bedeutung des Unternehmens:

„Dieses Werk ist ein e m i n e n t r e l i g i ö s e s. Denn es handelt sich darum, S ü h n e zu leisten für das noch so wenig gesühnte alte Unrecht der Glaubenstrennung, wodurch Deutschland ein so großes Übel in die Welt gebracht und so viele Menschenherzen dem göttlichen Herzen Jesu entrissen hat. Es handelt sich darum, auch dafür Sühne zu leisten, daß unsere Väter in den vergangenen Jahrhunderten der religiösen Lauheit und wir selbst im ganzen und großen so wenig Hingabe für die großen Anliegen Jesu daheim und in der Ferne gezeigt haben. Soll daher nunmehr Besseres von uns in der Zukunft geleistet werden, so müssen wir mit diesem demütigen Bekenntnis unserer Schuld beginnen.

„Dieses Werk ist ferner ein e m i n e n t n a t i o n a l e s und p a t r i o t i s c h e s. Durch nichts werden wir dem deutschen Vaterland mehr nützen als dadurch, daß wir jene schreckliche Glaubenstrennung entfernen, welche dasselbe so lange Jahrhunderte innerlich entzweit und sooft zum Spielball fremder Völker gemacht hat. Ohne Heilung dieses innern Krebsschadens läßt sich keine wahre dauernde Einigung der Gemüter und damit keine wahre dauernde Größe Deutschlands herbeiführen.

Darum arbeiten wir an diesem Werk auf die Weise, auf welche nach den Anschauungen des Glaubens am sichersten und nachhaltigsten daran gearbeitet werden kann.

„Gott hält die Herzen der Menschen in seiner Hand und lenkt sie wie Wasserwellen. Er erschafft und leitet die Geister von Jugend auf. Er kann die widerstrebenden Elemente entfernen und diejenigen Fügungen und Erleuchtungen herbeiführen, welche notwendig sind, um einer größeren Volksmenge die Augen zu öffnen. Die katholische Kirche hat den Arianismus überwunden, von dem sie eine Zeitlang wie erdrückt zu sein schien; sie kann auch den Protestantismus überwinden. Aber wann? Dann, wenn diese Gnade erfleht sein wird. Darum fangen wir an, sie durch die Vermittlung jenes heiligen Opfers zu erbitten, welches am wirksamsten, ja allvermögend ist in den Augen Gottes."

* * *

Das war also die Idee, für die unser eifriger Priester sich begeisterte. Sobald er in Bocholt frei wurde, griff er dies Werk tatkräftig an und suchte auf einer großen Reise dafür zu werben. Bischof Bernhard von Münster segnete sein Vorhaben und Bischof Konrad Martin von Paderborn ermutigte ihn mit den kräftigen Worten: „Wäre für das protestantische Deutschland so viel gebetet worden, wie darüber geschimpft worden ist, es wäre längst katholisch."

Die Reise ging über Sachsen nach Böhmen und Schlesien, von dort nach Wien und die Schweiz und dann über Süddeutschland zurück in die Heimat. Überall wandte er sich an die im öffentlichen Leben genannten Persönlichkeiten, sprach ihnen von seinem Plan und suchte sie und ihren Einfluß dafür zu gewinnen.

Es war eine sehr mühselige und opferreiche Wanderung. Viele Strecken machte er wie gewöhnlich zu Fuß. Bei seiner großen Sparsamkeit und Strenge gegen sich selbst versagte er sich oft das Notwendige. Der Pfarrer von Erfurt erzählte später: „Janssen kam zu mir ganz verfroren und ausgehungert." — In Böhmen wurde er wegen ungenügender Ausweispapiere kurze Zeit von der Polizei eingesperrt; in der Schweiz aus demselben Grunde drei Tage in einem Gasthause festgehalten. Zuweilen fand er auch dort, wo er gute Aufnahme und Verständnis hätte erwarten dürfen, unfreundliches Entgegenkommen, wurde bespöttelt, ausgelacht und abgewiesen. Andrerseits hatte er aber auch manche Freunde gewonnen und Beiträge zur Verwirklichung seines Werkes erhalten.

Allerdings gelang es ihm nicht, so viel zusammenzubringen, daß die Zinsen zur Stiftung einer täglichen heiligen Messe in der Krypta des heiligen Bonifatius in Fulda gereicht hätten. So ließ er denn von dem gesammelten Gelde direkt heilige Messen dort und an anderen Wallfahrtsorten Deutschlands und Österreichs für den gedachten Zweck

lesen. Es liegen Quittungen aus dem Jahre 1873 vor über 150 Taler und 180 Taler, die er als Stipendien nach Fulda sandte; über 90 Taler, die in derselben Meinung nach dem Marienwallfahrtsort Wartha in Schlesien geschickt wurden, und über 12 Gulden die er für Messen auf dem heiligen Berg bei Pribrami in Böhmen bestimmt hatte. Diese letzten, weniger allgemein bekannten Wallfahrtsorte lassen vermuten, daß er eine Verteilung der für das große Anliegen zu lesenden heiligen Messen über ganz Deutschland anstrebte, und die uns überkommenen Angaben dürften recht lückenhaft sein. Übrigens hat Arnold Janssen für diese Idee noch jahrelang im stillen weitergewirkt. Auch als Rektor des Steyler Missionshauses hat er noch Geld für heilige Messen in dieser Meinung erhalten und nach Fulda usw. senden lassen.

Wenn die Verwirklichung der Hauptidee scheiterte und die dazu nötige größere Unterstützung ausblieb, so waren daran die traurigen Verhältnisse schuld, die der Kulturkampf geschaffen hatte. Die liberal-protestantische Abneigung gegen die katholische Kirche suchte sich vor allem in der überaus kränkenden Maigesetzgebung der Jahre 1873 und 1874 auszutoben. Auf seiten der Katholiken mußte das eine tiefe Erbitterung wachrufen, während im protestantischen Lager, ob der vermeintlichen Siege über Rom, immer lauter der Kampfruf erscholl. Die Kluft zwischen den beiden Bekenntnissen wurde notwendig breiter und tiefer, und der Gedanke einer Wiedervereinigung der Getrennten zur Einheit des katholischen Glaubens hatte jeden Rückhalt in der wirklichen Lage der Dinge verloren. Alles, was mit einem solchen Plan zusammenhing, konnte darum auf nur wenig Interesse und Förderung rechnen.

* * *

Mit dem heiligen Opfer sollte sich nach dem Plane des eifrigen Priesters das allgemein stärker zu pflegende Bittgebet verbinden. Darum wandte er sich an die hochwürdigsten Bischöfe mit der Bitte, sie möchten in der gedachten Meinung Gebete bei den öffentlichen Gottesdiensten anordnen. Er fand Verständnis und Zusage für diese Anregung.

Um aber seine Bitte bestimmter formuliert auszusprechen und etwas Greifbareres erstreben zu können, verfaßte er selbst zwei wirklich gehaltvolle und kräftige Gebete, die teilweise litaneienartig als Wechselgebete dienen sollten. Da sie von Rom aus gebilligt und mit Ablässen versehen mehr Anklang und Verbreitung finden konnten, so schrieb er ein Bittgesuch in dieser Meinung an den Heiligen Vater, das er zuerst den hochwürdigsten Bischöfen vorlegte, um ihre Befürwortung und Unterschrift bittend. Die Unterschriften der Bischöfe von Paderborn, Luxemburg und Frauenburg nebst sehr aufmunternden Antwort-

schreiben liegen noch vor. Ob die Adresse auch anderen Bischöfen vorgelegen hat, ist ungewiß; ihre Absendung nach Rom ist aus unbekannten Gründen unterblieben. Da sie aber zum Verständnis der Ideenwelt beiträgt, in der sich Arnold Janssen damals, kurz vor seinem Unternehmen in Steyl bewegte, so wollen wir den Wortlaut des lateinischen Originals hier in Übersetzung wiedergeben:

Heiligster Vater!

„Arnold Janssen, Priester der Diözese Münster und Direktor des frommen Vereins des Gebetsapostolats in derselben Diözese, trägt, zu den Füßen Deiner Heiligkeit mit der Deiner höchsten Würde schuldigen Ehrfurcht niederkniend, folgende Bitte vor:

„Da ich seit einigen Jahren durch verschiedene Umstände veranlaßt worden bin, mit allem Eifer für die Förderung des Bittgebetes zur Rettung der Seelen und des Triumphes der Kirche tätig zu sein, so habe ich in dieser wichtigen Sache schon einige Mühe aufgewandt. Doch wäre ich gern bereit, größere Arbeiten dafür zu übernehmen, ja mich ganz dieser heiligen Aufgabe zu weihen und alle Kräfte und Fähigkeiten und selbst mein Leben für dieses große Werk hinzugeben, wenn nur erreicht werden könnte, daß der dreimal gütige Gott mehr und mehr jenen Geist der Gnade und des Gebetes über die Erde ausgieße, ohne den alle unsere Hoffnungen für eitel und nichts zu halten sind.

„Inzwischen habe ich häufige und weite Reisen unternommen, in vielen Briefen mich um diese Angelegenheit bemüht und Gott angefleht, es möchten doch alle, besonders aber jene, die größeren Einfluß haben, mehr als es bisher der Fall war, einsehen und praktisch begreifen, daß unsere außergewöhnliche Zeitlage auch außerordentliche Gebetshilfe fordere wegen der Größe der Dinge, die wir erhoffen, und der Größe der begangenen Sünden.

„Verzeihe es mir, Heiliger Vater, daß ich dieser meiner Bemühungen Erwähnung tue. Ich tue es nur ungern und durch die vorzutragende Bitte veranlaßt, indem ich hoffe, daß Deine Heiligkeit nach dieser Kenntnisnahme mein Bittgesuch geneigter aufnehme und mit väterlicher Güte bereitwilliger erfülle.

„Bei jenen Bemühungen nämlich habe ich die Erfahrung gemacht, daß meine Bestrebungen bei anderen dann mehr Erfolg hatten, wenn ich nicht nur so allgemeine Bitten vortrug, z. B. sie möchten mehr beten, sondern wenn ich ganz bestimmt gefaßte Vorschläge machte und anempfahl.

„Da ich also einsah, daß ich mehr Spezielles erstreben müsse, so wandte ich mich unter anderem auch an viele hochwürdigsten Bischöfe, damit sie geeignete Gebete vorschreiben möchten, die teils bei der Feier der festgesetzten heiligen Messen, teils bei anderen Gelegenheiten, da zahlreiche Gläubige in der Kirche versammelt zu sein pflegen, z. B. bei den Nachmittags- und Abendandachten an Sonn- und Festtagen, gebraucht werden sollten. Solche Gebete sind nun hier und da eingeführt. Andere hochwürdigsten Bischöfe aber versprachen, daß sie Gebete vor-

schreiben wollten, wenn Deine Heiligkeit solche mit Ablässen versehen und empfehlen würde. Darum trage ich, hingeworfen zu den Füßen Deiner Heiligkeit in aller Ehrfurcht und Unterwürfigkeit folgendes vor."

Nun folgt die Bitte um Ablaßbewilligung von tausend Tagen für den jedesmaligen Gebrauch des ersten der nachstehenden Gebete; von sieben Jahren aber, wenn es mit Zustimmung der Bischöfe im Anschluß an die heilige Messe vom Priester am Altare laut gebetet werde. Für das zweite, größere Gebet werden in derselben Form Ablässe von zehn und dreißig Jahren erbeten.

Die Bemerkung von der Hand des Verfassers auf den Rand des Originals „Nicht abgeschickt" sagt uns, daß dieser Plan unausgeführt geblieben ist. Immerhin offenbart uns dieses Schriftstück etwas von den Neigungen und Bestrebungen, die die Seele Arnold Janssens in jener Zeit bewegten. Alle die verschiedenen Bemühungen und Bestrebungen auf dem Gebiete des Apostolats der Fürbitte und der inneren Mission erscheinen wie ein Tasten, wie ein Ringen nach Klarheit. Er sucht nach der rechten Ausdrucksform für das apostolische Drängen in seinem Herzen. Der Geist Gottes wird ihn bald auf das ihm bestimmte Arbeitsfeld führen.

12. Der „Kleine Herz-Jesu-Bote".

Auf der oben erwähnten größeren Reise durch Deutschland und Österreich kam Arnold Janssen auch nach Kempen im Rheinland. Dort fand er im Kloster der Ursulinerinnen die Stelle des Hausrektors unbesetzt. Es war ein stilles Plätzchen. Die Tätigkeit beschränkte sich auf die Hausseelsorge und den Religionsunterricht für die Schülerinnen des Pensionats. Es blieb dem Rektor ziemlich viel Zeit für Privatbeschäftigung übrig und für den Fall seiner Abwesenheit war in der Stadt leicht Stellvertretung für den Gottesdienst zu erlangen. Das alles paßte für die Pläne unseres abgedankten Gymnasiallehrers. Mit Zustimmung der bischöflichen Behörde nahm er diese Stelle an und siedelte im Oktober 1873 von Bocholt nach Kempen über.

Nun wollte Rektor Janssen den längst gehegten Plan verwirklichen und eine religiöse Monatsschrift begründen, die seine Gedanken und Wünsche in weite Kreise tragen und Freunde dafür gewinnen sollte. Es war eine folgerichtige Weiterentwicklung seiner Bestrebungen in den letzten Jahren. Was er auf seinen Wanderungen, Reisen und durch zahlreiche Briefe zu fördern suchte, vor allem die Idee des

Apostolats der innern und äußern Mission, sollte durch eine Zeitschrift ein weit wirksameres Propagandamittel erhalten.

Im Januar 1874 erblickte der „Kleine Herz-Jesu-Bote"[1] das Licht der Welt. Der Herausgeber stellt die Zeitschrift mit ausdrücklichen Worten unter den Schutz dieses gebenedeiten Herzens. „Möge das göttliche Herz dieselbe nicht verschmähen, da sie zu seiner Ehre gegründet ist."

Über das Ziel der Zeitschrift heißt es in der ersten Nummer: „Der Haupt- wenn auch nicht alleinige Zweck derselben ist, über die katholischen Missionen des Inn- und Auslandes auf faßliche und anregende Weise zu belehren. Neben uns arbeiten zu demselben Zweck, aber mehr für die gebildeten Stände, „Die katholischen Missionen". Wir wünschen dieser Zeitschrift Gedeihen und Vermehrung ihres zahlreichen Leserkreises und empfehlen sie zu dem Ende hiermit. Sie und wir arbeiten selbständig zu demselben Zweck, aber auf verschiedene Weise. Deshalb werden die meisten Leser beides zusammen mit Nutzen und Interesse lesen. — Dies zum Beweise unserer Gesinnung gegen die trefflichen Männer, welche „Die katholischen Missionen" herausgeben und verlegen[2]."

Der edle Zug, der uns hier bei Arnold Janssen begegnet: selbstlose Förderung aller guten Werke und Unternehmungen anderer, besonders anderer Orden und Ordensgenossenschaften, ist eine der schönsten Linien seines Charakters — wohl auch eine Ursache des besonders reichen göttlichen Segens, der seinen eignen Werken zuteil wurde.

* * *

Schauen wir uns die neue Zeitschrift etwas näher an! In ihrer Kindheit war sie ein schwächliches Büblein, aber sie hat sich recht lebensfähig erwiesen und zählt heute unter dem Namen „Steyler Missionsbote" zu den beliebtesten und verbreitetsten religiösen katholischen Zeitschriften Deutschlands. Es hat sich erfüllt, was der Begründer hoffnungsvoll von seinem „Boten" in der zweiten Nummer aussprach: „Er ist bis jetzt noch ein kleines Kind, welches der Hilfe und Pflege bedarf. Aber wie ein Kind allmählich wächst und groß wird, so hofft auch er unter dem Segen des göttlichen Herzens zu einem starken Mann heranzuwachsen. „Klein" kann er darum doch noch immer bleiben."

Das Blatt erschien monatlich, war nur acht Seiten stark, und kostete 1,20 Mark jährlich. Gedruckt wurde es in der „Bonifatius-

---

[1] Über den Namen der Zeitschrift sagt der Herausgeber: „Der Name ‚Herz-Jesu-Bote' bedeutet, daß dieses Blatt sich bemüht, der Bote, d. h. der Verkünder der Wünsche des göttlichen Herzens Jesu zu sein." (KlHJB 1875, 99.)

[2] Kleiner Herz-Jesu-Bote (= KlHJB) 1874, 8.

druckerei in Paderborn. Die ganze Arbeit der Verbreitung, Verpackung und Versendung besorgte der priesterliche Redakteur in Kempen selbst.

Stil und Ausstattung der Schrift waren recht schlicht und einfach. Sie sollte eben ganz populär und für die weitesten Kreise berechnet sein. Doch wurden von der ersten Nummer an einzelne Bilder gebracht. Zuerst begegnen uns Kärtchen über Missionsländer, die aber trotz Erläuterung und Empfehlung durch den Redakteur wenig Anklang fanden. Dann folgten Bilder über Land und Leute aus verschiedenen Missionsgebieten.

Für den Charakter der Zeitschrift wie auch des Herausgebers ist es gleich bezeichnend, daß jede Nummer mit einem „Gebet des Lesers beim Beginn der Lesung" anfängt und mit „Gebet des Lesers beim Schluß der Lesung" ausklingt. Diese Titel über den Gebeten werden zwar bald geändert, aber die Gebete selbst bleiben noch viele Jahrgänge hindurch. Das erste heißt fürderhin: „Gebet zum göttlichen Herzen". Am Schlusse steht: „Gebet für die Missionsländer". — Der fromme Redakteur bittet eindringlich, daß Leser und Leserinnen diese Gebete auch wirklich sprechen.

Der Inhalt ist teils rein erbaulicher Art; teils bringt er Mitteilungen über die innere und äußere Mission mit häufigen erbaulichen Anwendungen. Von Anfang an herrscht aber das Interesse für die Heidenmission vor. Das kommt auch in dem Untertitel: „Missionsschrift für das katholische Volk" zum Ausdruck, der von der zweiten Nummer an geführt wird.

Im erbaulichen Teile, der selten zwei Seiten überschreitet, werden unter anderen Artikeln fleißig Mitteilungen aus den Schriften der gottseligen Anna Katharina Emmerich verwertet. Für diese „fast ununterbrochen wachende, betende, helfende, nimmermüde Arbeiterin im Weinberge des Herrn"[1] hegte P. Arnold Janssen von jeher eine große Verehrung. Er hielt die von Clemens Brentano am Krankenlager der gottbegnadigten ehemaligen Augustinernonne gemachten Aufzeichnungen über ihre Betrachtungen für zuverlässig und echt und fand darin eine reiche Quelle der Erbauung und frommen Belehrung.

Bei dieser seiner persönlichen Vorliebe und Anschauung über die genannten Schriften unterließ er es aber nicht, seine Leser sofort mit der richtigen kirchlichen Lehre hinsichtlich der Privatoffenbarungen in der bestimmtesten Form bekannt zu machen. Schon in der zweiten Nummer seines Blattes führt er aus:

---

[1] KIHJB 1874, 1.

„Was die Artikel betrifft, geschrieben nach den Mitteilungen der gottseligen Katharina Emmerich, so bemerken wir darüber folgendes: 1. Keiner ist verpflichtet, das dort Erzählte zu glauben. Er soll sich aber auch nicht über diejenigen ärgern, welche in einfältigem, und fügen wir hinzu, wohlbegründetem Glauben das annehmen, so lange es ihnen nicht als falsch nachgewiesen wird. — 2. Keiner soll derartige Mitteilungen der Heiligen Schrift gleichstellen. Diese ist Gottes Wort und unfehlbar. Von den Heiligen und frommen Menschen aber, welche göttliche Gesichte gehabt haben, läßt sich zeigen: erstens daß sie selbst öfters in bezug auf das Verständnis ihrer Gesichte sich geirrt haben; zweitens, daß noch öfters durch diejenigen, welche die Gesichte aufgeschrieben haben, Fehler und Irrtümer hineingekommen sind. — Auf alles dieses weist die gottselige Katharina Emmerich selbst hin. Sie ist eine der größten Töchter unseres deutschen Vaterlandes und verdient noch mehr gekannt und geachtet zu werden[1]."

* * *

Zur Förderung der inneren Missionsanliegen weist der Herausgeber des neuen Blattes häufig auf den Bonifatiusverein hin, den er noch vor dem Xaveriusverein empfiehlt. „Die Bonifatiussache muß vorzugsweise unterstützt werden[2]," schreibt er in einem Artikel zugunsten der Heidenmissionen. Er bringt Mitteilungen aus den segensreichen Arbeiten des Vereins, über seine Bedeutung und Wichtigkeit und freut sich über alle Erfolge. Mit warmen Worten ruft er immer wieder zur Unterstützung dieses seelenrettenden Werkes auf. „Es lebe die Großmut!" heißt es an einer Stelle, „die Großmut besonders in jenen Gaben, die unmittelbar das Heil der Seelen betreffen, also namentlich die Gaben für den Bonifatius- und Xaveriusverein, die für die Verbreitung des Glaubens im In- und Auslande arbeiten. Und da vor allem Beispiele recht wichtig sind, so haben wir uns einmal die drei letzten Sitzungsberichte des Generalvorstandes des Bonifatiusvereins ausgesucht und daraus einige steigende Pröbchen von Großmut zu einem kleinen Bericht für unsere Leser zusammengestellt[3]."

Innig freut er sich, wenn er wieder von einem neuen Erfolg des Vereins berichten kann. Als z. B. das katholische Missionskirchlein in Holzminden im protestantischen Herzogtum Braunschweig eingeweiht worden war, schreibt er voll Freude: „Der Herr selbst nimmt darin seine Wohnung und es kommt ein geweihter Diener dieses Herrn, sammelt die zerstreuten Schäflein und spendet ihnen die Wohltaten der Erlösung. O selige Gaben, die dieses zuwege gebracht haben! Menschen beglücken, Gott Hütten bauen auf Erden und in den Herzen der Men-

[1] KlHJB 1874, 17. [2] KlHJB 1874, 17. [3] KlHJB 1874, 74.

schen: welch schöner und herrlicher Beruf! Wer will dazu mithelfen? Mögen diese Worte jene hören und beherzigen, die am toten Metall Überfluß besitzen. Wie lebendig können sie es machen für alle Ewigkeit. Gebe Gott, daß recht viele es tun, oder doch mehr tun, als sie es bisher getan. Sie geben in der Tat sich selbst das größte Almosen, wenn sie etwas geben, daß mehr Seelen gerettet werden. Mögen sie dies verstehen lernen[1]!“

Dieser Gesinnung gegenüber dem Bonifatiusverein und seinen wichtigen Anliegen ist Arnold Janssen stets treu geblieben. Auch als seine Gründung in Steyl sein Interesse für das Werk der Glaubensverbreitung in fernen Ländern vollauf in Anspruch nahm, wirkte er noch im gleichen Sinne für die innere Mission in der Heimat. Alle Mitglieder seiner Missionsgesellschaften wurden dem Bonifatiusverein angegliedert und beim gemeinschaftlichen Abendgebet mußte in allen Missionshäusern stets das Vereinsgebet verrichtet werden, wie es immer noch geschieht.

* * *

Den breitesten Raum aber nehmen in der neueren Zeitschrift die Ausführungen über die Heidenmission ein. Ihr zu dienen ist für sie oberster Zweck. Der Herausgeber schreibt darüber:

„Der Kleine Herz-Jesu-Bote will hauptsächlich das Interesse für die äußere Mission der katholischen Kirche unter den Heiden zu erregen suchen . . . Ein frommer Schriftsteller hat gesagt, das höchste und verdienstlichste aller Werke wäre die Rettung der Seelen. Dies ist klar; denn das war ja auch das Werk Jesu selbst. Wer aber den Glauben verbreitet und dazu mithilft, der rettet nicht bloß eine Seele, sondern die Seelen vieler. Denn hierbei müssen wir nicht bloß an die Bekehrten, sondern auch an ihre Nachkommen denken.

„Betrachten wir z. B. die Bekehrung Deutschlands zum Christentume. Wie viele heilige Männer und Frauen haben daran gearbeitet. Es war eine edle und große, darum auch saure und schwere Arbeit. Viele Jahre haben dazu gehört und die Ertragung von Leiden aller Art. Auch an Blut hat es nicht gefehlt. Aber Gott hat geholfen. Das große Werk ist geglückt. Hunger, Durst, Kälte, Hitze, Müdigkeit, Gefahr und Entmutigung waren für die Glaubensboten die Stationen zu diesem großen Ziel. Jetzt zehren wir noch an den Früchten ihrer Mühen. Unsere zahlreichen Kirchen, Schulen und christlichen Einrichtungen sind ihr Werk. Denn alles dieses ist nichts als die notwendige Folge ihrer Arbeiten. Ja wir alle sind im Glauben ihre Kinder, und sie sind unsere Väter. Die Glorie einer unendlichen Vaterschaft umgibt sie im Himmel.

„So groß und herrlich ist das Werk der Glaubensverbreitung. Es ist das erste und höchste Ziel der Kirche Gottes auf Erden.

---

[1] KlHJB 1874, 75.

„Diesem erhabenen Werk ist auch unsere kleine Zeitschrift gewidmet. Wir hoffen, ihm mehr Gebete und Gaben zuzuführen. Wir hoffen, hier und dort einen schlummernden Missionarberuf zu wecken. Wir hoffen auch, hier und dort manche christliche Mutter dahin zu bringen, daß sie von Gott erflehe, einen Missionar zum Sohne zu erhalten. Wir hoffen endlich, daß die Erzählungen der heldenmütigen Tugendbeispiele der Missionare und ihrer Begleiter auch unserem, im allgemeinen etwas weichlichen und trägen Geschlecht etwas nutzen, damit es auch in religiöser Beziehung hier und dort etwas regsamer werde.

„Alles das sind große heilige Aufgaben. Wir fühlen uns aus eigner Kraft ihnen nimmermehr gewachsen. Darum eben haben wir den Schutz und Segen des göttlichen Herzens Jesu und so vieler Heiligen angerufen. Darum haben wir ein Gebet an den Anfang und Schluß jeder Nummer gestellt. Wir denken, die göttliche Gnade ersetzt dann eher, was unsern Worten mangelt. Zudem tröstet uns der Gedanke, daß so viele weit trefflichere Männer neben uns dasselbe Ziel erstreben[1]."

Die Missionsartikel, die Rektor Janssen brachte, sind recht gehaltvoll und interessant geschrieben und sichtlich von eingehenden Missionsstudien begleitet. Besonders reich sind sie an geographischen und statistischen Angaben und an Mitteilungen aus der Naturkunde, Kultur und Geschichte der behandelten Gebiete.

Es ist aber dem Verfasser nicht genug, zu belehren und zu unterhalten; er will auch erbauen und wirksame Teilnahme für die Missionssache wecken. Darum sucht er, wo es passend geschehen kann, praktische Anwendungen aus seinen Schilderungen zu machen. So heißt es — um nur eine kleine Probe zu bringen — in einem Artikel über „Heidnische Klöster in Peking", der Hauptstadt Chinas: „Denken wir nun, wie viele Millionen noch in diesem Fabelreich umnachtet daliegen. Sie sind Kinder der Finsternis, und wir sind die glücklichsten Kinder des Lichtes. Möchten wir nur das Licht in uns herrschen lassen, daß es immer mächtiger und mächtiger werde und allmählich auch jene Finsternis verscheuche. Übrigens lernen wir von jenen Heiden, welch demütige Stellung uns unserm Gott gegenüber zukommt. Viele Christen, namentlich Frauen, oft noch im kräftigsten Alter, verweilen beim Gottesdienst in der allerbequemsten Stellung. Manche christliche Männer aber gibt es, die nicht einmal in den allerheiligsten Augenblicken, z. B. beim Segen mit dem Hochwürdigsten Gute oder bei der heiligen Wandlung, sich veranlaßt finden, ihr Knie vor dem dreimal heiligen Gott zu beugen. Jene Heiden aber liegen vor ihrem Götzen auf ihrem Angesicht. Sie werden einst am Gerichtstage als Ankläger gegen viele unserer Christen aufstehen[2]."

---

[1] KlHJB 1874, 17. [2] KlHJB 1874, 72.

Schon in jener Zeit erkannte der seeleneifrige Priester in der Förderung des Missionsverständnisses ein wichtiges Hilfsmittel für die heimatliche Seelsorge, um das kostbare Gut des wahren Glaubens besser schätzen und lieben zu lehren. „Sage mir," schreibt er, „ist es nicht ein großes Gut, unsern heiligen Glauben so recht aus ganzem Herzen zu lieben? Das ist gewiß. Aber gibt es nun wohl etwas, was mehr geeignet ist, dich mit Liebe zu deinem heiligen Glauben zu erfüllen, als wenn du so recht deutlich siehst, wie unglücklich die Leute sind, die den heiligen Glauben nicht haben? Und wenn dir außerdem geschildert wird, welch große Arbeiten und Mühen die Missionare auf sich nehmen, um den armen Heiden die Leuchte des Evangeliums zu bringen, so muß das ebenfalls dich mit neuer Liebe zu jenem heiligen Glauben erfüllen, den der liebe Gott als unverdientes Geschenk dir in die Wiege gelegt hat[1]."

Vor allem aber will der missionsbegeisterte Priester seelenrettende Liebe für die Heidenwelt bei seinen Lesern wecken. Dazu weiß er die wärmsten Töne anzuklingen und seine sonst so schlichte Sprache wird feurig und eindringlich, wenn er zur Hilfe für die unsterblichen Seelen der Heiden aufruft. In einem Artikel mit der charakteristischen Überschrift: „China, das große Land der Hoffnungen und Schmerzen Jesu", schildert er die ungeheuren Völkermassen dieses Riesenreiches und sucht dann mit folgenden zündenden Worten seinen Lesern begreiflich zu machen, was hier an Ewigkeitswerten auf dem Spiele steht und wie dringlich die Rettungsarbeit ist:

„Jeder Mensch hat eine unsterbliche Seele und mag er auch ein Mameluk oder Neger sein. Mag sein Leib lang oder kurz, gerade oder krumm gewachsen sein, mag die Farbe seiner Haut weiß oder schwarz, gelb oder rot sein, das sind alles Nebensachen. Er ist und bleibt ein Mensch, im Besitz einer kostbaren Seele, welche das Ebenbild Gottes ist, geschaffen für seine Erkenntnis und Liebe, bestimmt auf ewig glücklich oder unglücklich zu werden.

Und diese vielen Millionen (Chinesen) sind Heiden, d. h. Menschen, welche die Gnadenmittel der Kirche entbehren, für die Christus vergebens gestorben ist. Sie sündigen, und keiner ist, der ihnen die Sünden vergibt. Über Gott, die Ewigkeit, ihre Pflichten und Bestimmungen, d. h. über die allerwichtigsten Dinge, die es gibt, sind sie gänzlich unwissend. Sie sind in diesen Dingen wie Kinder, die nicht wissen, was rechts und links ist. Ja, sie sind noch schlimmer daran; denn im Herzen des Menschen, der nicht von der Religion gezähmt und behütet wird, wütet nur zu leicht der Dämon der Leidenschaften.

Welche Summe menschlichen Wirkens und Schaffens umschließt also dieses eine Land! Wie viele Menschen, die täglich geboren werden!

[1] KlHJB 1874, 51.

Wie viele Menschen, die täglich sterben, um ewigen Lohn oder ewige Strafe zu erhalten! Wie schade, daß dieses so unermeßliche, bevölkerte Land noch fast ganz in heidnische Finsternis eingetaucht und begraben liegt. Seht da einen Gegenstand, würdig der Wünsche und des Strebens edelgesinnter Menschen!

Welche Mühen haben viele Männer der Wissenschaft sich gegeben, um das Innere Afrikas und Australiens zu erforschen. Tausend Gefahren haben sie getrotzt. In die sengende Glut des afrikanischen Himmels sind sie eingedrungen. Aller Bequemlichkeit haben sie entsagt. Und warum? Um die wissenschaftlichen Kenntnisse über jene Weltteile zu erweitern, vielleicht auch, um sich selbst ein wenig Namen zu verschaffen.

Andere sind in die ewigen Eisfelder gedrungen, welche den Nordpol unserer Erde umgeben. In den Winter der kalten Zone haben sie sich begraben, bei furchtbarer Kälte unter freiem Himmel oder in leichten Zelten oft wochenlang übernachtet. Und warum dies? Um sich und ihren Zeitgenossen sagen zu können, daß sie dem Nordpol um so und so viel näher gekommen seien.

Welche Opfer werden überhaupt für irdischen Ruhm und welche für Geldgewinn gebracht! „Betrachten wir die Arbeiter, welche an der sengenden Glut großer Öfen das Eisen bearbeiten, oder die, welche große Dampfmaschinen heizen. Welche Mühsale nehmen sie auf sich, welchen Gefahren setzen sie und andere oft ihre Gesundheit aus, und das alles, um einige Groschen mehr am Tage zu verdienen.

Und wie rastlos arbeitet der Kaufmann, um sein Verdienst zu vergrößeren, um seinen Waren neue Abnehmer zu verschaffen.

O, wenn doch nur die Hälfte, ja der vierte und zehnte Teil der Mühe, welche für gemeine irdische Zwecke aufgewandt wird, für die großen Anliegen Jesu aufgewandt würden!

Möge denn dieses große Land mit seinen vielen Millionen Heiden immer mehr und mehr der Gegenstand eines stillen Vorwurfs für alle katholischen Nationen werden[1]."

Die letzte Bemerkung zielt zuerst auf Deutschland. Arnold Janssen bedauerte es sehr, daß sein Vaterland sich verhältnismäßig so wenig beim Werke der Heidenmission durch deutsche Missionäre beteiligt und so weit hinter dem Missionseifer der französischen Katholiken zurückgeblieben ist.

„Möge darum," so schreibt er, „noch einst die Zeit kommen, wo das katholische Deutschland in edlem Wetteifer mit Frankreich für die Sache der Heidenmission eintritt. Bis dahin aber beten wir fleißig: ‚Herr, sende, wen du senden willst! Herr, sende Arbeiter in deinen Weinberg!'

„Sagen wir nicht, wir haben in Deutschland genug zu missionieren; der Herr sagt ja: ‚Gehet hin zu allen Völkern!' Wenn diese

[1] KlHJB 1874, 29.

Worte auch keine Mahnung für jeden einzelnen enthalten, an ganze, große katholische Nationen sind sie allerdings gerichtet.

„Wir aber, die wir Mitglieder der allgemeinen Kirche sind, sollen wenigstens in unsern Wünschen und Gebeten allgemein sein; denn katholisch heißt allgemein. — Es muß uns wie den göttlichen Heiland selbst schmerzen, daß mitten an unserer großen Welt- und Handelsstraße noch ein so großes und bevölkertes Land (China) liegt, worin erst eine halbe Million Katholiken wohnen. — Tut es das in der Tat, so wird die Sehnsucht der vielen die Gnade des Missionarberufes für manche aus unserm Volke herabziehen[1].“

Gerade die Bedrängnis der katholischen Kirche in Deutschland durch die kirchenfeindliche Gesetzgebung der sogenannten Kulturkampfszeit führt Arnold Janssen an als einen Anlaß, der zur Erfüllung seines Wunsches nach mehr deutschen Missionaren dienen könnte. Er schreibt:

„Durch die Zulassung Gottes werden ja jetzt so viele deutsche Priester ins Ausland getrieben. Und andrerseits ist keine neue ruhige Anstellung im Hauptgebiet des Bonifatiusvereins mehr möglich. Dies alles sind Fingerzeige Gottes für uns Deutsche. Haben wir ja bisher das Wort des Herrn: 'Gehet in alle Welt, in bezug auf die Glaubenspredigt, mit Frankreich verglichen, noch so wenig ausgeführt[1].“

Dieses Bestreben, mehr deutsche Missionare für die Ausbreitung des katholischen Glaubens in den Heidenländern zu gewinnen, das Arnold Janssen schon von den ersten Nummern seiner neuen Zeitschrift an bekundete, mußte notwendig zu dem Wunsche nach einem deutschen katholischen Missionshause zur Ausbildung deutscher Missionare führen, wie solche in Frankreich, Italien und Belgien schon lange bestanden und segensreich wirkten. Vielleicht stand dieser Gedanke damals schon fertig in seinem Geiste und jenes Verlangen nach deutschen Missionären wurde ausgesprochen, um ihm den Weg in die Öffentlichkeit zu ebnen. Jedenfalls bedurfte es nur einer kleinen Anregung, um ihn als Schlußstein in den Ideengang seiner bisherigen Tätigkeit für die Missionen einzufügen.

13. Die Entscheidung.

In der Juninummer des Kleinen Herz-Jesu-Boten vom gleichen Jahrgang 1874 findet sich ein warmer Aufruf an Eltern, Wohltäter und den Klerus, nach Kräften dahin zu wirken, daß der Sache

[1] KlHJB 1874, 29. [2] KlHJB 1874, 17.

Gottes und dem Rettungswerk der Seelen mehr Priester zugeführt würden. Am Schlusse dieser Ausführungen schreibt Rektor Janssen:

„Endlich wenden wir uns an die Priester sowie an diejenigen Studierenden, welche vor der Pforte des Priestertums stehen. Ist unter ihnen im weiten Deutschland keiner, der Beruf fühlte, sich der Missionssache zu widmen?

„Wie wäre es, wenn deutsche Priester sich zur Bildung eines deutschen Missionsseminars an einem gesicherten Ort zusammen täten? Es entspräche das, wie Schreiber sicher weiß, den Wünschen der Propaganda in Rom und einem bereits geäußerten Wunsch des Heiligen Vaters selbst.

„Belgien, Irland (England), Italien und Frankreich haben alle ihre Missionsseminare, und zwar Italien vier, die Stadt Paris fünf. Deutschland, dieses große Land mit so vielen echt christlichen Familien hat bis jetzt unseres Wissens kein einziges, wenn wir nicht etwa Nordamerika mit zu den Missionsländern zählen und deshalb das Kollegium Americanum in Münster ebenfalls hierher rechnen wollen.

„Wir meinen, dem könne und müsse abgeholfen werden und sind deshalb, wenn Gleichgesinnte sich zu diesem Zwecke einander näher treten wollen, bereit, dies zu vermitteln, so weit wir dies können."

Hier tritt uns zum erstenmal in der neuen Zeitschrift die Anregung zur Gründung eines deutschen katholischen Missionshauses entgegen, die von nun an ein ständiges Thema bleibt und in deren Dienst der Kleine Herz-Jesu-Bote bald ganz gestellt wird.

Wie ist dieser Gedanke und dieser Wunsch bei Arnold Janssen entstanden? Ist er ohne weitere Anregung darauf gekommen? Oder hat er die anderswo ausgesprochene Idee aufgenommen und sich zu ihrem tätigsten Anwalt und schließlich zum erfolgreichen Organ ihrer Ausführung gemacht?

Der Wunsch nach einer Anstalt zur Ausbildung deutscher katholischer Missionare war schon um die Mitte des Jahrhunderts energisch ausgesprochen worden. Mit der Auffrischung und Erstarkung des kirchlichen Lebens in den deutschen Landen erwachte allmählich auch wieder das Interesse für die Heidenmission und fand bei manchen edlen Männern tieferes Verständnis. Zu ihnen zählt auch Franz Sausen, der mutige Redakteur des Mainzer „Katholik" (1844—1849), der zu seiner Zeitschrift eine neue Sonntagsbeilage unter dem Titel: „Neueste Nachrichten aus den Missionen" erscheinen ließ. Hier spricht er auch — wohl als erster — das Verlangen nach Gründung eines deutschen Missionshauses aus und drängt energisch zur Ausführung. In der Novembernummer des neuen Missionsblattes fragt er: „Wie steht's mit dem deutschen Missionshause? Wir haben diese Idee ur-

sprünglich angeregt und seinerzeit entschieden genug gesprochen. Später haben sie sich freilich darüber gestritten, wer die Leitung desselben übernehmen sollte, ehe zum Missionshause selbst noch ein Stein gefunden war! Die Idee bleibt jedoch immer zeitgemäß, und wir fragen wiederholt: Wie steht's mit dem deutschen Missionshause? Wollen wir nicht arbeiten, so lange es noch Tag ist[1]?" — —

Allerdings hatte auch diese kräftige Anregung keinen Erfolg. Es dauerte noch mehr als zwanzig Jahre, ehe Schritte zur Verwirklichung getan wurden. Erst im Jahre 1866 kamen die geistlichen Söhne des Elsässers P. Paul Libermann, die Väter der Missionsgesellschaft vom Heiligen Geist, aus Frankreich nach Deutschland und gründeten mit acht Priesterkandidaten und zwanzig Brüdernovizen eine Ordens- und Missionsschule in Marienstatt im Nassauischen. Der Krieg 1870/71 hemmte die Entwicklung des Unternehmens und der Kulturkampf brachte schon 1872 die Schließung der jungen Anstalt[2].

Dieses Ereignis vollzog sich aber gerade in den Tagen, da der eifrige Vikar Janssen in Bochum sich mit warmer Seele der Missionssache zuwandte und der Gedanke in ihm reifte, sich ihr ganz zu widmen. Es kann die traurige Vernichtung des eben gegründeten ersten Missionshauses auf deutschem Boden ihm nicht unbekannt geblieben sein, und er wird den Wunsch so mancher anderer edlen Männer jener Zeit in seiner Brust genährt haben, daß doch möglichst bald eine neue Missionsanstalt für das deutsche Sprachgebiet von deutschen Priestern an einem sicheren Orte gegründet werden möge.

Überdies führte ja das Bestreben Arnold Janssens, mehr deutsche Missionare zu gewinnen, dem er im „Kleinen Herz-Jesu-Boten" schon bald Ausdruck gab, ganz von selbst und notwendig auf die Fragen: Wo sollen sie aber ausgebildet werden? Sollen sie, wie es bisher nötig war, die Heimat verlassen und ausländische, fremdsprachige Missionshäuser aufsuchen? Warum haben wir kein deutsches Seminar für Missionsberufe des Weltpriesterstandes, wie es andere Nationen haben? Wann werden wir endlich ein solches erhalten? — Es war für ihn geradezu unmöglich, in Verfolgung seiner Missionspläne nicht auf diese Gedanken zu stoßen.

Somit ergibt sich aus den Umständen als höchst wahrscheinlich, daß das Ideal eines deutschen Missionshauses zur Heranbildung deutscher Missionare in der Seele Arnold Janssens lebte, und daß er das Verlangen hegte, zu seiner Verwirklichung beizutragen.

---

[1] Vergl. Fr. Schwager, Arnold Janssen (Frankf. Broschür.), Hamm 1910, 2.

[2] Vergl. Fr. Schwager S. V. D., Die katholische Heidenmission der Gegenwart (Steyl, Missionsdruckerei, 1907) I., 54.

Diese Wahrscheinlichkeit wird aber zur Gewißheit durch eine Mitteilung des Bruders Juniperus. Er erzählt, sein Bruder Arnold habe in seiner Familie die Aufgabe seiner Stellung in Bocholt damit erklärt, er wolle für die Gründung eines deutschen Missionshauses tätig sein. Die Familie sah es nämlich ungern, daß Arnold der schönen und gesicherten Stellung in Bocholt entsagte, ohne einen entsprechenden ähnlichen Posten dafür einzutauschen. Um Mutter und Geschwister zu beruhigen und ihnen zu zeigen, daß er ein wichtiges und würdiges Ziel verfolge, hat er ihnen gegenüber sich klarer ausgesprochen über seine Absichten. — Es entsprach ganz seinem stillen Wesen und seiner Gepflogenheit bei allen Unternehmungen, daß er vor anderen zunächst darüber schwieg und eine passende Veranlassung abwartete, um damit öffentlich hervorzutreten. Dieser Anlaß aber bot sich in unserm Falle im Mai 1874.

* * *

P. Arnold Janssen erzählt hierüber: „Im Mai 1874 las ich in der „Gladbacher Volkszeitung", daß der Apostolische Präfekt (später Apostolischer Vikar und Bischof) von Hongkong, Msgr. Raimondi bei dem hochwürdigen Herrn Dr. Ludwig von Essen, Pfarrer in Neuwerk bei München-Gladbach, auf Besuch weilte[1]. Ich besuchte ihn, um mich über die Missionen etwas mehr zu unterrichten. Durch den Herz-Jesu-Boten wollte ich ja Interesse dafür wecken."

Rektor Janssen wurde von Msgr. Raimondi freundlich aufgenommen und erhielt wertvolle Aufschlüsse über die chinesischen Missionen. Hier saß er nun einem Manne der Praxis gegenüber, einem mutigen und erfolgreichen Missionar, der ganz für seine große heilige Sache glühte. Wir begreifen, daß diese Begegnung einen tiefen Eindruck auf den missionseifrigen deutschen Priester machen mußte. Das Ideal des Apostolats in der Ausbreitung des heiligen Glaubens unter den Heidenvölkern trat in seiner ganzen Schönheit vor seine Seele. Unter diesen lebhaften Eindrücken sprach er sein Bedauern aus, daß er wohl zu alt sei, um noch als Missionar in ferne Länder zu ziehen.

„Das ist auch nicht nötig," gab Msgr. Raimondi zurück; „es muß gerade daheim in Deutschland auch Priester geben, die für die Sache arbeiten."

Nun erzählte der apostolische Mann aus seiner eignen Vergangenheit und seiner Tätigkeit als Mitbegründer zweier Missionshäuser in Europa, des „Mailänder Seminars für auswärtige Missionen" und des „Missionshauses von Millhill" in England.

---

[1] Pfarrer Ludwig von Essen war früher in der italienischen Fürstenfamilie Rospigliosi Erzieher gewesen. Durch sie war Msgr. Raimondi auf seiner Reise durch Deutschland an Dr. von Essen verwiesen worden.

Lebhafter als je empfand Arnold Janssen, wie weit die deutschen Katholiken beim Apostolat der Heidenmission gegen andere Nationen zurückstanden. Er gab diesem seinem traurigen Empfinden Ausdruck und beklagte es, daß noch immer niemand es unternehme, diesem Mangel abzuhelfen und für Deutschland, das ein so blühendes kirchliches Leben aufweise, ein Missionshaus zu gründen.

Msgr. Raimondi war ein Mann der Tat. Auf Rektor Janssens Klage erwiderte er in seiner energischen Weise: „Gründen Sie eines, und vereinigen Sie sich zu diesem Zwecke mit Herrn von Essen!"

Da hörte nun Rektor Janssen, daß Pfarrer von Essen für den gleichen Plan wie er arbeite und zu seiner Ausführung schon entschlossen wichtige Schritte getan habe[1].

Das war eine überraschende Entdeckung. Die beiden Priester hatten bis zu dieser Stunde unabhängig voneinander den Gedanken zur Gründung eines deutschen Missionshauses verfolgt, aber in verschiedener Weise. Dr. von Essen war gewillt, die Gründung selbst in die Hand zu nehmen. Arnold Janssen aber wollte nur auf eine solche Gründung hinarbeiten, die Sachen vorbereiten, anregen, fördern und unterstützen. „Ich hielt mich", so gestand er später, „für unfähig, ein solches Werk selbst zu gründen. Der Gedanke, selbst so etwas zu beginnen, war mir nie gekommen."

[1] Dr. von Essen hatte sich nach seiner Rückkehr aus Italien einige Zeit in Belgien aufgehalten und lernte dort den Leiter des Missionshauses in Scheut bei Brüssel, Msgr. Vrankx, kennen. Dieser regte ihn an, doch für die Gründung eines deutschen Missionshauses zu wirken, da der Mangel an Missionaren so sehr groß sei. Die Idee fand volles Interesse bei dem deutschen Priester, und er faßte den Entschluß, die Sache selbst anzugreifen. Am 25. Dezember 1873 wandte er sich in einer Eingabe an den Erzbischof Paulus Melchers von Köln (wie es scheint, auch an andere deutsche Bischöfe) und trug ihm seinen Plan vor. Der Kirchenfürst begrüßte grundsätzlich das Projekt, hielt aber den Zeitpunkt wegen der Kirchenverfolgung in Deutschland für wenig günstig. (Antwort v. 11. Jan. 1874.)

Ebenso hatte sich Dr. von Essen unter dem 14. Januar 1874 an den Kardinalpräfekten der Propaganda Barnabo in Rom gewandt, um die höchste Zustimmung für sein Unternehmen zu erlangen. Infolge des inzwischen eingetretenen Todes des Kardinals Barnabo erhielt er, etwas verzögert, am 8. April vom neuen Kardinalpräfekten Franchi folgende Antwort: „Obwohl Seine Heiligkeit weiß, daß wegen der schwierigen Zeitlage ein solches Werk kaum zur Ausführung angeraten werden könne, so hat Sie doch deinen Plan, das genannte, für die Religion so sehr nützliche Institut zu errichten, mit Wohlwollen aufgenommen und spendet dir von ganzem Herzen den Apostolischen Segen, damit du es, so Gott es will, glücklich vollbringest. — So sei denn der Segen des Papstes gleichsam das Fundament für das geplante Werk, auf dem du mit Vertrauen einen soliden und dauerhaften Bau ausführest."

So weit war also die Angelegenheit im stillen bereits gediehen, als Rektor Janssen im Mai desselben Jahres mit Dr. von Essen in Gegenwart Msgr. Raimondis in Neuwerk zusammentraf und zum erstenmal vom Stand der Dinge hörte.

Die Aufforderung Raimondis, die Angelegenheit selbst im Verein mit Dr. von Essen anzugreifen, war deshalb für Rektor Janssen so neu und seinem bisherigen Gedankengang in dieser Sache so fremd, daß er die Zumutung weit von sich wies. Er wollte helfen, jedoch nicht Gründer oder Mitgründer sein.

Msgr. Raimondi hielt aber fest. Er mußte an dem schlichten, ihm bisher völlig fremden Priester etwas gefunden haben, was ihm in seinen Augen einen besondern Wert im Hinblick auf das in Frage stehende wichtige Anliegen gab. „Ich werde Sie in Kempen besuchen," sagte er, „und Ihnen die Sache noch nachdrücklicher ans Herz legen."

Er kam sogar zweimal nach Kempen und drang in Rektor Janssen, sich für die wichtige Aufgabe zu entschließen; aber vergebens. Janssen versprach nur — was er immer vorgehabt hatte —, aus besten Kräften für das Werk zu arbeiten, die Angelegenheit nunmehr im Kleinen Herz-Jesu-Boten in die Öffentlichkeit zu bringen und Interesse dafür zu wecken.

Das Wort Raimondis: „Gründen Sie selbst eines!" hatte sich aber wie ein Samenkorn in das Herz Arnold Janssens gesenkt; es begann still zu keimen und sollte später unerwartet reiche Frucht bringen.

Zunächst löste Rektor Janssen sofort sein Versprechen ein und brachte in der nächsten Nummer seines Blattes den am Eingang dieses Kapitels mitgeteilten Aufruf. Es meldete sich allerdings niemand darauf, der bereit gewesen wäre, seine Person für das Werk einzusetzen.

Aber durch die Anregung Raimondis war Rektor Janssen veranlaßt worden, den Schritt in die Öffentlichkeit zu tun und seinen stillen Herzenswunsch bekanntzugeben. Der Plan zu einem deutschen Missionshause war nun öffentlich mit seinem Namen verknüpft; das war ein entschiedener Ruck vorwärts. Ihn selbst drängte es, die in Fluß gekommene Bewegung nicht wieder einschlafen zu lassen. Dafür sorgte auch sein Gesinnungsgenosse, Pfarrer von Essen.

* * *

Die beiden priesterlichen Missionsfreunde traten einander näher. Die erste Bekanntschaft führte zu weiterem Gedankenaustausch über das beiden gleich teure Anliegen. Sie besuchten sich gegenseitig, und Dr. von Essen war bemüht, weiter im Sinne Raimondis auf Arnold Janssen einzuwirken und ihn zu einer direkten Beteiligung an der Gründung des neuen Missionshauses zu bestimmen. Doch ohne Erfolg.

Aber Rektor Janssen wollte gern die vorbereitenden Arbeiten fördern helfen und beide berieten über die weiter zu unternehmenden Schritte. Es wurde ein Aufruf in dieser Sache beschlossen, und die katholische Presse sollte darum angegangen werden, ihm weitere Verbreitung zu verschaffen.

In diesem Aufruf heißt es[1]: „Von allen Seiten her erschallt aus den Missionen der heidnischen Länder der Ruf der Missionare: Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige!

„Und doch, welch unermeßliches Feld der Tätigkeit findet sich in Asien, Afrika und Australien vor! ‚Ganze Völker', schrieb vor nicht langer Zeit einer der Missionare, ‚warten auf das Licht des Evangeliums und würden für das Christentum gewonnen werden können, wenn sich nur glaubensfreudige, mutige Priester fänden, die das Kreuz dort aufpflanzten.'

„Durchdrungen von diesem Gedanken und begeistert für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, haben deshalb gerade in den letzten Jahren in mehreren Staaten Europas Männer sich zusammengefunden, Missionshäuser zu errichten, d. h. Häuser, in welchen sich junge Leute auf den schweren und doch so heiligen Beruf vorbereiten können, denen das Glaubenslicht zu bringen, die noch in der Finsternis und im Schatten des Todes sitzen.

„Während das Haus der auswärtigen Missionen zu Paris schon viele Jahre seines Bestehens zählt, entstand vor etwa fünfundzwanzig Jahren zu Mailand ein Haus, in welchem italienische Weltpriester für die Missionen ausgebildet werden; ebenso vor etwa zwölf Jahren zu Scheut bei Brüssel ein Missionshaus für Belgier, und zu Millhill bei London ein solches für Engländer.

„Leider besteht (abgesehen von dem Kollegium Amerikanum zu St. Mauritz bei Münster, in welchem junge Priester ausschließlich nur für Amerika ausgebildet werden) für deutsche Weltpriester ein solches Missionshaus noch nicht; und doch ist der deutschredende Klerus, sowohl im Deutschen Reiche als in den deutschen Provinzen Österreichs, so zahlreich, so arbeitsam, so glaubenstreu und mutig. Gerade jetzt zeigt er sich in seiner ganzen Glaubensstärke und zieht die Blicke der ganzen katholischen Welt auf sich.

„Die Zeiten der Prüfung sind sehr oft auch Zeichen großer Gedanken und heldenmütiger Entschlüsse, weil Gott der Herr gerade dann seine Gnaden reichlicher austeilt.

„Sollte deshalb nicht gerade jetzt der Augenblick gekommen sein, die erste Grundlage zur Bildung eines Missionshauses für deutsche Weltpriester zu legen, in welchem die schon ordinierten die letzte Vorbereitung zum Missionswerk erhalten, und die Aspiranten des geistlichen Standes Gelegenheit finden, ihr Studium zu vollenden?"

Der Verfasser versichert dann, daß Rom eine solche Gründung für Deutschland sehr begrüßen würde und gibt teilweise, die in unserer Fußnote auf Seite 85 mitgeteilte Antwort der Propaganda wieder.

[1] Aus dem noch vorliegenden Originalentwurf ergibt sich, daß Dr. von Essen Verfasser des Aufrufs ist. Der Inhalt gibt aber die Anschauungen und Gedanken beider Priester wieder.

Der Schluß klingt in einem warmen Weckruf aus an alle deutsche Katholiken, nunmehr das Werk anzugreifen und ihm Liebesgaben und geeignete Hilfskräfte zuzuführen.

Rektor Janssen brachte diesen Aufruf in der Septembernummer seines Blattes zum Abdruck und schreibt dazu: „Wir wünschen dem darin erwähnten schönen und notwendigen Unternehmen von ganzem Herzen, daß es zustande kommen möge. Und nicht das allein, sondern auch, daß es solche Einrichtungen und Kräfte gewinne, um recht wackere und lebendige Werkzeuge der Gnade Gottes bilden und liefern zu können. Hierfür ist ein besonderer göttlicher Segen notwendig. Und da alle Gnade verdient oder erfleht sein will, so bitten wir alle unsere Leser, Priester und Laien, bei der nächsten heiligen Kommunion dieses Unternehmen dem heiligsten Herzen Jesu besonders warm zu empfehlen."

Gebet! Ja, das war nach Rektor Janssen das dringendste Hilfsmittel für das große Werk. Wie eifrig mag er selbst in jener Zeit der Entscheidung gebetet haben. Ältere Leute aus Kempen erzählten später gern, daß sie den Rektor Janssen vom Ursulinenkloster oft gesehen hätten, wie er, den Hut in der Hand, betend den Kreuzweg ging, der draußen vor der Stadt im Felde angelegt war.

Eine noch lebende Ordensfrau erzählt folgende schöne Erinnerung aus ihren Kindheitstagen: „Vom Garten meiner Eltern aus konnten wir ins Wohnzimmer des hochwürdigen Herrn Janssen sehen. Vergaß er es, nach dem Anzünden der Lampe die Fenstervorhänge zuzuziehen, so konnten wir sein Tun gut beobachten. Da ist es öfters vorgekommen, daß unser Vater sagte: ‚Kinder, kommt mal mit in den Garten; ich will euch zeigen, wie ein Heiliger betet.' Wir sahen dann den Herrn Janssen wie eine Heiligenfigur unbeweglich und ganz in Gott versunken im Zimmer knien und beten. Stundenlang harrte er in dieser Haltung aus, und es hat dieser Anblick einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht."

* *
*

Der Artikel im Kleinen Herz-Jesu-Boten blieb ohne weitere Wirkung. Es meldete sich auch nach diesem Aufruf niemand zum Beitritt. In der Seele Arnold Janssens aber ging inzwischen eine entscheidende Veränderung vor sich.

Die andauernde und lebhafte Beschäftigung mit dem Gedanken an das zu gründende Missionshaus überzeugte ihn immer tiefer von der Notwendigkeit des Werkes. Die Ehre Gottes, das Heil der Seelen, das Wohl der Kirche, das Beispiel anderer Nationen, auch der geistliche Nutzen der durch den Kulturkampf so schwer geprüften Katholiken

Deutschlands drängten zu dieser Gründung. Es stand bei ihm fest: jetzt muß begonnen werden!

Wohl erschien das Werk wegen der herrschenden Verfolgung der katholischen Kirche in Deutschland zweifellos schwieriger. Im Reiche selbst war die Gründung unmöglich; sie mußte also jenseits der Grenze gemacht werden.

Andererseits schien aber auch gerade die gegenwärtige Lage in Deutschland einige günstige Umstände für die geplante Gründung zu bieten. Das religiöse Leben und kirchliche Empfinden flammte unter dem Druck der Verfolgung mächtig auf. Das Interesse für kirchliche und religiöse Angelegenheiten wurde tiefer und wirksamer.

Ferner fanden sich nicht wenige Priestertumskandidaten vor eine unsichere Zukunft gestellt. Wegen der kirchenfeindlichen Gesetzgebung konnten sie in Deutschland ihre Studien nicht vollenden und als junge Priester keine Anstellung finden. Rektor Janssen hoffte mit Recht, daß sich manche dieser jungen Männer, die an der Pforte des Priestertums stehend in eine so unsichere Lage geraten waren, dem Missionswerk zuwenden würden, wenn ein deutsches Missionshaus kräftig darauf hinweisen und ihnen die Möglichkeit bieten würde, ihre Ausbildung zu vollenden. Jedenfalls aber — so erwog er weiter — werden unter den jungen stellenlosen Priestern manche wertvolle Lehrkräfte für die junge Anstalt gewonnen werden können. Um über die Schwierigkeiten der ersten Gründungsjahre hinwegzukommen, wäre das aber ein ganz entscheidender Vorteil.

Zwar hatte sich, trotz der verschiedenen Aufrufe, noch niemand gemeldet. Aber lag das nicht vielleicht daran, daß noch kein Stein zum neuen Missionshaus zu sehen war, daß überhaupt noch keine Persönlichkeit öffentlich genannt worden, an der man sich hätte halten können? Rektor Janssen sagte sich, es muß praktisch angefangen werden, ein Platz gesucht, ein Haus gekauft oder gebaut, und die Anstalt eröffnet werden, dann haben jene, die für das Werk sich interessieren, etwas Festes, woran sie sich wenden können.

Also: Wo ist der Mann, der die Sache anpackt?

Dr. von Essen? Er hatte, wie es scheint, ursprünglich den Plan, das Haus in seiner Pfarrei zu eröffnen. Das war durch die kirchenfeindliche Strömung in Deutschland aber unmöglich gemacht. Wollte er seine Pfarrei aber verlassen, so wäre sie verwaist geblieben; denn ein neuer Pfarrer konnte wegen der Maigesetze nicht angestellt werden[1].

---

[1] Als Dr. von Essen im Frühjahr 1875 die erzbischöfliche Behörde um Entlassung aus dem Pfarramte bat, zwecks Gründung eines Missionshauses, wurde ihm vom Erzbischof Paulus Melchers die Erlaubnis unter dem 20. März 1876 mit dem Ausdruck des Bedauerns verweigert.

Rektor Janssen erwog alle diese Umstände. Neben Pfarrer von Essen hatte er sich aber selbst am lebhaftesten für das Werk eingesetzt. Er war von seinem Posten abkömmlich und konnte, wenn er wollte, die Aufgabe übernehmen.

Bisher hatte er nicht gewollt, hatte sich gegen alle Aufforderungen und Einladungen ablehnend verhalten. ... Entsprach das aber auch wohl dem Willen Gottes? Schienen die Umstände nicht eine andere Entschließung zu fordern?

Er blickte zurück auf die Führung der göttlichen Vorsehung. Sprach nicht so manches in seinem Leben dafür, daß Gott ihn vorbereitet habe zu einer solchen Aufgabe, wie sie jetzt vor ihm stand? War es für die Gründung einer Lehr- und Erziehungsanstalt nicht vorteilhaft, daß er als Schulmann aus einer zwölfjährigen Praxis kam? Und wie still und beharrlich hatte ihn der Herr auf die Wege des Apostolates geführt, ihn mehr und mehr mit Missionsgedanken und Missionseifer erfüllt, und ihn durch so manche Verkettung mit dem Plane zur Gründung eines deutschen Missionshauses in engste Verbindung gebracht. Durfte, ja mußte er in all dem nicht den Willen Gottes erkennen, der ihn trotz seines eignen Widerstrebens und des Gefühls der persönlichen Unzulänglichkeit für diese Aufgabe bestimme?

Diese Erwägungen reiften unter viel Gebet im Herbst 1874 bei Arnold Janssen den Entschluß, im Namen Gottes und vertrauend auf die Hilfe von oben den Schritt zur Gründung eines Missionshauses zu wagen.

Gesegnet bleibt die Stunde dieser folgenschweren Entscheidung!

* * *

Halten wir inne, und überblicken wir kurz Vergangenheit und Gegenwart dieses Priesters, der am wichtigsten Wendepunkt seines Lebens steht.

Arnold Janssen, der Mann der göttlichen Vorsehung für die Gründung des Steyler Missionswerkes, stammt aus einer einfachen, ländlichen, aber ideal-christlichen Familie. Seine Eltern waren tadellos in ihrem Lebenswandel, vorbildlich in ihrer Pflichttreue und voll tiefer Frömmigkeit. Seine sieben Geschwister folgten den tugendhaften Eltern, führten ein braves und rechtschaffenes Leben. Die Familie Janssen konnte man in Wahrheit ein christliches Heiligtum nennen. In solchen von der Religion durchwehten und geweihten Verhältnissen verlebte Arnold seine glückliche und schuldlose Kindheit.

Die Studienzeit verbrachte der Jüngling größtenteils in kirchlichen Anstalten unter der Leitung erfahrener und gediegener priesterlicher Erzieher. Von den siebenundeinhalb Jahren seiner Gymnasialstudien entfallen sechs auf das bischöfliche Kollegium Augustinianum

in Gaesdonck. Daran schlossen sich elf Semester akademische Studien. Hiervon waren sechs Semester der Philosophie und Theologie gewidmet, während welcher Zeit das treffliche bischöfliche Kollegium Borromäum in Münster ihm ein Heim in seinen schützenden Mauern bot.

Dieser Erziehungsweg hatte dem zukünftigen Gründer und Leiter kirchlicher Erziehungsanstalten manche Erfahrungen ermöglicht, durch eignes Beobachten und Erleben Kenntnisse vermittelt, die für seine spätere Aufgabe sehr nützlich waren.

Sein erweiterter Studiengang und vor allem die zwölfjährige Lehrtätigkeit waren ebenso eine Vorbereitung für die später an ihn herantretenden Aufgaben in der Organisation der Studien eines Missionsseminars.

Nehmen wir dazu die tiefere Einführung in den Geist übernatürlichen und apostolischen Empfindens, die Weitung von Auge und Herz für die großen Anliegen des göttlichen Herzens Jesu und die Weltaufgaben seiner Kirche, für die Ehre des dreieinigen Gottes und die Not der unsterblichen Seelen, seine wachsende Opfer- und Gebetsliebe: so erkennen wir in all diesen Umständen, daß Gott diesen Mann in seine Schule genommen und von Stufe zu Stufe zu seinem Werkzeug vorgebildet. — Das ist das g e i s t i g e Porträt, das Rektor Janssen an jenem Wendepunkt seines Lebens uns darbietet.

Lenken wir unsern Blick auch auf die ä u ß e r e E r s c h e i n u n g dieses Priesters. Arnold Janssen war als Kind schwächlich und blieb es auch als Jüngling und junger Priester. Erst später, als er sich den fünfziger Jahren näherte, kräftigte sich sein Körper. Als er im Jahre 1857 sich zur Erledigung seiner einjährigen Dienstpflicht der militärischen Untersuchungskommission stellte, wurde er „wegen allgemeiner Körper- und Brustschwäche für unbrauchbar" erklärt.

Er war mittelgroß, schmal und blaß und machte den Eindruck eines kränklichen Priesters. Leute aus Kempen, die ihn dort gut gekannt, erzählten später, daß seine Erscheinung oft ihr Mitleid erregt habe. Seine ärmliche Kleidung sowohl als mehr noch sein schwächliches Aussehen habe Teilnahme und Bedauern erweckt. Als sie gehört, dieser kränkliche Priester wolle nach Holland gehen und dort ein deutsches Missionshaus gründen, hätten sie den Kopf geschüttelt und gesagt: „Ach, der fromme Herr geht nur nach Holland, um dort bald zu sterben."

Das A u f t r e t e n Arnold Janssens war ganz schlicht und bescheiden. Er war kein Redner, nicht gewandt im Umgang, in der Unterhaltung oder mit der Feder. Wer mit ihm zu tun hatte, gewann den Eindruck, daß er ein aszetischer, frommer Priester sei. Darüber hinaus fiel nichts an ihm in die Augen, bemerkte man nichts, das für ihn einnehmen konnte.

Wohl jeder, der hinsichtlich der in Frage stehenden Gründungsaufgabe in jener Zeit hätte wählen sollen zwischen Dr. von Essen und Rektor Janssen, würde sich für ersteren entschieden haben. Dr. von Essen war ein gewandter Mann, beherrschte vollkommen in Wort und Schrift die italienische und französische Sprache und besaß vornehme Bildung und feine Umgangsformen. Dabei glühte auch er von echtem Missionseifer und war ein wirklich tüchtiger Priester.

Wenn schließlich nicht er, sondern der unscheinbare Rektor Arnold Janssen Gründer des neuen deutschen Missionswerkes wurde, so kann man nur sagen: es lag so im Plane Gottes.

Der ganze Wert Arnold Janssens lag in seinem Innern: in seinem felsenfesten Glauben, daß Gott ihn zu dem großen Werke bestimmt, in seiner durch nichts zu erschütternden Ausdauer und Beharrlichkeit und in seiner Gebetsliebe. Doch darüber später. — Folgen wir ihm jetzt bei seinem Schaffen an seinem Lebenswerk.

Zweiter Teil.

Gründung und Entwicklung des Missionshauses in Steyl.

14. Die ersten Versuche und Enttäuschungen.

Unter vielen Gebeten und Erwägungen hatte sich Rektor Janssen durch seine Zweifel hindurchgerungen. Nun wollte er aber auch nicht länger zögern, sondern mit Vertrauen auf die Hilfe von oben die Gründung eines deutschen Missionshauses in Angriff nehmen. Die deutsche Heimat hatte damals leider keinen Raum für eine solche kirchliche Anstalt. Darum sollte sie im benachbarten gastlichen Holland erstehen, aber möglichst nahe der Grenze, um als deutsches Haus leichten Verkehr mit Deutschland zu haben, wo die Wurzeln seiner Entwicklungsmöglichkeit waren.

Um die Mitte des Monats September 1874 fuhr Rektor Janssen nach dem von Kempen nur sechs Stunden entfernten holländischen Grenzstädtchen Venlo. Hier wollte er Umfrage anstellen nach einem passenden Grundstück für seine Gründung und im Grundbuch die nächste Umgebung der Stadt studieren.

Auf dem Venloer Bahnhof traf er mit dem ihm aus einer früheren Begegnung bereits bekannten Priester Moubis[1], Professor im bischöflichen Konvikt in Rolduc (Diözese Roermond), zusammen. Er teilte diesem seine Absicht mit und fand gleich großes Interesse. Professor Moubis war im Dörfchen Steyl geboren, das nur eine Stunde von Venlo entfernt liegt. Daher war ihm die Gegend gut bekannt. Er versprach, Umschau nach einem geeigneten Besitz zu halten. Dicht bei Venlo sei kaum ein hinreichend großes Grundstück zu finden. Mehr Aussicht sei vielleicht in dem großen Pfarrdorf Tegelen, zu dem Steyl als Filiale gehört. Er werde ihm bald Nachricht geben. — So kehrte Rektor Janssen denn gleich nach Kempen zurück.

---

[1] Herr Moubis starb im Jahre 1897 als Dechant von Heerlen (Holl.-Limburg). Bis zum Tode bewahrte er dem Stifter Arnold Janssen treue Freundschaft und Verehrung.

Schon in der folgenden Woche stellte sich ihm hier ein Herr Ch. Canoy aus Tegelen vor, den Professor Moubis gesandt hatte. Er bot die Besitzung seines Schwiegervaters, des Herrn de Lom de Bergh, nahe der Tegeler Pfarrkirche gelegen, zum Kauf an. Am folgenden Tage reiste Rektor Janssen nach Tegelen, das nur 40 Minuten von Venlo liegt, um das Grundstück zu besichtigen. Es war der 29. September, das Fest des heiligen Erzengels Michael, des großen Schutzpatrons Deutschlands. In der Frühe, bei der heiligen Messe, empfahl der Rektor sein wichtiges Anliegen dringend dem hohen Himmelsfürsten und versprach ihm, das zu gründende erste deutsche Missionshaus nach seinem Namen zu benennen.

Das von Herrn Canoy angebotene Gut schien für eine klösterliche Niederlassung wie geschaffen. Als aber ein Kaufpreis von 75 000 Mark gefordert wurde, war der Begleiter Rektor Janssens, der Landwirt Ludwig Bönniger aus der Gemeinde Kempen, der als Sachverständiger mitgegangen war, über diese maßlose Forderung so entrüstet, daß er Rektor Janssen riet, überhaupt kein Angebot zu machen. So war der Handel schnell zu Ende. Die Reise blieb ergebnislos. — Herr Canoy führte den deutschen Priester noch auf die Tegeler Sandhügel, von wo aus er einen Überblick über die stille, freundliche Umgebung des Maastales gewann. Da lag zu seinen Füßen, fest am Ufer der Maas, das Gasthaus von Niklaas Ronck mit großem Garten. Das war der Platz, auf dem später das neue Missionshaus erstehen sollte, ohne daß Rektor Janssen es damals ahnte. Immerhin hatte dieser St.-Michaels-Tag ihn mit dem Ort seiner späteren großartigen Wirksamkeit zum erstenmal in Berührung gebracht.

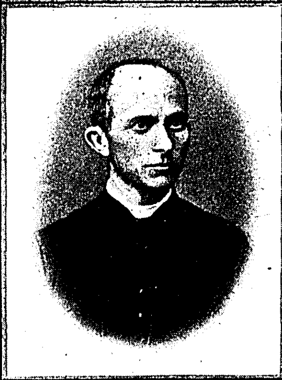
Unser Rektor konnte aber den Gedanken an den schönen Besitz de Münt nicht so leicht aufgeben. Im Laufe des Monats Oktober suchte er den Besitzer de Lom de Bergh, Notar in Venlo, selbst auf, um die abgebrochenen Verhandlungen wieder aufzunehmen. Der Herr schüttete nun tüchtig Wasser in den Wein der ersten Forderung und verlangte nur noch 45 000 Mark. Aber auch diese Summe erschien dem mittellosen Priester noch unerschwinglich hoch. Abermals kehrte er ohne Kaufabschluß heim.

Nun geschah es, daß im folgenden Monat die Oberin im Ursulinenkloster in Kempen in große Unruhe geriet und fürchtete, sie käme wegen Rektor Janssen in Konflikt mit der Regierung und ihr Pensionat werde geschlossen[1]. Sie bat ihn daher, auf einige Tage zu verreisen, da sie mit einer polizeilichen Besichtigung rechne.

[1] Was diese Aufregung veranlaßte, ist nicht bekannt. Vielleicht war kein bestimmter Grund, sondern nur die allgemeine damals einsetzende stärkere



Arnold Janssen als Student in Bonn. (S. 45)



Arnold Janssen als junger Priester. (S. 56)



Bischof Raimondi von Honkong (S. 84)



Bischof Comboni von Zentralafrika. (S. 365)



Domkapitular Dr Perger. (S. 34)



Rektor Waldau. (S. 56)

So machte er sich denn am 23. November auf den Weg zum Bahnhof, unschlüssig, wohin er sich wenden sollte. Erst die wiederholte Frage des Beamten am Kartenschalter, wohin er wolle, brachte ihn zur Entscheidung. Er reiste zum drittenmal nach Tegelen. Diesmal nahm er seinen Bruder Peter als Sachverständigen mit. Peter Janssen riet, zu dem Gut de Münt die benachbarte Wiese noch dazu zu kaufen und dann insgesamt 45000 Mark zu bieten. Notar de Lom de Bergh ging auf den Handel ein. Es wurde sofort ein Kaufkontrakt ausgefertigt mit der Klausel, daß er erst nach sechs Wochen Gültigkeit haben solle. Innerhalb dieser Zeit konnte jede Partei zurücktreten.

Rektor Janssen blieb in Tegelen über Nacht. Herr Pfarrer Beckers gab gern seine Zustimmung zu der Neugründung in seiner Gemeinde und mit einer Empfehlung von ihm ausgerüstet, reiste der Rektor am folgenden Tage nach Roermond zum Bischof Paredis. Dieser edle greise Oberhirt von über 80 Jahren, mit einem Herzen voll übernatürlichen Glaubens und ebenso klug wie fromm, empfing den fremden deutschen Priester mit großem Wohlwollen. Er ließ sich alles auseinandersetzen und gab sofort seine Zustimmung zu der geplanten Gründung in seiner Diözese. Mit herzlicher Ermunterung verabschiedete er den Bittsteller und sprach: „Nun bin ich aber doch sehr gespannt, zu erfahren, was aus der Sache werden wird!" Schon am 3. Dezember sandte der Hochwürdigste Herr folgende schriftliche Genehmigungsurkunde:

„Hierdurch erkläre ich, daß ich den Plan des hochwürdigen Herrn Arnold Janssen, ein deutsch-niederländisches Haus für auswärtige Missionen in Verbindung mit einer apostolischen Schule oder Vorbereitungsschule zur Heranbildung von Missionaren zu errichten, gutheiße und hoffe, daß dieses Unternehmen mit dem besten Erfolge gekrönt sein möge." Der Bischof von Roermond, gez. J. A. Paredis.

Am Abend dieses Tages sagte der Bischof zu seinem Sekretär, wie dieser später erzählte: „Heute war ein Priester bei mir, das ist ein heiliger Mann. Er hat Pläne, deren Ausführung zum großen Segen für die heilige Kirche gereichen wird." — Zum Dechant von Roermond sprach der Bischof einige Tage später: „Da ist der Herr Janssen, der Rektor von den Ursulinen in Kempen, bei mir gewesen. Denken Sie

Drangsalierung der Klöster die Ursache. Jedenfalls hat sich Rektor Arnold Janssen nichts zuschulden kommen lassen, wie aus nachstehendem Zeugnis erhellt, das ihm der Bürgermeister Mooren von Kempen unter dem 12. August 1875 ausstellte: „Dem Privatgeistlichen, früheren Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Bocholt, Herrn Arnold Janssen zu Kempen, wird auf Verlangen hiermit bescheinigt, daß er bis jetzt weder in politischer noch in kirchlicher Beziehung in Verwicklung mit der Königlich Preußischen Regierung geraten ist und, soviel bekannt, sich politischen Bestrebungen ferngehalten hat."

sich, der will ein Missionshaus bauen — und hat nichts. Entweder ist er ein Narr oder ein Heiliger."

* * *

Rektor Janssen besaß nun die bischöfliche Genehmigung und einen Kaufkontrakt über 45 000 Mark, aber weder Geld noch Hilfskräfte. Immerhin hatte er jetzt Unterlagen, das Werk bekam greifbarere Formen. Darauf baute er und verdoppelte seine Werbearbeit. Innerhalb sechs Wochen mußte er ja das Geld herbeischaffen.

Schon im November, gleich nachdem er die ersten Schritte in der Sache getan hatte, erließ er im „Kleinen Herz-Jesu-Boten" nachstehenden Aufruf:

„Ein kurzes Wort an fromme Liebhaber Jesu. Die Einrichtung eines deutschen Hauses für auswärtige Missionen erweist sich immer mehr und mehr als eine unumgängliche Notwendigkeit. Das Wort des Herrn: ‚Gehet hin und lehret alle Völker!' ist zwar nicht an jeden einzelnen, aber wohl an ein großes katholisches Volk gerichtet. Deshalb erfüllt Deutschland seine Pflicht nicht, wenn es nicht mehr als bisher für die auswärtigen Missionen tut und soweit hinter anderen Völkern zurückbleibt. Gegenwärtig werden so viele Geistliche in die Ferne getrieben. Deshalb ist nunmehr die Errichtung eines Missionsseminars an einem gut gelegenen sicheren Ort eine unumgängliche Notwendigkeit geworden. An Ratschlägen von Männern, die durch Erfahrung sehr genau Bescheid wissen, hat es uns nicht gefehlt. Das heilige Werk scheint verhältnismäßig leicht ausführbar zu sein, wenn es nur herzhaft angegriffen wird. Die nächste und größere Schwierigkeit ist der Geldpunkt. Ein gut gelegenes Haus mit Garten scheint sich zu bieten. Aber womit es kaufen oder einrichten? Da sind gleich Tausende von Talern nötig. An die Unterstützung durch den Xaveriusverein dürfen wir wohl nicht denken. Denn da die übrigen Missionshäuser ohne seine Hilfe fertigwerden, so wird der Verein von einer einmal angenommenen Regel nicht so leicht abgehen.

„Also müssen fromme Wohltäter eintreten. Würde der eine oder andere sich schon jetzt im Innern aufgefordert fühlen, uns mitzuteilen, wieviel er für den eben erwähnten Zweck jährlich oder ein für allemal zu geben bereit wäre, so bitten wir dies nicht zu unterlassen. Wer weiß, wie viele unvorhergesehene Schwierigkeiten dadurch entfernt würden, wenn dies recht viele täten. Ja, es will uns scheinen, daß nur dadurch diese wichtige Angelegenheit in Fluß gebracht werden könne.

„Das Werk, worum es sich handelt, ist gewiß ein sehr heiliges. Bedenken wir nur das Wort des so erleuchteten und angesehenen himmlischen Lehrers, des heiligen Dionysius Areopagita: ‚Für das Heil der Seelen wirken ist das heiligste, ja ein göttliches Amt!' An dieses Werk ist aber nicht nur das Heil des einen oder anderen, der doch schon christlich ist und, wenn nicht von uns, so doch von anderen gerettet würde,

sondern das Heil von Tausenden geknüpft, die jetzt noch in der Nacht des Heidentums sitzen, oder sagen wir vielmehr, indem wir zugleich an ihre Nachkommen denken, das Heil von Millionen.

„Je heiliger aber ein Werk ist, desto mehr Schwierigkeiten pflegt es zu begegnen. So wird es auch hier gehen. Uns scheint es notwendig, hoffentlich auch dir, lieber Leser. Glaube aber nicht, daß es allen so geht. Es gibt manche und selbst fromme Leute, die in bezug auf auswärtige Missionen engherzig denken und es fast für eine Sünde halten, für etwas anderes als für Deutschland selbst sorgen zu wollen. Aber die ersten, wichtigsten Schwierigkeiten werden schwinden, sobald es sich zeigt, daß viele sich dafür interessieren und sogar schon bedeutende Opfer dafür gebracht haben oder zu bringen gewillt sind. Wer hier bald gibt, gibt doppelt und dreifach. Er wird Mitgründer eines höchst segensreichen Werkes, wird geistiger Vater oder geistige Mutter aller jener Tausenden, denen auf diese Weise noch einst das Heil bereitet werden wird.

„Blicken wir auf so viele andere Länder, in denen das erwähnte fromme Werk bereits besteht, so können wir nicht anders als sagen: auch für Deutschland muß und wird es auf die Dauer dazu kommen. Wir aber hoffen, daß es bald zustande komme, und daß der richtige Augenblick nicht verpaßt werde. Und der ist gerade j e t z t, wo die Tätigkeit so vieler Priester im Vaterlande selbst brachgelegt ist.

„Müssen wir uns darum nicht angetrieben fühlen, für dies heilige Werk zu arbeiten und dafür alle unsere schwachen Kräfte einzusetzen? Aber was vermag der einzelne? Es bedarf der Hilfe vieler. Wird sie kommen? Wir hoffen es zum göttlichen Herzen Jesu und bitten unsere frommen Leser, mit Gebet und Liebesgaben zu helfen, soweit sie können.

„Wohl heißt fromm sein fromm b e t e n, aber auch fromm a r b e i t e n mit dem empfangenen Talente und fromm o p f e r n, soweit die Verhältnisse es gestatten. Leider wird auch von frommen wohlhabenden Menschen öfters das Geld entweder unnütz bewahrt oder auf Eitelkeiten verschwendet, so daß sie für das Heiligste und Höchste oft nichts oder nur Spottpfennige übrig haben. Deshalb machen sie nur geringe Fortschritte im Guten, weil ihnen der Opfergeist fehlt und sie das empfangene Talent nicht gehörig benutzen. Ihnen müssen wir also den Opfergeist empfehlen."

In einer Bemerkung zu diesem Artikel heißt es: „Falls uns jemand eine Geldsendung anvertrauen wollte, würden wir dieselbe für den angegebenen Zweck gern annehmen und, wenn das heilige Werk fürs erste noch nicht in der von uns gewünschten Weise zur Ausführung gelangen sollte, dieselbe für spätere Zwecke verzinslich anlegen." (Die Redaktion.)

Infolge dieses Aufrufs kamen einige Gaben, aber sie tröpfelten zunächst recht spärlich. Wie an der Krippe, so erschienen auch an der Wiege des neuen Missionshauses zuerst die Armen und brachten ihre

Almosen. Eine fromme Dienstmagd Juliana Erlinger aus Linz in Österreich, die mit ihren Ersparnissen arme Studenten des Priesterberufes unterstützte, sandte 30 Gulden. Zwei Arbeiterinnen aus Krefeld verzichteten auf einen geplanten Putz und schickten zu Ehren des Christkindleins 25½ Mark. Aus Lobberich bei Kempen kamen unter Vorbehalt der Zinsen 300 Mark. Zwischen kleineren Gaben finden sich noch 75 Mark aus Münster, 30 Mark jährliche Zusage von einem Gutsbesitzer aus Xanten, und 600 Mark drückte Dechant Boes aus Kempen dem Rektor Janssen eines Abends in die Hand.

* * *

Nach Abschluß des Kaufkontraktes trat der Gründer des neuen Missionshauses eine Reise an, um in den Priesterseminaren zu Roermond, Luxemburg und Löwen Theologiestudierende aufzusuchen, die bereit wären, sich dem Werke anzuschließen. Besonders in Löwen hoffte er, unter den dort an der Universität und im Kollegium Amerikanum studierenden Deutschen Teilnehmer zu gewinnen. Diese Hoffnung erfüllte sich aber wenigstens vorläufig in keinerlei Weise.

Wohl fand er überall freundliche Aufnahme und Unterstützung seiner Wünsche, besonders in Löwen durch den späteren Subregens im Trierer Priesterseminar Herrn Dr. August Müller. Wohl konnte er einige wertvolle Beziehungen anknüpfen, z. B. mit dem seeleneifrigen Bischof Nikolaus Adames von Luxemburg. Aber das, worauf es vor allem ankam, fand er nicht. Weder in Löwen noch auch in den Priesterseminaren von Luxemburg und Roermond war auch nur ein einziger Theologe bereit, mit Mut und Vertrauen dem geplanten Werk beizutreten. Ebenso hatte er nicht die geringsten materiellen Mittel flüssig machen können.

Von diesem gänzlichen Mißerfolg niedergedrückt und von einem bedeutenden Unwohlsein befallen, kehrte Rektor Janssen von seiner Reise zurück. Daheim fand er keine Zeit, sich zu schonen. Es erwartete ihn angestrengte Arbeit. Der erste Jahresabschluß über den „Kleinen Herz-Jesu-Boten" (mit 3000 Abonnenten), den er ja selbst im Verlag hatte, drängte zur Erledigung. Allerhand Mühen und Sorgen stürmten auf ihn ein und die Zukunft stand so trüb und dunkel vor ihm. Vor allem: was sollte aus seinem Ankauf werden, wenn er das Geld nicht aufbringen konnte?

Unter dem Druck dieser Lage kam über den kranken und enttäuschten Priester eine starke Versuchung, den Plan aufzugeben und die Gründung ruhen zu lassen.

Er sagte sich: „Warum quälst du dich so ab? Es wird ja doch nichts daraus. Und wenn die Sache von Gott ist, dann wirst du dir noch durch viele dichte Dornhecken einen Weg bahnen müssen. Denke

nur an diese und jene, die das auch haben tun müssen. Und glücklich, wenn du dabei gesund wärest! Aber wenn man krank und zum Tode erschöpft dennoch wie ein Gesunder arbeiten muß, das sind schlimme Tage. Und die jetzigen Sorgen sind erst der Anfang!"

P. Janssen hat sich später wiederholt über diese dunklen Stunden ausgesprochen: „Hätte ich mir nicht sagen müssen, du bist ein Feigling und handelst gegen Gottes Willen, ich hätte wahrhaftig alles liegen lassen. Am härtesten empfand ich es, daß ich als Kranker unter den Gesunden arbeiten sollte, wie es doch nötig war, um meine Pflichten zu erfüllen. — Doch der Herr gab mir Kraft auszuharren, und ich bin ihm dankbar dafür. Daß die Sache sich so entwickeln würde, wie sie sich später wirklich entwickelt hat, habe ich nicht geahnt. Ich habe nie an große Häuser gedacht, sondern nur an ein ganz mittelmäßiges. Es ist eigentlich sehr gut, daß Gott uns die Zukunft verhüllt. Wäre mir dieselbe offenbart worden, so wäre das Ausharren kein Verdienst gewesen. Aber Gott der Herr ließ mich zappeln und gab mir gerade so viel Kraft, als notwendig war, um den gefaßten Gedanken nicht fahren zu lassen und das angefangene Werk weiterzuführen."

Die tapfere Überwindung der Versuchung wurde von Gott reich belohnt. Zwar fing das neue Jahr 1875 ziemlich hoffnungslos an. Aber es sollte unserm Rektor Janssen die Erfüllung seines heißesten Wunsches bringen: die tatsächliche Eröffnung des geplanten Missionshauses.

2. Neue Wege und wirksame Hilfe.

Der Mißerfolg des ersten Anlaufs hatte die Erkenntnis gebracht, daß die Gründung eines Missionshauses nicht so einfach sei wie die Eröffnung irgendeines Geschäftes. Das Unternehmen brauchte vor allem **Vertrauen** in weiteren Kreisen zum Fundament. Der Gründer bot mit seiner schlichten, fast gänzlich unbekannten Persönlichkeit keine hinreichende Gewähr. Zwar halfen **ihm** sein Herz voll Gottvertrauen und der feste Glaube an die Gottgefälligkeit seines Planes über alle Zweifel und Bedenken hinweg. Aber sein persönlicher Idealismus war doch eine zu schwache Basis, um andere mit Vertrauen zu dem Werk zu erfüllen. Es war von ihm zu viel erwartet, daß Theologiestudierende ohne weiteres ihre sichere Laufbahn verlassen sollten, um sich ihm anzuschließen, der doch nichts für die Zukunft zusichern konnte. Ebenso mochten nüchtern überlegende Leute

Bedenken tragen, große Summen in die Hände dieses Priesters zu legen für eine Sache, die noch keine entsprechende Empfehlungen hatte und gerade unter den obwaltenden Zeitverhältnissen von zweifelhaftem Gelingen war.

Wohl hatte Rektor Janssen die Zustimmung des Bischofs von Roermond erlangt. Aber sie war zunächst doch kaum mehr als die Genehmigung der neuen Gründung in der Diözese dieses Oberhirten. In Deutschland und Österreich konnte sie nur wenig Werbekraft haben. Und doch mußte von hier die Haupthilfe kommen, wie der Mißerfolg in Belgien und Luxemburg gezeigt hatte.

Hatte Rektor Janssen die Absicht gehabt, sich erst dann an die hochwürdigsten Bischöfe zu wenden, wenn der Anfang des Werkes durch Gewinnung einiger Helfer und materieller Mittel gesichert schien, so entschloß er sich nunmehr, sofort die hochwürdigsten Kirchenfürsten Deutschlands, Österreichs und Hollands über seine Pläne zu unterrichten, um ihren Segen und ihre Empfehlung zu bitten. Von ihrer hohen Autorität konnte seine Bemühung bei Priestern und Laien erst jenes Gewicht erlangen, daß sie Beachtung und Förderung fand. So griff denn der unermüdliche Priester im Januar 1875 wieder zum Wanderstab.

Der erste Besuch galt dem eignen Oberhirten, dem hochwürdigsten Bischof Johannes Brinkmann von Münster. Rektor Janssen legte ihm sein Unternehmen und den derzeitigen Stand der Sache auseinander. Der Bischof gab, wenn auch nicht ohne Bedenken, seine Zustimmung zu dem Plane. Als er aber von der Kaufsumme von 45000 Mark für die Besitzung de Münt hörte, schüttelte er sorgenvoll den Kopf. Das war ihm doch gar zu viel. Im übrigen erklärte er sich bereit, Rektor Janssen die Befreiung aus dem Diözesanverbande zu erteilen, wenn aus der Gründung etwas werde.

Mit dieser vorsichtigen Auffassung der Dinge stimmt auch die schriftliche Antwort des Bischofs überein, die später unter dem 9. Februar dem Bittsteller zugesandt wurde. Sie lautet:

„Auf Verlangen wird hierdurch bezeugt, daß der Kuratpriester Herr Arnold Janssen die Absicht hegt, ein deutsches Seminar für auswärtige Missionen in Verbindung mit einer Vorbereitungsschule zur Heranbildung von Missionaren zu errichten. Wir wünschen dem Bestreben desselben den besten Erfolg und erklären uns bereit, auf desfalsigen Wunsch demselben zur Beförderung des besagten Zweckes die Entlassung aus dem Diözesanverbande zu erteilen."

Die Eindrücke dieser Besprechung mit seinem Bischof waren gerade nicht sehr ermutigend für Rektor Janssen. Eine kräftige Aufmunterung wurde ihm aber unerwartet am folgenden Morgen zuteil.

Als er früh in der Martinskirche zu Münster die heilige Messe feiern wollte, machte eine dort stattfindende kirchliche Feier dies unmöglich. Es wurde ihm geraten, zur Franziskanerkirche zu gehen. Er wollte nicht gern dorthin gehen, um den Patres nicht beschwerlich zu werden, denen kurz zuvor polizeilich die üblichen Kollekten in der Stadt verboten worden waren. Nun aber blieb ihm nichts anders übrig, als der heiligen Messe wegen dort vorzusprechen.

Nach der Zelebration sprach ihn ein Pater wegen des geplanten Missionshauses an. Dieser war in Kaldenkirchen bei Venlo geboren und hatte in seiner Heimat von dem Unternehmen gehört. Er riet Rektor Janssen dringend, sich mit ihrem hochwürdigen P. Provinzial Gregorius Janknecht zu beraten, der gerade zur Visitation im Kloster weilte. Er werde gewiß Anteil an dem Werke nehmen.

P. Gregorius hatte kaum gehört, um was es sich handle, als er sofort das lebhafteste Interesse an der Sache bekundete. „Zu diesem Manne“, so erzählte P. Janssen später oft, „führte mich die göttliche Vorsehung. Als er erfuhr, welch bedenkliches Gesicht der hochwürdigste Bischof wegen der 45 000 Mark gemacht habe, sagte er: „Nicht mehr als 45 000 Mark? Das ist ja eine Bagatelle! Das wird sich schon machen lassen. — Wenden Sie sich persönlich an den hochwürdigsten Bischof Haneberg von Speyer. Er wird Sie freundlich aufnehmen, denn er hat ein großes Missionsinteresse. Ersuchen Sie ihn um ein günstiges Gutachten und wenden Sie sich damit an den ‚Ludwigsverein‘ in München; dort werden Sie Geld erhalten.“ — Dann wandte er sich in seiner lebhaften Art an den P. Präses des dortigen Klosters: „Kennen Sie nicht eine Person, welche Interesse für die Missionen hat, der Sie Herr Janssen empfehlen können? Laßt uns beide doch etwas für diese wichtige Sache tun; wir werden dann gewiß ruhiger sterben können[1].“

Unser Rektor Janssen, der so ganz einsam und allein seinem großen Werk gegenüberstand, fühlte sich durch diese warme Teilnahme sehr gehoben und ermutigt. Er hatte zwar kein Geld, erhielt auch in der nächsten Zeit noch keins, so daß er von dem Kaufkontrakt zurück-

[1] P. Gregorius Janknecht blieb ein treuer Freund des Steyler Missionshauses; und war auch später noch bemüht, ihm Gaben zuzuwenden. Er war ein Mann von großer Uneigennützigkeit, Unternehmungsmut und Gottvertrauen. Nicht weniger als siebenmal wurde er zum Provinzial der blühenden sächsischen Franziskanerprovinz gewählt und wäre, Ende der achtziger Jahre, zum General des Ordens gewählt worden, wenn er sich nicht selbst so entschieden gewehrt hätte. Mit dem Franziskanerbischof P. Bernhard Döbbing von Nepi und Suti in Italien († 1916), einem geborenen Münsteraner, machte er sich sehr verdient um die Reform der irländischen Franziskanerprovinz. Auch nahm er wirksam teil an der Begründung der Franziskanerprovinz in Brasilien.

treten mußte[1]. Aber daß ein Mann von solchem Weitblick und solcher Erfahrung wie P. Janknecht sein Unternehmen begeistert billigte und tätig fördern wollte, tat ihm wohl.

Die Aufhebung des Kaufkontraktes vollzog er übrigens nicht ungern; er hatte sich überzeugt, daß ein weniger kostspieliger Anfang doch vorzuziehen sei. Das Wagnis war kleiner und die Sorge wegen Aufbringung des Geldes auch.

* * *

Den zweiten Besuch machte Rektor Janssen noch im selben Monat beim hochwürdigsten Erzbischof Paulus Melchers von Köln. Dieser ehrwürdige Oberhirte hatte die Schwere und Ungunst der kirchenpolitischen Zeitlage schon herb und bitter an sich selbst erfahren. Vom 31. März bis 9. September 1874 hatte er im Gefängnis zu Köln zubringen müssen. Neue Konflikte mit der kirchenfeindlichen Staatsbehörde und neue schwere Leiden standen ihm bevor. So traf ihn Rektor Janssen in einer recht niedergeschlagenen Stimmung. Als er seine Absichten und Pläne entwickelte, schaute ihn der Erzbischof erstaunt an: „Wir leben ja in einer Zeit," sagte er, „wo alles wankt und zusammenzustürzen droht; und da kommen Sie und wollen noch etwas Neues aufrichten!"

Rektor Janssen erwiderte: „Entschuldigen Ew. Erzbischöflichen Gnaden gütigst! Ja, wir leben in einer Zeit, wo vieles zugrunde geht; deshalb muß anderes dafür neu erstehen. Eben weil die neugeweihten Priester im Vaterlande nicht mehr angestellt werden können, meine ich, sollten sie ihre Augen auf die auswärtigen Missionen richten."

Der Oberhirt riet schließlich, er solle sich mit Dr. von Essen vereinigen, der ja einen ähnlichen Plan verfolge. Dann solle er seine Sache schriftlich vorlegen und dartun, wie weit sie gediehen und welche Aussicht für das Gelingen vorhanden sei.

Am Abende dieses Besuchstages äußerte sich der Erzbischof einem vertrauten Priester gegenüber, der es später P. Arnold Janssen mitteilte, folgendermaßen:

„Denken Sie, da ist heute Herr Janssen aus der Diözese Münster — Sie kennen ihn vielleicht wohl — bei mir gewesen und hat mir einen Plan vorgetragen, mit dem er sich beschäftigt. Denken Sie, er will jetzt, in unserer schwierigen Zeit, ein Missionshaus gründen und Missionare heranbilden, um die Heiden zu bekehren. Es sind in Köln

---

[1] Das Anwesen de Münt wurde noch im selben Jahre vom Grafen von Fürstenberg-Stammheim für die aus Viersen vertriebenen Benediktinerinnen von der Ewigen Anbetung angekauft. Die Tochter des Grafen war Oberin dieser Schwestern, die auch heute noch an dieser Stätte ihr gottgeweihtes Leben vor dem hlst. Sakramente führen.

ja Heiden genug; wenn er diese nur mal zuerst bekehren würde!"

Ebenso erfuhr Rektor Janssen, daß kurz darauf, bei einem Besuche des Bischofs Bernhard Brinkmann in Köln, die beiden Kirchenfürsten auch über seinen Plan ihre Meinungen ausgetauscht und darin übereingestimmt hätten, daß nur wenig Hoffnung für das Gelingen gegeben sei.

Gott prüfte sein Werkzeug gründlich. Nicht nur, daß die Besuche bei den genannten Bischöfen ihm keine Ermutigung brachten, von vielen Seiten, besonders von bekannten und befreundeten Priestern, wurde ihm dringend zugesetzt, doch solche aussichtslosen Pläne aufzugeben. Das sei überspannte Frömmigkeit und Unverstand. Auch sein ehemaliger Lehrer in Gaesdonck, Dr. Perger, erfuhr von den Absichten Arnold Janssens und äußerte sich ganz entrüstet über ein solches Unterfangen. Er solle sich doch nicht blamieren. Solche Gründung sei gegenwärtig ganz unmöglich; auch sei er absolut nicht der Mann, ein derartiges Werk zustande zu bringen. Darin stimmten übrigens alle priesterlichen Freunde überein, daß er nicht die Befähigung und erforderlichen Eigenschaften für eine solche Gründung habe[1].

* * *

Mit den Prüfungen schickte Gott aber auch Tröstungen. Schon im Februar erhielt Rektor Janssen Aussicht auf zwei größere Unterstützungen. Der Monat März brachte ihm die Verwirklichung. Er schrieb diese große Hilfe der Fürbitte des Nährvaters Jesu zu, dem er auf den Rat des frommen Bischofs Adames von Luxemburg die materielle Sorge für sein Werk angelegentlichst empfohlen hatte.

Die erste Gabe kam aus dem Klarissenkloster in Düsseldorf und betrug 9000 Mark. Das Kloster hatte diese Summe geschenkt erhalten und wollte sie einem anderen guten Zwecke zuführen, um der heiligen Regel getreu die Armut zu wahren. Der Novemberartikel im Kleinen Herz-Jesu-Boten hatte die Oberin auf die geplante Missionshausgründung aufmerksam gemacht. Um sicher zu gehen, wandten sich die Schwestern zuerst an die ehrwürdige Mutter Franziska Schervier, Stifterin der armen Franziskanessen in Aachen, die den Herrn Pfarrer Metzmacher aus Aachen bat, die Angelegenheit zu prüfen. Er ließ Rektor Janssen nach Aachen kommen und

[1] Ein köstliches Wort des Kaplans Fugemann in Kempen, späteren Pfarrers und Jubilarpriesters in Cranenburg, möge hier festgehalten werden. Er schätzte Arnold Janssen aufrichtig und war ihm in seiner Kempener Zeit enger befreundet. Eines Tages erzählte ihm dieser, daß er die Gründung eines Missionshauses plane und fragte, was er ihm rate. Humorvoll, doch nicht ohne Ernst erwiderte Fugemann: „Tu das! Du bist berufen; denn du hast: 1. den nötigen Eigensinn; 2. die rechte Frömmigkeit und 3. bist du hinlänglich unpraktisch."

sich von ihm über seine Absichten und Pläne unterrichten. Den Schwestern sandte er daraufhin folgenden Bescheid: „Die Sache ist von eminenter Wichtigkeit. Sollte das Unternehmen ohne Erfolg bleiben, so würde auf unabsehbare Zeiten kein zweiter mehr dieses Werk beginnen, das doch recht nötig ist. Entscheidet also selbst. Betet und haltet eine Novene und, wenn nötig, eine zweite. Fühlt ihr Euch dann angetrieben, das Geld für diesen Zweck herzugeben, so tut es; wenn nicht, so laßt es!"

Die Schwestern erklärten nachher, je länger sie gebetet, desto mehr hätten sie sich angetrieben gefühlt, das Geld zu dem gedachten Zwecke zu geben. So wurde es noch im März 1875 dem Rektor Janssen überwiesen. Das war für ihn eine große Hilfe, und nicht oft mag eine solche Gabe so folgenreiche Wirkungen gehabt haben.

Ein zweites Geschenk von 6000 Mark spendete eine fromme Dienstmagd, namens Katharina Schell. Sie hatte dieses Geld von ihrer wohlhabenden Herrschaft geerbt und wünschte hochherzig, es für einen guten Zweck zu verwenden. Ihr Beichtvater, ein Franziskanerpater, um Rat gefragt, holte zuerst das Gutachten seines Oberen ein. Beide Priester rieten der Jungfrau, das Geld für die Gründung eines Missionshauses dem Rektor Janssen in Kempen zu schenken, was auch geschah. Die beiden Franziskaner waren P. Irenäus Bierbaum und P. Gregorius Janknecht. P. Janssen hat ihre edle selbstlose Tat besonders deshalb sehr hochgeschätzt und in dankbarem Gedächtnis bewahrt, weil die Ausweisung der Ordensleute aus Deutschland unmittelbar vor der Türe stand, und diese Männer jene Summe sehr gut hätten gebrauchen können, um sich und ihren heimatlosen Mitbrüdern in fremdem Lande eine neue Existenz zu begründen. — Die fromme Wohltäterin ging schon nach einem Monat, am 29. April 1875, in die Ewigkeit hinüber und erntete ewigen Lohn für ihr großmütiges Opfer[1].

* * *

Zu dieser großen materiellen Hilfe gesellte sich bald auch die nicht weniger wichtige persönliche. Wir hörten, daß die Reise nach Luxemburg und Löwen zunächst ergebnislos verlief. Doch hatte sie noch gute Nachwirkung.

[1] Es verdient gewiß Beachtung, daß die Opfer der Armut: die Gaben armer Nonnen und einer armen Dienstmagd, das Fundament zu der blühenden Steyler Missionsgründung gelegt haben. Die Summe von 15000 Mark reichte — wie wir sehen werden — gerade hin, um das erste Haus und Grundstück in Steyl zu bezahlen und einen schuldenfreien Anfang zu sichern. Wer diesen Anfang kennt und die jetzige große Missionsanstalt an derselben Stelle betrachtet, fragt sich, ob nicht auch hier der Heilandssegen, den er einst über das Scherflein der armen Witwe ausgesprochen, seine wunderbare Kraft offenbart hat.

Der Minorist Franz Xaver Reichart aus der Diözese Brixen, der in Löwen studierte und als Priester nach Amerika zu gehen gedachte, entschloß sich nachträglich, der Einladung Rektor Janssens zu folgen und seinem Werke beizutreten. — Ebenso kam aus der Diözese Luxemburg eine Anmeldung. Der Pfarrer Peter Bill in Buschrodt erklärte sich ebenfalls bereit, persönlich an der Gründung des Werkes teilzunehmen und erhielt hierzu die Zustimmung seines Bischofs.

Eine wertvolle Eroberung machte noch der oben schon als erfolgreicher Bettler gekennzeichnete Novemberartikel im Kleinen Herz-Jesu-Boten. Das Blatt wurde im Regensburger Priesterseminar von einigen Theologen gelesen. Unter ihnen war der missionsbegeisterte Minorist Johannes Baptist Anzer, der Neigung verspürte, sich dem Gründungswerk Rektor Janssens anzuschließen. Er war in Pleistein in der bayrischen Oberpfalz geboren, hatte das Gymnasium der Benediktiner in Metten absolviert und stand nun vor Abschluß der theologischen Studien und dem Empfang der höheren Weihen. Nach einigem Briefwechsel mit Rektor Janssen war sein Entschluß gefaßt, und er meldete sich zum Beitritt. — Anzer war von der Vorsehung ausersehen, der Begründer der blühenden Mission Südschantung in China und der erste Bischof aus der Steyler Missionsgesellschaft zu werden.

So hatte Rektor Janssen ein hübsches Sümmchen Geld und drei Teilnehmer zu seinem Werke. Wir können uns seine Freude vorstellen. Die Sache sah nun doch nicht mehr so ganz hilflos aus. Ein kleines, aber wirkliches Fundament war da. Mit größerem Mut konnte er nun seinen Appell an die hochwürdigsten Bischöfe fortsetzen.

* *
*

Erzbischof Melchers hatte Rektor Janssen geraten, in Verbindung mit Dr. von Essen zu arbeiten und ihm selbst den Stand und die Aussichten der neuen Gründung schriftlich vorzutragen. Beide Wünsche wollte der Rektor nun bald erfüllen.

Mitte März reiste er zu Dr. von Essen nach Neuwerk. Sein Verhältnis zu diesem und die Art des Zusammenwirkens mußte geklärt und bestimmt werden. Da der Pfarrer wegen des Kulturkampfes seine Stelle wenigstens zunächst nicht verlassen und persönlich nicht nach Holland übersiedeln konnte, so war schon aus diesem Grunde ein Zusammenwirken in der innern Leitung der neuen Anstalt nicht möglich. Zudem wäre aber auch für eine gemeinsame Leitung zweier gleichberechtigter Vorgesetzten kaum eine befriedigende Form zu finden gewesen. Es wäre notwendig zu Mißverständnissen und Unsicherheiten gekommen. Dem mußte gleich anfangs vorgebeugt werden.

In der Beratung über diesen Punkt schlug Rektor Janssen vor, daß ihm in der innern Leitung des zu gründenden Hauses und der neuen

Missionsgesellschaft freie Hand gelassen werde, und er machte das zur Bedingung. In wichtigen äußeren Entscheidungen wolle er sich mit Dr. von Essen beraten. Die Gründung solle aber als ein gemeinschaftliches Werk betrachtet werden, und Dr. von Essen versprach, es geldlich zu unterstützen und zu fördern.

Nach dieser Vereinbarung verfaßte Rektor Janssen gleich im Hause des Pfarrers die schriftliche Eingabe an den Kölner Oberhirten, die von beiden Priestern, und zwar von Dr. v. Essen an erster Stelle, unterzeichnet wurde. Das Schreiben vom 17. März 1875 hatte folgenden Wortlaut.

Hochwürdigster Herr Erzbischof!
Gnädigster Herr!

„Euer Erzbischöflichen Gnaden beehren sich die gehorsamst Unterzeichneten folgendes vorzutragen.

Angeregt durch mancherlei persönliche Aufforderungen sowie durch die Wahrnehmung, daß der katholische Teil unseres Vaterlandes bis jetzt noch kein eignes Haus für die eigentliche Heidenmission besitzt, während der protestantische Teil deren viele hat, und so viele andere katholische Länder, denen wir an Eifer nicht nachstehen wollen, bereits so vieles geleistet haben: haben die ehrfurchtsvoll Unterzeichneten sich vereinigt, für die Errichtung eines deutschen Hauses für die auswärtigen Missionen ihre schwachen Kräfte einzusetzen. Außerdem haben manche andere Erwägungen und weitere Fügungen sie veranlaßt, daß zu errichtende Haus zugleich für die Katholiken Österreichs und der Niederlande, welche ebenfalls noch eines eignen Missionshauses entbehren, mitzubestimmen, ohne aber Angehörige anderer Nationen geradezu ausschließen zu wollen.

Indem sie nun an diesem edlen und notwendigen Werk gearbeitet haben, sind ihnen die beifolgenden Aktenstücke[1] zugekommen, die für das Zustandekommen und die glückliche Weiterentwicklung von Wichtigkeit zu sein scheinen.

Aus denselben geht hervor, daß das zu errichtende Missionshaus ein Missionsseminar in Verbindung mit einer apostolisschen Schule sein soll. Bei dieser Verbindung wurden sie von folgenden Erwägungen geleitet.

Eine gute Tat ist es, Priestern, die Missionarberuf in sich fühlen, die Mittel zur Ausführung ihres Berufes zu bieten, und das tun die Missionsseminare. Aber eine noch bessere Tat ist es, die Zahl der apostolischen Vokationen (Berufe) zu vermehren, indem man auch den Kindern wahrhaft frommer, aber mittelloser Leute es möglich macht, zu

[1] Gemeint sind die Aktenstücke, die Dr. von Essen aus Rom (Seite 85), Rektor Janssen vom Bischof von Roermond (Seite 97) und Bischof von Münster (Seite 102) erhielt. Schließlich noch die Gutheißung des Erzbischofs Schaepmann von Utrecht.

den Pforten priesterlichen Missionarsleben zu gelangen. Und das tun die apostolischen Schulen.

Dieselben haben nun bereits eine längere Erfahrung hinter sich, einen auffallenden Segen Gottes selbst in den Zeiten der größten äußeren Bedrängnis gefunden und Erfahrungen gesammelt, die auch wir benutzen müssen. Die zahlreichen Bedenken, welche anfänglich gegen sie erhoben wurden, sind mehr und mehr verschwunden und die wichtigsten kirchlichen Stimmen, welche in der beigefügten Nummer 3 des ‚Kleinen Herz-Jesu-Boten', Artikel 20, zusammengetragen stehen, haben sich zu ihren Gunsten erhoben. In bezug auf ihre Einrichtung bemerken wir, daß sie nur solche Zöglinge (Gymnasiasten) aufnehmen, welche hinreichende Zeichen wahren Missionarsberufes geben und aufrichtiges Tugendstreben zeigen, und nur so lange behalten, als sie dieses zeigen. Übrigens bleiben die Zöglinge bis zur Vollendung ihrer Gymnasialstudien in der Wahl ihres Standes (ob Missionar oder nicht, und ob sie dem Missionsseminar des Hauses oder irgendeinem anderen Missionsseminar, oder irgendeinem Orden, der Missionare entsendet, beitreten wollen) vollkommen frei. Und sollten Zöglinge sich alsdann bewogen fühlen, den gewöhnlichen Seelsorgerstand zu erwählen — was jedoch verhältnismäßig selten vorgekommen ist, so wird es ihnen und den Gemeinden, wohin sie kommen, niemals schaden, daß sie im Geiste apostolischer Großmut, der Hingabe an die Anliegen Jesu und einer gewissen, jedoch in den gehörigen Schranken bleibenden Strenge erzogen sind.

Demnach wäre der Zweck des Hauses, Missionare für die Missionsländer heranzubilden, auszurüsten und abzusenden, und überhaupt auf passende Weise dafür tätig zu sein, daß der apostolische Geist und das Interesse für die Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden in unserm Vaterlande mehr und mehr zunehme.

Neben diesem Hauptzweck soll als Nebenzweck für die Lehrer des Hauses die Pflege christlicher Wissenschaft ins Auge gefaßt, und den dazu Befähigten die hinreichende Zeit dafür gelassen werden.

Soll aus der Sache etwas Ersprießliches werden, so können wir natürlich ebensowenig, wie die übrigen Missionsseminare das Fundament einer religiösen Kongregation entbehren. Um aber auch hier bereits Vorhandenes, kirchlich Approbiertes zur Grundlage zu machen, ist es Absicht, die dritte Regel des heiligen Dominikus zugrunde zu legen. Dies geschieht, weil der Dominikanerorden seiner Konstitution nach ein Lehr- und Missionsorden ist, in den Missionen Ausgezeichnetes geleistet hat und noch immer leistet. Zugleich hoffen wir, damit die Fürbitte und den Schutz der zahlreichen Heiligen dieses Ordens zu erlangen, dessen wir so sehr bedürfen werden. — Alles dieses hat bereits die Zustimmung des hochwürdigsten Bischofs von Roermond erlangt, in dessen Diözese das heilige Werk errichtet werden soll und dessen Jurisdiktion dasselbe also zunächst unterstehen wird.

Betrachten wir nun die Größe der uns vorliegenden Aufgabe und auf der anderen Seite unsere eignen schwachen Kräfte, so müssen wir auf-

richtig bekennen, daß wir da allerdings viele Ursache zu einer wohlbegründeten Furcht haben. Auch kann das Mißliche der gegenwärtigen Zeitlage uns vielleicht noch größere Prüfungen und schwere Erfahrungen auferlegen. Da wir aber einmal die Hand an den Pflug gelegt und so viele Aufmunterungen von Männern, die weiser sind als wir, erhalten haben, und da die göttliche Vorsehung durch die materiellen und persönlichen Unterstützungen, die sie von Tag zu Tag schickt, ihren Willen immer deutlicher an den Tag zu legen scheint, so glauben wir, dem Wort des Herrn entsprechend, auch nicht ängstlich zurückschauen zu müssen.

Deshalb ist es unsere Absicht, um möglichst bald eine feste Grundlage zu gewinnen, in den nächsten Tagen mit dem Ankauf eines Hauses vorzugehen. Natürlich geschieht das auf unsere eigne Gefahr; wir werden übrigens Vorsorge treffen, daß der Besitz selbst dann nicht verlorengeht, wenn der unverhoffte Fall eintreten sollte, daß wir das Haus später würden räumen müssen.

Ew. Erzbischöfliche Gnaden beehren wir uns demgemäß, Vorstehendes ehrfurchtsvoll und gehorsamst vorzutragen, indem wir zugleich für das begonnene Werk demütigst um Ihren bischöflichen Segen bitten."

Diese Bittschrift bewirkte beim Erzbischof Paulus einen Umschwung in der Beurteilung des geplanten Werkes. Noch am Tage ihres Empfanges sprach er zu einem seiner vertrauteren Priester: „Herr Janssen hat mir geschrieben, mir auseinandergesetzt, wie weit er jetzt mit seinem Plane gekommen ist und hat um meinen Segen gebeten. Es ist wahr, ich habe viele Bedenken gehabt. Nachdem ich aber alle seine Erörterungen gelesen, hat mir geschienen, daß doch in der ganzen Sache so vieles ist, was auf eine Fügung der göttlichen Vorsehung hinzuweisen scheint. Genug, ich will ihn ruhig gewähren lassen und sehen, was es gibt. Ich habe ihm also den erbetenen Segen gespendet."

In diesem Sinne war auch die Antwort abgefaßt, die den Bittstellern unter dem 20. März zu Händen des Herrn Dr. von Essen, als dem Erstunterzeichneten, zuging. Sie lautet:

„Auf den Bericht vom 17. d. M. betreffend das Projekt eines in der Diözese Roermond zu errichtenden Missionshauses erkläre ich mich gerne mit diesem ohne Zweifel gottgefälligen Vorhaben, welches bereits die Gutheißung und den Segen des Heiligen Vaters erhalten hat, einverstanden.

„Wenngleich in der gegenwärtigen, für die katholische Kirche in Deutschland so bedrängnisvollen Zeit von hier aus dasselbe wohl nicht erheblich mit materiellen Mitteln wird gefördert werden können, so wird doch vielleicht dieselbe Bedrängnis dem projektierten Werke manche Kräfte zuführen, welche gegenwärtig im Dienste der heiligen Kirche keine Verwendung in der deutschen Heimat finden können.

„Indem ich Ihrem Vorhaben von Herzen Gottes Segen wünsche, bedaure ich, nicht in der Lage zu sein, Ew. Hochwürden die Entlassung aus Ihrem Pfarramte gewähren zu können[1]."

* * *

Dieser glückliche Ausgang der Verhandlung mit Erzbischof Paulus Melchers von Köln war eine günstige Vorbedeutung für die Aufnahme, die Rektor Janssen bei zahlreichen andern Bischöfen und Erzbischöfen finden sollte. Da er nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Österreich und Holland Hilfe und Teilnehmer erwartete — der als erster Zögling angenommene Minorist Reichart war ja schon Tiroler, also Österreicher —, so wollte er auch den Bischöfen dieser drei Länder seine Absichten und Pläne vorlegen, ihnen das Werk empfehlen, um ihre Gutheißung und ihren Segen bitten.

Zunächst bereiste er die Bischofsstädte Hollands, und zwar galt der erste Besuch dem Senior der holländischen Kirchenfürsten, dem Hochwürdigsten Herrn Bischof Zwysen in 's Hertogenbosch. Dieser hörte die Ausführungen Rektor Janssens aufmerksam an. Bevor er jedoch sein eignes Gutachten ausspreche, wünschte er, daß die Sache dem Erzbischof von Utrecht, Dr. Schaepman, unterbreitet werde, weil diesem alle holländischen Bistümer als Suffragane untergeordnet sind, also auch die Diözese Roermond, wo das neue Missionshaus erstehen sollte. Erzbischof A. Schaepman billigte den Plan. Ihm schlossen sich mit herzlichen Segenswünsche die hochwürdigsten Bischöfe von Haarlem, Breda und von 's Hertogenbosch an. Das war gegen Ende März 1875.

Am 2. April besuchte Rektor Janssen den schwergeprüften edlen Bekennerbischof Konrad Martin von Paderborn, der sich infolge der kirchenfeindlichen Kulturkampfgesetze auf der Festung Wesel in Haft befand. Sein großes Herz war sofort für den Plan gewonnen; eindringlich ermahnte er den Rektor zum Ausharren: „Das ist ein Werk Gottes, das dürfen Sie nicht aufgeben, wenn Sie auch noch so viele Schwierigkeiten finden!"

Nun rüstete sich Rektor Janssen zu einer größeren Reise durch West- und Süddeutschland, die ihn bis nach Brixen und von dort über Salzburg, Ober- und Niederösterreich und Böhmen zurück in die Heimat führte. Am 27. April fuhr er nach Trier zum Bischof Matthias

---

[1] Diese Entlassungsbitte war im obigen Schreiben nicht ausgesprochen worden. Die Worte des Erzbischofs dürften sich auf eine früher geäußerte Bitte Dr. von Essens beziehen. Indem aber der Oberhirt das Werk befürwortet, dem Pfarrer von Essen jedoch die persönliche Teilnahme daran verweigerte, denkt er sich offenbar die Ausführung und Leitung des Hauses in Holland allein von Rektor Janssen besorgt.

Eberhard, dem bedeutenden Kanzelredner und seeleneifrigen Hirten für Klerus und Volk. — Von hier ging es zu dem unternehmungsmutigen Bischof Nikolaus Adames von Luxemburg, dem Begründer des dortigen Bischofssitzes. Er hatte selbst ein Kolleg erbaut, das er Rektor Janssen mit berechtigter Freude zeigte und dabei, wie früher schon einmal, sagte: „Sie müssen sich den heiligen Joseph zum Hausvater einsetzen. Ich habe das auch getan. Er hat mir dann geholfen, das nötige Baugeld zu bekommen und nach und nach auch freiwillige Gaben, wodurch schon die Hälfte der Bausumme getilgt worden ist. Jetzt habe ich sogar gute Aussicht, den Rest ebenfalls in nicht zu langer Zeit abtragen zu können."

Der folgende Besuch galt dem durch Wissenschaft und Frömmigkeit gleich ausgezeichneten Benediktinerbischof Daniel Bonifatius Haneberg von Speyer. An ihn war Rektor Janssen durch P. Janknecht gewiesen worden, damit er durch die Empfehlung dieses missionsbegeisterten Bischofs vom Ludwig-Missionsverein in München Geld bekomme. Damit war es freilich nichts; denn dieser Verein unterstützt keine heimatlichen Missionshäuser. Aber der Kirchenfürst gab dem Rektor das ausführlichste und begeistertste Gutachten zu dem geplanten Werke, das er aus bischöflicher Hand erhielt. Bischof Haneberg war einer der warmherzigsten Förderer des Steyler Missionshauses; leider starb er schon im folgenden Jahre, 31. Mai 1876, infolge Überarbeitung.

Die weitere Reise führte den Missionsapostel zu dem Hochwürdigsten Bischof v. Dinkel von Augsburg, Erzbischof v. Scherr von München, Bischof Valentin von Würzburg, Bischof v. Leonrod von Eichstätt, Bischof v. Senestrey von Regensburg. Überall fand Rektor Janssen gütige Aufnahme und Zustimmung zu seinem Vorhaben.

Von Regensburg aus fuhr er sofort nach Brixen zu dem als Referenten und gewandten Theologen auf dem Vatikanischen Konzil berühmt gewordenen Fürstbischof Vinzenz v. Gasser, auf dessen Urteil er besonders Gewicht legte. Er traf ihn nicht in seiner Bischofstadt und suchte ihn in Innsbruck auf, wo er zur Landtagsverhandlung weilte. Der Oberhirt war selbst mit einem großen Konviktsbau beschäftigt und in Sorgen wegen der nötigen Baugelder. Da erzählte ihm Rektor Janssen, wie der Bischof von Luxemburg sein Kolleg mit der Hilfe des heiligen Joseph als Hausvater baue und welchen Rat er dort für gegenwärtige und zukünftige Geldnöte bekommen habe. Auch dieser Besuch hatte einen vollen Erfolg, und mit dem Segen des hochgesinnten Kirchenfürsten reiste der Rektor nach Salzburg zum greisen Kardinal und Fürsterzbischof v. Tarnoczy. Dieser war auch mit

ganzem Herzen für das „dornenvolle, aber auch verdienstliche Werk" und ließ dem Bittsteller am folgenden Tage durch den Benediktinerabt Eder von St. Peter ein schönes Empfehlungsschreiben überreichen, das der Kardinal unterzeichnet hatte mit dem Datum: „an meinem 25. Konsekrationstage."

Gleich gütig und ermunternd war die Aufnahme bei Bischof Rudigier von Linz in Oberösterreich, der seine Empfehlung mit dem apostolischen Worte einleitete: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige," und bei dem schlichten Bischof Binder von St. Pölten.

In Wien wollte man Rektor Janssen, den unscheinbaren Priester, nicht beim Kardinal und Fürsterzbischof Rauscher vorlassen. Er wandte sich um Vermittlung an den Armeebischof Gruscha, dem späteren Nachfolger Rauschers. Dieser sagte: „Gehen Sie in das Vorzimmer Sr. Eminenz und sagen Sie dort, ich habe Sie geschickt." Das half. Mit einer schriftlichen Empfehlung erhielt er vom Kardinal noch ein Almosen von 100 Gulden.

Hier, in der österreichischen Hauptstadt, versuchte der unermüdliche Priester auch mit dem hohen Kaiserhause in Berührung zu kommen. Da er eine Audienz beim damaligen Kronprinzen Rudolf nicht erreichen konnte, so machte er eine schriftliche Eingabe an S. k. k. Hoheit. Sie war von Erfolg. Der Kronprinz bestimmte 1000 Frank als Beitrag zu dem beabsichtigten Missionshause, die aber, infolge eines Versehens, erst im Jahre 1879 ausbezahlt wurden. Als der Thronerbe der Donaumonarchie am 30. Juni 1889 auf überaus tragische Weise aus dem Leben schied, erzählte P. Arnold Janssen dieses gute Werk des jungen Kaisersohnes und fügte den frommen Wunsch bei: „Möge Gott, der Herr, ihm um dieser Gabe willen gnädig gewesen sein und ihm in letzter Stunde noch den Akt einer hinreichenden Reue verliehen haben!"

Den Abschluß dieser Reise machten zwei Besuche in Böhmen, und zwar in Olmütz beim Fürsterzbischof Landgrafen v. Fürstenberg und in Prag beim Kardinal und Fürsterzbischof Fürst v. Schwarzenberg.

Von Prag kehrte Rektor Janssen in die Heimat zurück. An die übrigen Bischöfe, die er persönlich nicht hatte besuchen können, wandte er sich noch schriftlich mit einem Bittgesuch vom 5. August desselben Jahres. Darauf erhielt er noch zustimmende und ermunternde Antworten von den hochwürdigsten Bischöfen Räß von Straßburg (mit einer Gabe von 1000 Frank), Krementz von Ermeland, Nötting von Brünn, Blum von Limburg, Wahala von

Leitmeritz und vom Fürstbischof Stepischnegg v. Lavant von Marburg.

So hatten denn 28 deutsche, österreichische und holländische Bischöfe sich ausnahmslos günstig über die geplante Gründung ausgesprochen, hatten ihre Zustimmung und ihren Segen gegeben. Nicht wenige bekundeten in ihren ermunternden Zuschriften große Freude und wärmste Teilnahme, nannten es ein wichtiges, notwendiges und gottgefälliges Werk.

Wenn wir die stattliche Reihe dieser Kirchenfürsten durchgehen, so finden wir manche Männer darunter, deren Urteil besonderes Gewicht zukommt. Die Namen Paulus Melchers, Bonifatius Haneberg, Konrad Martin, Vinzenz Gasser, Joseph Rudigier und Andreas Räß haben einen vorzüglichen Klang in unserm Vaterlande. Es handelt sich um Priester und Bischöfe von gründlicher Gelehrsamkeit, reichster Erfahrung und echt apostolischer Gesinnung, die übereinstimmend die Absichten und Pläne Rektor Janssens gutgeheißen und ihn angeeifert haben, das Werk auszuführen.

Diese Tatsachen und günstigen Ergebnisse der weiten Reise machten naturgemäß einen tiefen Eindruck auf den Gründer. Hatte er auch weniger materielle Unterstützung erhalten[1] — die zunächst auch nicht gesucht war —, er brachte eine große innere Stärkung und freudige Zuversicht mit heim. Mehr als je war er überzeugt, daß er auf dem betretenen Wege vorwärts gehen und treu ausharren müsse. Mit großem Vertrauen schaute er in die Zukunft. Das Werk war ja nunmehr in so vielen Bischofsstädten bekannt gemacht; die einflußreichsten katholischen Persönlichkeiten hatten ihm wohlwollende Förderung zugesagt; es hatte vor allem den vielfachen kirchlichen Segen empfangen. In den späteren Schwierigkeiten und Sorgen — und es stand dem Rektor Janssen noch ein langer, dornenvoller Kreuzweg bevor — hat die Erinnerung an die väterliche Ermunterung und Aneifrung so vieler hohen Kirchenfürsten ihm oft neuen Mut gemacht.

[1] Im ganzen doch 3000 Mark.

3. Ankauf und Einweihung eines Hauses in Steyl.

Rektor Janssen hatte nun ein breiteres und stärkeres Fundament als beim ersten Versuch der Gründung. Die günstigen Urteile so vieler Bischöfe und 20 000 Mark Grundkapital sprachen ein entscheidendes Wort bei den neuen Schritten, die er jetzt unternahm.

Sein Augenmerk bei der Wahl eines geeigneten Platzes für die Niederlassung richtete sich zuerst wieder nach Venlo. Das Städtchen lag sehr nahe der deutschen Grenze, wie es gewünscht wurde. Dort liefen ferner sechs Bahnstrecken ein, drei deutsche und drei holländische; es war also günstige Verbindung nach allen Richtungen vorhanden.

So suchte denn Rektor Janssen hier etwas Passendes zu finden. Er sprach beim hochwürdigen Dechant vor und sah auf dem Rathaus die Flurkarte ein, doch ohne Erfolg. Darum wanderte er wieder nach Tegelen, der Stätte des ersten, aber schließlich verunglückten Ankaufs. Im Grundbuch auf dem Bürgermeisteramt fand er ein etwa 18 Morgen großes, an der Straße nach der kleinen deutschen Grenzstadt Kaldenkirchen gelegenes Grundstück, das sehr geeignet zu sein schien. Es gehörte zu dem sogenannten Handerthof, einem Bauerngut, dessen Besitzer de Rijk auf einer Villa in Steyl, hart an der Maas, wohnte[1].

Der Rektor suchte den alten Herrn auf und trug seinen Wunsch vor. Doch die Antwort war ein glattes Nein, und der Besitzer erklärte überdies: „Wenn Sie in jener Gegend einen Ankauf machen, so werden Sie mich stets zum Konkurrenten haben. Aber hier nebenan ist die Besitzung des Nikolaas Ronck zu haben; kaufen Sie die für Ihren Zweck; die ist ja schön gelegen." — Das war ein guter Rat.

Rektor Janssen umschritt das Ronckſche Anwesen und prüfte es von allen Seiten. Er stieg auch das hier etwas höhere Maasufer hinab. Das grünlichweiße Haus nahm sich zwischen den üppigen dunklen

[1] Es ist die Stelle, wo sich jetzt das Generalat der Steyler Missionsgesellschaft befindet. — Mit den Besitzungen de Rijks ist es merkwürdig zugegangen. Der alte Herr wollte dem Rektor Janssen kein Fleckchen für seine Gründung verkaufen. Schließlich ist aber sowohl sein Hof in Tegelen als auch die Villa in Steyl Eigentum des Missionshauses geworden. Herr de Rijk starb noch im Gründungsjahre des Steyler Missionshauses. Seine Tochter und Erbin überließ später für eine Leibrente den Handerthof dem Missionshause, das ihn jetzt unter dem Namen „St.-Annahof" bewirtschaftet. Die Villa de Rijks in Steyl wurde zuerst von französischen Kapuzinern erworben, die sie bei ihrer Rückkehr nach Frankreich an das Missionshaus verkauften.

Roßkastanien sehr freundlich und einladend aus. Das war in der Tat eine prächtige Lage für eine klösterliche Anstalt.

Die saubere, von frischgrünen Wiesen eingerahmte Maas macht hier bei Steyl[1] eine schwungvolle Biegung in Form eines mächtigen lateinischen S und gibt dem friedvollen Landschaftsbild einen malerischen Reiz. Alles ist so still, keine Industrie, kein Lärm auf dem stillen Strom; fürwahr ein Stückchen anmutigster Naturschönheit.

Am Ufer war der alte Fährmann beschäftigt, der hier die Überfahrt über den Fluß mittels einer fliegenden Fähre besorgte. Rektor Janssen redete ihn an:

„Was hat es mit dem Hause dort eigentlich auf sich?"

„Das ist das Roncksche Gasthaus. Ja, da ist viele Jahre schweres Geld verdient worden[2]."

Und nun erzählte der gute Mann mit der Gründlichkeit alter Leute von der ehemaligen Steyler Herrlichkeit, da viele Schiffe hier am hohen Ufer landeten, Kohlen, Kalk, Bauholz, Salz, Kolonialwaren usw. brachten, was dann von zahlreichen Fuhrwerken landeinwärts bis weit ins Rheinland geschafft wurde. Im Gasthaus Ronck kehrten die Schiffer und Fuhrleute ein. Im Nebengebäude war auch ein ständiges Kolonialwaren-, Kalk- und Salzlager. So gab es hier ein lebhaftes geschäftliches Treiben, und die Wirtschaft war der Mittelpunkt des Verkehrs. Doch als die Bahnen gebaut wurden, sei die Schiffahrt immer mehr zurückgegangen, und es sei still in Steyl und im Gasthaus geworden. Übrigens solle das Roncksche Anwesen jetzt wegen Erbschaft verkauft werden.

Rektor Janssen fand Gefallen an dem schöngelegenen Platz, und es stieg der Wunsch in seiner Seele auf, ihm eine neue, schönere Bestimmung und Bedeutung zu geben. Er lenkte seine Schritte dem Hause zu, über dessen Tür ein Wacholderzweig ankündigte, daß hier echter Wacholderbranntwein ausgeschenkt werde.

Nachdem er seine Absicht ausgesprochen, wurden ihm bereitwilligst Haus und Garten gezeigt und Aufschluß über alles gegeben. Das An-

[1] Der Name Steyl, holländisch Steijl (sprich Steil), soll seinen Ursprung herleiten vom Ufer der Maas, das hier steil, d. h. höher ist als in der nächsten Umgebung. Dieser Herleitung nach wäre es richtiger, Steil statt Steyl zu schreiben; doch hat sich im Deutschen die letztere Schreibweise fest eingebürgert.

[2] Die Familie Ronck, belgisch Roncke, war aus Jemappes in Belgien nach Steyl übergesiedelt und hatte hier die Wirtschaft und eine Großhandlung in Kolonialwaren eröffnet, die aus den holländischen Seehäfen auf der Maas herangeschafft wurden. Nicht selten lagen 20 Lastschiffe vor Steyl, und das Geschäft der Roncks blühte sehr. Sie sammelten bedeutende Reichtümer und auf zahlreichen Kirchen der Umgegend hatten sie Kapitalien stehen.

wesen war mit Hausplatz 50 Ar groß; als Kaufpreis wurden 8000 Gulden verlangt.

Dem Rektor gefiel alles. Doch vorsichtig, wie er stets handelte, wollte er auch die Meinung Sachverständiger hören. Deshalb vereinbarte er mit dem Besitzer Ronck zunächst nur, daß er das Haus innerhalb der nächsten acht Tage keinem andern Käufer überlassen dürfe, sondern er, Rektor Janssen, das Vorkaufrecht habe.

Schon in der folgenden Woche kam dieser mit dem Landwirt L. Bönniger aus Kempen wieder nach Steyl. Auch der hochwürdige Prokurator des bischöflichen Kollegs in Roermond war zur Besichtigung eingeladen. Beide Herren fanden den Platz sehr geeignet und den Preis angemessen. So kam denn am gleichen Tage folgender Kaufvertrag zustande:

„Der unterzeichnete Besitzer des Hauses von Ronck, gelegen zu Steyl zwischen der Kirche von Steyl und der Maas, verkauft dasselbe an Herrn Arnold Janssen zu Kempen für die Summe von achttausend Gulden, den Gulden gerechnet zu siebzehn Silbergroschen, zahlbar in deutschem Gelde unter folgenden Bedingungen:

1. Das Haus muß im Juni des Jahres, spätestens im Juli geräumt werden.

2. Die Gartenfrüchte, die am Tage der Räumung noch zu wachsen stehen, sind mitgekauft, ebenso natürlich der zum Hause gehörige Garten, Hofraum, Baumgarten, Hecke und sonstige Dependenzen.

3. Notarieller Verkaufsakt erfolgt, sobald endgültig festgestellt ist, welche private oder moralische Person Besitzer und als solcher eingetragen werden soll in den Kaufakt und das Grundbuch. Zu gleicher Zeit erfolgt bare Zahlung vom Ankäufer. Bis dahin bleiben Verkäufer dieses und Arnold Janssen einander gegenseitig haftbar.

4. Falls von Arnold Janssen verlangt wird, muß das Warenhaus nebst dem zugehörigen, ihm früher bezeichneten Gartenanteil zum Preise von zweitausend Gulden, zahlbar in deutschem Gelde á siebzehn Silbergroschen der Gulden, ihm überlassen werden.

5. Die Zustimmung des Herrn Pfarrers Dr. von Essen zu Neuwerk bei M.-Gladbach zu gegenwärtigem, bleibt vorbehalten und wird seine Entscheidung in einigen Tagen erfolgen.

Steyl, 9. Juni 1875. J. N. Ronck.

Eine Nachschrift zu diesem Kontrakt lautet:

„Vorstehenden Kauf unter den dort stehenden Bedingungen habe ich, nach hinzugekommener Zustimmung des Herrn Pfarrers Dr. von Essen, unter dem heutigen Tage meinerseits noch einmal, und zwar nach Erfüllung dieser einzigen Bedingung endgültig angenommen.

Kempen, 16. Juni 1875. Arnold Janssen.

Notariell wurde der Kaufkontrakt am 4. August, dem Feste des heiligen Dominikus, vor dem Notar Clerckx in Blerik bei Venlo voll-

zogen und die Kaufsumme von 10000 Gulden = 17000 Mark an Ronck ausgezahlt. Rektor Janssen wollte den Besitz vor dem Gesetze möglichst sicherstellen. Da er selbst Ausländer war und daraus sich Schwierigkeiten ergeben konnten, so ließ er das Haus auf den Namen des früher schon erwähnten Pfarrers Peter Bill aus Luxemburg eintragen, der sich ihm bereits angeschlossen hatte. Dieser sollte die niederländische Staatsangehörigkeit erwerben. Zu diesem Vorgehen hatte er sich die Zustimmung der beiden Bischöfe von Roermond und Luxemburg erbeten und erhalten. Von Pfarrer Bill aber ließ er sich einen Schuldschein über die Kaufsumme ausstellen. Diese letztere Vorsicht erwies sich später als sehr klug; denn wir werden noch sehen, welch große Sorgen dem Rektor bald daraus erwuchsen, daß nicht er, sondern ein anderer gesetzlicher Eigentümer seiner Gründung war.

* * *

Der 16. Juni dieses Jahres hatte eine besondere Bedeutung, und mit frommer Absicht hatte Rektor Janssen gerade diesen Tag für den endgültigen Ankauf und damit für die Grundlegung seines Missionswerkes gewählt. An diesem Tage feierte nämlich die heilige Kirche die zweihundertjährige Erinnerung an die großen Offenbarungen, die der Heiland über sein göttliches Herz der seligen Margareta Maria Alacoque in Paray le Monial gegeben hatte. An diesem Tage hatte er der Welt die überschwenglichen Reichtümer und die grenzenlose Liebe seines Herzens verkündet und die ganze Menschheit zur Gegenliebe aufgerufen, besonders durch die Einsetzung und dankbare Begehung eines Festes zu Ehren seines göttlichen Herzens.

Papst Pius IX. hatte für die Feier dieses Tages ein schönes Weihegebet an das göttliche Herz des Weltheilandes mit Ablässen versehen und zum öffentlichen Gebrauch empfohlen. Alle aber, die am genannten Tage dieses Gebet nach den üblichen Vorbedingungen verrichteten, konnten einen vollkommenen Ablaß gewinnen.

Rektor Janssen eiferte sehr für die Verbreitung dieses Gebetes und hatte es jedem Abonnenten des Kleinen Herz-Jesu-Boten schon mit der Mainummer in vier Exemplaren gratis zugehen lassen. An seine drei Teilnehmer aber, Pfarrer Bill und die Theologen Anzer und Reichart, schrieb er, daß sie vereint, jeder an seinem Orte, sich an diesem Tage hinsichtlich des neuen Werkes ganz dem göttlichen Herzen Jesu weihen wollten. Dafür verfaßte er eine eigne Gebetsformel, die dem Gebete des Heiligen Vaters zugefügt wurde. So geschah es.

Damit waren die Anfänge des Steyler Missionsunternehmens, das erste Missionshäuschen, Grund, Boden und Personen der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, von ihrem frommen Stifter dem gött-

lichen Herzen Jesu als Eigentum übergeben und verpflichtet worden. Dem Heilandsherzen, seiner Ehre und Verherrlichung, der Erfüllung seiner Wünsche und Heilsabsichten in der Welt sollte dieses Werk für immer dienen.

Diese erhebende Weihe, wodurch die Steyler Gründung in ihren zartesten Wurzeln schon vom Herz-Jesu-Segen betaut wurde, ist gewiß eine Quelle besonderer übernatürlicher Hilfe geworden, und wir dürfen darin mit dem Auge des Glaubens einen Grund ihrer wunderbaren Entfaltung erblicken.

Der fromme Gründer schrieb im Anschluß an diese Weihe: „Das Missionshaus wird diesen seinen Ursprung niemals vergessen. Und wenn es schon seinem ganzen Zweck nach darauf angewiesen ist, für die Erfüllung der gnadenvollen Absichten des göttlichen Herzens Jesu zu arbeiten, so sieht es sich durch diesen Ursprung noch mehr dazu ermahnt, dies mit ausdrücklicher Meinung des heiligsten Herzens Jesu noch deutlicher auszusprechen, und zum Beweise dessen die nachfolgenden schönen Worte zu seinem Wahlspruch und seiner Devise zu machen:

Vivat cor Jesus in cordibus hominum!
Es lebe das Herz Jesu in den Herzen der Menschen!"

Voll Freude teilte der fromme Gründer den Ankauf zwecks Eröffnung eines „deutsch-österreichisch-niederländischen Missionshauses" im Kleinen Herz-Jesu-Boten seinen Lesern mit.

„Mit Gottes Hilfe hat es also endlich eine Scholle Grund nebst einigen Ziegeln Obdach und damit eine Stätte gewonnen, in betreff deren man beten darf: ‚Herr, siehe gnädig an diese neue heilige Stätte, nicht bestimmt für Geldgewinn oder gemeine irdische Interessen, sondern für das Höchste, was es gibt auf Erden. Dir, dem höchsten Herrn des Weltalls selbst, soll sie gewidmet sein, dienen zur Verbreitung Deines Reiches bis in die fernsten Heidenländer. Hier sollst Du herrschen ganz und voll nach allen Grundsätzen Deiner heiligen und seligmachenden Lehre. Hier sollen Männer aufwachsen, die ganz Dir gewidmet sind, mit Leib und Seele, mit Geld und Gut, ganz bis zum letzten Hauch des Lebens — Männer, die es unternehmen, folgend den Fußtapfen der heiligen Apostel und so vieler Missionare anderer Länder, ohne Rücksicht auf die eigne Ehre, die eigne Sicherheit und Bequemlichkeit, ja mit Hingabe des eignen Lebens, die Ehre des göttlichen Namens und die Leuchte Deiner heiligen Lehre zu tragen zu jenen Völkern, die noch in der Nacht und Finsternis des geistigen Todes sitzen und auf die kommenden geistigen Helfer harren, harren schon so lange.' — Welch großer, welch heiliger Gedanke! Gebe der Herr, welcher zum Ent-

schlusse und zum Beginnen die Gnade gegeben, daß sie zur Vollendung nicht fehle, und daß alle frommen Menschen uns mit Gebeten und Gaben dazu helfen; denn ohne ihre Hilfe sind die Unternehmer machtlos[1]."

* * *

Die Einweihung des Missionshauses wurde auf den 8. September, das Fest Mariä Geburt, angesetzt. Seinen ersten Bewohner erhielt es Mitte Juli. Es war der Schreinergeselle Heinrich Erlemann[2] aus Wadersloh bei Beckum in Westfalen, der im Steyler Missionshäuschen zunächst sein Handwerk ausübte und dann der erste Lateinschüler wurde. Ihm gesellte sich Anfang August der früher schon erwähnte Minorist Franz Xaver Reichart zu.

Beide schafften treu vereint, um das völlig kahle und leere Haus etwas wohnlich herzurichten. Sie kochten selbst. Doch der jeweilige Koch fand mit seinen Leistungen bei seinem Tischgenossen wenig Beifall. Sie wechselten daher oft einander am Kochtopf ab, ohne aber die Güte ihrer Kocherzeugnisse zu verbessern. Wie dankten sie Gott, als er ihnen Ende August ganz unerwartet einen sachverständigen Küchenmeister ins Haus schickte. Es war der uns schon bekannte Kapuzinerbruder Juniperus (Wilhelm Janssen), der jüngere Bruder Rektor Janssens, der im Kapuzinerkloster in Münster Koch war.

Die Kapuziner mußten am 20. August 1875, aus der Heimat vertrieben, in die Verbannung wandern. Sie wurden von den Oberen auf

---

[1] KlHJB 1875, 54.

[2] Heinrich Erlemann war von Beruf Kirchenmöbelschreiner und stand damals bereits im 23. Jahre. Von jeher hatte er ein heftiges Verlangen, Missionar zu werden. Doch sein Vater hielt ihn zurück, weil er glaubte, der Wunsch sei unausführbar. Schließlich entschloß sich Heinrich, nach Amerika auszuwandern und dort seiner Neigung zu folgen. Auf der Reise nach Hamburg besuchte er zum Abschied seinen Landsmann und Freund Bernhard Eikenbrock, der im Kollegium Borromäum in Münster studierte und sich später auch der Steyler Gründung anschloß. Diesem eröffnete er seine Absicht. Eikenbrock hatte bereits von den Plänen Rektor Janssens in Kempen gehört, und er riet Erlemann, sich doch an diesen Priester zu wenden; vielleicht könne der ihn zum Ziele verhelfen. Kurz entschlossen reiste der energische junge Mann sofort nach Kempen. Rektor Janssen schlug ihm vor, daß er zunächst für das neue Missionshaus arbeiten könne. Sollte das Unternehmen Fortgang haben, so dürfe er studieren und Missionar werden. Erlemann war einverstanden und Gott hat seinen Entschluß gesegnet. Dieser ehemalige Schreinergeselle ist es, der als Bauführer den größeren Teil des jetzigen Steyler Missionshauses aufgeführt hat. Seit dem Jahre 1886 wirkte P. Erlemann als Missionar segensreich in China und hat durch seine bautechnischen Kenntnisse der Mission von Südschantung die wertvollsten Dienste geleistet. Bei der Eroberung Tsingtaus geriet er in japanische Gefangenschaft, wurde aber bald freigelassen und starb in China am 31. Mai 1917.

verschiedene Auslandsklöster verteilt. Bruder Juniperus fragte seinen hochwürdigen Provinzial P. Irenäus: „Und wohin muß ich gehen?"

„Sie gehen zu Ihrem Bruder nach Kempen und dann mit ihm nach Steyl. Ihr Bruder will ein Missionshaus gründen, und da braucht er Hilfe. Er hat an mich geschrieben und gebeten, daß Sie für den schweren Anfang ihn unterstützen dürfen. Ich bin ganz damit einverstanden."

Der gute Bruder Juniperus wollte nicht gern; denn er mußte dann den Habit ablegen und weltliche Kleider nehmen. Er bat, ihn doch in ein Kapuzinerkloster nach Tirol oder nach Holland zu schicken, damit er das gewohnte Ordensleben fortsetzen könne. Doch es blieb bei der Entscheidung des P. Provinzials und der fromme Ordensbruder sprach: „In Gottes Namen!" Mit seinen wenigen Habseligkeiten reiste er am 18. August nach Kempen. Hier wurde er abends spät von seinem Bruder Arnold mit großer Freude empfangen; es spielte sich gleich eine für diesen charakteristische Szene ab. Arnold wollte dem guten Juniperus eine besondere Freude zum Empfang bereiten.

„Sieh mal, lieber Bruder, da hast du ein schönes Glas Bier. Das habe ich extra seit gestern abend für dich aufbewahrt."

„Was, so abgestandenes Bier? Da will ich doch lieber ein Glas Wasser trinken!"

„O", meinte Arnold treuherzig, „es ist aber noch sehr gut. Das mach ich oft so, daß ich mir ein Glas Bier für den folgenden Tag aufhebe."

Bruder Juniperus hatte zwar für eine solche zweifelhafte Liebesgabe keine Gegenliebe; doch erzählte er später, es habe ihn sehr gerührt, wieder eine Probe von der Abtötung seines priesterlichen Bruders zu entdecken. Der fand so ganz verdorbenes Bier für seinen Geschmack noch „sehr gut".

Als es zum Schlafen ging, entdeckte Bruder Juniperus, daß für ihn als Bett ein Strohsack auf die Erde gelegt worden war. Lachend streckte er sich darauf aus und sagte: „Das ist recht! Für einen Kapuziner ist der Strohsack das feinste Bett!"

Nun wurden Vorbereitungen getroffen für die endgültige Übersiedlung nach Steyl, die am 27. August, tags vor dem Feste des heiligen Augustin, vollzogen werden sollte. Bruder Juniperus machte aber schon bald dort einen Besuch, um seinen neuen Wirkungskreis kennenzulernen und den beiden ersten Bewohnern des Hauses ihre baldige Erlösung vom ungewohnten Küchenamt anzukündigen. Da sah er auch den ersten Küchenschrank des Steyler Missionshauses: eine Tischschublade mit einigen Düten darin.

Am 22. August veranstaltete Herr Dechant Boes von Kempen in seinem Hause eine kleine Abschiedsfeier für Rektor Janssen. Der ganze Klerus aus der Stadt nahm daran teil. Wenn auch gar manche dieser Herrn den Plan der Missionshausgründung mißbilligten, weil er aussichtslos sei, so hatten doch alle den anspruchslosen, frommen Konfrater gern und waren von Hochachtung für ihn erfüllt.

Der Abschied war mit Scherz reich gewürzt und der scheidende Wanderapostel wurde viel geneckt. Man fand, daß sein verschlissener Talar und sein schäbiger Hut zu dem alten Wirtshaus in Steyl gut paßten. Beim Toast aber hieß es: „Arnold, benutze die Gelegenheit und nimm hier noch einen guten Trunk vom Allerbesten. An der Maas gibt's nur Wasser!" — Dann lachte der Rektor herzlich und freute sich über die Freude der anderen.

Direktor Ostertag vom Lehrerseminar nahm seine Börse und stülpte den ganzen Inhalt auf den Tisch. „So, Arnold, das ist für dich, für dein neues Missionshaus!" — Dechant Boes und die anwesenden Priester folgten dem edlen Beispiel und steuerten kräftig zu einer Abschiedsgabe zusammen, wofür der Beschenkte mit rührenden Worten dankte.

Auch manche aus den braven Kempener Leuten drückten ihm in diesen letzten Tagen noch ein gutes Scherflein für das große Werk in die Hand und zeigten auch späterhin durch wirksame Hilfe, daß sie dem ehemaligen Rektor vom Ursulinenkloster ein treues Andenken bewahrten. Einige Bauern erboten sich, für Gotteslohn, die Möbeln und Bücher Rektor Janssens nach Steyl zu fahren, von Bruder Juniperus begleitet, während der Rektor mit der Bahn nach Kaldenkirchen vorausfuhr und die Fuhrwerke dort erwartete. Von hier aus wurde der Einzug nach Steyl, der neuen Heimat und Stätte segensreichsten Wirkens, veranstaltet.

Unmittelbar vor dem Ziele kam ein Priester aus einem Hause herausgeeilt und begrüßte die Ankömmlinge aufs herzlichste. „Willkommen, Herr Rektor Janssen, auf holländischem Boden! Willkommen!" — Es war der uns früher schon begegnete Professor Moubis, der hier gerade bei seiner Mutter auf Besuch weilte[1].

---

[1] Das Haus der Familie Moubis wurde 1876 an die aus Deutschland vertriebenen Augustinerinnen von Essen verkauft, die am 18. April dahin übersiedelten. Nach ihrer Rückkehr ins Vaterland, ging es in den Besitz der „Dienerinnen des Heiligen Geistes" über, die es bedeutend erweiterten. Heute gehören diese Gebäude als „Gregoriushaus" zum Missionshause und dienen teilweise als Krankenabteilung, teilweise als Bibliothek und Hospiz für abreisende oder zur Erholung heimkehrende Missionare.

Er freute sich sehr, daß die vielen Bemühungen Rektor Janssens jetzt endlich zum Ziele führten.

Dieser trat in sein neues Heim mit einem herzinnigen „Gott sei Dank!" für alle Hilfe, die zu diesem so lang erstrebten glücklichen Augenblick geführt hatte. Die Schwelle zu einem ganz neuen Wirkungskreis war überschritten. Mit Vertrauen auf die Gnade des Himmels setzte der glaubensstarke Priester seinen Fuß in den neuen Weinberg, in den die Vorsehung ihn nach seiner festen Überzeugung geführt hatte. Mit selbstloser Treue wollte er darin arbeiten und seine Lebenskraft verzehren im Eifer für die Ehre Gottes und die Rettung der unsterblichen Seelen.

* *
*

Nun galt es, die Vorbereitungen für den Einweihungstag zu treffen. Die große Freude sollte doch mit einer entsprechenden Feierlichkeit verbunden sein. Im Hause fehlte aber noch fast alles, und die vier ersten Bewohner konnten allein nur wenig fertig stellen. Doch die braven Dorfleute legten mit wahrer Begeisterung Hand an, um alles würdig zu schmücken. Ein großer Triumphbogen wurde errichtet, viele Kränze zum Schmuck der Dorfkirche und des Hauses wurden gewunden, zahlreiche Fahnen vollendeten das festliche Gepräge. Eine Reihe schön umkränzter Spruchschilder kündeten den Charakter des Festes. Rektor Janssen hatte diese Sprüche teils in deutscher teils in holländischer-Sprache angeordnet. Über der Kirchtüre las man: „Gehet in die ganze Welt und predigt das Evangelium jeglicher Kreatur!" — In der Kirche über dem Hochaltar lautete der Spruch: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!" — Über der Tür des Missionshauses, wo der Wacholderzweig einem Kruzifix den Platz geräumt hatte, hieß es: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, bauen die Bauleute vergebens." — Im Hausflur prangte der Wahlspruch des Rektors: „Es lebe das Herz Jesu in den Herzen der Menschen!" und im Festzimmer endlich: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, euer Glaube!"

Die Einweihung des Hauses nahm in Vertretung des hochbetagten Bischofs Paredis von Roermond der Dechant Raetsen von Venlo vor. Das feierliche Hochamt hielt Pfarrer Dr. von Essen und die Festpredigt Rektor Janssen. Sein Herz war übervoll und er sprach fast 1½ Stunden. Nur einige seiner Gedanken mögen hier Platz finden.

„Eine in ihrer Art einzige und seltene Feier ist es, die uns heute in so zahlreicher Menge feierlich um den Altar des Herrn schart. Es handelt sich um den Beginn eines heiligen, gottgeweihten Unternehmens, das, wenn es seine Ziele auch nur halbwegs erreicht, nicht verfehlen

kann, zu einer Quelle des Heiles und des Segens für viele Tausende zu werden. In unmittelbarer Nähe dieses Gotteshauses ist es gegründet, und heute am hochheiligen Feste der Geburt Mariä ist der festliche Tag, wo jenes Unternehmen ebenfalls geboren worden, wo das ihm dienende Haus durch den Segen der Kirche zu seinem geheiligten Gebrauch eingeweiht werden soll.

„Was aus diesem Hause werden wird, wissen wir noch nicht; denn nicht alles erreicht sein Ziel, wozu es bestimmt ist. Trotzdem nimmt es eure Teilnahme in Anspruch. Denn mit dem Segen und der Gutheißung so vieler Bischöfe ist es gegründet, und der Zweck, für den es bestimmt ist, ist ein edler, hoher und erhabener. Soll ich heute eure Augen nicht auf diesen Zweck hinrichten und euch auseinandersetzen, was das ist, was wir erstreben? Dann muß ich aber von dem edlen, erhabenen Missionswerk der katholischen Kirche zu euch reden. Denn nichts anderes ist der Zweck dieses Hauses, als das Evangelium auf der Welt verbreiten zu helfen unter den Völkern, die Gott noch gar nicht oder nicht auf die rechte Weise kennen, Jünglinge dafür heranzuziehen und die herangebildeten Missionare auszusenden."

Der Prediger führte seine Zuhörer dann durch die ungeheuren Heidenländer und schilderte die erschütternde Not der vielen hundert Millionen Seelen, die fern von Gott einem überaus traurigen zeitlichen und ewigen Los verfallen seien. Darauf zeigte er, was zu ihrer Rettung geschehen sei und geschehe; daß es viel zu wenig sei, daß die katholische Christenheit viel mehr zu tun verpflichtet wäre. Ganz besonders gelte das von Deutschland, Österreich und Holland, die bisher sich allzuwenig am großen Missionswerk der Kirche beteiligt hätten, ja noch kein einziges Missionshaus besäßen, wie es doch andere, selbst viel kleinere Völker hätten.

„Diese Erwägungen hat sich ein deutscher Priester zu Herzen genommen und hat angefangen, für das Zustandekommen eines derartigen Werkes zu arbeiten. Der liebe Gott hat ihm geholfen und nach vieler Bemühung seinerseits ihm die notwendige Unterstützung zu einem bescheidenen Anfang zukommen lassen. Ob aus diesem etwas wird, ist nur Gott bekannt. Zunächst aber danken wir dem Geber alles Guten, daß er zu diesem Anfang geholfen. Hoffen wir, daß dieses Haus seinen Zweck erreiche. Niederschlagen möge uns nicht das Unscheinbare des Beginnens. Ist doch auch der mächtigste Baum anfangs ein kleines Samenkorn und der stärkste Riese zuerst ein schwachwimmerndes Kind. Wohl wissen wir, daß wir mit den Kräften, die wir bis jetzt besitzen, unsere Aufgabe nicht lösen können; aber wir hoffen, daß der liebe Gott uns alles Erforderliche zuführen werde. Und so mag er denn mit uns tun, was er will. Wird aus dem Hause etwas, so wollen wir der Gnade Gottes danken; und wird nichts daraus, so wollen wir demütig an die Brust schlagen und bekennen: ‚Wir waren der Gnade nicht wert'."

Am einfachen Festmahl nahmen fünfundzwanzig Gäste teil. Die wackeren Dorfbewohner hatten Tische, Stühle, Tischwäsche und alle

Tischgeräte dazu freudig geliehen und herangeschafft. Während der frohgestimmten Unterhaltung liefen noch zwei bischöfliche Schreiben mit Segenswünschen ein, nämlich von den Bischöfen Räß von Straßburg und Krementz von Ermeland.

Eine ganz besondere Freude aber bereitete die Ankunft eines Telegramms des Heiligen Vaters, der den Apostolischen Segen für die Eröffnung des neuen Missionsseminars sandte. Einige Tage vor dem Feste hatte Rektor Janssen mit nachstehendem Telegramm an Kardinal Franchi darum gebeten:

„An den Kardinal Franchi in Rom. Das Seminar der auswärtigen Missionen, welches für Deutschland, Österreich und Holland mit Gutheißung sehr vieler Bischöfe dieser Länder hier errichtet ist und am Feste Mariä Geburt eröffnet werden soll, fleht in tiefster Demut um den päpstlichen Segen. Steyl, in der Diözese Roermond in Holland. Rektor Janssen."

Die Antwort darauf, die aufmerksamerweise gerade am Feste selbst früh in Rom aufgegeben worden war und nachmittags in Steyl eintraf, lautete:

„Rektor Janssen im Missionsseminar, Kaldenkirchen. Der Heilige Vater erteilt in herzlicher Liebe seinen Apostolischen Segen dem neuen Seminar, dem Rektor und den Zöglingen. Kardinal Franchi. Rom, 8. September 1875."

„So hat es sich denn gefügt," schrieb der Rektor im Herz-Jesu-Boten, „daß der Geburtstag der hehren Gottesmutter zugleich der Geburtstag unseres Hauses geworden ist. Möge es sich seiner hehren Schutzfrau nicht allzusehr unwürdig erweisen. Möge die heilige Gottesmutter dieses junge Kind eines Blickes ihrer mütterlichen Liebe würdigen. Welche Schicksale können ihm noch drohen, wo es einer mächtigen Schutzfrau bedarf? Möge es vor allem innerlich erstarken und durch Aufnahme eines guten Geistes verdienen, ein geliebtes Kind Marias zu werden!"

Das Samenkorn zur neuen Missionsgründung war gelegt. Der Segenstau der Kirche war darüber herabgefleht worden. Nun konnte der Keimling anfangen, sich zu entfalten. Aber wieviel Mühe sollte es dem Gärtner noch kosten, ihn aus der Verborgenheit zum Lichte durchzubringen und lebensfähig zu entwickeln!

4. Klein, arm und verkannt.

Wir wollen jetzt die Verhältnisse kennenlernen, unter denen Rektor Janssen, Oberer des jungen Steyler Missionshauses, in der nächsten Zeit lebte und wirkte. Das glücklich begonnene Werk sollte gar sehr das Sprichwort bewahrheiten: Aller Anfang ist schwer! — Sein Gründer und Leiter aber ging einem so sorgen- und opfervollen Leben entgegen, wie er es bisher trotz aller Mühen und Abtötungen noch nicht kennengelernt hatte.

Das alte Wirtshaus war in der Tat ein sehr kleines, bescheidenes Klösterchen. Sein Äußeres hatte mit einem solchen noch keine Ähnlichkeit. Es lag zwischen der Maas und der Steyler Rektoratskirche derart, daß seine Haustür der Kirchentür in einer Entfernung von dreißig Schritt fast genau gegenüber war.

Das Wohnhaus war 16½ Meter lang und hatte Erd- und Obergeschoß. Daran schloß sich nach der Nordseite ein 29½ Meter langes Nebengebäude, das als Stallung, Scheune und Brauerei gedient hatte. Dieser Teil war schlecht und baufällig, mußte aber doch im folgenden Jahr noch zu Schlafräumen für die ersten Zöglinge, als erste Hauskapelle und Speisesaal hergerichtet werden.

Für den Anfang genügte das Wohnhaus. Es hatte unten und oben je fünf Zimmer und zwei etwas geräumigere Fluren. Diese beiden Flurräume wurden in der ersten Zeit als „Kapelle" benutzt. Im untern Raum war ein Herz-Jesu-Bild aufgehängt als einziger Schmuck. Altar und Bänke fehlten. Hier versammelten sich die ersten Bewohner des Hauses zum gemeinsamen Morgen- und Abendgebet. Sie knieten auf den Steinfließen, und das Vorbeten des Rektors dauerte meist sehr lange. Er war es ja schon von der Kindheit her gewohnt, ein recht langes Abendgebet zu halten. Bruder Juniperus machte ihn einmal aufmerksam, daß es doch zu anstrengend sei, so lange auf den kalten Steinplatten zu knien. „O", sagte Rektor Janssen, „das kommt alles den armen Heiden zugut, lieber Bruder!"

Wurde das Abendgebet geschlossen, dann stiegen alle zum oberen Flur hinauf, zur „Marienkapelle". Hier stand auf einem Gestell eine kleine Muttergottesfigur mit zwei Kerzen davor. Die Kerzen wurden angezündet und man sang das Salve Regina oder eine andere Antiphon entsprechend der kirchlichen Zeit zu Ehren der Mutter Gottes. Dieser Brauch, das Abendgebet mit einem gesungenen Gruß an die liebe Gottesmutter zu schließen, ist in alle Häuser der Steyler Missionsgesellschaft übergegangen und bis heute erhalten.

Dem Gottesdienst wohnten die Bewohner des ersten Steyler Missionshauses fast ein Jahr hindurch in der Steyler Rektoratskirche bei, wozu sie einen eignen Schlüssel hatten. Hier beteten sie auch täglich gemeinsam den heiligen Kreuzweg. Der Rektor Backhuis von Steyl litt an Rückenmarkschwindsucht und konnte nicht gehen. So übernahm Rektor Janssen stellvertretend den Gottesdienst und predigte auch in holländischer Sprache, d. h. im Grenzdialekt, wie er es in seiner Heimat Goch erlernt hatte. Die Dorfleute waren sehr froh darüber, weil sie sonst den halbstündigen Weg zur Pfarrkirche gehen mußten.

Bewohner hatte das kleine Missionshaus im Herbst 1875 neun. Außer dem Rektor und seinem Bruder Juniperus nannten wir schon Heinrich Erlemann und Franz Reichart. Am 28. September kam der Pfarrer Peter Bill hinzu, am 28. Oktober trat J. B. Anzer ein und am gleichen Tage als Lateinschüler Jakob Steger, dem acht Tage später, Johannes Holthausen folgte. Ein Rektoratschüler Gipmanns aus Goch kam schon im September; er ist jung gestorben.

* * *

Bescheidener noch und ärmer als die äußeren Verhältnisse waren die innere Ausstattung des neuen Missionshauses und die Lebensweise seiner Bewohner. Tags nach der Einweihung hatte Rektor Janssen seinen Teilnehmern erklärt: „Wir wohnen in einem schuldenfreien Hause; aber wir fangen mit einer Niete an, hier zu leben." — Die bisher eingegangenen Almosen waren fast gänzlich beim Ankauf verausgabt. Es verlangte daher die Klugheit, recht sparsam in allen Stücken zu sein, um ohne Schulden vorwärts zu kommen. Noch mehr aber entsprach dies dem Geiste des Gründers, der von jeher sehr anspruchslos gewesen, und der, ohne Ordensmann zu sein, die Armut bisher so geliebt und geübt hatte, daß seine abgetragenen Kleider nicht selten zu Neckereien und wohlgemeintem Tadel seiner Amtsbrüder Anlaß gegeben hatten. Ihm war die Armut im neuen Heim willkommen, und er hoffte und vertraute, daß gerade sie den reicheren Segen Gottes auf das Werk herabziehen werde.

Zur feierlichen Einweihung hatte man fast nur geliehene Sachen im Hause gehabt. Als sie zurückgegeben waren, standen die meisten Zimmer leer. Zum Schlafen wurden Strohsäcke auf die Erde gelegt. Heinrich Erlemann fertigte nach und nach Bettstellen an. Rektor Janssen schlief am längsten auf dem Boden; er wollte nicht eher eine Bettlade benutzen, bis auch der letzte seiner Untergebenen eine hatte. Dann ließ er sich einen Bettkasten anfertigen mit einem Deckel darauf, damit er ihn gleichzeitig als Tisch gebrauchen konnte. Dieses höchst

einfachen Möbelstückes bediente er sich noch, als er längst Generalsuperior einer großen Gesellschaft war, wie ihm auch noch immer das Schreibpult genügte, das er sich einst als Vikar in Bocholt angeschafft hatte. Die Beschaffung der übrigen notwendigen Möbel für das Haus nahm geraume Zeit in Anspruch, da alles von der Hand des einen Schreiners Erlemann angefertigt werden sollte. Stühle hatte man nur vier, obwohl die Klosterfamilie bereits fünf Mitglieder zählte. Bei der gemeinsamen Mahlzeit rückte man zwei Stühle etwas auseinander und legte ein Brett darüber; so reichten zwei Stühle für drei Personen.

Einige Wochen nach der Einweihung des Hauses kamen vier Priester von der nahen deutschen Grenze zum Besuch. Sie erkundigten sich scherzend beim Rektor nach den ersten Missionaren für China und neckten ihn tüchtig, daß er noch keine „fertig" habe. Dieser lud die Gäste freundlich zum Kaffee ein und bediente sie stehend. Sie forderten ihn wiederholt auf, sich doch zu ihnen zu setzen. Schließlich konnte der Hausherr es nicht mehr verbergen, daß kein weiterer Stuhl im Hause vorhanden sei. Die Neckerei hörte auf, und einige Tage später trafen als Almosen ein Dutzend Stühle ein.

Wie an Möbeln, so fehlte es auch an allen anderen Hausgeräten. Schüsseln, Teller und Trinkbecher ließ der Rektor bei einem Tonwarenbäcker in der Nachbarschaft anfertigen. Der gedeckte Tisch erinnerte ganz an den Speiseraum des ärmsten Trappistenklosters.

Besonders spärlich war Bettzeug vorhanden. Stellte sich ein neuer Teilnehmer ein, dann mußte zuerst Stoff zum Strohsack usw. für ihn gekauft werden. Dabei ging der Rektor sehr sparsam zu Werke. Er gab bis auf den Zentimeter die Größe der einzelnen Stücke an und sie mußten genau danach angefertigt werden. Als eine Anzahl größerer Bettücher geschenkt wurden, ließ er sie durchschneiden und je zwei daraus machen. Nun waren sie zu klein und blieben nicht auf den Strohsäcken liegen. Der Rektor ordnete an, sie zur Seite des Strohsacks anzunähen. Das schien ihm eine nützliche Erfindung, und diese Praxis wurde einige Zeit beibehalten.

Waschen und Flicken besorgten lange Zeit brave Jungfrauen aus der Nachbarschaft um Gotteslohn. Es war das eine nicht geringe Aufgabe, da die Zahl der Bewohner des Missionshauses sehr schnell anwuchs.

* * *

Die größere Sorge bereitete natürlich die Beschaffung der Lebensmittel. In den ersten Wochen halfen die guten Leute aus dem Dorfe mit Kartoffeln und Gemüse fleißig aus. Auch vom nahen Venlo aus steuerten edle Wohltäter fleißig bei. Besonders war es eine hochherzige Jungfrau namens Helene Wolters aus wohlhabender Familie,

die mit größter Opferwilligkeit sowohl selbst das junge Missionswerk unterstützte, als ihm auch Freunde und Helfer in ihrem Bekanntenkreis erwarb. Aus ihrer nächsten Umgebung wurde ihr dringend abgeraten, doch nicht für ein fremdes, aussichtsloses Unternehmen solche Opfer zu bringen. Aber sie ließ sich nicht abhalten und blieb bis zu ihrem Tode im Jahre 1914 dem Steyler Hause mit ganzer Seele und offenen Händen zugetan. Besonders aber in seinen mühseligen Anfängen war diese anspruchslose, einfache Jungfrau eine treue Hilfe für den sorgenvollen Rektor.

Später gefragt, was sie denn gedrängt habe, trotz allen Widerspruchs für das Missionshaus in Steyl so warm einzutreten, sagte sie: „Als ich den Rektor Janssen zum erstenmal sah und reden hörte, hatte ich gleich die Überzeugung: das ist ein wahrhaft frommer Priester, der nur Gottes Ehre und das Heil des Nächsten im Auge hat. Einen frommen Priester erkennt man ja bald. Darum hatte ich großes Vertrauen, daß Gott mit ihm sei und sein Werk gelingen werde."

Auch die Klosterfrauen im Krankenhause in Venlo schafften mit großer Opferwilligkeit, besonders durch Ausführung von Näharbeiten, für das Missionshaus in Steyl und haben ihm lange Zeit wichtige Dienste geleistet.

So wertvoll diese Hilfe aus der Nähe war, sie reichte nicht für alle Bedürfnisse. Zudem stand der Winter vor der Tür. Es mußte für größeren Vorrat an den unentbehrlichsten Lebensmitteln gesorgt werden. Der Rektor überlegte mit seinem Bruder Juniperus. Dieser hatte als armer Kapuziner Erfahrung im sogenannten Terminieren, d. h. Almosensammeln. Gern war er bereit, auch für das Missionshaus zum Bettelsack zu greifen und nach Deutschland auf den Termin zu gehen. Hatte er zuerst Zweifel an dem Unternehmen seines Bruders gehabt, und war er anfangs nur ungern nach Steyl gegangen, so war er jetzt als echter Ordensmann ganz bei der Aufgabe, für die seine Oberen im Gehorsam ihn bestimmt hatten[1].

[1] Bruder Juniperus erzählt seine „Bekehrung" vom Zweifler zum begeisterten Anhänger der Gründung seines Bruders Arnold wie folgt: „Im Traum wurde ich in eine kleine Versammlung von Priestern nach Münster versetzt. Der hochwürdigste Bischof führte den Vorsitz. Er nannte eine wichtige Stelle, die neu zu besetzen sei und forderte die anwesenden Herren auf, eine geeignete Person vorzuschlagen. Einer der Herrn sagte scherzend: ‚Das wäre etwas für den kleinen Vikar Janssen in Bocholt; der gilt ja als unternehmender, tüchtiger Mann.' — Der Bischof wurde aber bei dieser Bemerkung sehr ernst und sprach: ‚Meine Herren, ich wollte, alle meine Priester wären von der Gesinnung des Vikars Janssen.' — „Diese Belehrung im Traum," erzählt Bruder Juniperus weiter, „änderte meine Meinung von Bruder Arnolds Gründungsabsichten vollständig, und ich dankte Gott, daß er mir die Augen geöffnet."

Der erste Termin sollte in **Straelen** sein, fand aber ein jähes Ende. Bruder Juniperus war eben vom Herrn Pfarrer zum ersten Bauern begleitet und dort empfohlen worden, als auch bereits ein Gendarm eintrat. Das Almosensammeln war den Ordensleuten damals in Preußen staatlich untersagt. Der Bauer hatte die Geistesgegenwart, den Hüter des Vaterlandes zum Kaffee einzuladen und gab ihm den Platz neben Bruder Juniperus. Die beiden unterhielten sich gut und der Mann in Uniform konnte als Gast doch nicht so unhöflich sein und mit seiner höchst unfreundlichen Absicht herausrücken. Mitten in der Unterhaltung empfahl sich Juniperus und wurde von einem der Hausleute zum Nachbar geleitet. Doch traf er noch zweimal am gleichen Nachmittag mit demselben Auge des Gesetzes auf den Bauernhöfen zusammen, das mit steigendem Mißtrauen den verdächtigen Fremdling mit dem langen Kapuzinerbart betrachtete.

Abends wurde auf dem Pfarrhof gemeldet, daß in der Gemeinderatssitzung ein liberaler Bürger die furchtbare Enthüllung gemacht habe: höchst wahrscheinlich sei ein verkappter Mönch im Orte, der umhergehe und die Leute anbettele, also gegen die Staatsgesetze frevle. Dem Gendarmen sei der gemessene Befehl zuteil geworden, am folgenden Tag das gefährliche Individuum zu verhaften. — Als der Mann aber früh um acht Uhr anrückte, um den Befehl auszuführen, wurde ihm mitgeteilt, der „verkappte Mönch" sei bereits um sechs Uhr über die Grenze nach Holland gegangen.

Für den Rektor Janssen war es natürlich eine große Enttäuschung, als Bruder Juniperus den Mißerfolg berichtete. Was nun beginnen? Da hielt nach einer Woche ein Fuhrwerk aus Straelen vor dem Missionshause und brachte dreißig Zentner Kartoffeln. Die biederen Bauersleute hatten erfahren, daß ein terminierender Ordensbruder von der Polizei aus ihrer Gemeinde hinausgehetzt worden war. Da erklärten sie in ehrlicher Entrüstung: „Jetzt erst recht!" und steuerten eine tüchtige Ladung Kartoffeln zusammen.

Ungestörter verlief ein Termin in Kempen, und sein Erfolg war so groß, daß für die nächsten Monate die Lebensmittelfrage der Hauptsache nach gelöst war.

Bruder Juniperus unternahm noch mehrere solcher Wanderungen und wurde in zahlreichen Familien mit großer Güte aufgenommen und unterstützt. Dabei verbreitete er fleißig den „Kleinen Herz-Jesu-Boten".

Kam der gute Bruder von einer solchen Reise zurück, dann war die Freude unter den Hausbewohnern stets groß; denn Juniperus war eine wahrhaft goldene Seele, voll sonnigen Humors und eine treu besorgte Hausmutter. Er war während der schweren Anfangszeit in

den materiellen Sorgen eine unbezahlbare Hilfe für seinen Bruder Arnold. Alle, besonders aber die jüngeren Zöglinge, waren ihm sehr zugetan und halfen ihm freudig bei seinen vielen Aufgaben im Hause und im Garten. Und er verstand es, die jungen Leute anzuspannen. Gar bald hatte er herausgefunden, daß Jakob Steger entschieden Talent zum Kochen hatte; er unterrichtete ihn soweit darin, daß dieser die Küche versehen konnte, wenn Juniperus selbst auf Termin ging. Johannes Holthausen war ein treuer Kartoffelschäler, während Anzer und Reichart, die beiden Theologen, das Spülen der Eßgeschirre zu besorgen pflegten. Erlemann aber schaffte unermüdlich an der Hobelbank und war Praktikus für alles im Hause.

Nach einigen Monaten kam übrigens noch ein Hausdiener hinzu, ein braver Mann namens Joseph Althoff, der lange Zeit in einem Redemptoristenkloster bei Dülmen i. W. in gleicher Anstellung gewirkt, aber nach der Vertreibung der Ordensleute seine Stelle verloren hatte. Er wurde der getreue Gehilfe und Stellvertreter des Bruder Juniperus.

* *
*

Der wichtigste Anwalt der Steyler Gründung mußte der „Kleine Herz-Jesu-Bote" sein. Seine Aufgabe war es, das Werk bekannt zu machen, Freunde, Wohltäter und Mitglieder dafür zu werben. Wir hörten schon, daß er in Paderborn gedruckt wurde, während Rektor Janssen den Verlag sich vorbehalten hatte. Kamen nun die Druckbogen in Kaldenkirchen auf der Bahn an, dann ging die ganze Klosterfamilie des Missionshauses dorthin. In einem gemieteten Zimmer wurden Verpackung und Versand besorgt, was in einigen Stunden geschehen war.

Immerhin war das wegen der weiten Entfernung der Druckerei und der deutschen Grenzpost mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Rektor Janssen dachte deshalb schon bald daran, im Missionshause eine kleine Druckerei zu eröffnen. Noch vor Schluß des Jahres 1875 wurde die erste Handpresse in Betrieb gesetzt und konnte die Zeitschrift in der eignen Druckerei hergestellt werden. Das ist der Keim der Steyler Missionsdruckerei, von der wir später noch Weiteres melden müssen.

Nun mußten aber die Postpakete nach Kaldenkirchen befördert werden. Zunächst mußten die Mitglieder des Hauses sich selbst vor den Karren spannen. Die Zöglinge kamen auf den Gedanken, das Hundegespann eines Nachbars dafür zu leihen. Später wurde ein eigenes beschafft. So entstand die erste fahrende Post zwischen dem Steyler Missionshause und der nächsten deutschen Poststation.

Der gute Gott sorgte bald für eine bessere Hilfe. Es war ein alter, aber gut erhaltener Altar von Aachen aus geschenkt worden, und er lagerte in Kaldenkirchen auf der Bahn. Das Missionshäuschen

hatte bisher wohl zwei Priester, aber noch keinen Altar. Die Freude über diese bedeutsame Gabe war groß. Aber wie die Sendung nach Steyl bringen? Bruder Juniperus fragte bei einem bekannten Kaplan in Kaldenkirchen an, ob er ihm nicht einen guten Fuhrwerksbesitzer nennen könnte, der dem Missionshause diesen Dienst erweise. Der hochwürdige Herr nannte die Familie Spee und sandte seine Haushälterin zur Empfehlung mit. Die guten Leute waren sofort bereit. Ja, mehr noch, sie erboten sich, jeden Monat unentgeltlich die Postpakete mit dem „Kleinen Herz-Jesu-Boten" von Steyl nach Kaldenkirchen zu fahren, was auch tatsächlich mehrere Jahre so ausgeführt wurde, bis das Missionshaus eignes Fuhrwerk hatte[1]. Ferner räumte diese opferfreudige Familie ein Zimmer ihres Hauses als Niederlage für die Postsachen und die Druckerei des Missionshauses ein und hat es über 40 Jahre dafür zur Verfügung gestellt.

Es ist das wieder ein Beispiel aus vielen, wie gerade die einfachen und vielfach ärmeren Leute dem Missionshause in Steyl die werktätigste Hilfe angedeihen ließen, wie hier die Armut die Fundamente gelegt und die ersten und wichtigsten Bausteine zu seiner Entwicklung geliefert hat.

Rektor Janssen schrieb in der Januarnummer des „Kleinen Herz-Jesu-Boten" vom Jahre 1876: „Für unser Missionshaus hat der liebe Gott bis jetzt hauptsächlich durch die Gaben der Kleinen und Armen geholfen. Und wir danken ihm dafür; denn das sind die Gaben, woran der meiste Segen hängt. Mögen sie uns auch dazu helfen, daß wir selbst recht klein und arm im Geiste werden; denn den Armen gehört das Himmelreich. Auch ist das Geld, so nötig es ist, und so sehr wir desselben noch eine große Menge nötig haben werden, z.B. zunächst zu einem großen Erweiterungsbau für nächstes Frühjahr, dennoch unsere kleinste Sorge. Denn der Herr hat gesagt: ‚Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles übrige wird euch zugegeben werden.' Und dieses Wort gilt vor allem für derartige Häuser. Darum bitten wir ihn vor allem unablässig durch die heiligen Patrone unseres Hauses, daß er uns selbst recht brav und fromm machen möge und recht brave und fromme Leute uns als Arbeiter in seinem Weinberge zuschicken möge."

---

[1] Das erste Pferdchen, ein schwarzer Pony, wurde dem Rektor zu seinem Namenstage am 18. Juli 1881 geschenkt. Schön geschmückt wurde es in den Speisesaal bis vor den Tisch des ahnungslosen Rektors geführt. Der kleinste Zögling (Johann Weig) saß als Zuave gekleidet drauf und bot im Namen des Pferdchens in einem Gedicht willigen Dienst an. Am Schlusse hieß es: „Hafer ist mein Leibgericht, Schläge aber schmeckt mir nicht."

Aus diesen Zeilen spricht mehr als aus langen Schilderungen der Geist, in dem der Rektor das ihm obliegende Amt zu verwalten bemüht war. „Die Frömmigkeit ist zu allem nütze!" Das war sein Leitstern. Diese Frömmigkeit umfaßte für ihn Gebetseifer und Selbstverleugnung.

Darum pflegte er in ganz hervorragendem Maße den Geist des Gebetes in der kleinen Klostergemeinde. Schon am Tage seiner Ankunft in Steyl hatte er die Gebetsordnung für das Haus festgesetzt. Außer den gewöhnlichen täglichen Gebeten, die aber seiner frommen Neigung entsprechend ungewöhnlich lang waren, führte er bald auch ein Viertelstundengebet ein, so genannt, weil es viertelstündig beim Schlage der Uhr wiederholt wurde. Es bestand in kurzen Wechselgebetchen, worin Glaube, Hoffnung, Liebe, Reue und geistliche Kommunion erweckt wurden. Später wurde noch eine Bitte um die sieben Gaben des Heiligen Geistes angefügt. Jeder im Hause mußte es beten; wo mehrere in einem Raum zusammen waren, hatte der ältere vorzubeten. Diese Anordnung hatte auch Geltung für die Studiersäle der Zöglinge und Arbeitsstätten der Brüder. Die Einrichtung dieses Viertelstundengebetes besteht noch immer in allen Niederlassungen der Steyler Missionsgesellschaft.

Die in den vorhin angeführten Worten Rektor Janssens erwähnten Hauspatrone waren dieselben, welche heute als Patrone der ganzen Missionsgesellschaft verehrt werden. Das Steyler Haus war, dem früher erwähnten Gelübde entsprechend, dem heiligen Erzengel Michael geweiht. Besonders verehrt und in entsprechenden Gebeten täglich öfter, z. B. bei jeder Mahlzeit, angerufen wurden: die heiligsten Herzen Jesu und Mariä; die heiligen Erzengel Michael, Gabriel und Raphael; ferner die heiligen Joseph, Joachim und Anna; die vier Apostel: Petrus, Paulus, Andreas und Johannes; endlich die heiligen Gregorius, Augustinus und Vincentius von Paul. Es stammen also diese in der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes" heute noch immer üblichen Anrufungen der genannten Heiligen aus den ersten Tagen der Steyler Gründung.

Zum Gebete kam die Selbstverleugnung, wozu die Armut der ersten Jahre gar viel Gelegenheit bot. Der Rektor ging darin mit dem besten Beispiele voran; denn seine Person machte die geringsten Ansprüche im Hause. Dadurch wurde es seinen Untergebenen leicht, ganz arm zu leben und so manches zu entbehren, was doch billigerweise hätte vorhanden sein dürfen. Die Erstlinge des Steyler Missionshauses lernten es, durch die Not der Verhältnisse, mehr aber noch durch das tägliche Beispiel ihres geistlichen Führers, mit sehr wenigem zufrieden zu sein und sich glücklich in ihren Entbehrungen zu fühlen. Wie wertvoll erschien ihnen aber auch jedes Almosen, jede Hilfe, die

dem Hause zuteil wurde. Sie wurde hochgeschätzt, mit tiefem Dank angenommen und sehr sparsam gebraucht. Das brachte neuen Segen.

Rektor Janssen legte stets eine wirklich rührende Dankbarkeit gegen die Wohltäter an den Tag. Er war erfinderisch ihnen durch kleine Geschenke, z. B. Bücher oder Andachtsgegenstände eine Freude zu machen und seine Dankgesinnung zu bekunden. Dabei blieb er aber ganz schlicht und einfach. So sehr er die Hilfe guter Leute nötig hatte, nie hätte er es über sich gebracht, jemand schmeichlerische Worte zu sagen. Aber gerade dieses schlichte Wesen und die übernatürliche Gesinnung, die aus seiner Rede sprach, öffneten ihm die Herzen der einfachen Gläubigen zu bereitwilliger Unterstützung seines Werkes.

Dankbarer noch als gegen gute Menschen war er gegen den guten Gott, von dem er alles Gedeihen für sein Unternehmen erwartete. Von ihm erflehte er auch reiche Vergeltung für die Wohltäter. Den Gabenverzeichnissen im „Kleinen Herz-Jesu-Boten" fügte er immer eine entsprechende Segensbitte bei. So heißt es z. B. in der Februarnummer 1876: „Herr, vergilt allen unsern Wohltätern! Göttliches Herz Jesu, sei ihr Lohn! Süßes Herz Mariä, sei ihr Schirm! Heiliger Erzengel Michael, beschütze sie gegen alle Nachstellungen des Teufels! Heiliger Vater Joseph, erflehe ihnen eine glückselige Sterbestunde!"

Die eingegangenen Gaben trug der Rektor in ein „St.-Josephs-Buch" und ein „St.-Anna-Buch" ein; dieses war speziell für die Almosen, die den Haushalt der Küche betrafen; jenes für die allgemeinen Missionsunterstützungen.

* * *

Das Kleine und Arme wird leicht verkannt. Arnold Janssens Gründung in Steyl hat das in ihren Anfängen reichlich erfahren müssen. Wir hörten, daß es vorwiegend weniger bemittelte Leute waren, die Unterstützungen spendeten. Zum Teil erklärt sich dies daraus, daß der „Kleine Herz-Jesu-Bote" fast nur in den einfachsten Leserkreisen Verbreitung gefunden hatte. Doch war das nicht der einzige Grund. Es herrschte vielmehr unter den gebildeten Leuten, besonders auch beim Klerus, die Ansicht, das Unternehmen in Steyl sei aussichtslos, es könne und werde keinen Erfolg haben; darum hielt man sich zurück.

Dem Rektor waren diese Urteile wohl bekannt, und sie machten ihm seine Aufgabe noch erheblich schwerer, als sie ohnehin schon war. Später erzählte er gelegentlich, wie „man auf den unscheinbaren Anfang, die ungenügenden Geldmittel und die gewiß noch geringeren Personen hinwies, die dem Werk seinen Ursprung gaben und die Verwirklichung desselben in die Hand nahmen. In bezug auf den letzten Punkt lautete das Urteil mit wenigen Ausnahmen ganz all-

gemein, es könne aus dem gemachten Anfang nichts werden, ja es sei unmöglich, daß die Sache Erfolg habe. Ich selbst nahm alsbald wahr, daß, wohin ich auch kam, man mich mit großem Mitleid anschaute, als eine Person, die an überspannten Ideen leide, und dieses Urteil war — wie mir später ein Priester versicherte — noch eines der mildesten, die man fällte. Pfarrer Peter Bill sagte mir eines Tages, nachdem er schon einige Monate bei mir war: ‚Ich habe nun schon mit so vielen Priestern aus Deutschland und Holland gesprochen und bisher noch keinen einzigen getroffen, der etwas von der Sache erwartet.' — Ich erwiderte ihm: ‚Das ist ja gut; wenn man von einer solchen Sache viel erwartet, und es wird nichts daraus, so ist das böse; aber wenn man so gar nichts erwartet, und es wird am Ende doch wenigstens etwas, so hat man um so mehr Ursache, Gott zu danken.' — Viele fanden im Mangel an materiellen Mitteln das Haupthindernis; andere in andern Umständen. Genug, man erwartete ganz allgemein, bald von der Auflösung des Unternehmens zu lesen oder zu hören."

Auch die meisten gebildeteren Holländer in der nächsten Umgebung des Missionshauses hatten keine Hoffnung auf ein Gelingen der Gründung. Der Rektor Backhuis von Steyl, der sonst recht wohlwollend und freundlich gesinnt war, äußerte sich in vertraulicher Unterhaltung dahin: „Rektor Janssen glaubt, es wird gehen; aber man wird niemals sehen, das aus der ganzen Sache etwas wird."

Herren aus Tegelen aber versicherten: „Das wird ein preußischer Bankrott; sie werden wohl bald wieder über die Berge gehen!" oder wie ein anderer sich ausdrückte: „Ihr sollt sehen, keine sechs Wochen dauert's, und sie laufen vor Hunger davon!"

Daß Laien so sprachen, ist verständlich. Als geschäftliches Unternehmen angeschaut, mußte eine Gründung ohne Betriebskapital wie die Steyler aussichtslos genannt werden. Als ein kirchliches Werk zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen hätte es vielen allerdings einen anderen Gesichtswinkel zur Beurteilung bieten können und müssen.

Das dringende Bedürfnis für ein deutsch-österreichisches Missionshaus wurde überall rückhaltlos anerkannt. Da hätte doch der ehrliche, mit Zustimmung der Bischöfe und unter dem Segen des Heiligen Vaters unternommene Versuch in allen geistlichen und missionsfreundlichen Kreisen Beifall und Unterstützung finden müssen. Das ist aber bei der Gründung in Steyl nur in recht bescheidenem Umfange der Fall gewesen. Dank und warme Anerkennung verdienen alle, die mutige Hilfsarbeit geleistet haben. Aber große, einflußreiche katholische Kreise haben sich abwartend und teilnahmslos verhalten; sie haben die Rolle jenes Gärtners gespielt, der dem frisch gepflanzten Bäumchen das Wasser vorenthält, weil er sich erst überzeugen will, ob es wachsen

und Früchte bringen wird. Wären die schlichten Gläubigen der jungen Missionsgründung in Steyl nicht so treu und opferfreudig zu Hilfe geeilt, es wäre nie ein Heidenmissionar von Steyl zur Rettung der Seelen ausgezogen. —

Für Rektor Janssen war es natürlich eine sehr niederdrückende Wahrnehmung, daß seine Gründung mehr Kopfschütteln und Teilnahmlosigkeit als Hilfe fand. Wenn er sich trotzdem nicht entmutigen ließ, so müssen wir das als Beweis seines starken Glaubens und Gottvertrauens einsetzen. Aber ein schmerzliches Kreuz war es doch, unter dem er jahrelang gelitten, und das Bild seines Lebens wäre unvollständig, wenn hier nicht darauf hingewiesen würde.

Erhaltene Briefe zeigen z. B., wie weh es ihm getan hat, daß die einflußreichste deutsche Missionszeitschrift, „Die katholischen Missionen", jahrelang seine Gründung nicht besprach und empfahl. Die Redaktion dieser Zeitschrift hatte im März 1875[1] zu der damals lebhaft erörterten Gründung eines deutschen Missionsseminars erklärt, daß sie den Gedanken, der dieser Bewegung zugrunde liege, durchaus billige, daß aber die Gründung eines solchen Seminars nur mit ausdrücklicher und spezieller Genehmigung des deutschen Episkopats und auf dessen Bevollmächtigung hin in Angriff genommen werden dürfe.

Unter dem 30. Juni desselben Jahres konnte Rektor Janssen der Redaktion mitteilen, daß er von dem hochwürdigsten Episkopat Deutschlands, Österreichs und Hollands bevollmächtigt sei, ein Missionsseminar für diese Länder zu gründen. Ein Haus für die neue Anstalt sei in Steyl bereits gekauft; für die Personenfrage schiene die Zeitlage günstig zu sein; ungünstiger stehe die Geldfrage. „Wir richten deshalb auch an Sie die dringende Bitte, die Interessen der neugegründeten Anstalt in Ihren „Katholischen Missionen" gütigst wahrnehmen zu wollen."

Die Redaktion bemerkte zu dieser Notiz: „Wir gedenken ausführlich auf dieses neue Unternehmen zurückzukommen, sobald die Anstalt eröffnet ist; es scheint der Plan zu bestehen, neben einem eigentlichen Missionsseminar eine sogenannte apostolische Schule zu errichten— gewiß ein guter Gedanke, wenn die erforderlichen Mittel vorhanden sind. Noch manches Scherflein aber wird gespendet werden müssen, bis das Werk fest gegründet ist und die deutsche Anstalt ihren älteren Schwestern in England, Belgien, Italien und Frankreich ebenbürtig an die Seite treten kann. Indessen haben wir schon so viele Beispiele der Großmut der deutschen Katholiken gesehen, daß wir trotz

[1] Seite 68.

des Brotkorbgesetzes den Gründern der Anstalt wohl die Versicherung geben dürfen, an der Geldfrage werde ein katholisches Unternehmen in Deutschland nie scheitern. Selbstverständlich sind wir gern bereit, etwaige Gaben dem Herrn Janssen zu übermitteln[1]."

Diese freundlich zugesicherte Unterstützung hat lange auf sich warten lassen und ist auch dann recht mager ausgefallen. Schon im folgenden Monat nach dem Erscheinen obiger Notiz wurde das Haus in Steyl eröffnet. „Die Katholischen Missionen" haben aber volle vier Jahre diese deutsche Gründung mit keiner Zeile besprochen. Rektor Janssen bat wiederholt in Zuschriften die Redaktion dringend um wohlwollende Berücksichtigung seines Werkes; aber ohne Erfolg. Als er durch Vermittlung einen kleinen Artikel über das Steyler Haus einreichte, wurde er ohne Begleitschreiben zurückgesandt.

Erst im Jahre 1879 brachte die Zeitschrift vierzig Zeilen Mitteilung über die Abreise der ersten Steyler Missionare nach Ostasien und fügte eine Empfehlung des Missionshauses bei, um dann wiederum fünf Jahre von der einzigen damals vorhandenen deutschen Missionsanstalt zu schweigen. Nur berichtete sie ihren Lesern im Jahre 1881 [2] in neun Zeilen und im Jahre 1882 [3] in vierzehn Zeilen die Übernahme des Missionsgebietes Südschantung in China durch die Steyler Missionare.

Welche Gründe auch immer das Verhalten der damaligen Schriftleiter der „Katholischen Missionen" bestimmt haben mögen, sicher ist, daß sie durch eine freundlichere Stellungnahme die Aufgabe des Rektor Janssen in Steyl ganz wesentlich hätten fördern und erleichtern können. Diese Hilfe ist ihm versagt geblieben, und er hat das schmerzlich empfunden.

Wenn man die langen Gabenverzeichnisse jener Jahrgänge der „Katholischen Missionen" durchgeht, wo für alle möglichen fernen und fernsten Werke Beiträge gebucht stehen, so findet man sehr selten ein Scherflein für das heimatliche Missionsunternehmen in Steyl, das damals oft in schweren Krisen um seine Existenzmöglichkeit rang. In den ersten vier Jahren betragen die auf diesem Wege nach Steyl übermittelten Gaben kaum 500 Mark. Und doch erkennt man leicht, wie wirksam von hier aus das junge deutsche Missionsunternehmen hätte unterstützt werden können, wenn die Schriftleitung es ihrem opferfreudigen Leserkreis so warm empfohlen hätte wie manche andere Anstalten fremder Länder.

Vielleicht ist aber der folgende Umstand noch nachteiliger gewesen. Indem die führende katholische Missionszeitschrift, die den missionseifrigsten Leserkreis unter den gebildeten und wohlhabenden Katholiken

---

[1] Katholische Missionen 1875, 176. [2] Seite 192. [3] Seite 174.

Deutschlands und Österreichs beherrschte, das erste katholische deutsche Missionshaus so auffallend nicht beachtete, mußte sie den Verdacht erwecken, daß die Sache nicht empfehlenswert sei und so ihre Leser abhalten, dem jungen Unternehmen wirksames Interesse entgegenzubringen.

Nun, wir wollen uns heute freuen, daß diese Hemmnisse die Entwicklung der Steyler Gründung, wenn auch erschwert, so doch nicht verhindert haben. Bei der Darstellung der Schwierigkeiten, mit welchen das Unternehmen und seine Gründer zu ringen hatten, durften wir sie allerdings nicht übergehen[1].

Gott hat den Priester, den er sich zum Werkzeug erkoren hatte, auf diesen Kreuzweg geführt, um seine Verdienste zu vermehren und sein Gottvertrauen im Schmelzofen der Leiden zu läutern. Dem Herrn sei Dank, daß er diese Probe gut bestanden hat!

Übrigens waren diese äußeren Hindernisse noch der leichtere Teil seiner Sorgen. Die schwerste Prüfung sollte der jungen Gründung durch eine halbjährige innere Krisis bereitet werden.

5. Gewitterbildung.

Der folgende Abschnitt wird einen Beitrag liefern zu dem Kapitel, daß auch die besten Menschen sich manchmal nicht verständigen können und ungewollt einander großes Leid bereiten.

Die Personen, mit denen wir es bei der ersten Begründung des Missionswerkes in Steyl zu tun haben, sind uns bereits bekannt. Es sind außer Rektor Janssen noch Dr. von Essen, Pfarrer Bill, Anzer und Reichart.

Mit Dr. v. Essen hatte sich Rektor Janssen dahin vereinbart, daß er die innere Leitung des Missionshauses allein übernehme, während in wichtigeren äußeren Angelegenheiten Dr. v. Essen eine entscheidende Stimme eingeräumt wurde. — Pfarrer Bill zählte damals vierzig Jahre. Er hatte sein theologisches Studium spät begonnen und war erst mit einunddreißig Jahren Priester geworden. Seit neun Jahren stand er in der Praxis, war voll Seeleneifer und Missionsgeist. — Die Herrn Anzer und Reichart hatten die niederen Weihen empfangen und waren in ihren theologischen Studien schon ziemlich fortgeschritten. Zu der stillen

[1] Dem Verfasser liegt es fern, irgendwelche Anklage gegen die ehrenwerten damaligen Schriftleiter der „Katholischen Missionen" zu erheben. Er will nur die geschichtlichen Tatsachen wahrheitsgetreu berichten.

Festigkeit und Entschiedenheit der drei genannten Priester fügten sie die flammende Begeisterung der Jugend für das Werk der Heidenrettung hinzu. Beide waren hochideale strebsame Jünglinge, auf die Rektor Janssen mit Recht die größten Hoffnungen baute.

Alle diese Männer waren ausnahmslos fromme, tugendhafte und wirklich edle Menschen, ganz erfüllt von wärmster Hingabe an den schönen Plan, der sie zusammengeführt. Aber ihre Tugend und opferfreudige Gesinnung hinderte sie nicht, in ernste Meinungsverschiedenheit zu geraten, die in wenigen Monaten zu solchen Gegensätzen auswuchsen, daß ihr ganzes Unternehmen schwer gefährdet und eine dauernde Zusammenarbeit unmöglich wurde.

Da die Herrn Bill, Anzer und Reichart durch Aufgabe ihrer gesicherten Lebenslage ein großes Opfer für das Zustandekommen der geplanten Gründung gebracht hatten, so hielt es Rektor Janssen für billig, sie in gewisser Weise als M i t g r ü n d e r anzusehen. Er selbst nannte sie so und hatte ihnen zugesagt, die Abfassung der Statuten für ihre neue Lebensgemeinschaft mit ihnen vereint vornehmen zu wollen.

Vielleicht war das eine zu ideale Vorstellung bei Rektor Janssen von der zukünftigen Zusammenarbeit mit seinen Teilnehmern. Es lag darin zunächst eine weitgehende Bindung für ihn, den tatsächlichen verantwortlichen Leiter der neuen Anstalt. Mehr aber noch drohte die Gefahr, daß bei Meinungsverschiedenheiten, wie sie unter vier Personen, so verschieden an Alter, Lebensgang und Nationalität doch unvermeidlich waren, sich erhebliche Schwierigkeiten herausstellen würden. Sobald ein abweichender Teil seine Mitgründer-Rechte geltend machte, war im Schoße der kleinen Gemeinde die Spaltung unheilbar geworden. Von Rektor Janssen war übrigens diese Mitgründerschaft doch wohl nur im Sinne von beratender Teilnahme an dem inneren und äußeren Aufbau des Werkes gemeint. Aber darüber war auch nichts vereinbart worden.

Zu dieser Unbestimmtheit über die Stellung der Personen zueinander, kam auch noch Unklarheit über den Zweck des Werkes. Man wollte ein Missionshaus für Deutschland, Österreich und Holland gründen; das war der allgemeine Plan. Es gab deren allerdings schon in anderen Ländern. Aber diese ruhten keineswegs auf dem gleichen Fundament. Das Missionshaus von Millhill bei London z. B. hatte eine weit straffere Organisation und einen mehr klösterlichen Charakter als das Pariser Missionsseminar. Es war nun unter den Anfängern in Steyl nicht ausgemacht worden, welchem Vorbilde man folgen wollte. Und es war gut so für das, was schließlich zustande kam. So wurde das deutsche Unternehmen davor bewahrt, in eine fremdländische und vielleicht ganz ungeeignete Form gegossen zu werden.

Für den Anfang bot es aber große Schwierigkeit, die Richtlinien, nach denen gearbeitet werden konnte, erst mühsam aufzusuchen und auszuprobieren, zumal die Beteiligten zwar viel guten Willen und Opfergeist, aber wenig Erfahrung für die neue Aufgabe mitbrachten.

Wir erkennen: die Gefahr zu widerstreitenden Auffassungen lag reichlich in der Natur und den Umständen des begonnenen Werkes; nur zu bald schon sollte sie sich geltend machen. Sie führte schließlich dahin, daß die Herrn Bill und Reichart ausschieden, Dr. v. Essen sich für immer zurückzog und nur Anzer bei Rektor Janssen verblieb.

* *
*

Am 5. August 1875, tags nach dem notariellen Kauf des Hauses in Steyl, hielt Rektor Janssen mit den Herrn Bill und Reichart[1] die erste Konferenz und Beratung ab. Auf der Tagesordnung standen drei Gegenstände. Zuerst wurde eine Eingabe an jene hochwürdigsten Bischöfe vereinbart, die Rektor Janssen im April und Mai nicht hatte besuchen können. Mit Janssen unterschrieben Bill, Reichart und Dr. v. Essen, dem das Schriftstück zugesandt wurde. Man beachte, wie in dieser Unterschrift die Gemeinsamkeit der Teilnahme an wichtigeren Aufgaben der Leitung des Hauses zum Ausdruck kommt.

Als zweiter Punkt wurde die Frage wegen eines Hausoberen erörtert. Sie einigten sich dahin, daß an den hochwürdigsten Diözesanbischof in Roermond die Bitte gestellt werden solle, er möge Rektor Janssen zum provisorischen Superior ernennen, bis nach Aufstellung der Statuten zur eigentlichen W a h l eines Oberen geschritten werden könne.

In Ausführung dieses Beschlusses richtete der Rektor am 7. August folgendes Bittgesuch an den Bischof von Roermond: „An Ew. Bischöfliche Gnaden erlaubt sich der ehrerbietigst Unterzeichnete ehrfurchtsvoll die Anzeige zu richten, daß in der am 5. August hierselbst stattgehabten Konferenz, bestehend aus Herrn Pfarrer Bill . . . der gehorsamst Unterzeichnete zunächst provisorisch zum Superior ernannt worden ist, und bittet er um die bischöfliche Bestätigung dieser Wahl. Die definitive Wahl wird erst dann stattfinden können, wenn nach Anfertigung der Statuten das Werk konstituiert sein wird . . ."

Die Antwort vom 10. August lautete: „Gesehen und genehmigt durch den Bischof von Roermond, J. A. Paredis."

Damit war Rektor Janssen durch die zuständige kirchliche Behörde zum Oberen des neuen Missionshauses bestellt.

Als dritter Punkt der genannten Konferenz berieten die Teilnehmer über die Grundlagen und Zwecke des Werkes, zu dem sie sich

[1] Anzer kam erst am 28. Oktober.

vereinigen wollten. Rektor Janssen hatte hierfür eine lateinische Vorlage ausgearbeitet unter der Überschrift: „Mens nostra in erectione domus missionum in Steyl“. (Unsere Absicht bei Gründung des Steyler Missionshauses.) Da die darin ausgesprochenen Pläne der Ausgang der schließlich unheilbaren Meinungsverschiedenheit wurde, so müssen wir den Inhalt kennenlernen. In deutscher Sprache lautet der Entwurf also:

„Unser allgemeines Ziel ist der Dienst Gottes und des Nächsten durch Ausbreitung der Erkenntnis und Liebe der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der heiligsten Menschheit Jesu und der allerseligsten Jungfrau Maria, indem wir unsere Person gänzlich hingeben an das göttliche Herz Jesu in solchen Werken, zu denen jeder für die Erfüllung seiner heiligen Wünsche am fähigsten zu sein scheint.

„Von den drei göttlichen Personen wollen wir besonders das Göttliche Wort verehren, das im heiligsten Herzen Jesu im Tabernakel in unserer Mitte weilt und sich uns gnädig schenken will, um in unsern Herzen zu wohnen und unsere Seelen zu erquicken. Es ist ja dies göttliche Herz die unerschaffene Weisheit und jenes Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt.

„Unser besonderes Ziel ist erstens die Ausbreitung des Glaubens in den heidnischen Ländern. Es hat mit unserm allgemeinen Ziel folgende Verbindung: die Ausbreitung des Glaubens fördert gar sehr das Heil der Seelen, worin das höchste Verlangen des heiligsten Herzens Jesu besteht. Aber die Predigt der Glaubensverkünder kann nur Frucht bringen durch die Gnadenhilfe jenes Göttlichen Wortes, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt.

„Unser zweites besonderes Ziel soll sein die Pflege der rechten Wissenschaft, der Theologie und der humanistischen und naturwissenschaftlichen Studien, und zwar nach dem Geiste des heiligen Thomas von Aquin und jener Heiligen, die vom göttlichen Lichte am meisten erfüllt waren. Dieser Spezialzweck hängt mit dem Hauptzweck folgendermaßen zusammen. Um Missionare für die Glaubensverbreitung zu erhalten, wird es nötig sein, Schulen zu errichten, um die Missionskandidaten nicht nur in der Frömmigkeit und Opferliebe, sondern auch in den weltlichen Wissenschaften, den Sprachen der fremden Länder, in der Philosophie und Theologie zu unterrichten. Für diese Schulen brauchen wir fähige Lehrer, die (wenn Gott uns würdige schickt) dieses Ziel mit der Gnadenhilfe des Göttlichen Wortes, das ja die ewige Weisheit ist, erstreben.

„Unser Haus soll also den Eintretenden zu einem doppelten Zweck offenstehen: erstens den Kandidaten für die Heidenmission; zweitens tüchtigen Lehrern, die für die Heranbildung dieser Kandidaten arbeiten wollen. — Was wir aber darüber hinaus zur Ehre Gottes und zur Aneifrung des christlichen Volkes für die Missionen und für alles Gute in Wort und Schrift vermögen, soll uns nicht fernliegen, insoweit wir

dadurch nicht an der Erreichung unserer besonderen Ziele gehindert werden.

„Ob wir diese Ziele verwirklichen können, wagen wir nicht zu entscheiden. Aber wir wollen sie nach Kräften erstreben. Und wenn unser Vorsatz von da kommt, woher jedes gute Verlangen seinen Ausgang nimmt, denn wird Gott uns auch weiter gnädig sein, die Kräfte, geeignete Personen und die nötigen Mittel uns gütigst schenken.

„Um dieses durch die Fürbitte der Heiligen leichter zu erflehen, erwählen wir für unser Institut folgende Patrone: die allerseligste Jungfrau, die heiligen Erzengel, besonders Michael, Gabriel und Raphael, den heiligen Joseph und die heilige Mutter Anna. Außer diesen Patronen erster Ordnung wollen wir besonders verehren: die heiligen Schutzengel, die heiligen Apostel Petrus, Paulus und Johannes, die Heiligen Augustinus, Franziskus, Thomas von Aquin, Xaverius, die Heiligen Katharina von Alexandrien und Siena, Christina, Ursula, Theresia und die selige Maria Margareta Alacoque.

„Da wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse unser Haus keine Ordensgelübde haben wird, so wird es den einzelnen Mitgliedern überlassen, was sie mit Zustimmung ihrer Beichtväter auf sich nehmen wollen, um sich mehr und mehr Gott dem Herrn aufzuopfern und dem göttlichen Herzen Jesu zu weihen. Aber gern wird es gesehen, daß alle die dritte Regel des heiligen Dominikus annehmen. — Wegen des Fehlens der Gelübde können wir aber weder ein Orden noch eine Kongregation genannt werden."

Es folgt dann noch eine Bestimmung, wie es vorerst mit dem Vermögen und Gelde der Teilnehmer gehalten werden soll. Es wird ihr Eigentum verbleiben; doch soll jeder es in die Hände einer dritten Person zur Aufbewahrung übergeben und selbst kein Geld bei sich haben.

In der Aussprache über diese grundlegenden Bestimmungen stießen zwei Punkte sofort auf Bedenken bei den Herrn Bill und Reichart. Das erste war, daß die Pflege der Wissenschaft als besondere Aufgabe herausgestellt wurde und die Lehrer als Träger der Wissenschaft eine eigne Abteilung bilden sollten neben den Mitgliedern, die in die Missionen gingen. Der wissenschaftliche Betrieb, insofern er zur Ausbildung der Missionare diente, sei ja selbstverständlich und erfordere keine besondere Betonung. Doch wurde in der ersten Konferenz hierüber noch wenig verhandelt, da die Absicht, die Rektor Janssen mit dieser Idee verfolgte, im Wortlaut des Entwurfs noch nicht klar am Tage lag.

Größeren Widerspruch fand aber der Plan wegen des Beitritts zum Dritten Orden des heiligen Dominikus mit einem Fasttag und vier Abstinenztagen in der Woche. Besonders Pfarrer Bill sprach entschieden dagegen. Er fragte, wer diese Fasten halten solle? Die Schüler

von 12—20 Jahren doch gewiß nicht. Etwa die Lehrer? In den Priesterseminaren seien die Professoren wegen der aufreibenden Lehrtätigkeit vielfach vom Fasten dispensiert. Die aus den Missionen krank zurückkehrenden Missionare könnten auch nicht dazu verpflichtet werden. In den Missionen selbst müßten die Missionare essen, was sie bekommen könnten, und dürften solchen Vorschriften nicht unterstehen. Überdies vermöge nicht jeder mit Abstinenzspeisen auszukommen; sie seien auch schwerer zu beschaffen und zuzubereiten. Diese Regel würde eine Quelle vieler Ausnahmen und Unzufriedenheiten werden.

Auch Herr Reichart fand diesen Plan nicht gut und erklärte, nicht dafür stimmen zu können. Zu einer Entscheidung kam es aber nicht. Herr Pfarrer Bill reiste ab, um in seiner Pfarrei alles zu ordnen für seinen endgültigen Eintritt in Steyl, den er für den 28. September festgesetzt hatte.

* * *

Rektor Janssen benutzte die Zeit bis zur Einweihung des Hauses, um diese strittigen Punkte näher zu prüfen und sich schlüssig zu werden. Er war nicht plötzlich darauf gekommen. Schon in seiner Eingabe an den Erzbischof von Köln am 17. März 1875 hatte er sie ausgesprochen. Wie wir gesehen, hieß es darin: „Neben dem Hauptzweck (Heidenmission) soll als Nebenzweck für die Lehrer des Hauses die Pflege christlicher Wissenschaft ins Auge gefaßt werden und den dazu Befähigten die hinreichende Zeit dafür gelassen werden." — Ebenso sprach er wegen der religiösen Grundlage des Hauses den Gedanken aus: „Es ist Absicht, die Dritte Regel des heiligen Dominikus zugrunde zu legen. Dies geschieht, weil der Dominikanerorden seiner Konstitution nach ein Lehr- und Missionsorden ist, in den Missionen Ausgezeichnetes geleistet hat und noch immer leistet. Zugleich hoffen wir, damit die Fürbitte und den Schutz der zahlreichen Heiligen dieses Ordens zu erlangen, dessen wir so sehr bedürfen werden." —

Er konnte dem Erzbischof mitteilen, daß diese Absichten bereits die Zustimmung des Bischofs von Roermond erlangt habe. Auch Dr. v. Essen, der übrigens selbst Mitglied des genannten Dritten Ordens war, unterschrieb diese Eingabe und bekundete damit seine Zustimmung. Der Erzbischof von Köln genehmigte am 20. März den vorgetragenen Plan. — Auch die übrigen hochwürdigsten Bischöfe hatten die Pläne Janssens gutgeheißen; besonders der gelehrte und missionsbegeisterte Bischof Haneberg hatte sich warm für die Pflege der Wissenschaft zu Missionszwecken ausgesprochen.

So hatte Rektor Janssen einen starken Rückhalt für seine Ideen, die allerdings auch ganz seinen eignen Neigungen und Anschauungen

dadurch nicht an der Erreichung unserer besonderen Ziele gehindert werden.

„Ob wir diese Ziele verwirklichen können, wagen wir nicht zu entscheiden. Aber wir wollen sie nach Kräften erstreben. Und wenn unser Vorsatz von da kommt, woher jedes gute Verlangen seinen Ausgang nimmt, denn wird Gott uns auch weiter gnädig sein, die Kräfte, geeignete Personen und die nötigen Mittel uns gütigst schenken.

„Um dieses durch die Fürbitte der Heiligen leichter zu erflehen, erwählen wir für unser Institut folgende Patrone: die allerseligste Jungfrau, die heiligen Erzengel, besonders Michael, Gabriel und Raphael, den heiligen Joseph und die heilige Mutter Anna. Außer diesen Patronen erster Ordnung wollen wir besonders verehren: die heiligen Schutzengel, die heiligen Apostel Petrus, Paulus und Johannes, die Heiligen Augustinus, Franziskus, Thomas von Aquin, Xaverius, die Heiligen Katharina von Alexandrien und Siena, Christina, Ursula, Theresia und die selige Maria Margareta Alacoque.

„Da wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse unser Haus keine Ordensgelübde haben wird, so wird es den einzelnen Mitgliedern überlassen, was sie mit Zustimmung ihrer Beichtväter auf sich nehmen wollen, um sich mehr und mehr Gott dem Herrn aufzuopfern und dem göttlichen Herzen Jesu zu weihen. Aber gern wird es gesehen, daß alle die dritte Regel des heiligen Dominikus annehmen. — Wegen des Fehlens der Gelübde können wir aber weder ein Orden noch eine Kongregation genannt werden."

Es folgt dann noch eine Bestimmung, wie es vorerst mit dem Vermögen und Gelde der Teilnehmer gehalten werden soll. Es wird ihr Eigentum verbleiben; doch soll jeder es in die Hände einer dritten Person zur Aufbewahrung übergeben und selbst kein Geld bei sich haben.

In der Aussprache über diese grundlegenden Bestimmungen stießen zwei Punkte sofort auf Bedenken bei den Herrn Bill und Reichart. Das erste war, daß die Pflege der Wissenschaft als besondere Aufgabe herausgestellt wurde und die Lehrer als Träger der Wissenschaft eine eigne Abteilung bilden sollten neben den Mitgliedern, die in die Missionen gingen. Der wissenschaftliche Betrieb, insofern er zur Ausbildung der Missionare diente, sei ja selbstverständlich und erfordere keine besondere Betonung. Doch wurde in der ersten Konferenz hierüber noch wenig verhandelt, da die Absicht, die Rektor Janssen mit dieser Idee verfolgte, im Wortlaut des Entwurfs noch nicht klar am Tage lag.

Größeren Widerspruch fand aber der Plan wegen des Beitritts zum Dritten Orden des heiligen Dominikus mit einem Fasttag und vier Abstinenztagen in der Woche. Besonders Pfarrer Bill sprach entschieden dagegen. Er fragte, wer diese Fasten halten solle? Die Schüler

von 12—20 Jahren doch gewiß nicht. Etwa die Lehrer? In den Priesterseminaren seien die Professoren wegen der aufreibenden Lehrtätigkeit vielfach vom Fasten dispensiert. Die aus den Missionen krank zurückkehrenden Missionare könnten auch nicht dazu verpflichtet werden. In den Missionen selbst müßten die Missionare essen, was sie bekommen könnten, und dürften solchen Vorschriften nicht unterstehen. Überdies vermöge nicht jeder mit Abstinenzspeisen auszukommen; sie seien auch schwerer zu beschaffen und zuzubereiten. Diese Regel würde eine Quelle vieler Ausnahmen und Unzufriedenheiten werden.

Auch Herr Reichart fand diesen Plan nicht gut und erklärte, nicht dafür stimmen zu können. Zu einer Entscheidung kam es aber nicht. Herr Pfarrer Bill reiste ab, um in seiner Pfarrei alles zu ordnen für seinen endgültigen Eintritt in Steyl, den er für den 28. September festgesetzt hatte.

* * *

Rektor Janssen benutzte die Zeit bis zur Einweihung des Hauses, um diese strittigen Punkte näher zu prüfen und sich schlüssig zu werden. Er war nicht plötzlich darauf gekommen. Schon in seiner Eingabe an den Erzbischof von Köln am 17. März 1875 hatte er sie ausgesprochen. Wie wir gesehen, hieß es darin: „Neben dem Hauptzweck (Heidenmission) soll als Nebenzweck für die Lehrer des Hauses die Pflege christlicher Wissenschaft ins Auge gefaßt werden und den dazu Befähigten die hinreichende Zeit dafür gelassen werden." — Ebenso sprach er wegen der religiösen Grundlage des Hauses den Gedanken aus: „Es ist Absicht, die Dritte Regel des heiligen Dominikus zugrunde zu legen. Dies geschieht, weil der Dominikanerorden seiner Konstitution nach ein Lehr- und Missionsorden ist, in den Missionen Ausgezeichnetes geleistet hat und noch immer leistet. Zugleich hoffen wir, damit die Fürbitte und den Schutz der zahlreichen Heiligen dieses Ordens zu erlangen, dessen wir so sehr bedürfen werden." —

Er konnte dem Erzbischof mitteilen, daß diese Absichten bereits die Zustimmung des Bischofs von Roermond erlangt habe. Auch Dr. v. Essen, der übrigens selbst Mitglied des genannten Dritten Ordens war, unterschrieb diese Eingabe und bekundete damit seine Zustimmung. Der Erzbischof von Köln genehmigte am 20. März den vorgetragenen Plan. — Auch die übrigen hochwürdigsten Bischöfe hatten die Pläne Janssens gutgeheißen; besonders der gelehrte und missionsbegeisterte Bischof Haneberg hatte sich warm für die Pflege der Wissenschaft zu Missionszwecken ausgesprochen.

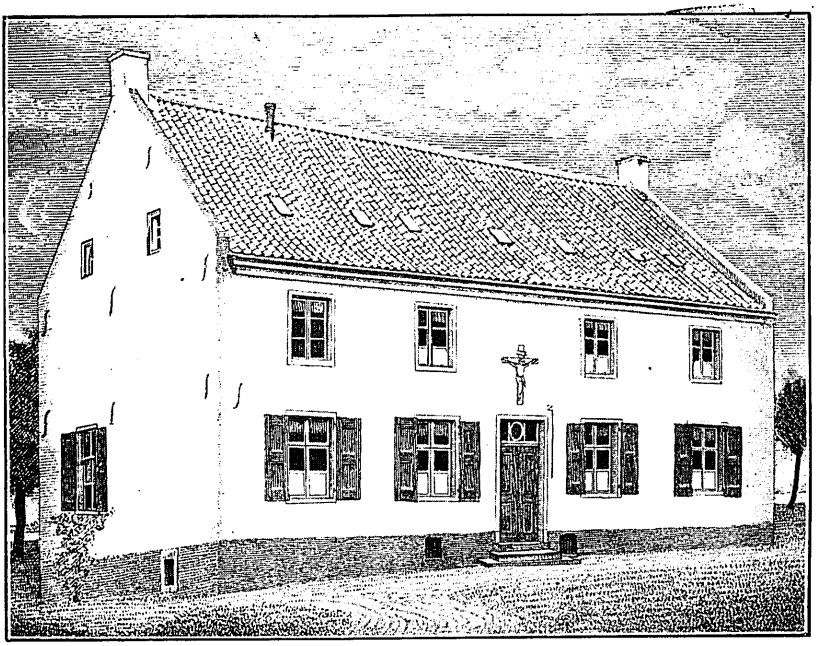
So hatte Rektor Janssen einen starken Rückhalt für seine Ideen, die allerdings auch ganz seinen eignen Neigungen und Anschauungen

entsprachen. Das Lehrfach war sein Spezialgebiet, und er erkannte klarer als die Männer der Praxis die Notwendigkeit der Pflege der Wissenschaft im christlichen Sinne. Dann rechnete er ja auch stets damit, daß sich manche junge Priester ihm anschließen würden, die wegen des Kulturkampfes keine Anstellung in der deutschen Heimat finden konnten. Gerade um diese als Lehrer für sein Werk zu gewinnen, schien ihm eine Sonderstellung für sie nötig zu sein. Sie sollten nicht verpflichtet werden, in die Missionen zu gehen, sondern durch wissenschaftliche Arbeit im Missionshause im Lehrfach und in der Herausgabe von Schriften tätig sein.

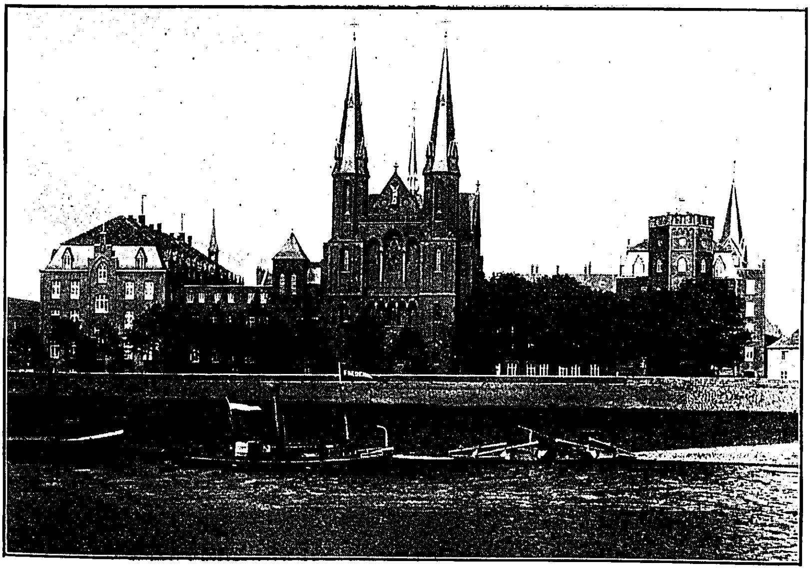
Daß er sich mit dem gemeinschaftlichen Leben im neuen Missionshause an eine Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart hinein erprobte aszetische Lebensweise anlehnen wollte und so eine solide religiöse Grundlage zu gewinnen suchte, muß grundsätzlich als ein sicherer Weg bezeichnet werden, um vor Mißgriffen und unglücklichem Experimentieren bewahrt zu bleiben. Seine Wahl fiel auf die Dritte Regel des heiligen Dominikus, weil er im Dominikanerorden den apostolischen Beruf in der Verkündigung des göttlichen Wortes mit dem Bußleben, wie er es selbst liebte, am glücklichsten vereinigt glaubte. Den Bedenken des Pfarrers Bill konnte er entgegenhalten: wenn die Dominikaner mit ihrem tätigen Leben die Abstinenz- und Fastenregel verbinden können, dann kann das in unserm Hause auch nicht unmöglich sein.

In den nächsten Wochen verschaffte sich Rektor Janssen die Statuten mehrerer Orden und Kongregationen, um die Frage der anzunehmenden religiösen Lebensweise nochmals zu studieren. Diese Prüfung befestigte ihn in seinem Entschluß, und tags nach der Einweihung des Missionshauses, am 9. September, schrieb er an Pfarrer Bill, daß das gemeinsame Leben nach der Dritten Regel des heiligen Dominikus begonnen habe, und auch die Zöglinge es beobachten sollten.

Bei Pfarrer Bill waren inzwischen quälende Zweifel erwacht. Er erzählt darüber: „Was ich auf meiner letzten Reise gesehen und gehört; was auf der Konferenz am 5. August beraten worden war; was Herr Dr. v. Essen mir über Janssen gesagt; endlich mein näherer Umgang mit Janssen selbst ließen mich sehr zweifeln, ob er der praktische Mann sei, der Welt- und Menschenkenntnis und Erfahrung genug besitze, um ein solches Werk zu stiften. Er schien mir religiös zu kleingeistig zu sein. An seiner Tugend, seinem guten Willen und auch an seiner Energie zweifelte ich nicht. Ich hoffte immer, eine Person von Ansehen, Erfahrung, Welt- und Menschenkenntnis werde sich uns anschließen, die Autorität genug besitze, daß Janssen sich ihr fügen werde. Denn daß er viel von mir annehmen werde, bezweifelte ich



Das Missionshaus St. Michael in Steyl bei seiner Eröffnung im Jahre 1875.



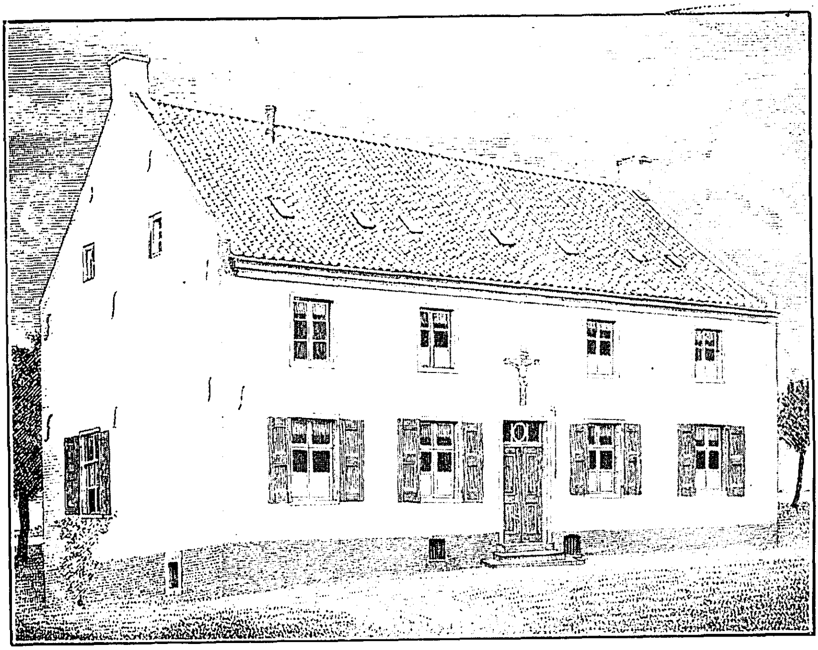
Das Missionshaus St. Michael in Steyl vollendet im Jahre 1886.

entsprachen. Das Lehrfach war sein Spezialgebiet, und er erkannte klarer als die Männer der Praxis die Notwendigkeit der Pflege der Wissenschaft im christlichen Sinne. Dann rechnete er ja auch stets damit, daß sich manche junge Priester ihm anschließen würden, die wegen des Kulturkampfes keine Anstellung in der deutschen Heimat finden konnten. Gerade um diese als Lehrer für sein Werk zu gewinnen, schien ihm eine Sonderstellung für sie nötig zu sein. Sie sollten nicht verpflichtet werden, in die Missionen zu gehen, sondern durch wissenschaftliche Arbeit im Missionshause im Lehrfach und in der Herausgabe von Schriften tätig sein.

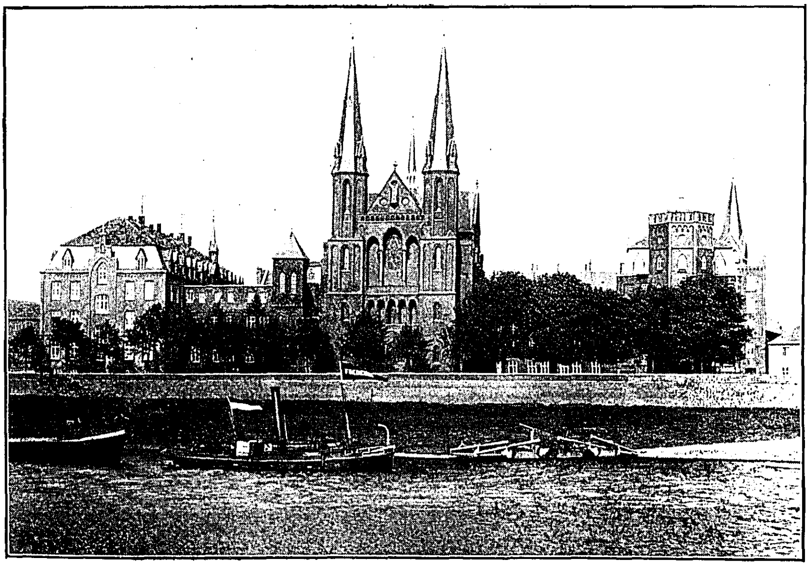
Daß er sich mit dem gemeinschaftlichen Leben im neuen Missionshause an eine Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart hinein erprobte aszetische Lebensweise anlehnen wollte und so eine solide religiöse Grundlage zu gewinnen suchte, muß grundsätzlich als ein sicherer Weg bezeichnet werden, um vor Mißgriffen und unglücklichem Experimentieren bewahrt zu bleiben. Seine Wahl fiel auf die Dritte Regel des heiligen Dominikus, weil er im Dominikanerorden den apostolischen Beruf in der Verkündigung des göttlichen Wortes mit dem Bußleben, wie er es selbst liebte, am glücklichsten vereinigt glaubte. Den Bedenken des Pfarrers Bill konnte er entgegenhalten: wenn die Dominikaner mit ihrem tätigen Leben die Abstinenz- und Fastenregel verbinden können, dann kann das in unserm Hause auch nicht unmöglich sein.

In den nächsten Wochen verschaffte sich Rektor Janssen die Statuten mehrerer Orden und Kongregationen, um die Frage der anzunehmenden religiösen Lebensweise nochmals zu studieren. Diese Prüfung befestigte ihn in seinem Entschluß, und tags nach der Einweihung des Missionshauses, am 9. September, schrieb er an Pfarrer Bill, daß das gemeinsame Leben nach der Dritten Regel des heiligen Dominikus begonnen habe, und auch die Zöglinge es beobachten sollten.

Bei Pfarrer Bill waren inzwischen quälende Zweifel erwacht. Er erzählt darüber: „Was ich auf meiner letzten Reise gesehen und gehört; was auf der Konferenz am 5. August beraten worden war; was Herr Dr. v. Essen mir über Janssen gesagt; endlich mein näherer Umgang mit Janssen selbst ließen mich sehr zweifeln, ob er der praktische Mann sei, der Welt- und Menschenkenntnis und Erfahrung genug besitze, um ein solches Werk zu stiften. Er schien mir religiös zu kleingeistig zu sein. An seiner Tugend, seinem guten Willen und auch an seiner Energie zweifelte ich nicht. Ich hoffte immer, eine Person von Ansehen, Erfahrung, Welt- und Menschenkenntnis werde sich uns anschließen, die Autorität genug besitze, daß Janssen sich ihr fügen werde. Denn daß er viel von mir annehmen werde, bezweifelte ich



Das Missionshaus St. Michael in Steyl bei seiner Eröffnung im Jahre 1875.



Das Missionshaus St. Michael in Steyl vollendet im Jahre 1886.

schon damals. Aber eine solche Person fand sich nicht. Daß Dr. v. Essen in dieser Beziehung etwas tun könne oder wolle, bezweifelte ich auch. Auch andere Geistliche machten mich auf die Schwierigkeiten aufmerksam. Da verfolgte mich der Gedanke, ob es nicht besser sei, mit meinem Anschluß noch einige Zeit zu warten."

Diese Zweifel und Unruhen wurden so stark, daß der Pfarrer sich entschloß, seinen Bischof um Rat zu fragen. Er trug ihm alle seine Bedenken wegen der Person des Gründers in Steyl vor, und daß er denke, es sei geratener noch zu warten, um zu sehen, wie die Dinge sich entwickelten. Auch die Angelegenheit mit der Regel des dritten Ordens setzte er auseinander. Der Bischof wurde hierüber ungeduldig und unterbrach den Erzähler mit den Worten: „Wer die Hand an den Pflug gelegt hat, darf nicht zurückschauen!" Im übrigen tröstete er Pfarrer Bill und sagte ihm: „Herr Janssen hat alles, was sich auf die Missionen und Missionsgesellschaften bezieht, studiert und erforscht; er wird daher auch das Bessere finden."

„Das Wort des Bischofs: ‚Wer die Hand an den Pflug legt, soll nicht zurückschauen!' gab bei mir den Ausschlag," erzählt Pfarrer Bill weiter. „Ich wollte mich, sobald meine Sachen geordnet seien, Herrn Janssen anschließen. Ich erneuerte das Opfer, meine Person dem Werk zu widmen, und ich erneuerte dieses Opfer öfters. Meine schwachen Kräfte wollten mithelfen, das Werk zu beginnen und daran zu arbeiten, bis fähigere Hände es ergreifen und ausführen würden. Ich dachte, wenn kein Anfang gemacht würde, käme auch keine Person, die imstande wäre, es zum Ziele zu führen. Denn von der Ausführbarkeit und Notwendigkeit eines eignen deutschen Missionshauses war ich fest überzeugt."

* * *

Am 28. September traf Herr Bill in Steyl ein. Die Eindrücke waren nicht günstig. Schon bald fand er Ursache zu allerhand Ausstellungen. Es wirkte in seiner Seele offenbar der einmal rege gewordene Zweifel an der Person des Rektors weiter, und so war sein Auge darauf eingestellt, eher Mängel und Unvollkommenheiten als Gutes und Erfreuliches zu sehen. Es waren vielfach recht kleine Dinge, die er in seinen Aufzeichnungen als Mißstände angibt. So gefielen ihm die Kreuzweggebete nicht; die Zeit nach dem Mittagessen sei zum gemeinsamen Kreuzwegbeten ungeeignet; das Veni Creator Spiritus gehöre nach kirchlichem Brauch vor die religiösen Übungen, während Janssen es am Schlusse des Morgengebetes singen ließ; zwischen Morgenbetrachtung und Feier der heiligen Messe vermißte er eine Zeit zur nächsten Vorbereitung; der Gebete wären zu viele, und sie

seien zu gesucht; die Kleriker müßten während der heiligen Messe und im Chorrock kommunizieren anstatt vorher und zwischen den anderen; alle Bewohner des Hauses sollten Sonntags nach Tegelen ins Hochamt gehen um des guten Beispiels willen.

Gewichtiger sind die Ausstellungen an der Person des Rektors. Es fehle ihm Ordnungssinn und Organisationstalent; er sei unpraktisch und habe besonders keine Ahnung von Seelsorgsfragen; er schätze die selbstverfaßten Gebete höher als die liturgischen Gebete der Kirche; er beachte zu wenig die Rubriken, z. B. beim Gloria Patri mache er ein Kreuzzeichen, anstatt nur das Haupt zu verneigen; um so eifriger aber pflege er fremdartige fromme Gebräuche, die er aus den Schriften der Katharina Emmerich, von Maria von Agreda oder von Grignon de Montfort und anderen Mystikern besonders neuerer Zeit hernehme, oder die seiner Heimatdiözese Münster entstammten, aber nicht für ein Missionshaus paßten, das für alle Länder und Weltteile bestimmt sei. Besonders aber klagt Pfarrer Bill, daß Rektor Janssen unzugänglich sei für die Ratschläge anderer, nichts annehme, zäh an seinen sonderbaren und unklaren Ideen festhalte, mit seinen Obliegenheiten nicht vorwärts komme, wichtige Angelegenheiten immer wieder aufschiebe, die ihm angebotene Hilfe ablehne und mit seinen eigentlichen Absichten und Plänen bezüglich der Gründung des Missionshauses nicht bestimmt und klar herausrücke.

Bald entstanden neue Schwierigkeiten wegen baulicher Veränderungen. Rektor Janssen wollte in den Nebengebäuden Schlaf- und Schulräume herstellen lassen. Herr Bill aber wollte den Speicher zu Schlafzellen für die Zöglinge einrichten. Als Rektor Janssen darin schließlich nachgab, war Herr Bill bald wieder unzufrieden, daß die Arbeit nicht rasch genug gefördert wurde. — Die Hauptgründe der Mißstimmung blieben aber die Punkte über die besondere Pflege der Wissenschaft und die Annahme der dritten Regel des heiligen Dominikus.

Man erkennt an diesen Klagen unschwer, daß Herr Bill in schwarzseherischen Neigungen befangen war. Es fehlte ihm jener freudige Optimismus, der allein über die Schwierigkeiten hinweghelfen konnte, die mit der Gründung eines solchen Werkes unvermeidlich verbunden sind. Wir begreifen es, daß Rektor Janssen an der Seite eines so gestimmten Mitarbeiters sorgenvoll in die Zukunft schaute.

* * *

Wie aber verhielten sich Anzer und Reichart? Die beiden jungen Männer steckten voll Idealismus und Begeisterung. Für sie waren unwillkommene Dinge leichter zu überspringen. Nur ging ihrem jugendlichen Vorwärtsdrängen die Entwicklung der Verhältnisse im neuen Missionshause viel zu langsam. Sie verlangten nach einer

baldigen Aufstellung fester Statuten über Einrichtung und Ziel der Gründung und nach vollkommener Regelung der gemeinsamen Lebensführung sowohl in den Studien als auch in den religiösen Übungen. Die bedächtige und etwas umständliche Weise, mit der ihr Rektor die an ihn herantretenden Aufgaben anfaßte und behandelte und seine Unnachgiebigkeit gegenüber jedem ungestümen Drängen stellte die Geduld der feurig veranlagten jungen Leute tatsächlich auf eine schwere Probe.

Es ist nur zu begreiflich, daß ihr Ohr sich öffnete für die Klagen ihres priesterlichen Genossen, der zudem, älter noch als Rektor Janssen, das Gewicht größerer Praxis und Lebenserfahrung für sich hatte. Seine Ideen kamen den Wünschen der beiden missionsbegeisterten Theologen weit entgegen und hatten viel Bestrickendes für sie. Pfarrer Bill dachte sicher nicht daran, diese Erstlinge des jungen Missionshauses dem Rektor zu entfremden; aber seine Stellungnahme führte notwendig dazu. Anzer und Reichart begannen ebenfalls unzufrieden zu werden. Besserung der unerquicklichen Lage erwarteten sie von der Ausarbeitung der Statuten, und darum drangen sie in Rektor Janssen, seinem Versprechen gemäß mit ihnen gemeinsam solche Statuten aufzustellen.

Es wurden in dieser Angelegenheit mehrere Konferenzen abgehalten. Sie führten aber keine Lösung herbei, verschärften vielmehr die Gegensätze. Rektor Janssen hielt an den beiden Punkten: besondere Pflege der Wissenschaften und Annahme der dritten Dominikanerregel fest. Den drei anderen erschienen diese Pläne je länger je mehr unvereinbar mit dem Missionszweck des Hauses. Sie wollten die Missionsarbeit unter den Heidenvölkern als einziges Ziel der Gründung festgelegt wissen, unter ausdrücklichem Ausschluß jeder anderen Aufgabe. Alle Eintretenden sollten in gleicher Weise diesem einen Ziel sich weihen. Als religiöse Grundlage sollte nicht die Dominikanerregel, sondern die erprobte Einrichtung eines der schon bestehenden Missionshäuser gewählt werden.

Die Ansichten gingen weit auseinander. Rektor Janssen war aber nicht willens, schon gleich am Anfang seines Werkes die von ihm nach reiflicher Überlegung gewählten Richtlinien preiszugeben und durch eine Abstimmung unter vier Personen, von denen zwei bei ihrer Jugend noch wenig Urteil hatten, beiseiteschieben zu lassen. Er hielt es darum für richtig, die Abfassung der Statuten auf spätere Zeit zu vertagen, was die Gegenseite natürlich recht verstimmte. Er hatte seinen drei Mitbegründern nun einmal in irgendeiner Form die Teilnahme an der Abfassung der gemeinsamen Regel zugesichert. Darum glaubten diese, ihr gutes Recht zu vertreten, wenn sie ihn drängten,

dieses Versprechen bald einzulösen. In diesem Glauben wurden sie auch noch durch Ratschläge und Einflüsse von außen bestärkt.

Pfarrer Bill nennt selbst als solche Einwirkung den Besuch des Bischofs Vaughan von Salford in England, des Gründers des Missionshauses Millhill bei London und späteren Erzbischofs und Kardinals von Westminster. Am 29. Januar 1876 machte dieser auf einer Durchreise einen Abstieg in Steyl. Herr Bill war abwesend. Aber Anzer und Reichart sprachen sich bei dem erfahrenen Kirchenfürsten aus und schilderten ihm ihre schwierige Lage. Nach den Mitteilungen Bills billigte Msgr. Vaughan ganz ihre Forderungen, gab ihnen das Recht zu einer entscheidenden und nicht bloß beratenden Stimme bei Aufstellung der Statuten, verwarf die Einführung der Regel des dritten Ordens und überhaupt die Pläne Janssens, weil sie auf Gründung einer neuen religiösen Genossenschaft hinauszielten, wofür der Heilige Stuhl nicht zu haben sei. Die Kirche müsse durch den Weltklerus geleitet werden; auch sie sollten eine Vereinigung von Weltpriestern bilden.

Es läßt sich denken, wie ermutigend diese Worte aus solchem Munde auf die drei Herrn wirken mußten. Herr Bill schrieb später an Rektor Janssen, der Besuch des Msgr. Vaughan sei verhängnisvoll für Steyl gewesen, und er erzählt: „Ich kann nicht leugnen, daß das, was Msgr. Vaughan sagte, mich in meinen Ideen bestärkte; sie stimmten ganz mit den unsrigen überein. Auch haben diese Ideen sicher Herrn Reichart beeinflußt; wurde dieser ja auch später in seine (Vaughans) Diözese aufgenommen."

Mit Rektor Janssen hatte der hochwürdigste Herr über die strittigen Punkte nicht gesprochen. Darum wollte dieser auch nicht an eine ungünstige Beeinflussung seiner Mitarbeiter glauben, als Pfarrer Bill darauf hinwies[1].

Letzterer suchte sich auch sonst Rats zu erholen. Er wechselte Briefe über die Angelegenheit mit Priestern seiner Heimatdiözese, be-

[1] Bischof Vaughan konnte in der schwebenden Streitfrage mit voller Autorität seine Ansicht aussprechen. Als Mitbegründer und Leiter des Missionshauses von Millhill war er dazu befähigt wie kein anderer. Ihm schwebte aber offenbar als Ideal die Verfassung dieses Hauses vor. Damit war aber nicht bewiesen, daß die abweichende Form, die Rektor Janssen als Grundlage zu einer solchen kirchlichen Anstalt wählen wollte, ungeeignet war. — Selbstverständlich lag es dem Kirchenfürsten fern, dem Steyler Gründer Schwierigkeiten zu machen. Er ist als Erzbischof und Kardinal eine der herrlichsten Zierden der katholischen Kirche Englands geworden und hat mit ebenso viel Geschick wie rastloser Arbeitskraft jedes gute Werk gefördert, wo immer er nur konnte. Auch späterhin bewahrte er das freundlichste und lebhafteste Interesse für den guten Fortgang des Missionshauses in Steyl. Er starb am 19. Juni 1903.

sprach sich mit Dr. von Essen[1] und anderen bekannten Geistlichen. Überall — so berichtet er — wurden seine Ideen über das zu gründende Missionshaus als richtig bezeichnet, die Ansichten des Rektors aber verworfen. Was Janssen wolle, möge etwas Gutes sein; aber es werde nimmermehr ein Missionshaus daraus entstehen. Das aber allein bedürfe Deutschland. Für einen neuen Orden oder eine ordensähnliche Kongregation liege kein Bedürfnis vor.

So trug denn vieles dazu bei, die Gegensätze zu vergrößeren, während die versöhnenden und ausgleichenden Neigungen immer schwächer wurden. Auf jeder Seite wuchs die Überzeugung von der alleinigen Richtigkeit der eignen Ansicht, und die Unnachgiebigkeit der Gegenpartei führte zur Verstimmung und Unzufriedenheit.

* * *

Alle Beteiligten litten schwer unter diesen unerquicklichen Verhältnissen. Der Gründer sprach sich später über diese dunkle Zeit wie folgt aus.

„Inzwischen hatte das Missionshaus große und schwere innere Kämpfe durchzumachen. Unter den in der Leitung mir zur Seite Stehenden zeigte sich alsbald große Verschiedenheit in der Auffassung des Zweckes unseres Werkes und der anzuwendenden Mittel. Zu den genannten gehörte an erster Stelle Herr Pfarrer Bill. Er war ein herzensguter Mann; es fehlte ihm aber das rechte Verständnis für das Unternehmen. Die beiden anderen Herren, Reichart und Anzer, waren noch zu jung und standen erst in der Zeit der Vorbereitung zu den höheren Weihen. Aber da sie sich zu Beginn schon angeschlossen hatten, so konnte ihnen ein gewisser Einfluß nicht versagt werden bei Festsetzung der Regel. Es begreift aber jeder leicht, daß man in jenem Alter noch nicht die Umsicht und Reife hat, die zu einem solchen Werke gehört. Es wirkten auf diese drei sonst mir so lieben Mitarbeiter auch noch ein ungünstiger Einfluß von außen ein. Es ist zu bedauern, daß auch Msgr. v. Essen sich zu einem solchen herbeiließ. So fehlte der rechte Anschluß an mich, ohne den doch ein solches Werk nicht zu einem gedeihlichen Ende geführt werden konnte.

„Man begreift leicht, wieviel ich unter solchen Zuständen gelitten habe. Wie oft habe ich geseufzt: ‚O Herr und Gott, wie kann denn daraus noch etwas werden!‘ — Diese Lage wirkte gewaltig drückend

[1] Dr. von Essen erzählte bei dieser Gelegenheit dem Pfarrer Bill, daß Bischof Brinkmann in Münster ihm gesagt habe: „Janssen ist nicht der rechte Mann, um dieses Werk auszuführen. Wenn Sie das Unternehmen beginnen wollen, dann umgeben Sie sich mit tüchtigen Ratgebern; sonst machen Sie Dummheiten.“

auf mein Inneres, und es ist nicht zu verwundern, daß ich noch kränker wurde, als ich schon war. Ich magerte sichtlich ab."

Auch der gute Bruder Juniperus merkte, daß sein Bruder, der Rektor, ein schweres Kreuz trage, ohne daß dieser aber eine Andeutung machte, was ihn so niederdrücke. Nur einmal entfuhr ihm vor dem Bruder der Seufzer: ‚O Bruder, ich werde durch eine Dornhecke gezogen!' und dann brach er in Tränen aus. Juniperus erzählt, wie man in dieser Zeit den Rektor noch viel mehr als sonst beten sah, wie er besonders häufiger in der Steyler Kirche den Kreuzweg ging und die Arme dabei flehentlich ausbreitete.

Am meisten tat es Rektor Janssen weh, daß der junge Reichart sich immer mehr von ihm abwandte; denn diesem war er mit besonderer väterlicher Liebe zugetan. Er erzählt selbst: „Ich hatte Herrn Reichart wirklich lieb. Einen Monat vorher (vor der Trennung) sagte ich ihm: ‚Herr Reichart, ich habe darüber nachgedacht, womit der liebe Gott mich wohl am empfindlichsten strafen könnte; da hat mir geschienen, es würde dadurch sein, daß Sie fortgingen. Wir wollen doch beide zum göttlichen Herzen Jesu beten, daß dies nie geschehe.' — Herr Reichart erwiderte mir, er könne aber nicht versprechen, daß er bleibe."

Auch Pfarrer Bill litt schmerzlich. Er hatte so viel zum Opfer gebracht, und nun schwankte ihm in der neuen Heimat der Boden unter den Füßen. Alle seine Hoffnungen sanken in Trümmer. Er gestand später: „Ich habe die größten Seelenleiden durchgemacht, als ich sah, daß Herr Janssen so manches andere einführen und mit dem Missionshause verquicken wollte, was der Idee einer Missionsgesellschaft fremd war und nach meiner Ansicht demselben nicht zum Fortgang und Vorteil gereichte, vielmehr hinderlich und nachteilig sei, ja, es in Frage zu stellen schien. Darum habe ich so lange gekämpft nach meinem besten Wissen und bin so lange geblieben; ich habe mich der Gefahr großer Unannehmlichkeiten ausgesetzt, um meiner Meinung nach das Missionshaus zu retten."

Nicht glücklicher war die Stimmung der beiden Kleriker Anzer und Reichart. Sie sahen sich in ihren idealen Erwartungen getäuscht und mit begreiflicher Unruhe, besonders wegen ihrer höheren Weihen, schauten sie in die Zukunft. Mit wachsender Ungeduld drängten sie auf eine Regelung der schwebenden Fragen.

Es ist auffallend, daß während dieser Sturmperiode gar nicht der Gedanke auftauchte, es mit einer vorläufigen Lösung zu versuchen und nach ein paar Jahren an der Hand der gemachten Erfahrungen die dauernde Einrichtung gründlich zu beraten. Es hätte dies um so näher liegen können, da alle im Hauptzweck der Gründung übereinstimmten:

die neue Anstalt solle ein Missionshaus für die Ausbreitung des heiligen Glaubens unter den Heidenvölkern werden.

Auch hatte Rektor Janssen schon wegen einiger Punkte beruhigende Zusicherungen abgegeben. Er hatte versprochen, keine Dominikanerkongregation zu gründen. Es solle nicht das Habit der Dominikaner eingeführt, sondern der Talar der Weltpriester getragen werden. Selbst von der geplanten Einführung der dritten Regel wollte er soweit absehen, daß nur die vier Abstinenztage in der Woche beibehalten werden sollten.

Doch die Gemüter waren schon zu beunruhigt. Die drei Mitarbeiter bestanden auf einer prinzipiellen und gründlichen Lösung durch Abfassung vollständiger Statuten. Unter ihrem steigenden Drängen war Anfang März 1876 die Gewitterbildung in der kleinen Vereinigung in Steyl so fortgeschritten, daß ein geringer Anlaß die Entladung bringen mußte. Sie kam schneller und wurde heftiger als alle ahnten.

6. Das Schifflein im Sturm.

Wie der Zweifel an der Befähigung des Rektors bei seinen Mitarbeitern wuchs, so nahm naturgemäß seine Autorität ab. Wie die Stimmung war, beleuchtet folgende Erzählung des Pfarrers Bill.

„Es war noch früh im Winter; wir drei: die beiden Kleriker und ich machten abends beim Mondenschein einen Spaziergang. Wir klagten über den Mangel an Ordnung und Fortgang im Hause. Die Kleriker beklagten sich besonders, daß gar keine Anstalten getroffen würden zur Vollendung ihrer theologischen Studien. Ich machte Bemerkungen darüber, daß kein Fortgang sei in den notwendigen Arbeiten und Reparaturen im Hause. So kamen wir gemeinsam zum Schlusse, daß Herr Janssen bei all seinen Verdiensten keinen Organisationsgeist besitze. Er solle sich von anderen beraten lassen usw. Da brach Herr Anzer hervor: ‚Nun, Herr Janssen muß ja auch nicht Oberer sein!' und warf dabei einen Blick auf mich. Ich verstand, was er sagen wollte, und antwortete sehr scharf: ‚Aber, Herr Anzer, wie können Sie nur auf diesen Gedanken kommen! Es versteht sich ja von selbst, daß Herr Janssen Oberer ist.' — Damit war dieser Zwischenfall erledigt und kam nicht mehr zur Sprache.

„Allerdings, wenn wir dazu gekommen wären, in dieser Zeit oder auch später, so lange wir zusammen waren, Statuten zu machen,

wo wir dann auch einen Oberen hätten wählen müssen, dann wäre es leicht möglich gewesen, daß die beiden Kleriker mich zum Oberen gewählt hätten. Aber weder ich noch Herr Janssen hätte mich gewählt, und ich hätte ganz sicher meine Wahl nicht angenommen. Der Gedanke kam mir nie, Oberer werden zu wollen."

Das ist dem guten Pfarrer Bill gewiß zu glauben. Aber der Gedanke, daß Herr Janssen nicht der rechte Oberer sei, und daß er überhaupt in seiner provisorischen Stellung, zumal von seinen Mitgründern, nicht den Gehorsam, wie er einem wirklichen Oberen geschuldet wird, beanspruchen könne, war den drei Herrn wohl gekommen und wirkte stark auf ihr Verhalten. Rektor Janssen beanspruchte diesen Gehorsam aber, und der Bischof von Roermond gab ihm darin recht, wie wir sehen werden. Dieser Gegensatz brachte am 4. März 1876 die bestehende Spannung zur Entladung. Sowohl Rektor Janssen wie Pfarrer Bill haben sich über den Vorfall später in übereinstimmender Weise ausgesprochen, wonach er sich folgendermaßen zutrug.

Wir hörten, daß der Rektor Sonntags den öffentlichen Gottesdienst in der Steyler Rektoratskirche in Vertretung des kranken Ortsgeistlichen versah. Pfarrer Bill las gewöhnlich vor des Rektors heiliger Messe, um später nach Tegelen zum Pfarramt gehen zu können. Am genannten Tage, einem Samstag, sagte der Rektor abends zum Pfarrer: „Wollen Sie so gut sein und morgen ihre heilige Messe nach der meinigen lesen!" Herr Bill antwortete: „Ich werde mir die Sache noch überlegen."

Rektor Janssen berichtet: „Ich glaubte, auf diese Überlegung keine Rücksicht nehmen zu sollen und verkündete abends nach dem Abendgebet die Meßordnung für den folgenden Tag. Herr Bill fiel mir in die Rede und sagte, ich möchte das doch noch nicht bestimmen. Ich erwiderte, es würde gut sein, wenn die angegebene Ordnung innegehalten werde."

Pfarrer Bill erzählt, er habe auf jene Verkündigung der Meßordnung dem Rektor erklärt: „Ich habe mich bedacht und wollte noch mit Ihnen sprechen; ich wollte die heilige Messe um eine andere Zeit halten." Darauf sei Rektor Janssen erregt geworden und habe entgegnet: „Ich befehle Ihnen unter dem Gebot des Gehorsams, Ihre Messe morgen nach der meinigen zu halten." Dann fügte er noch hinzu: „Wir würden größeren Segen von Gott erhalten und unser Heil sicherer wirken, wenn wir unsere Handlungen mit Demut und Gehorsam verrichteten."

* * *

Mit diesem Zusammenstoß vor der versammelten kleinen Gemeinde war der verborgene Gegensatz öffentlich geworden. Die Lage zeigte sich als unhaltbar.

Herr Bill las die heilige Messe zu der vom Rektor bestimmten Zeit. Bald danach ging er zu diesem aufs Zimmer und erklärte, er habe zwar gehorcht, aber nicht, weil er glaube, der Rektor könne ihm unter Pflicht des Gehorsams befehlen, sondern weil er ein größeres Ärgernis habe vermeiden wollen. Er habe ja gestern Abend in Gegenwart der anderen Hausbewohner sich nicht näher erklären können.

Der Rektor fragte, ob er ihn als seinen Oberen anerkenne oder nicht. Herr Bill gab ausweichende Antworten. Doch der Rektor bestand auf eine bestimmte Äußerung zu dieser Frage. „Da sagte ich kurz und gemessen (berichtet Pfarrer Bill): ‚Mein geistlicher Oberer ist gegenwärtig noch mein Bischof von Luxemburg, der mir die Erlaubnis gegeben hat, mich Ihnen anzuschließen, um dieses Werk für die Missionen zu gründen. Und da das Werk in der Diözese Roermond besteht, so bin ich der Jurisdiktion des Bischofs von Roermond unterworfen."

Rektor Janssen fühlte, daß es hohe Zeit war, seine Stellung zu seinen Mitarbeitern zu klären. Mit Schweigen und Dulden wie bisher war der Sache nicht gedient.

Nach dem Mittagessen berief er die drei Herrn zu einer Konferenz. Er legte die Angelegenheit vor und wies auf die grundsätzliche Bedeutung des Vorfalles hin. Dann richtete er an Herrn Bill die Frage, ob er dem Rektor des Hauses das Recht zuerkenne, ihm die Zeit der heiligen Messe zu bestimmen. Die Antwort wurde auch auf wiederholte Stellung der Frage verweigert. Auch über die Gründe seines Verhaltens sprach sich Herr Bill nicht befriedigend aus. Er selbst erzählt: „Ich sagte, die Fragen seien viel zu unklar, zu dunkel, verwickelt und verfänglich, als daß man eine klare, bestimmte Antwort darauf geben könne; sie seien so gestellt, daß man nur zu leicht zu einer falschen Auslegung Anlaß gebe. Zudem seien wir augenblicklich zu aufgeregt und nicht in einer Stimmung oder Geistesverfassung, daß Erklärungen verstanden und gut aufgenommen würden."

Alles Hin- und Herreden führte zu keinem Ziel. Es wurde ein Protokoll über die Sitzung aufgenommen und von allen unterschrieben. — Zum Schlusse sagte der Rektor: „Die Sache ist ernst; ich werde zum Bischof von Roermond gehen und sie ihm vorlegen."

So geschah es am 6. März. Rektor Janssen legte dem greisen Oberhirten das Protokoll vor und setzte ihm die Schwierigkeiten auseinander. Auch die Verdrießlichkeiten wegen der Statuten kamen zur Sprache, und daß Herr Bill vor dem Gesetze Eigentümer des Hauses sei.

Gerade dieser Umstand fing an, dem Rektor große Sorge zu bereiten.

Bischof Paredis schüttelte den Kopf zu all diesen Dingen, versicherte aber den Rektor seines Beistandes. Zwei Dinge legte er ihm dringend ans Herz, die jetzt zuerst durchgeführt werden müßten: erstens müsse der Kaufvertrag wieder auf seinen Namen geschrieben werden; zweitens solle er die Aufstellung der Statuten möglichst beschleunigen.

Am folgenden Tage tat Rektor Janssen sofort Schritte, um diese beiden Aufträge zur Ausführung zu bringen. Da die vielen Konferenzen und Beratungen wegen der Statuten zu keiner Einigung führten, forderte er die drei Herrn auf, ihre Ansichten und Wünsche über die Einrichtung des zu gründenden Werkes schriftlich abzufassen und ihm vorzulegen. Ferner verlangte er von Pfarrer Bill mit Hinweis auf den Willen des Bischofs, es solle der Kaufvertrag umgeschrieben und das Eigentumsrecht wieder auf seinen Namen übertragen werden. Mit diesem zweiten Ansinnen stieß er aber bei Herrn Bill auf den heftigsten Widerstand. Dieser erklärte, er werde selbst zum Bischof von Roermond gehen und mit ihm darüber sprechen.

Herr Bill schreibt hierzu in seinen Aufzeichnungen: „Ich suchte Zeit zu gewinnen, um unterdessen Rat und Hilfe zu finden. Ich hatte nur ungern mir das Eigentum gutschreiben lassen. Jetzt aber, da wir schon so lange vergebens auf Statuten gewartet hatten, Herr Janssen sich aber immer daran vorbeizudrücken suchte, wir aber einfürallemal wissen wollten, was wir oder vielmehr Herr Janssen aus der Anstalt machen wolle, ob eine pure Missionsgesellschaft oder einen religiösen Orden mit allen möglichen Zwecken, glaubte ich, das Eigentumsrecht sei ein geeignetes und gerechtes Mittel in meiner Hand, Herrn Janssen gleichsam zu zwingen, sich klar auszusprechen, was er eigentlich wolle, d. h. einen Statutenentwurf zu machen, oder den unserigen oder einen ähnlichen anzunehmen."

* * *

Dieser auffallend energische Widerstand öffnete Rektor Janssen völlig die Augen. Er erkannte, wie schwach und unsicher seine Stellung war. Darum drängte er Herrn Bill sehr, doch in das Umschreiben des Kaufvertrages einzuwilligen. Vergebens. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich wiederum an den Bischof von Roermond zu wenden. Am 9. März erklärte er dies Herrn Bill und lud ihn ein mitzugehen. Das geschah. — Abends vor dieser Reise sagte der Rektor zu seinem Bruder Juniperus: „Nun muß es sich zeigen, ob das Werk von Gott ist. Wenn nicht, dann mag es auseinandergehen; ich bin es auch zufrieden. Wenn es so Gottes Wille ist, dann besser heute als morgen. Ich habe nur Gott im Auge gehabt."

Der Bischof hörte beide Herrn einzeln an. Er mahnte, diese Dinge als Armseligkeiten zu behandeln. Er werde seine Entscheidung schriftlich senden und alle sollten sich treu danach richten.

Diese Entscheidung des Bischofs ist vom 10. März, und die französische Urschrift in deutscher Übersetzung hat folgenden Wortlaut:

„Einige Bemerkungen über das Missionsseminar in Steyl.

1. Was den Unterricht betrifft, so ist es selbstverständlich, daß er fuße auf der christlichen Lehre usw. Nichtsdestoweniger können aber auch die physikalischen und naturkundlichen Wissenschaften gelehrt werden; denn sie können den Missionaren nützlich sein, besonders in China.

2. Beim öffentlichen Gottesdienst muß man sich den Provinzial- und Diözesanstatuten anpassen.

3. Im Hause ist eine Rangordnung (Hierarchie) nötig; unbedingt muß ein Superior da sein; wollen, daß alle Mitglieder gleich seien, daß sie dasselbe Recht haben, dieselbe Autorität: das ist sozialdemokratisch usw.

4. Es ist billig, daß Herr Arnold Janssen, der so viel für das Haus getan hat, als Superior anerkannt wird mit den dazu gehörenden Vollmachten.

5. Es müssen Regeln oder Statuten aufgestellt werden, damit jeder wisse, woran er sich zu halten hat. Diese Statuten sind der Genehmigung des Diözesanbischofs vorzulegen und dann dem Apostolischen Stuhle. Jede Änderung an den genannten Statuten muß von derselben Autorität genehmigt werden.

6. Es wird mir mitgeteilt, daß das Eigentumsrecht am Hause dem Herrn Pfarrer Bill gehört, während Herr Janssen das Geld gegeben hat, um es zu kaufen. Das ist widersinnig, besonders da gebaut werden soll. Darum ist es nötig, nach meiner Meinung, das Eigentumsrecht an dem genannten Hause auf Herrn Janssen selbst zu übertragen, oder auch auf einen vertrauenswürdigen Laien; aber ein solcher ist nicht leicht zu finden.

Das sind in wenigen Worten meine Ansichten. Wenn die Bewohner des Hauses sich mit willigem Herzen danach richten, so wird man bald sagen können: ‚Wie gut und lieblich ist es, wo Brüder einträchtig zusammenwohnen!' Der Bischof von Roermond J. A. Paradis."

Am selben Tage erhielt Pfarrer Bill auch Antwort auf sein Schreiben vom 6. März an den Bischof von Luxemburg. Darin heißt es: „Ich kann und darf mich nicht in die Verhältnisse des Missionshauses einmischen, weil ich dazu keine Befugnisse und auch nicht die speziellen Kenntnisse habe. In vorkommenden Gewissensfragen folgen Sie dem Rate Ihres Beichtvaters . . ." Dann ermahnt er ihn, alles zu tun, „damit das schöne Werk durch menschliche Armseligkeiten nicht zum Falle komme. Sie haben sich ja Herrn Janssen als Ihrem Oberen und Führer selbst und freiwillig angeschlossen. Ich habe weiter nichts in der Sache getan, als Ihnen erlaubt, Ihre Pfarrei zu verlassen.

und sich Herrn Janssen anzuschließen, ohne mich im geringsten um Ihr gegenseitiges Verhältnis zu kümmern." Ferner erklärt der Bischof, daß er aus seinem (Bills) Schreiben sehe, „daß auch Sie sich nicht gut gegen Herrn Janssen benommen haben und daß sie allzu empfindlich sind." Hierauf ermahnt er ihn, Herrn Janssen um Verzeihung zu bitten und Besserung zu versprechen. „Er ist der faktisch bestehende Obere, Sie nicht." —

Herr Pfarrer Bill war über diesen ziemlich strengen Brief seines Bischofs sehr niedergeschlagen. Als aber Rektor Janssen mit Hinweis auf Punkt 6 im Briefe des Bischofs Paredis ihn bat, nun einzuwilligen, daß der Kaufkontrakt umgeschrieben werde, weigerte er sich abermals. Zwei Tage drängte der Rektor, doch ohne Erfolg. Nun kündigte er am 13. März in Gegenwart von Anzer und Reichart als Zeugen dem Pfarrer Bill die Schuld von 13000 Mark und 731 Gulden (Unkosten). Herr Reichart weigerte sich, die Kündigung zu unterschreiben. Herr Anzer unterschrieb und als zweiter Zeuge der Knecht Joseph Althoff.

Hierauf teilte der Rektor Herrn Bill mit, daß er die Angelegenheit dem Bischof von Luxemburg schreiben werde. Auch diese Drohung hatte keinen Erfolg. So ging der Brief denn am selben Tage ab.

Auch Pfarrer Bill schrieb nochmals an seinen Bischof. Er sagt in seinen Aufzeichnungen über sein Verhalten: „Ich willigte nicht ein; ich konnte mich nicht dazu entschließen; denn ich sah ein, wenn ich diese Handhabe nicht mehr hätte, sei meines Bleibens nicht mehr in Steyl, wofern ich nicht mit vollen Segeln in das Fahrwasser des Herrn Janssen einlaufen wollte. Dazu konnte ich mich nicht entschließen. Ich meinte immer, aus den Plänen des Herrn Janssen könnte wohl eine gute Stiftung werden, die mit der Zeit auch viel Gutes hervorbringen könne, aber keine Missionsgenossenschaft, die allein für Deutschland not tat, und die in den damaligen Verhältnissen unzweifelhaft Erfolg haben würde. Was Herr Janssen plante, schien mir für jetzt undurchführbar."

Zur Entschuldigung des Herrn Bill muß angeführt werden, daß er von befreundeten Herrn aus Luxemburg ermuntert wurde, auf sein Eigentumsrecht zu verharren und es geltend zu machen, um Herrn Janssen zu nötigen, auf seine und seiner Mitgefährten Wünsche in der Einrichtung der Gründung einzugehen.

Am 17. März lief die Antwort des Bischof Adames aus Luxemburg ein. Herr Janssen hatte den Brief geöffnet, worüber sich Pfarrer Bill entrüstet zeigte. Die Antwort des Bischofs war scharf, sehr scharf. Sie lautet:

„Nach Einsicht Ihrer Briefe vom 19. Februar, 6. und 10. März; nach Einsicht der Erklärung des hochwürdigsten Herrn Bischof von Roermond vom 10. d. l. M.; nach Einsicht eines Berichtes des Herrn Rektor Janssen vom 13. d. M., sehe ich mich verpflichtet, Sie ernstlich zu ermahnen und wo nötig Ihnen strengstens zu befehlen, daß Sie oben erwähnter Erklärung und Bestimmung des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Roermond sogleich nachkommen, insbesondere den Artikel 6 dieser Erklärung in betreff des Wiederverkaufs des Missionshauses an Herrn Rektor Janssen gegen Aushändigung des Schuldscheins.

Da Se. Bischöfliche Gnaden diese Maßregel notwendig finden, so hoffe ich, daß Sie sich bereitwillig dazu verstehen werden. Sich dagegen sträuben wäre ein Mißbrauch des in Sie gesetzten Vertrauens, den ich nicht ohne strenge Strafe durchgehen lassen könnte."

So niederschmetternd diese Entscheidung seines Bischofs war, Herr Bill hielt auch jetzt seine Stellungnahme noch nicht für verloren. Er wollte einen letzten Versuch machen, das Eigentumsrecht am Missionshause als Waffe festzuhalten. Wir werden bald hören, warum.

Als Rektor Janssen ihn am 18. März abends einlud, mit ihm am Montag dem 20. nach Blerik zum Notar zu gehen, um den Kaufvertrag umschreiben zu lassen, erklärte er, er werde an diesem Tage zum Bischof von Roermond fahren. Der Rektor schwieg. Nur Gott konnte helfen. Am anderen Morgen sagte er dem Pfarrer Bill, er möge heute die heilige Messe für sich selbst darbringen.

Der Bischof in Roermond empfing Herrn Bill zwar freundlich, beharrte aber auf seiner Entscheidung, daß er das Eigentumsrecht abtrete.

Herr Bill berichtet: „Da entschloß ich mich endlich nachzugeben, da ich alles getan, was ich konnte, um den Rückgang (wenn nicht Untergang) des Missionshauses, der, wie ich fest glaubte, sicher oder sehr wahrscheinlich eintreten werde, wenn Herr Janssen seine Pläne zur Ausführung bringe, aufzuhalten und zu verhindern. Zuerst war ich sehr niedergeschlagen; dann aber fast froh und freudig, weil ich so aller Verantwortung enthoben war.

„Am Dienstag morgen wurde ausgemacht, nachmittags in Blerik den Akt umzuschreiben. Aber der Notar war verhindert. Er schrieb Donnerstag den 23. oder Freitag den 24. März werde er nach Steyl kommen, wo er verschiedene Arbeiten habe; dann werde er auch unsern Akt umschreiben. Doch der Notar hatte so viel Arbeit an diesem Tage (23), daß er nicht dazu kam. Wir sollten am 24. März zu ihm nach Blerik kommen. Da stellten sich noch andere Schwierigkeiten ein, z. B. wen Herr Janssen zu seinem Erben einsetzen sollte, seinen Bruder, den Diakon usw. Das ließ mich wieder hoffen, und ich dachte, nochmals

zum Bischof zu gehen. Aber Herr Janssen drohte, er werde nochmals meinem Bischof von Luxemburg schreiben, der mir ja mit schweren Strafen gedroht hatte. Da ich nun aber das Äußerste versucht hatte, glaubte ich mich nicht verpflichtet, mich der Gefahr so großer Übel (Suspension!) aussetzen zu müssen. Zudem war es ja auch noch möglich, daß das, was Herr Janssen stiften wollte, etwas Gutes werden könne. Darum gab ich endlich nach und am Nachmittag den 24. März wurde der Kaufakt umgeschrieben und auf Herrn Janssen übertragen. Wen er zu seinem Erben einsetzte, weiß ich nicht mehr; ich habe nicht einmal acht darauf gegeben; es lag mir nichts daran."

Rektor Janssen erinnert sich des Vorganges mit folgenden Worten: „Ich bat und beschwor Herrn Bill hoch und teuer; aber es half nichts. Da, am Nachmittage, als die erste Vesper des hohen Festes der Inkarnation des göttlichen Heilandes (Verkündigung Mariä) begann, war er bereit. Es tröstete mich das sehr, weil ich ja daran dachte, die Gesellschaft nach dem Göttlichen Wort zu benennen. Der Verkauf wurde ordnungsgemäß vollzogen und so war ich äußerlich Herr der Lage."

Für die Regelung dieser wichtigen Angelegenheit war es allerdings hohe Zeit gewesen. Die Ereignisse der nächsten vierzehn Tage hätten sonst zweifellos einen recht ungünstigen Ausgang für den Gründer genommen.

* * *

Daß Herr Bill so erstaunlich zäh am Eigentumstitel festhielt, hing mit einem Statutenentwurf zusammen, den er mit Anzer und Reichart auf die Einladung des Rektors vom 7. März entworfen und in einer Konferenz schon am 8. März überreicht hatte. Dieser Entwurf sollte unbedingt zur Annahme gelangen, und als Zwangmittel gegenüber dem sich sträubenden Rektor sollte eben Herr Bills gesetzliches Eigentumsrecht dienen. Darum wollte er gerade in dieser kritischen Zeit sich am allerwenigsten zu einer Änderung der rechtlichen Verhältnisse verstehen. Der fragliche Entwurf hatte nach der Urschrift aus der Feder des Herrn Anzer folgenden Wortlaut. Auf dem Spaltbogen ist das uns schon bekannte Programm des Rektors daneben geschrieben, wodurch für eine bessere Wirkung des Gegensatzes gesorgt war.

§ 1. „Die Genossenschaft der auswärtigen Missionen zum heiligen Erzengel Michael ist eine Gesellschaft von Weltpriestern. Daraus folgt, daß die Gesellschaft als solche weder irgendeine Regel eines schon bestehenden Ordens annehmen noch auch eine solche Regel aufstellen und einführen kann, die ihren Charakter als Missionsweltpriestergesellschaft ändern oder beeinträchtigen würde.

§ 2. Der einzige und ausschließliche Zweck der Gesellschaft sind die auswärtigen Missionen, und zwar ist zunächst China in Aussicht genommen. Dadurch sind alle Nebenzwecke und Tätigkeiten für Europa ausgeschlossen, die nicht als notwendige Mittel zur Erreichung des Hauptzweckes betrachtet werden können.

§ 3. Die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind folgende:

a. Bildung des Geistes: Die nötigen kirchlichen Wissenschaften und eine für die betreffenden Missionsländer praktische und linguistische Ausbildung.

b. Bildung des Herzens: Aszese und religiöse Übungen, wobei stets der römische Ritus und die Liturgie zugrunde gelegt werden, wie sie in wohlgeordneten Klerikal- und Missionsseminaren in Übung sind.

§ 4. In die Gesellschaft werden solche Aspiranten aufgenommen, die sowohl bereit sind, in die Heidenmission zu gehen und daselbst für die Verbreitung des heiligen Glaubens im Geiste der Apostel zu wirken und zu sterben, sowie auch als Lehrer zur Heranbildung von Missionaren im Mutterhause selbst zeitweilig oder lebenslänglich tätig zu sein, wobei übrigens Neigung, Beruf und Fähigkeiten besonders berücksichtigt werden. Daraus folgt, daß der Unterschied zwischen Lehrer und Missionar kein wesentlicher, sondern nur ein akzidenteller und zeitweiliger ist.

§ 5. Diese Bestimmungen können nur mit Stimmeneinheit aller stimmfähigen Mitglieder der Gesellschaft, auch der in den Missionen befindlichen, geändert werden."

Herr Bill gibt in seinen Aufzeichnungen dieses Programm in allerdings stark erweiterter Form wieder, wobei er besonders noch einen Paragraphen über die Wahl des Oberen beifügt. Er bemerkt dazu: „Die Folgerungen aus diesem Entwurf, verglichen mit den Plänen des Herrn Janssen, sind leicht zu ziehen. Als wir ihm denselben vorlegten, brachte er ihn in außerordentliche Aufregung und hatte schließlich unsere Trennung zur Folge."

„Die Folgerungen aus diesem Entwurf" konnte Rektor Janssen allerdings ohne jede Nachhilfe ziehen. Auf seine Ansichten und Wünsche war keinerlei Rücksicht genommen worden. Im Gegenteil, die einzelnen Punkte sind mit einer unnötigen Schärfe so abgefaßt, daß die Ideen des Rektors dadurch verneint werden.

In § 1 wird sein Wunsch wegen Einführung der dritten Dominikanerregel zurückgewiesen; in § 2 sein Nebenzweck in der besonderen Pflege der Wissenschaft verhindert; in § 3 sein Lieblingsfach der Naturwissenschaften ausgeschaltet; durch § 4 seinem Plan hinsichtlich zweier Gruppen von Mitgliedern ein Schlag versetzt. § 5 aber soll durch die Forderung der Stimmeneinheit für jede Änderung der Statuten die aufgestellten Grundlinien der Gegenpartei für die ganze Zukunft festlegen und unantastbar für den Gründer machen.

Wollte er sich aber nicht fügen, so hatte man im Wahlrecht eine Handhabe, um ihn zu entfernen, worauf Herr Bill ihn mit Hilfe seines gesetzlichen Eigentumsrechtes jederzeit vor die Türe setzen konnte.

Wohl erklärt Herr Bill wiederholt, daß er daran nicht gedacht habe. „Keiner von uns dreien wollte Herrn Janssen entfernen, am wenigsten aber ich. Denn wenn ich auch glaubte, die Pläne des Herrn Janssen seien unter den damaligen Zeitumständen undurchführbar, so dachte ich, sie könnten es doch mit der Zeit werden, und wenn er jetzt nicht alles ausführen könnte, so war in seinen Plänen doch manches ausführbar und manches, was viel Gutes wirken konnte. Mit einem Wort: sein Werk an sich war gut, und Herr Janssen meinte es gut; er wollte nur die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, trotz so mancher menschlichen Schwäche, denen auch er nicht entging. Wir wollten sein Werk nicht umstoßen, sondern den ursprünglichen Zweck, eine deutsche Missionsgenossenschaft, wenn nicht mit ihm möglich, dann neben ihm ausführen."

Der Schlußsatz kann nur heißen, daß die drei Herren entschlossen waren, sich von Rektor Janssen zu trennen, wenn er bei seinen Plänen verharre, und ein Missionshaus nach ihren eignen Plänen zu begründen. Damit wäre aber das Werk Arnold Janssen unrettbar in Mißkredit gebracht und zugrunde gerichtet worden. Unter den damaligen Verhältnissen fand kaum ein deutsches Missionshaus die nötigen Existenzmittel — Steyl hat das zehn Jahre hindurch schwer genug erfahren — viel weniger noch zwei, denen überdies die Makel, Konkurrenzunternehmer zu sein, jeden Weg zum Herzen des katholischen Volkes verschlossen hätte.

Herr Rektor Janssen war klug genug, die gefährdete Lage seines Werkes zu erkennen. Darum trat er so entschieden auf, um bald wieder gesetzlicher Eigentümer und damit Herr in seinem Hause zu werden.

Nach dreißig Jahren noch gedachte er mit Freuden des glücklichen Erfolges dieser seiner Bemühungen und erinnert in einem Rundschreiben daran: „Heute ist der dreißigste Jahrestag, an welchem mein erster Sozius, Herr Bill, gewesener Pfarrer in der Diözese Luxemburg, in einer äußerst kritischen Zeit des jungen Missionshauses in Steyl, mich in den juristischen Besitz desselben setzte. Er wurde hierzu veranlaßt durch die Schreiben der beiden Bischöfe A. Paredis von Roermond und des etwas späteren Schreibens des Bischofs Adames von Luxemburg. Ich hatte leider in zu großer Vertrauensseligkeit das Missionshaus beim Ankauf auf seinen Namen schreiben lassen, weil er ein Untertan des Königs von Holland war, obwohl ich alle Gelder dazu gab, resp. gesammelt hatte. Freilich gebrauchte ich die Vorsicht, mir zugleich einen Schuldschein über dieselben geben zu lassen. Aber dies führte doch so

große Übelstände herbei, daß das neue Haus wohl schwerlich aufgekommen, wenn keine Änderung eingetreten wäre. Gott der Herr aber gestattete, daß genannter Sozius so große Fehler beging, daß die betreffenden Bischöfe die Notwendigkeit einer Änderung auf das deutlichste einsahen, namentlich da ich hierfür die überzeugendsten Aktenstücke beibringen konnte.

„Den ganzen Morgen hatte ich meinen Sozius vergebens gebeten, mir das Haus notariell wieder zu verkaufen und hatte beinahe die Hoffnung aufgegeben. Da, nachmittags, als die erste Vesper Festi incarnationis Verbi Divini begann, zeigte er sich auf einmal dazu bereit. Wir gingen alsdann ungesäumt zum Notar Clerckx nach Blerik, der uns am Morgen schon erwartet hatte und vollzogen den genannten Akt[1]."

* * *

Wie begründet die Bemühungen des Rektors waren, wieder als Eigentümer des Hauses eine gesicherte Stellung zu erhalten, zeigten ihm auch zwei schriftliche Erklärungen der Herrn Reichart und Anzer, die ihm in jenen Tagen (zwischen den 24. und 27. März 1876) überreicht wurden. Beide Briefe wiederholen die uns schon bekannten Klagen und Forderungen, aber in bedenklich schroffer Form. Reichart schlägt mit jugendlichem Temperament einen so scharfen Ton an, daß kaum irgendwie noch die Erinnerung mitklingt, hier spricht ein Untergebener zu seinem Oberen. Die Ausführungen beweisen, daß der junge Reichart ein klarer Kopf war, und mit weniger Salzgehalt hätten seine immerhin beachtenswerten Darlegungen einen tieferen Eindruck auf Rektor Janssen machen können. So aber mußte der messerscharfe Widerspruchston ihn zurückhaltender und unnachgiebiger stimmen.

Anzer erhebt sachlich zwar die gleichen Ansprüche wie Reichart, doch ist er in der Form reifer, ruhiger und unterwürfiger. Es zieht ein edler Schmerz über die traurigen Zustände durch seine Darlegungen und der heiße Wunsch, daß alles wieder gut werde. „Auch ich bin nicht frei geblieben von diesen Differenzen," schreibt er, „und die Hauptursache hiervon liegt in den Gesinnungen, mit der ich mich Ihnen und dem Werke angeschlossen habe. Meine Gedanken und Erwartungen waren zu idealistisch. Ich fand auch hier abermals, daß selbst bei den heiligsten Werken die Menschen menschlich, ja manchmal sehr menschlich bleiben." Dann fragt er, wann er zum Priester geweiht werde. „Was die heiligen Weihen betrifft, so habe ich große Sehnsucht danach, auch große Furcht davor. Daher war mir Ihre letzte Verordnung, wie wir

[1] Brief vom 24. März 1906.

uns darauf vorzubereiten hätten, so ganz aus dem Herzen gesprochen. Nur möchte ich mir öfters Konferenzen über das Priestertum wünschen.

„Wenn ich gefehlt, wollen Sie mich sogleich aufmerksam machen. Ich habe mir zwar vorgenommen, überall den pünktlichsten und freudigsten Gehorsam zu leisten, auch wenn Dinge befohlen werden, die mir ganz verkehrt oder meinem Stande nicht angemessen zu sein scheinen; allein der schwache Mensch bedarf gar oft der Nachhilfe. Ich sehe nur zu gut die Notwendigkeit ein, daß ich wenigstens einigermaßen etwas von Vollkommenheit haben muß, bevor ich in die Mission abreise, um nicht ein unnützer und unfähiger Knecht im Weinberge des Herrn zu sein . . . Überhaupt halte ich es für gut, wenn in unserm Hause mehr gebetet und mehr Abtötung geübt wird als vielleicht in anderen Missionshäusern. Denn nur ein Heiliger wird in den Missionen Großes leisten, und ohne viel Gebet und Abtötung kann man kein Heiliger werden. Insbesondere aber muß, wenn wir überhaupt etwas erreichen wollen, die Verehrung der allerseligsten Jungfrau ein Grundzug unseres Hauses werden. Sie soll das Merkmal sein, woran man uns erkennt, und woran wir die erkennen, die in unser Haus aufgenommen werden sollen . . .

„Der eigentliche Geist aber, der hier herrschen soll, der Gehorsam, Demut, Selbstverleugnung in sich schließt, das ist der Geist der brüderlichen Liebe, der Geist des gemeinschaftlichen, nicht bloß familiären Wirkens, der Geist der Liebe zur heiligen Kirche, das flammende Verlangen, in der Rettung der Seelen Schweiß und Blut zu vergießen. Von diesem Geiste, von diesem Liebesfeuer sollen die Herzen in diesem Hause brennen . . .

„Herr Rektor, Sie können diese brüderliche Liebe in unserer Mitte herstellen. O tun Sie das! Geht es nicht mit Güte, so geht es doch mit Gewalt. Und wenn ich dieser brüderlichen Liebe entgegen sein sollte, so werfen Sie mich hinaus aus diesem Hause; gern will ich als Opfer fallen, damit das Werk gedeihe."

Aus diesem Schreiben des Herrn Anzer spricht bei aller sonstigen Entschiedenheit doch so viel Demut, Aufrichtigkeit und guter Wille, daß man es herzlich bedauern muß, daß auch zwischen ihm und Arnold Janssen die Verständigung so schwer war.

Nachdem Rektor Janssen wieder im Vollbesitz des Hauses war, wollte er zuerst für eine Beruhigung der Gemüter sorgen. Die letzten Kämpfe hatten sie so aufgeregt, daß das Werk des Statutenentwurfs wenig Aussicht auf Erfolg hatte. So wurden denn vom 26. bis 31. März Exerzitien angesetzt, die schon lange geplant waren. Der Redemptoristenpater Heilig hielt sie ab. Sie heilten aber die Krisis nicht, sondern beschleunigten den vollen Bruch.

7. Ein schwerer Schlag.

Schon am ersten Tage der heiligen Übungen hatte Pfarrer Bill Gelegenheit, den Pater in ihre schwierige Lage einzuweihen. Dieser erbot sich, zu helfen, daß eine Verständigung und Einigung erzielt werde.

Bei einer Besprechung mit Rektor Janssen sagte ihm dieser, daß Statuten gemacht werden sollten, und er arbeitete sofort einen Entwurf aus, der aber nicht gefiel. Der Exerzitienpater war in die Verhältnisse zu wenig eingeweiht und schien aus den Absichten des Rektors nicht klug zu werden. Herr Bill erklärte ihm die bestehenden Gegensätze. Auch die Kleriker sprachen mit Pater Heilig, und er stimmte diesen drei Herrn und ihren Ansichten zu. Ihre Pläne schienen ihm klar und verständig zu sein, entsprechend dem Zweck der Gründung.

Als er dem Rektor seine Bedenken entwickelte, um ihn umzustimmen, forderte dieser ihn auf, er, der Exerzitienmeister, möge einen Entwurf der Statuten machen und ihm vorlegen. In 29 Artikeln stellte dieser eine Art Hausordnung auf, die sich aber — nach dem Urteil des Pfarrers Bill — zu wenig mit dem Fundamentalzweck des Werkes befaßte. Rektor Janssen aber fühlte aus dem Entwurf heraus, daß der Pater die Pläne der Gegenpartei vertrat.

So führte auch dieser Versuch nicht zum Ziele. Es wurden noch mehrere Artikel gestrichen; aber keine Seite war damit zufrieden, am wenigsten Rektor Janssen. Die Stellungnahme des Exerzitienpaters stärkte den Widerstand der Gegenpartei, besonders bei den Herrn Bill und Reichart, und so wurde sein Kreuz schwerer statt leichter. Es schmerzte ihn sehr, daß die Exerzitien seine Hoffnungen, zur Einigung zu gelangen, enttäuschten. Pater Heilig mußte seine Bemühungen aufgeben. Nachdem er vor der Abreise nochmals mit dem Rektor vergeblich die Angelegenheit erörtert hatte, sagte er beim Abschied zu den drei anderen Herrn kopfschüttelnd: „Die meisten Heiligen sind sonderbare Leute; aber nicht alle Sonderlinge sind heilig." — Doch redete er dem Herrn Bill zu, es wenigstens noch acht Tage zu versuchen, ob Herr Janssen annehmbare Anordnungen treffe; wenn nicht, dann möge er sich zurückziehen. Dem Herrn Reichart riet der Pater, unbedingt auszuharren. — Doch es kam anders.

Herr Reichart, der jüngste und ungeduldigste, war über diesen erfolglosen Ausgang der Verhandlungen aufs tiefste entmutigt. Er überreichte noch am Abend desselben Tages (31. März) dem Rektor ein Schreiben, worin er ihm erklärte, daß er nie seine Zustimmung

zu etwas geben werde, was mit dem Begriff eines deutschen Missionshauses nicht übereinstimme. Mit einem durch die Exerzitien geläuterten Geiste müsse er ihm gestehen, daß er nie mit ihm eines Sinnes werden könne.

„Es schmerzte mich das sehr," erzählt Rektor Janssen; „denn ich hatte Herrn Reichart wirklich lieb. Ich besann mich und erklärte ihm dann ebenfalls schriftlich, nach dem, was er mir dargelegt, könnte ich nicht anders entscheiden, als daß sein Austritt nunmehr notwendig sei." Diese Erklärung vom 1. April 1876 hat folgenden Wortlaut:

„Herr Kleriker Franz Xaver Reichart, hierselbst. Ich finde mich veranlaßt, Ihnen folgendes zu erklären. Nach Erwägung der mir gestern von Ihnen gemachten Erklärung betreffend die Unmöglichkeit, jemals jene Unanimität (Übereinstimmung der Gesinnung) mit mir zu erreichen, welche ich als notwendig fordern zu wollen schien, in betreff welcher Erklärung Sie behaupten, daß Sie dieselbe mit reiflicher Überlegung und mit einem durch die heiligen Übungen gereinigtem Geiste machten, sowie nach Erwägung Ihres bisherigen Verhaltens mir gegenüber, sehe ich mich veranlaßt, im Hinblick auf den hohen Zweck unseres Hauses, welcher in heiliger Zucht unter einem Oberhaupte vereinigte, sich selbst abgestorbene Männer verlangt, zu erklären: daß ich mit dem heutigen Tage unser bisheriges Verhältnis als abgebrochen betrachte.

„Sollten Sie aus wichtigen Gründen noch einige Zeit im Hause zu bleiben beabsichtigen, so will ich Ihnen dieses vorläufig erlauben. Jedenfalls muß alsdann diese eingetretene Veränderung den Schülern, dem Dienstpersonal und der nächsten Umgebung gegenüber ein Geheimnis bleiben, überhaupt keine nachteilige Wirkung auf den Geist unseres Hauses daraus erfolgen.

„Sollte die geschehene Erklärung Ihnen leid tun, so bin ich bereit, Sie aufs neue anzunehmen, aber mit Rücksicht auf die bisherige Haltung nur als Novize mit einem bis zum 8. September dauernden Noviziat und ohne die bisher genossenen Bevorzugungen, indem ich ein solches Noviziat sowohl zur Prüfung Ihres Berufes als zu Ihrer Heranbildung für die Zwecke des Hauses für notwendig erachte.

„Indem ich vorstehende Erklärung notgedrungen, wie ich hoffe, zum Besten unseres Hauses und zu Ihrem eignem mache, tue ich es im Bewußtsein meiner Pflichten gegen die Wohltäter unseres Werkes und vor allem gegen Gott den Herrn selbst, der da verlangt, daß ich die Stellung, die er mir gegeben, gebrauche, um in unserm Hause vor allem jenes solide geistige Fundament zu legen, ohne welches die hohen Zwecke unseres Hauses nicht erreicht werden können.

„Ihnen selbst danke ich von Herzen für alle Unterstützung und alle guten Beispiele, die Sie in welcher Beziehung auch immer gegeben haben, und erkläre mich bereit, für Sie zur Gewinnung einer anderen Ihnen zusagenden Stellung oder in welcher Hinsicht ich etwas für Sie tun kann, alles das zu tun, was in meiner Macht steht."

Die Brücke, die der Rektor dem jungen Mann in dieser strengen Erklärung noch baute, wurde nicht betreten. Wir wollen es Herrn Reichart, der nach dem Zeugnis des Pfarrers Bill „die Liebenswürdigkeit und Opferwilligkeit selbst war", nicht verargen, wenn er glaubte, daß der Rektor seine Geduld und Unterwürfigkeit allzu schwer erprobe. Arnold Janssen konnte darin tatsächlich hohe Anforderungen stellen.

* * *

Noch am selben Tage reiste Herr Reichart zum Pfarrer v. Essen nach Neuwerk, besuchte dann mehrere andere Priester und kehrte vier Tage später zurück. Er hatte keine Hilfe gefunden und wollte nun den Pfarrer Smorenburg[1] in Bredevoort (Holland) besuchen, um sich Rats zu erholen. Herr Bill wollte ihn begleiten, wozu der Rektor aber die Erlaubnis versagte. Herr Bill berichtet: „Ich antwortete: ‚Da Ihre Rechte noch durch kein Reglement bestimmt sind, so glaube ich das Recht, Herrn Reichart zu begleiten, noch für mich in Anspruch nehmen zu können.' — Er: ‚Dann sind Sie entlassen!'

„Dennoch begleitete ich Herrn Reichart. In Venlo verfehlten wir den Zug. Da entschlossen wir uns, zuerst nach Neuwerk zu gehen, zu Herrn v. Essen. Es wurden hier verschiedene Beschlüsse gefaßt und wieder verworfen. Wir gingen von der Voraussetzung aus, daß das, was Herr Janssen nach seinen bis dahin uns bekannten Plänen gründen wollte, vielleicht mit der Zeit gelingen und auch viel Gutes stiften könnte, aber es würde nie und nimmer ein eigentliches deutsches Missionshaus werden oder eine Missionsgenossenschaft nach dem Muster jener von Paris, Mailand und Millhill, was Deutschland not tue und unter den jetzigen Umständen ausführbar, ja verhältnismäßig leicht ausführbar sei. Für ein solches hätten wir uns ganz und ausschließlich hingegeben.

„Das Endergebnis der Beratungen war: „Wir drei, Reichart, Anzer und ich (Herr Anzer sollte auch sich uns anschließen, was er auch getan hätte, wenn er Aussicht gefunden geweiht zu werden) sollten uns unter Herrn v. Essen konstituieren, uns an einige Bischöfe wenden und wenn einer uns aufnähme, in seiner Diözese anfangen, sobald wir die nötigen Mittel hätten."

Auch beim Pfarrer Smorenburg wurden diese Zukunftspläne durchgesprochen. Nach mancherlei Bedenken stimmte er zu. Die drei

[1] Pfarrer Smorenburg war zwölf Jahre in China gewesen und beherrschte die chinesische Sprache. Auf Rektor Janssens Anfrage hatte er sich schon vor Eröffnung des Hauses in Steyl bereit erklärt, den jungen Missionaren Unterricht im Chinesischen zu geben. Nur die Herren Anzer und Freinademetz waren zu diesem Zweck einige Wochen bei ihm.

Herrn sollten unter Dr. v. Essen eine Missionsgesellschaft begründen und Herrn Janssen sich selbst überlassen.

Rektor Janssen hatte inzwischen mit der ihm eignen Entschiedenheit die Folgerungen aus der nicht erlaubten Abreise des Herrn Bill gezogen, dem er beim Fortgange noch ausdrücklich gesagt hatte, daß er diesen Schritt als seinen Austritt betrachte. „Sobald sie abgereist waren, verkündete ich den Zöglingen, Herr Bill und Herr Reichart gehörten nicht mehr zu unserem Hause, was ich ihnen mit einigen Worten näher erklärte. Zugleich müsse ich ihnen verbieten, sich mit denselben einzulassen, wenn sie zurückkehrten. Herrn Anzer aber befahl ich, wenn die beiden Herrn zurückkämen, sich abzuschließen und nicht mit ihnen zu reden. Er befolgte das und gestand mir später, daß dieses ihn gerettet habe. — Die Zöglinge standen übrigens auf meiner Seite. Wenn ich auch über die Sache vorher kein Wort mit ihnen gesprochen und damals nur sehr wenig sagte, so hatten sie doch recht deutlich erkannt, daß aus allem nichts werde, wenn die bestehenden und von ihnen beobachteten Zustände so geblieben wären. Sie haben mir das später offenbart, als sie Priester geworden waren. Die Zöglinge befolgten alle treu meine gegebenen Anweisungen."

„Abends, am 10. April, nach Steyl zurückgekommen," erzählt Herr Bill, „erklärte uns Herr Janssen, wir seien als fremde Gäste zu betrachten. Es sei der Kommunität mitgeteilt worden, daß wir entlassen seien. Wir dürften mit keinem aus dem Hause auch nur ein Wort sprechen. Unsere Mahlzeit werde uns in der Bibliothek aufgetragen werden. — Alles wurde pünktlich so ausgeführt."

Die beiden erkannten, daß sie vor einer vollendeten Tatsache standen. Was nun? Sie mußten sich nach einer anderen Unterkunft und um eine neue Lebensstellung umschauen. Das war bitter, besonders für den jungen Reichart. Als er dem Rektor erklärte, er weigere sich, das Haus zu verlassen, machte ihm dieser klar, daß ein solcher Widerstand keinen Sinn habe.

So blieb den beiden nichts anders übrig, als sich ein anderes Heim zu suchen. Sie begaben sich am folgenden Tage wiederum zu Dr. v. Essen, der ganz auf ihrer Seite stand. Allerhand Pläne wurden entworfen und schließlich verworfen. Die Verlegenheit war groß.

Was wäre unter diesen Umständen wohl geschehen, wenn Herr Bill noch rechtlicher Eigentümer des Hauses in Steyl gewesen wäre? Von mehr als einer Seite wurde der Rat erteilt, Herrn Janssen abzusetzen und unter Herrn v. Essen neu anzufangen. Ob es nicht dazu gekommen wäre? — Die Bischöfe Paredis von Roermond und Adames von Luxemburg hatten den Rektor Janssen vor diesem Ausgang der Dinge bewahrt und sein Werk gerettet. Er hat es ihnen oft gedankt.

Nach acht Tagen, am 19. April, Donnerstags nach Ostern, kehrten die Herrn Reichart und Bill nach Steyl zurück, um Abschied zu nehmen. Es war eine traurige, aber friedliche Trennung. Herr Bill erzählt darüber: „Bei meiner Abreise von Steyl begleitete mich Herr Janssen, meine Reisetasche tragend, eine gute Strecke Weges fast bis Kaldenkirchen. Wir waren beide recht ernst gestimmt und nicht wenig niedergeschlagen. Herr Janssen fragte wiederholt, ob ich denn nicht bleiben wollte, ob wir uns nicht verständigen könnten. Aber er wollte in nichts von seinen Plänen nachgeben. So schieden wir denn traurigen Herzens in Frieden. Herr Janssen hatte mir ein schönes Zeugnis gegeben mit dem Bemerken, wir hätten uns getrennt, weil unsere Ansichten in bezug auf das Wesen des Missionshauses zu verschieden seien und zu weit auseinander gingen."

Rektor Janssen schließt seine Mitteilungen über diesen Abschied mit den Worten: „Als man in Steyl und Umgegend den Austritt der beiden Herrn erfuhr, sagten die Leute: ‚Nun ist es aus! Es gibt mit dem Missionshause nichts!' — Ich aber sagte: ‚Gott sei Dank! Jetzt beginne ich wieder zu hoffen.'"

An einen befreundeten Priester, den P. Bund[1] in Löwen, schrieb er gleich nach der Abreise Herrn Bills:

„Der Schlag, der mir noch vor ein paar Monaten so entsetzlich schwer gewesen wäre, nun mich aber wie von einem Alp befreit hat, ist eingetreten. Ich habe Herrn Reichart als einen, der für unser Werk keinen Beruf mehr hatte, entlassen müssen. Ebenso etwas später Herrn Pfarrer Bill, der schon sehr lange in der Schwebe stand und zuletzt gegen mein Verbot für mehrere Tage aus unserm Hause verreiste, nachdem ich ihm erklärt, ich würde seine Abreise für gleichbedeutend mit Austritt ansehen. Ich atme jetzt leichter auf; denn ich habe diesen Winter viel gelitten.

„Gleichwohl ist das Ganze ein schwerer Schlag, um so mehr, da auch Herr Anzer, der andere Theologe aus Bayern, arg angesteckt ist. Herr Reichart will nach Löwen kommen und dann werden Sie schon mehr erfahren. Die Opposition richtete sich besonders gegen zwei Punkte: Pflege christlicher Wissenschaft als Nebenzweck und dritte Regel des heiligen Dominikus. Ich bin nicht gewichen, weil ich erkannte, daß die ganze Opposition von keinem guten Geiste getragen war und beide Punkte in einem grundlegenden Aktenstück (Schreiben an den hochwürdigsten Erzbischof von Köln, welches vielen deutschen Bischöfen in

[1] P. Bund gehörte der Missionsgesellschaft von Picpus an und wirkte später als ihr Generalsekretär in Rom. Er erzählte nach dem Tode P. Arnold Janssens, dieser habe vor der Gründung in Steyl einige Zeit die Absicht gehegt, in die Picpuskongregation einzutreten unter der Bedingung, daß er später die Kongregation nach Deutschland verpflanzen dürfe. An dieser Bedingung sei der Eintritt gescheitert.

Abschrift vorgelegt worden) stipuliert waren. In cruce salus! Mich freut es, daß ich auch aus dem Leidenskelche des Herrn habe trinken müssen. Jedenfalls wird das Fundament jetzt weit tiefer gelegt an Geist und Frömmigkeit. — Beten Sie für uns!

„Die Lateinschüler machen mir viele Freude. Vielleicht werde ich auf ihnen das Werk weiterbauen müssen. Es sind darunter solche, die einen rechten Geist der Abtötung und Frömmigkeit besitzen.

„L'union fait la force! (Eintracht gibt die Kraft!) Daher war mit den bisherigen Kräften unser Ziel nicht zu erreichen. Jedoch stehe ich nun allein vor dem Werke. Daß mir der Mut manchmal recht schwer wird, können Sie sich schon denken. Doch möge der Herr mich „zappeln" lassen, so lange es ihm gefällt. Sein heiliger Wille geschehe immerdar! Wenn unser Werk nicht von ihm ist, so ist es gut, daß es je eher desto besser zugrunde gehe. Empfehlen Sie mich dem Gebete Ihres Hauses[1]!"

* * *

An dem Kreuz, das Rektor Janssen durch die geschilderten inneren Schwierigkeiten bei der Steyler Gründung tragen mußte, hatten alle Beteiligten fleißig mitgezimmert. Es war ein Kampf um Fragen, deren Beantwortung zum großen Teil noch von künftigen Entwicklungen abhing. Nur eines stand fest: Hauptziel unserer Vereinigung ist die Heidenmission. Daß man auch alle Nebenfragen, Form und Mittel, womit dieses Ziel erstrebt werden sollte, sofort in einen festen Rahmen spannen wollte, war verfehlt. Hier mußte zunächst mit weiten Maschen gearbeitet werden. Aber Idealismus und edle Begeisterung aller am Werk Beteiligten suchten dem natürlichen Gang der Dinge vorauszueilen. So konnten Enttäuschungen nicht ausbleiben, die ja das Los der Idealisten sind.

Die Praxis hat schließlich in Steyl ein Werk entstehen lassen, von dem keiner der ersten Gründer sagen könnte: „Das ist genau das, was ich von Anfang an gewollt habe." Jeder hätte ein gutes Stück seiner Ideen und Wünsche opfern müssen, um sich mit seinen Mitgründern auf dieser mittleren Linie zusammenzufinden.

P. Arnold Janssen war zwar recht zäh im Festhalten an den Plänen, die er nach reiflicher Überlegung für richtig hielt. Aber er hatte dabei ein offenes Auge für die Forderungen der Wirklichkeit, und er fand zur rechten Stunde den Mut, auch langgehegte Lieblingswünsche fahren zu lassen, um die Mittel dem erstrebten Zweck anzupassen. So geschah es auch, wie wir noch sehen werden, bei der Einrichtung des von ihm gestifteten Missionswerkes.

* * *

[1] Brief vom 23. März 1876.

Der Bericht über diese Ereignisse aus den Gründungsjahren würde eine empfindliche Lücke aufweisen, wenn wir nicht mit einigen Linien das zukünftige Verhältnis zeichneten zwischen Rektor Janssen und den drei Herrn v. Essen, Bill und Reichart, die sich nun dauernd von ihm trennten.

Mit Pfarrer v. Essen hatte Rektor Janssen, wie er später gestand, sich ungern und nur deshalb in eine Zusammenarbeit eingelassen, weil der Erzbischof von Köln es so gewünscht hatte. Schon beim ersten Verkehr mit ihm hatte er den Eindruck gewonnen, daß sie nicht zusammenpaßten und er hatte das dem Herrn v. Essen freimütig mitgeteilt. Damit war das Verhältnis schon etwas getrübt. Diese Trübung wurde verstärkt, als Rektor Janssen bei Eröffnung des Hauses die Vorsicht gebrauchte, mit Herrn v. Essen, wie wir gesehen, eine Vereinbarung dahin zu treffen, daß er die innere Leitung des Missionshauses allein in die Hand bekam. Seinerseits teilte v. Essen die Ansicht vieler anderer Priester, daß Rektor Janssen nicht der geeignete Mann zur Gründung eines Missionshauses sei. So war die Zusammenarbeit schon recht spärlich, als die kritischen Zustände in Steyl sich stärker entwickelten.

Sobald die Herrn Bill und Reichart sich um Rat an Dr. v. Essen wandten, trat dieser ganz ihren Anschauungen bei und bestärkte sie im Widerstande. Besonders mißfiel es ihm, daß der Rektor so nachdrücklich seine Stellung als „Oberer" betone und so stramm Gehorsam fordere. Da Herr Janssen den für ihn ungünstigen Einfluß von Neuwerk aus merkte, schrieb er an Dr. v. Essen, er möge mit den Bewohnern des Missionshauses nicht in direkte Verbindung treten, worauf dieser entrüstet antwortete: „Ich werde dieses Ihr Ersuchen nicht befolgen; denn es ist das Missionshaus kein Ordenshaus, obgleich Sie dasselbe dazu stempeln wollen; das Missionshaus ist ein Seminar, in welchem jedem Mitglied freie Korrespondenz zusteht; so ist es in jedem Priesterseminar und auch in den Missionshäusern zu Scheut usw."

Am 12. März 1876, als Rektor Janssen mitten im Kampf mit Pfarrer Bill um das Eigentumsrecht des Hauses stand, schrieb er an Dr. v. Essen um Rat und Zustimmung zu einem geplanten Neubau. „Wegen der augenblicklichen Verhältnisse im Hause und der Stellung, welche Sie zu seiner Leitung eingenommen haben, kann ich Sie in diesem einzelnen Falle aber nicht einladen, selbst herüberzukommen, sondern muß Sie bitten, Ihre Meinung schriftlich abzugeben."

Diese Worte führten zum Bruch zwischen beiden Herrn. Dr. v. Essen antwortete: „Nach Empfang Ihres Briefes vom 12. d., werde ich selbstverständlich nicht mehr kommen. Sie haben damit meine Beziehungen zu Ihnen abgebrochen; ich behalte mir die in bezug auf

die Propaganda und auf den deutschen Episkopat für notwendig zu erachtenden Schritte vor [1]."

Bei einer gelegentlichen kurzen Notiz vom 7. Mai erklärt Rektor Janssen auf diesen Brief Dr. v. Essens: „Ich verbinde damit die Mitteilung, daß ich die von Ew. Hochwürden mir am 15. März übersandte Kündigung unserer bisherigen Beziehungen angenommen habe. Mit freundlichem Gruß Ew. Hochwürden Diener in Christo, Arnold Janssen."

Damit hören die Beziehungen dieser beiden Männer zueinander vollständig auf. Pfarrer v. Essen zog sich für immer von dem Steyler Unternehmen zurück. Die Drohung, an die Propaganda oder an die deutschen Bischöfe in Sachen der Steyler Gründung zu schreiben, hat er nicht ausgeführt. Auch mit den Herrn Bill und Reichart hat er nach dem 29. April desselben Jahres keine Briefe mehr gewechselt und Zuschriften ohne Antwort gelassen. Die Enttäuschung, die er mit dem Unternehmen in Steyl erlebt, hatte ihm offenbar jede Lust genommen, seine Kraft fernerhin noch dem Missionswerk praktisch zu widmen. Er verwandte sein reiches Talent ganz auf die Sorge für seine blühende Pfarrei [2].

---

[1] Brief vom 15. März 1876.

[2] Dr. theol. Anton Ludwig von Essen, päpstlicher Geheimkämmerer und Ritter des Ordens vom heiligen Grabe, war am 3. Nov. 1830 in Krefeld geboren. 1853 promovierte er in Tübingen, wurde 1854 Priester in Köln und dort an St. Maria in Lyskirchen als Kaplan angestellt. Darauf wirkte er 6 Jahre als Kaplan in Jülich, 4 Jahre als Rektor der höheren Schule in Kerpen, 2 Jahre als Erzieher beim Fürsten Rospigliosi in Rom, hielt sich dann einige Zeit in Belgien auf, wurde Pfarrer in Asden und war 1868—1871 Oberpfarrer in Malmedy. Am 10. Januar 1872 wurde er Pfarrer in Neuwerk, das damals 4600 Seelen zählte. Er starb nach vierzehnjähriger Wirksamkeit daselbst am 6. Januar 1886. Noch heute steht sein Andenken in dieser Gemeinde in hohen Ehren; denn Pfarrer v. Essen war ein ebenso fähiger wie eifriger Priester. Es gab kaum ein Haus in der Gemeinde, wo er nicht aus- und einging als väterlicher Freund und selbstloser Helfer. Mit christlicher Klugheit verband er edle Mannhaftigkeit und hütete als treuer Hirt in der schweren Zeit des sogen. Kulturkampfes die ihm anvertraute Herde. In mehreren frommen Stiftungen lebt sein Name fort. Besonders ist er mit der Erneuerung und Ausstattung des altehrwürdigen Neuwerker Gotteshauses, der ehemaligen Klosterkirche der in französischer Zeit aufgehobenen Benediktinerabtei, eng verknüpft. Bereits im Jahre 1870 war mit diesen Wiederherstellungsarbeiten begonnen worden. Zur Aufbringung der Kosten scheute Pfarrer v. Essen keine Mühe, und 1881 gelang ihm die Gründung eines Marien-Bauvereins. Besondere Aufmerksamkeit wandte er dem reichen Reliquienschatz der Kirche zu, der seit der Franzosenzeit vermißt war und zufällig auf dem Söller der ehemals zum Kloster gehörenden Pastorat gefunden wurde. Dr. v. Essen verfaßte hierüber eine kleine Schrift, wie er auch sonst schriftstellerisch tätig war und ein religiöses Blatt, „St.-Josephs-Boten," herausgab.

Der zweite ausscheidende Mitarbeiter Rektor Janssens, Pfarrer Bill, blieb mit diesem brieflich in Verbindung; er hegte sogar noch lange Zeit die Hoffnung, wieder nach Steyl zurückkehren zu können.

Zuerst wandte er sich über Brüssel nach Paris, besuchte mehrere Missionshäuser und trat schließlich am 3. Mai in das Seminar der afrikanischen Missionen in Lyon ein. In seinen Briefen an Rektor Janssen verschwieg er aber seinen Aufenthalt ein Jahr hindurch und verkehrte mit ihm durch seinen Bruder in Luxemburg. Erst am 14. April 1877 teilt er ihm den Eintritt in Lyon mit. „Nicht Mangel an Interesse, sondern vielmehr eine zu große Anhänglichkeit an Steyl war die Ursache, warum ich Ihnen nicht eher, um meine volle Unabhängigkeit zu bewahren, meine Adresse und meine Stellung bekannt machte." In seinen Aufzeichnungen erklärt Herr Bill den Sinn dieser Unabhängigkeit dahin: „Damit, wenn Janssen sich mit mir wieder vereinigen wolle, kein Hindernis für die Rückkehr nach Steyl und die Wiedervereinigung mit ihm im Wege stehe. Denn so lange ich das juramentum perseverantiae[1] in Lyon nicht abgelegt hatte, war ich frei, von dort fortzugehen, wann ich wollte. Auch habe ich in Lyon die Ablegung dieses Eides so lange hinausgeschoben, als ich nur konnte. ... Ich war doch etwas ergriffen (bei der Ablegung des Eides), aber die Regel forderte es und so legte ich den Eid ab in dem Gedanken, daß, wenn Gott mich noch für Steyl gebrauchen wolle, er auch die Mittel und Wege dazu finden würde."

In seinem ersten Briefe an Rektor Janssen, einen Monat nach seiner Abreise von Steyl, schreibt Herr Bill: „Im einzelnen, besonders in mehr geringfügigen Dingen, hätte ich oft mehr nachgeben können; besonders gestehe ich auch noch heute wiederholt, daß ich in der Art und Weise, wie ich meine Ansicht geltend machen wollte, oft gefehlt habe. Aber was die res gravioris momenti[2] anbetrifft, worin wir nicht übereinstimmten, so bin ich vielmehr in meiner Ansicht bestärkt, und ich bereue es wenigstens bis heute noch nicht, daß ich mich endlich entschlossen habe, mich von Ihnen und Ihrem Werk zu trennen ... Ich wiederhole, was ich Ihnen öfters gesagt, das, was Sie bezwecken, ist etwas Ausgezeichnetes, und wenn es zur Ausführung kommt, kann es bestimmt sein, viel Gutes zu wirken; aber ich muß zum 199mal wiederholen, es ist nicht das, wofür es zuerst ausgegeben wurde, und was jedermann erwartete. Weil es aber an sich ein gutes Werk ist und in so guter Absicht begonnen wird, und besonders, weil es auch für die auswärtigen Missionen noch manches Gute bewirken kann, deswegen versichere ich Sie wiederholt, ich werde es befördern, wie

[1] Eid der Beharrlichkeit. [2] Die wichtigeren Punkte.

und wo ich nur kann. Denn ich habe mich den Missionen gewidmet, und es reut mich nicht; vielmehr hoffe ich, Gott werde mir die Gnade geben, meinem Gelübde auf irgendeine Weise noch nachzukommen. Sie begreifen nun auch, wie sehr es mich interessieren würde, etwas von Steyl zu hören, und Sie können leicht glauben, wie sehr es mich freut, wenn ich hören kann, daß Ihr Werk auf irgendeine Art guten Fortgang hat."

Rektor Janssen entspricht diesem Wunsche und gibt Nachricht. — Bald klingen Heimwehgedanken aus den Briefen des Herrn Bill. So gesteht er am 18. März 1877: „Ich habe immer ein großes Interesse am deutschen Missionshaus, obwohl in einer Nummer des „Kleinen Herz-Jesu-Boten" die Ausgetretenen etwas hart mitgenommen wurden . . . ich ließ mit meiner Herz-Jesu-Statue einen Teil meines Herzens dort . . ."

Der Rektor geht in seiner Antwort vom 4. April auf diesen Wink ein. Nachdem er über den guten Fortgang des Hauses, das bereits 4 Priester und 19 Zöglinge zählte, eingehend berichtet, schrieb er: „Ich schreibe dies, und würde es nicht schreiben, wenn sich in Ihrem Briefe nicht eine Stelle fände, die mich etwas stutzig gemacht, nämlich, daß Sie einen Teil Ihres Herzens in unserm Hause zurückgelassen.

„Ich muß bekennen, daß mich die Stelle nachdenklich gemacht hat, und ich habe mir ernstlich die Frage aufgeworfen: „Ist es wohl noch wieder möglich, daß jene vier, welche den Anfang gemacht, und worin sich so schön jene Länder darstellten, für welche das Missionshaus gegründet ist, nochmal wieder in einträchtigem Frieden vereinigen, trotz alledem, was geschehen ist, oder vielmehr belehrt durch die Leidensschule, die sie alle durchgemacht?"

„Indessen habe ich nicht gewagt, jene Frage mit ‚Ja' zu beantworten und wage das auch jetzt noch nicht, halte es für sehr schwer, ja fast unmöglich. Doch will ich dem nicht entgegen sein, falls Sie uns einmal besuchen kommen."

Aus diesem Besuch wurde vorläufig nichts; denn Herr Bill reiste schon Ende desselben Monats nach Südafrika in die Mission. In einem Brief an Reichart schreibt er: „Bei meiner Freude über die Abreise in die Mission ist Steyl und das deutsche Missionshaus die dunkle Wolke, die mir vorschwebt, weil ich noch immer daran hange."

* * *

Der Briefwechsel zwischen den beiden Priestern wurde auch jetzt noch fortgesetzt. Rektor Janssen berichtet freudig von der Entwicklung des Hauses in Steyl. Auf die Erinnerungen des Herrn Bill an früher geht er nicht mehr ein, was diesem mißfiel. In seinen Notizen schreibt

er: „Zu bemerken ist noch, daß Herr Janssen in keinem seiner Briefe auf die Hauptsache eingeht, auf die Prinzipienfragen, auf welche ich doch in jedem meiner Briefe hingedeutet habe. Man möchte sagen, er schwelge, tue sich etwas darauf zugute, sei stolz auf den guten, schnellen Fortgang des Hauses, was er dann aber auch alles wieder auf den guten Gott zurückführt."

Auch in Briefen an befreundete Priester läßt Herr Bill Erinnerungen an Steyl einfließen. So schreibt er aus dem fernen Afrika an Professor Hengesch im Priesterseminar in Luxemburg: „Ich freue mich über den Fortgang in Steyl und finde, daß Steyl manches hat, was anderen Missionsanstalten abgeht, z. B. Einfachheit, Bußgeist usw. Ich glaube und glaubte immer, Janssens Werk könne vorankommen, wenn auch quasi per ignem[1]."[2]

Den letzten Gedanken spricht der afrikanische Missionar auch in einem Brief an Rektor Janssen aus, und es entschlüpft ihm dabei das Geständnis, daß seine Ansichten über die Gründung eines Missionshauses und des darin zu pflegenden Geistes sich denen Rektor Janssens inzwischen erheblich genähert haben. „Ich habe immer großes Interesse für alles, was das deutsche Missionshaus fördert, und wenn ich auch wahrscheinlich noch nicht in allem in bezug auf ein Missionshaus mit Ihnen übereinstimme, so habe ich doch besser einsehen gelernt, daß auch in manchen Missionsanstalten und manches im Missionswesen überhaupt einer guten Reform nicht so ganz unbedürftig ist[3]." Dann wünscht er, daß Rektor Janssen so fortfahre, wie er begonnen, im Geist der Buße und Anspruchslosigkeit.

Im Jahre 1882 kehrte Herr Bill aus Südafrika zurück. Seine Gesundheit war dem Klima nicht gewachsen. Nun besuchte er vom 8. bis 12. Februar 1883 Steyl. Hier hatte sich eine große Wandlung vollzogen. Große Neubauten waren entstanden und das stattliche Missionshaus zählte 200 Bewohner.

Die beiden Priester standen sich nach siebenjähriger Trennung wieder gegenüber, und eigenartige Stimmungen mochten in ihren Seelen wach werden. Herr Bill erzählt: „Herr Janssen zögerte, schien zu warten, wie ich mich zeigen würde. Bald aber wurde er zutraulich und sehr freundlich, und es war alles zum Besten. Wir hatten eine längere Unterredung."

Heinrich Erlemann hatte es inzwischen zum Minoristen gebracht. Er erzählte seinem ehemaligen Lateinlehrer, Herr Janssen sei jetzt nicht mehr so schroff wie früher, und Herr Bill käme jetzt wohl wieder mit

[1] wie durch Feuer. [2] Brief vom 10. Okt. 1877.
[3] Brief vom Juni 1878.

ihm aus. „Ich antwortete ihm," berichtet dieser, „ich sei nicht fortgegangen, weil Herr Janssen zu streng oder zu schroff mit mir verfahren sei, sondern wegen der Statuten; übrigens sei es jetzt zu spät . . ."

Leidlich genesen wurde Herr Bill noch im gleichen Jahre von seinen Oberen nach Ägypten geschickt. Hier und im Libanon wirkte er bis 1891. Da sein Zustand andauernd leidend war, bat er um den Abschied aus der Lyoner Missionsgesellschaft, der ihm auch bewilligt wurde. Doch erholte er sich soweit, daß er die kleine Pfarrei Ehlingen in seiner Heimatdiözese Luxemburg übernehmen konnte. 1902 trat er in den Ruhestand und starb am 30. Januar 1911, genau 78 Jahre alt, in Grevenmacher.

Im Jahre 1910, nach dem Tode des Generalsuperiors Janssen, und angeregt durch die diesem gewidmeten Nachrufe in den Steyler Schriften, schrieb Herr Bill ausführlich seine Erinnerungen an der Hand fleißig gemachter Notizen nieder. Sie haben bei der Darstellung der Anfänge des Steyler Missionswerkes wertvolle Beiträge geliefert.

Es geht ein weher Zug durch diese Erinnerungsblätter des 77jährigen Priesters, der auf ein wechselvolles arbeitsreiches Leben zurückblickte. Er hatte manche herbe Enttäuschung erfahren. Alles war so ganz anders gekommen, wie er es einst voll Hoffnung und opferfreudiger Begeisterung bei dem Anfang in Steyl erwartet hatte. Der Schmerz darüber tönt wie eine Trauerglocke durch die Abendstunden seines Lebens. Wir haben sie hier widerklingen lassen, auch dann, wo ihr Klang herb, wohl zu herb ist. Diese Töne tragen in ihrer Weise trotzdem dazu bei, Licht und Schatten in unserm Lebensbilde gerechter zu verteilen.

Zehn Jahre früher als Herr Bill, anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Jubelfestes der Steyler Gründung, hat auch Arnold Janssen auf Drängen des P. Joseph Reinke S. V. D. seine Erinnerungen in allerdings viel kürzerer Form erzählt. Sie sind milder, gütiger und sonniger ausgefallen. Das ist seelisch verständlich. Sein zurückschauendes Auge sieht die Pläne und Ideale seines Lebens ungeahnt herrlich verwirklicht. Mit tiefer Zufriedenheit kann es auf dem Werke ruhen, das er mit Gottes Hilfe schaffen durfte. Der wunderbare Erfolg verklärt für ihn alle Leiden und Schwierigkeiten, durch die er sich hindurchringen mußte. Sie haben seine Bemühungen nicht durchkreuzt, sein Ziel nicht vereitelt, vielmehr Segen und Verdienst vermehrt.

* * *

Gedenken wir noch des Verhältnisses zwischen Arnold Janssen und Franz Reichart nach ihrer Trennung. Dieser wandte sich zuerst, wie der Rektor ihm beim Abschied geraten hatte, an den

Franziskanerpater Ignatius Jeiler in Vaals. Er verweilte hier, in Brüssel, Scheut und Löwen einige Wochen und reiste am 16. Mai nach England. Bischof Vaughan von Salford, der den strebsamen Theologen in Steyl kennengelernt hatte, nahm ihn sofort in seine Diözese auf und weihte ihn bereits am 29. Juni zum Priester.

Herr Reichart teilte dies bald dem Rektor Janssen mit und schreibt: „Ich bin hier sehr froh und vergnügt, ja glücklich. Möge nun auch Ihr zweiter Wunsch „heilig!" in Erfüllung gehen. Ich mache fast täglich ein Memento für Sie; bitte, tun Sie es auch für mich. Wie ich Ihnen schrieb, der Herr hat eine unendliche Geduld mit mir. Sie werden wohl meine Priesterweihe für verfrüht halten und mit Recht; aber ich habe es nicht so angeordnet, habe gehorcht und bin deshalb ganz ruhig; haben Sie also Geduld mit mir [1]."

Der Briefwechsel wird fortgesetzt. Rektor Janssen berichtet von den Fortschritten in Steyl, und Herr Reichart freut sich sehr darüber. „Ich sage die Wahrheit, wenn ich schreibe, mein Herz jubelt über Ihre vier Priester und sechzehn Zöglinge. Möge das Werk wachsen und gedeihen! Gott sei Dank, daß ich nie gedacht habe, daß meine geringe Person zum Zustandekommen oder Gedeihen des Werkes nötig sei. Die Wahrheit ist, daß es viel besser geht, seit ich das Haus verlassen habe. Gewiß Grund genug, mich von Herzen zu demütigen und zu bekennen „quia servi inutiles sumus [2]."

Dieser demütige Zug findet sich in allen Briefen des Herrn Reichart an Rektor Janssen. Allmählich läßt der Briefwechsel nach. Zum 25jährigen Jubelfeste der Gesellschaft des Göttlichen Wortes übersandte Generalsuperior Janssen dem ehemaligen Teilnehmer an der Steyler Gründung das Jubiläumsbuch und lud ihn zu einem Besuche ein. Reichart antwortet:

„Vorab muß ich Ihnen von Herzen danken für das wunderschöne und für mich so interessante (obwohl auch wehmütige) Missionsbuch und auch für die Weihnachtskarte. Letzte Nacht trat ich im Traum mit Ihnen ins alte Missionshaus, warf mich vor Sie nieder, küßte Ihre Hand, umarmte Sie und vergoß reichliche Tränen. Nun, so sei es auch in Wirklichkeit: weil Sie nun gegen mich armen Sünder so gütig sind, so hoffe ich Ihrer Einladung im Jahre 1902 Folge zu leisten [3]."

Dieser Besuch fand statt, doch leider zu einer Zeit, da Generalsuperior Janssen im Missionshause St. Gabriel in Österreich weilte. Herr Reichart war sehr ergriffen über alles, was er in Steyl sah. Und

[1] Brief vom 12. Juli 1876. [2] Brief vom 28. Dezember 1876.
[3] Brief vom 28. Dezember 1900.

an diesem großen Werke Mitgründer zu werden, war er einst berufen gewesen! Diese Erinnerung schnitt ihm tief durch die Seele.

Nach England zurückgekehrt, richtete er einen geradezu erschütternden Brief[1] an Herrn Janssen voll Schmerz und Trauer über die Ereignisse jener Zeit, da er an den Anfängen in Steyl beteiligt war. Herr Janssen beeilte sich, ihn zu trösten und schrieb ihm nachstehende väterliche Zeilen[2], die für den Schreiber und den Empfänger gleich ehrenvoll sind.

„Ich erhielt Ihr so außerordentlich demütiges Schreiben vom 13. d. M. und danke Ihnen tiefgerührt dafür. Im übrigen aber bitte ich Sie, wegen der Vergangenheit sich keinen Kummer zu machen. Ich will Ihnen mitteilen, wie ich darüber denke.

Sie haben durch Ihren Anschluß im Sommer 1875 wesentlich zur Gründung der Genossenschaft beigetragen. Dieses Verdienst bleibt Ihnen vor Gott und das um so mehr, nachdem Sie mir einen so demütigen Brief geschrieben haben, infolgedessen ich hoffe, daß Sie, wenn Sie dieses im Herzen wünschen, in der Ewigkeit auch einen Platz bei uns finden werden.

Sie waren, wie ich annehme, von Gott berufen, an der Einleitung der Gründung wesentlich Anteil zu nehmen. Zur Fortsetzung der Gründung waren Sie, wie es scheint, nicht berufen, und darum hatten Sie auch nicht das nötige Licht von oben; so entwickelte sich alles das, was Sie jetzt so sehr bedauern.

Aber auch dieses war, wenn nicht direkt von Gott gewollt, um mir Leiden zu bereiten, so doch wenigstens zugelassen. Er hat mir dann auch geholfen, trotzdem durchzukommen, und ich habe, um es den Unsern einschärfen zu können, damals gelernt, in der Trübsal den Kopf zu beugen, zu beten und trotz der allergrößten Schwierigkeiten auf den Herrn zu vertrauen.

Wie oft habe ich damals gesprochen: ‚Mein Herr und Gott, wie kann denn daraus noch etwas werden! Und wenn es dennoch sein soll, dann mußt du es tun!' Und er hat es über alles Erwarten getan.

Nach der Abreise von Steyl kamen Sie meinem Rate nach und gingen zu P. Ignatius Jeiler O. Fr. M. Derselbe sagte mir später: ‚Herr Reichart zeigte mir viel Vertrauen. Ich glaube, wenn ich ihm zugesprochen hätte, er wäre wieder zurückgegangen. Aber ich habe es nicht getan. Ich hielt ihn nicht für berufen.' — Ich meine, das kann Sie beruhigen.

Im übrigen haben Sie sich seit der ganzen Zeit so nobel gegen uns betragen, daß ich dieses mit dem größten Lobe anerkennen muß. Auch habe ich zu meiner überaus großen Freude gehört, wieviel Gutes Sie in England getan, und daß Sie dort als Muster und Vorbild für andere Priester gewirkt hätten. Ich hätte Sie deshalb sehr gerne und mit

[1] Brief vom 13. Mai 1903. [2] Brief vom 19. Mai 1903.

überaus großer Freude in Steyl empfangen und würde das auch überall tun, wohin Sie kämen. Das hiesige Haus (St. Gabriel) hat sich seit vierzehn Jahren noch bedeutender entwickelt als Steyl, und die schöne weihevolle, von so vielen Andächtigen weit in der Runde besuchte Hl.-Geist-Kirche hierselbst gereicht mir zu einem großen Troste und zur Freude im Herrn. Ihm sei Dank! Sein, nicht mein Werk ist es!

Zum Schluß leben Sie herzlich wohl, lieber, guter Father Reichart! Gott der Heilige Geist segne Sie und gebe Ihnen einen überaus hohen Platz im himmlischen Jerusalem! Beiliegendes sei Ihnen ein Beweis meiner Liebe, ebenso das nachfolgende Buch.

In herzlicher Liebe Ihr geistiger Mitbruder im Herrn

Arnold Janssen."

Ehe wir die Gründungsgeschichte des Steyler Missionshauses weiter verfolgen, können wir eine wichtige Schlußfolgerung ziehen.

Wir lernten die großen äußeren und inneren Schwierigkeiten kennen, unter denen Arnold Janssen sein Werk begann. In jenen kritischen Tagen, da sich drei seiner Mitarbeiter von ihm trennten, gab es fast niemand mehr, der noch Hoffnung auf Gelingen der Gründung hatte. Viele hielten gerade den Gründer selbst für das größte Hindernis, nannten ihn unfähig, unklar, überspannt und eigensinnig.

Wenn nun dieser Priester ganz allein *seinen* Weg weitergeht, an *seinen* Ideen gegen alle anderen Ansichten und Ratschläge festhält, *seine* Pläne mit eiserner Beharrlichkeit verfolgt und durchsetzt; wenn er dann schließlich den vollen Erfolg auf seiner Seite sieht, auf Schritt und Tritt des Himmels überreichen Segen mit Händen greifen kann: welch rückwirkenden Einfluß muß das auf seinen Geist haben? Auch bei tiefer Frömmigkeit und wahrer Demut muß er sich in die Überzeugung hineinleben: das ist Gottes Werk, und *ich bin sein Werkzeug!* Er hat *mich* gerufen und mich geleitet, diese Aufgabe zu vollbringen.

Das ist der Gesichtspunkt, von dem aus allein die eigenartige Persönlichkeit Arnold Janssens verstanden werden kann. Er lebte und wirkte in dem starken Glauben an seine göttliche Berufung.

8. Kreuzessegen.

Unter dem Eindruck der schweren Prüfungen der letzten Monate schrieb Arnold Janssen für die Juninummer des Kleinen Herz-Jesu-Boten eine längere Abhandlung „Über die Hingabe an Gott". In der Einleitung heißt es: „So mögen denn diese Worte hier zugleich

als Mahnung für alle zukünftigen Bewohner des Hauses stehen, daß sie aus keiner anderen Ursache hierher kommen, als eben deswegen, um sich ganz Gott hinzugeben."

Über diese Hingabe an Gott zur Leidenszeit aber schreibt er: „Gott schlägt öfters die Frommen; aber er salbt und heilt auch und verbindet mit den Leiden noch viel größere Herrlichkeit und Gnade. Überhaupt gibt er uns, wie wir es in jedem Augenblick brauchen, Licht, Trost, Stärke und Aufrichtung, alles zu seiner Zeit. Auch kann der Mensch bei dem tiefen Verderbnis, worin er gefallen, ohne Leiden unmöglich von seinen verborgenen Fehlern und Schäden befreit werden. Darum vertrauen wir Gott und reichen wir ihm kindlich unsere Hand, damit er sie nehme und uns führe! Denn er ist es, der da spricht: ‚Ich, der Herr, dein Gott bin es, der deine Hand erfasset und zu dir spricht: Fürchte dich nicht! Ich helfe dir!' (Is 41, 13.)"

Die Wahrheit dieser Worte sollte Arnold Janssen bald überreich an sich selbst erfahren. Fast von aller menschlichen Hilfe verlassen, setzte er mutiger als je sein Vertrauen auf Gott allein. Und der Herr half ihm auf sichtbare Weise. Nach den schweren Leidenstagen ließ er ihm die Sonne seiner Huld leuchten.

Die erste große Freude, die dem Rektor zuteil wurde, bereitete ihm Johannes Anzer. Dieser blieb dem Werke, dem er sich mit glühender Begeisterung geweiht hatte, trotz der schweren Stürme und Versuchungen treu. Allerdings hatte er noch einige Zeit heftig zu ringen.

Unter den Herrn Bill, Anzer und Reichart, die sich als Mitgründer dem Rektor Janssen in Steyl angeschlossen hatten, war Anzer zweifellos der geistig bedeutendste[1]. Er hatte einen klaren Verstand, besaß kluge

---

[1] Johannes Baptist Anzer, geboren am 16. Mai 1851 in Weinrith bei Pleistein, Diözese Regensburg, kam nach zweijährigem Privatunterricht in das Knabenseminar der Benediktiner in Metten und bestand im Jahre 1872 hier die Schlußprüfung. Nun trat er, einem langgehegten Wunsche folgend, in das Priesterseminar in Regensburg ein und widmete sich drei Jahre, bis Herbst 1875, den theologischen Studien. Die Missionen waren sein Ideal. Von der beabsichtigten Gründung eines deutschen Missionshauses hatte er durch den „Kleinen Herz-Jesu-Boten" Kenntnis erhalten. Als Rektor Janssen im Frühjahr 1875 seine Werbereise durch Süddeutschland und Österreich machte, traf er mit dem jungen Theologen Anzer in Regensburg zusammen, der den hochherzigen Entschluß faßte, seine Person für das geplante Werk einzusetzen. Am 29. Oktober 1875 kam er nach Steyl, wurde am 15. August 1876 in Utrecht zum Priester geweiht und reiste am 2. März 1879 in die Mission nach China. Hier wurde er der Begründer der blühenden Mission Südschantung, empfing am 24. Januar 1886 die Bischofsweihe in Steyl und starb nach vierundzwanzigjähriger überaus segensreicher Missionsarbeit gelegentlich einer Romreise in Rom am Schlagflusse am 23. November 1903. — Bischof von Anzer zählt unter seinen Vorfahren den

Überlegung, rasche Entschlußfähigkeit, unermüdlichen Arbeitsgeist und hochherzigsten Opfermut. Trotz seines feurigen Temperamentes war er bei den Kämpfen um die Grundideen der Steyler Gründung doch der überlegendste und weitschauendste unter seinen Parteigenossen. Das zeigte sich schließlich darin, daß ihm das Endziel seiner Pläne, die gänzliche Hingabe an den Missionsdienst, höher stand als jeder andere persönliche Wunsch.

Als der Rektor am 6. April öffentlich bekannt gab, daß die Herrn Bill und Reichart nicht mehr zum Hause gehörten und für den Fall ihrer Rückkehr jeden Umgang mit ihnen allen Bewohnern und Anzer insbesondere untersagte, traf letzteren ein so schmerzlicher Ausgang der Krise sehr schwer. Er erkannte, daß der Rektor den unsicheren Zustand der Verhältnisse jetzt energisch beendigen wollte. Auch für ihn mußte die Entscheidung bald fallen, und er mußte sich klar werden, welchen Weg er zu wählen habe. Unter diesen Eindrücken überreichte er dem Rektor am 7. April ein längeres Schreiben. Darin setzt er seine Lage auseinander und zählt nochmals die Punkte in den Plänen des Rektors auf, die ihm mißfallen. Dann fährt er fort:

„Sollten Sie, Herr Rektor, einige dieser Punkte in neuester Zeit aufgegeben haben, dann bitte ich, dieselben zu streichen. Sind Sie aber entschlossen, alle Punkte außer der Heidenmission fahren zu lassen, o welch eine Freude für mich! Dann kann, dann werde ich hier unter allen Umständen, Mühen und Entbehrungen bleiben; dann übergebe ich mich blindlings Ihrer Leitung, verzichtend auf allen und jeden eignen Willen, nur in Demut Gehorsam übend, meine Kräfte dem Hause weihend und Sie stets bittend, mich auf etwaige Fehler aufmerksam machen und dafür strafen zu wollen, wie ich es bisher auch oft und oft getan habe."

Dann erbittet er, daß ihm nach Empfang der Antwort des Rektors eine achttägige Bedenkzeit zugestanden werde, in der er sich entscheiden will, ob er bleiben könne oder fortgehe. „Aber traurig werde ich aus dem Hause gehen, das ich mit der ganzen Begeisterung einer jugendlichen Seele betreten habe. Und dann habe ich nur noch eine Bitte: daß wir nicht als Feinde, sondern als Freunde scheiden."

Der Brief macht dem Schreiber alle Ehre und zeugt von Klarheit, Besonnenheit und edler, reiner Absicht.

Die Antwort des Rektors auf diese Fragen ist nicht erhalten. Jedenfalls führte sie noch nicht zu vollen Klärung, wenn auch mehrere Bedenken ausgeräumt wurden. Die Seelenkämpfe des Jünglings

im Rufe der Heiligkeit am 8. März 1833 verstorbenen, für Regensburg zum Bischof erwählten, Generalvikar Sailers **Georg Michael Wittmann**, mit dem er auch den Geburtsort teilt.

dauerten noch lange Wochen weiter. Es war so schwer, die schönen Ideale fahren zu lassen und sich der harten, dornigen Wirklichkeit anzubequemen.

Am 28. Mai legte Anzer nochmals schriftlich einige Punkte dem Rektor vor und bittet um „bestimmte und unzweifelhafte" Antwort. Diese Antwort war so bestimmt, daß sie ihm keinen Zweifel ließ, Rektor Janssen werde in den beiden Hauptpunkten nicht nachgeben: alle Mitglieder des Hauses sollten Tertiaren des heiligen Dominikus werden; ebenso blieb die besondere Pflege der Wissenschaften ein Programmpunkt.

Mit dem ersten Punkte konnte der junge opferwillige Theologe sich leichter versöhnen, und er nahm ihn an. Im zweiten Punkte entschloß er sich zu einer mutigen Selbstverleugnung. Der Hauptzweck der Gründung war ja die Heidenmission und das war für den glühenden Missionseifer Anzers entscheidend. Den Nebenzwecken hat er zwar auch in der Folge nie zugestimmt; aber er war so verständig, sich um ihretwillen nicht aus der einmal eingeschlagenen Lebensbahn drängen zu lassen. Anzer entschloß sich zu bleiben. Am 16. Juni, dem Jahrestag der ersten Weihe an das heilige Missionswerk, legte er mit dem Gründer Arnold Janssen in der neueingerichteten Kapelle des Missionshauses die heiligen Gelübde ab, die ihn bis zum Tode an den heiligen Missionsdienst binden sollten. Die Kapelle war am gleichen Tage von Regens Cramer (später Weihbischof) von Münster, eingeweiht worden und hatte das heiligste Sakrament erhalten, das von diesem Tage an stets durch die Gottesnähe die Bewohner des Missionshauses beglückte.

Schon am 15. August desselben Jahres empfing Herr Anzer in der Kathedrale in Utrecht die heilige Priesterweihe[1]. Am 17. August feierte er in der Missionskapelle seine Primiz. Gott hat seine Demut und seine tapfere Selbstüberwindung reich belohnt. Anzer wurde der erste Heidenmissionar und Missionsbischof aus dem Steyler Hause, und er hat das Glück gehabt, in Südschantung in China die erste deutsche Heidenmission zu begründen und während einer dreiundzwanzigjährigen gesegneten Tätigkeit zu herrlicher Blüte zu bringen.

Hatte die glückliche Entscheidung mit Anzer das Herz des Rektors mit freudigem Danke gegen Gott erfüllt, so wurde ihm in derselben Zeit noch ein weiterer, nicht weniger großer Trost zuteil.

[1] Auf Anraten des Bischofs Vaughan hatte Rektor Janssen in Rom die Erlaubnis nachgesucht und erhalten, drei bis fünf Kandidaten des Steyler Missionsseminars auf den Missionstitel zu Priestern weihen lassen zu dürfen. Erst später, als die Gründung in Steyl ein eigenes Missionsgebiet zugewiesen erhalten hatte, konnte diese Frage dauernd erledigt werden.

Zwei Mitarbeiter hatten ihn verlassen und er vermißte ihre Hilfe sehr. Gott schickte ihm nun zwei neue dafür, die einen vollen Ersatz boten. Am 2. Juni 1876 traten die beiden Diakone Johannes Janssen[1], der jüngste Bruder des Stifters und Hermann Wegener[2] in das Steyler Missionshaus ein. Sie entschlossen sich, dort zu bleiben und ihre Kraft ganz dem Werke Arnold Janssens zu weihen. Diesen Vorsatz haben sie gehalten und ihn mit solcher Treue ausgeführt, daß sie die tüchtigsten Helfer des Gründers geworden sind und am Aufbau des Steyler Missionswerkes hervorragenden Anteil genommen haben.

Beide Herrn hatten ihre theologischen Studien vollendet und standen unmittelbar vor der Priesterweihe. Am 4. März hatten sie in Osnabrück[3] von der Hand des Bischofs Beckmann die vier niederen Weihen sowie das Subdiakonat und am 5. März das Diakonat empfangen. Da kam die Auflösung und Schließung des Priesterseminars in Münster. Die davon betroffenen Theologen mußten sich außerhalb der Heimat die Möglichkeit suchen, ihren Beruf weiter zu erstreben und die heiligen Weihen zu empfangen. Johannes Janssen faßte den Plan, zu seinem Bruder nach Steyl zu gehen und machte seinen Studienfreund Hermann Wegener auf diese Gelegenheit aufmerksam. Dieser schloß sich freudig und mutig ihm an. Wie die übrigen Theologen ihres Kursus aus Münster wurden sie am 16. Juli in Bayern zu Priestern

[1] Johannes Janssen ist am 15. Oktober 1853 in Goch geboren. — Arnold ließ den frommen und begabten Bruder studieren. Von 1865—1867 besuchte er die Rektoratschule in Goch, weilte von 1867 – 1872 im Collegium Augustinianum in Gaesdonck, studierte dann ein Jahr in Bonn an der Universität und trat 1873 ins Collegium Borromaeum in Münster ein. 1875/76 war er dreiviertel Jahr im Priesterseminar daselbst, bis dieses infolge des Kulturkampfes geschlossen wurde. Die Theologen zerstreuten sich ins Ausland und Johannes faßte den Plan, zu seinem Bruder nach Steyl zu gehen. Er wirkte hier bis 1888 in der geistlichen Leitung der Brüder, als aszetischer Schriftsteller und in der Redaktion der „Stadt Gottes", war von 1888—1889 Präses des Raphaelkollegs in Rom, wurde 1889 Rektor des Missionshauses in St. Gabriel und starb als wahrhaft heiligmäßiger Priester am 12. April 1898. Durch seine zahlreichen tief frommen Schriften hat er unermeßlich viel Gutes gewirkt.

[2] Hermann Wegener ist am 18. Oktober 1850 in Polsum bei Dorsten geboren. Von 1863—1867 besuchte er das Progymnasium in Dorsten und studierte 1867—1872 im Collegium Ludgerianum in Münster, war dann drei Jahre im Collegium Borromaeum und dreiviertel Jahr im Priesterseminar daselbst. Mit seinem Studiengenossen Johannes Janssen war er eng befreundet und dieser machte ihn auf Steyl aufmerksam. P. Hermann Wegener war von 1879—1902 Studienpräfekt in Steyl. Mehrere hundert Priester der Steyler Missionsgesellschaft sind in der Erziehungsschule dieses wissenschaftlich, erzieherisch und aszetisch gleich bedeutenden Führers herangebildet worden. Daneben redigierte er noch von 1878—1898 den „Kleinen Herz-Jesu-Boten".

[3] Bischof Brinkmann von Münster weilte bereits in der Verbannung.

geweiht, und zwar Johannes Janssen in Regensburg und Hermann Wegener in Eichstädt. Am 19. Juli, dem Feste des heiligen Vinzenz, feierte Johannes Janssen seine Primiz im Steyler Missionshause, Hermann Wegener am 18. Juli in seiner Heimat Polsum.

Der Rektor frohlockte über diesen wertvollen Zuwachs an Mitarbeitern. Im Kleinen Herz-Jesu-Boten schrieb er: „Am Feste des heiligen Vincentius von Paula (19. Juli) hatten wir das Glück, zwei Priester unseres Hauses zum erstenmal an den Altar des Herrn treten zu sehen, um dem Herrn der Heerscharen das große unblutige Opfer des Neuen Bundes darzubringen. Möge der Herr zu seiner Ehre und unserm Nutzen, durch die fortgesetzte Darbringung des heiligen Opfers und die frommen Übungen des Hauses den wahren priesterlichen Geist in ihnen mehren und die großen heiligen Vollmachten, die er ihnen verliehen hat, zum Heile der Seelen gereichen lassen. Die Aufgabe, welche sie ins Haus geführt, an deren Lösung sie mitarbeiten wollen, ist gewiß eine große, die heilige Männer zu ihrer Lösung bedarf. Sollen sie doch Missionare bilden, Männer, die da bereit sind, Leib und Leben hinzugeben, um das Reich Gottes auf Erden auszubreiten! Fürwahr eine große, eine edle, eine segensvolle Aufgabe. Dank sei dem Herrn, der ihnen in den Sinn gegeben, an einer solch heiligen Aufgabe mitwirken zu wollen! —

„Werden sich noch weitere Gehilfen finden? Gott gebe es! Oder ist unsere Zeit zu klein geworden, um etwas wahrhaft Großes verstehen und begreifen zu können! Zuweilen sollte man es sagen . . . Doch, Gott sei Dank! Es gibt auch noch edle glaubensmutige Seelen, und ihre Hilfe hat uns bisher nicht gefehlt[1]."

So hatte denn das neue Missionshaus am Schlusse seines Eröffnungsjahres bereits vier Priester. Wie dankbar blickt der Rektor auf diesen glücklichen Fortschritt. Hatte ihm doch der Stifter des Missionshauses von Millhill, Bischof Vaughan, erzählt, daß er zwei Jahre mit einem einzigen Studenten das ganze Personal des dortigen Missionshauses ausgemacht habe.

Nun konnte Rektor Janssen alles besser einrichten, vor allem den Schulbetrieb für die Zöglinge. Am Schluß des ersten Jahres waren bereits 12 Lateinschüler vorhanden. Unter ihnen war auch am 1. Juli 1876 Nikolaus Blum eingetreten, der als Priester mehr denn 25 Jahre hindurch in der materiellen Verwaltung die rechte Hand Arnold Janssens war und von der Vorsehung auserkoren wurde, nach dem Tode des Gründers sein erster Nachfolger als Generalsuperior der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes" zu sein.

[1] KlHJB 1876, 63.

Am Ende des zweiten Gründungsjahres stieg die Zahl der Zöglinge auf 30, und nach drei Jahren betrug sie 54, worunter 6 beim Eintritt bereits die Gymnasialstudien abgeschlossen hatten.

Wir stehen hier vor jener Erscheinung, die uns die rasche Entwicklung und Ausbreitung der Steyler Missionsgründung erklärt: es ist der anhaltend starke Zustrom von Berufen, von Kandidaten für den Priester- und Missionsberuf.

Arnold Janssen wollte nicht nur ein Missionsseminar gründen, worin Priester, oder solche Studierende, die nahe vor der Priesterweihe standen, ihre letzte Ausbildung und Ausrüstung für den praktischen Missionsdienst erhalten sollten. Sein Hauptaugenmerk richtete sich vielmehr auf die Eröffnung einer apostolischen Schule, die Knaben vom ersten Lateinunterricht an für den Missionsberuf heranbildete. Solche Schulen bestanden bereits in Avignon, Amiens, Poitiers und Bordeaux in Frankreich und in Turnhout in Belgien. Es war der Jesuitenpater Foresta, der sich um die Gründung dieser segensreich wirkenden Schulen große Verdienste erworben hatte. Allerdings waren diese Anstalten eher apostolische Konvikte, weil sie keine eignen Gymnasien hatten, sondern ihre Zöglinge an die öffentlichen Gymnasien der Jesuiten in jenen Städten schickten. Rektor Janssen wollte aber diese apostolische Erziehung zugleich mit einem internen Gymnasium verbinden.

Über die Bedeutung dieser Schulen hatte er schon im Frühjahr 1875 mehrere Artikel im Kleinen Herz-Jesu-Boten veröffentlicht. Er begründet ihre Notwendigkeit neben den Bildungsanstalten für den Heimatklerus: „1. weil ein Missionar vielfach andere Kenntnisse und Fertigkeiten bedarf als ein gewöhnlicher Priester; 2. weil der Missionar mehr im Geiste der Großmut, Hingabe und Opferwilligkeit erzogen werden muß als ein gewöhnlicher Priester, um später in seinem opfervollen Beruf besser ausharren zu können; 3. weil den apostolischen Schulen als wesentlicher Punkt eine solche Einrichtung gegeben zu werden pflegt, daß auch bewährte, aber ganz unbemittelte Studenten dort Aufnahme und vollständige Beköstigung, einschließlich der Ferien, finden, was bei den gewöhnlichen geistlichen Bildungsanstalten in der Weise nicht der Fall ist."

Die Eröffnung einer solchen Schule in Steyl war von einem vollen Erfolge gekrönt. Das Herz des Gründers war überglücklich, als er die rasch sich mehrende Schar der Zöglinge überblickte und ihren Eifer sah.

„An Arbeitern im Weinberge wird es nicht mangeln," schrieb er im Kleinen Herz-Jesu-Boten. „Noch ist unser Haus erst wenig bekannt, und schon laufen von den verschiedensten Seiten Anmeldungen

von Zöglingen ein, und dieselben mehren sich von Tag zu Tag. Und wie glücklich fühlen sich die jungen Leute, wenn sie ihr Ziel erreichen und in eine Anstalt eintreten können, die ihnen den Zugang zu den Pforten priesterlichen Missionarlebens eröffnen soll. Wie gerne studieren und arbeiten sie, wie gerne geben sie sich den Übungen der Frömmigkeit hin! Darum studiert nur, ihr jungen Leute, und heiligt euch in der Stille vor dem Angesicht des Herrn! Einst kommt der Tag, wo aus dem Jüngling ein Mann und aus dem frommen fleißigen Studenten ein eifriger Priester Gottes wird. Ihr aber sollt Missionare, sollt wahrhaft apostolische Männer werden. Die Kirche Gottes braucht heilige Apostel. Der Herr beruft sie. Die Gläubigen aber spenden ihre Gaben, damit sie wohnen, fromm leben und daran arbeiten können, um einst heilige Apostel zu werden. Darum seid fleißig, fromm und tugendhaft und eure Wünsche werden sich erfüllen. Dann aber betet auch, daß der Herr auch heilige und erleuchtete Priester beruft, um euch recht fromm und tugendhaft zu erziehen[1]."

Ja, die Lehrerfrage hätte bei dem schnellen Anwachsen der Schülerzahl große Verlegenheit bereiten können. Aber hier erfüllte sich wenigstens teilweise eine früher schon oft ausgesprochene Hoffnung des Gründers. Zwar traten von den jungen Priestern und Priestertumskandidaten, die der Kulturkampf aus der Heimat hinausnötigte, nur wenige dauernd dem Steyler Werk bei. Zwei haben wir schon kennengelernt, Johannes Janssen und Hermann Wegener. Es folgten noch die Herrn Freinademetz, Eikenbrock und Abel. Eine größere Zahl aber kam nach Steyl, um einige Zeit als Lehrer für die Lateinschüler zu wirken. Das war für die ersten Jahre überaus wertvoll; denn in dieser Zeit stieg die Schar der Zöglinge bereits auf 200. Der Rektor erkannte mit Recht in dieser wichtigen Hilfe eine besondere Fügung der Vorsehung. Nur diese Unterstützung erlaubte es, so viele Zöglinge zu den Studien zuzulassen[2].

---

[1] KlHJB 1876, 63.

[2] Dankbar seien hier die Namen jener hochwürdigen Herrn genannt, die als Lehrer im neugegründeten Missionshause längere oder kürzere Zeit tätig waren und die rasche Entwicklung der Steyler Gründung wirksam gefördert haben. Aus der Diözese Münster waren es die Priester: Heinrich Eurmers (später Pfarrer in Xanten), Peter Hüls (später Professor und Domkapitular in Münster), Wilhelm Klehr, Bernhard Hellmann, Dr. Joseph Deventer, Bernhard Müser, Joseph Adams, P. Friedrich Nau, Bernhard Eikenbrock, der schließlich sich dem Steyler Hause ganz anschloß. Dazu kommen noch aus der Diözese Paderborn: Professor Dr. Joseph Vigener; aus der Diözese Freiburg: Leopold Ochs, aus der Erzdiözese Köln: Dr. Joseph Kleinermanns und Jakob Fey, der sich wie Eikenbrock dem Steyler Werk anschloß; aus St. Gallen: Johann Huber; aus der Diözese Fulda kam Dr. Wilhelm Abel, der seine

So trüb die erste Hälfte des Gründungsjahres des Missionshauses in Steyl gewesen war, so günstig war die zweite für seine Entwicklung geworden. Und dieses Jahr voll Kreuz und Segen wurde noch gekrönt durch eine bedeutsame Empfehlung des Steyler Werkes in der breitesten Öffentlichkeit durch die Generalversammlung der deutschen Katholiken in München, am 12. September 1876.

Rektor Janssen war selbst nach München gereist und hatte die Freude, großes Interesse für sein Unternehmen zu finden. In der zweiten geschlossenen Sitzung konnte er in längerer Rede die Versammlung mit der Steyler Gründung bekannt machen und dafür erwärmen. Tiefen Eindruck machte der Nachweis, wie sehr das katholische Deutschland auf dem Felde der äußeren Missionen zurückgeblieben sei.

„Sehen wir, meine Herrn,“ führte der Redner aus, „was andere Länder getan haben. In Italien gibt es Missionsanstalten zur Heranbildung von Missionaren in Neapel, Rom, Mailand, Turin und Genua. In Frankreich ebenso; in Paris allein gibt es viele große Anstalten. Kommt man in das „Seminar der auswärtigen Missionen“, so findet man einen großen, rot ausgeschlagenen Saal. Darin sind die Gebeine der Martyrer, die aus diesem Hause hervorgegangen sind und in China, Japan, Korea das heilige Evangelium verkündet haben. Man findet in Paris das Haus der Picpus, der Maristen, der Lazaristen, der Kongregation vom Heiligen Geiste; ein Haus größer als das andere. Und außerdem gibt es in Frankreich noch Missionsanstalten in Avignon, Poitiers, Bordeaux, Amiens und noch an vielen Orten. Das katholische Belgien hat ein Missionshaus in Scheutveld bei Brüssel. Irland hat ein Missionshaus bei Dublin. Selbst die wenigen tausend Katholiken Englands haben ein eignes Missionshaus in Millhill bei London.

„Sehen wir, was die Protestanten für die Verbreitung ihres Glaubens tun, so finden wir in Deutschland allein protestantische Missionshäuser zur Heranbildung von Missionaren für die eigentliche Heidenmission in Hamburg, Berlin, Dresden, Barmen und Basel. Vielleicht gibt es noch mehrere, die ich nicht kenne.

„Darum, meine Herrn, gereicht es uns Katholiken nicht zur Ehre, daß das katholische Deutschland bisher so zurückgeblieben ist, daß es noch kein einziges Missionshaus zur Heranbildung von Missionaren hatte. Wir müssen Geld spenden. Aber es genügen Geldspenden nicht

theologischen Studien in Rom vollendet, aber die heilige Priesterweihe noch nicht empfangen hatte. Er war eine ganz hervorragende Lehrkraft für die philosophischen und naturwissenschaftlichen Kurse.

allein, Deutschland muß vor allem Missionare liefern, die sich an die übrigen katholischen Missionare anschließen und das Licht unseres heiligen Glaubens in die Länder tragen, wo noch die Finsternis des Heidentums herrscht."

Im Anschluß an diese Rede brachte der später so verdienstvolle Zentrumsführer Dr. Joseph Lingens aus Aachen als Referent des „Ausschusses für Missionen und Karitas" folgenden Antrag ein, der von der Versammlung einmütig angenommen wurde:

„Die Generalversammlung begrüßt das mit dem Segen des Heiligen Vaters und vieler Bischöfe Deutschlands, Österreichs und der Niederlande in Steyl bei Venlo in Holland für die auswärtigen Missionen errichtete Missionshaus zum heiligen Erzengel Michael mit Freuden als den ersten Versuch, durch Gründung eines eignen deutschen Missionsseminars eine größere persönliche Beteiligung der Katholiken Deutschlands für das Missionswerk der katholischen Kirche unter den heidnischen Völkern zu erreichen. Zugleich empfiehlt sie diese Erziehungsanstalt für solche jungen Leute, welche dem Missionsberuf sich widmen wollen, dem Interesse und der Unterstützung der Katholiken auf das wärmste."

Diese öffentliche Empfehlung seines Werkes vor dem ganzen katholischen Deutschland war sehr erfreulich und ermutigend für Rektor Janssen. Mit neuem Eifer und großer Zuversicht setzte er seine Gründungsarbeit fort.

9. Die Erbauung des Steyler Missionshauses.

Die Bewohnerzahl des neuen Missionshauses vermehrte sich so rasch, daß die Räume des ehemaligen Wirtshauses trotz aller Einschränkung bald nicht mehr ausreichten. Zudem lagen Anmeldungen weiterer Zöglinge vor. Eine Vergrößerung der Anstalt wurde nötig. Schon um Ostern 1876 stellte sich dieses Bedürfnis ein.

Trotz der leeren Kasse und ständiger Sorge ums tägliche Brot, entschloß sich Rektor Janssen, einen Neubau in Angriff zu nehmen. Im Kleinen Herz-Jesu-Boten teilt er dieses den Wohltätern und Freunden mit:

„Vor allem ist im gegenwärtigen Augenblick nötig, daß wir bauen. Eine Seele bedarf des Leibes, um darin zu wohnen und in und mit dem Leibe groß zu werden. So bedürfen auch wir der nötigen Räume, um zu wohnen und den Übungen der Frömmigkeit

und des Studiums obzuliegen, und wieviel braucht nicht eine Unterrichts-Anstalt schon für fünfzig Menschen. Darum bauen wir in Gottes und in Jesu Namen ... Ist auch noch wenig Geld da, und brauchen wir nicht viele Schlüssel, um unser Geld vor Dieben zu sichern, so hat doch Gott der Herr noch unermeßliche Schatzkisten. Das Vertrauen aber ist ein Schlüssel zu ihnen. Möge es an diesem Vertrauen uns niemals fehlen! Gott der Herr wird schon zeigen, daß er reich genug ist, und daß man niemals umsonst auf ihn vertraut.. Bauen wir doch auch für den Himmel, um ihn mit unsterblichen Seelen zu bevölkern, die sonst verlorengehen würden. Sonst baut man freilich auf der Erde meist nur für die Erde. Aber ist das Reich der Himmel nicht auf die Erde gekommen! Darum muß auf der Erde auch für den Himmel gebaut werden. — So mögen denn die fleißigen Hände kommen, die da Stein auf Stein legen, bis das Haus vollendet ist. Und mögen die frommen Geber kommen, die da den Arbeitern die Steine in die Hände geben, damit zu Ehren unserer heiligen Patrone sich ein neuer Gottesbau erhebe ... Kommt auch, ihr heiligen Engel, und helft bauen! Ist das Haus aber vollendet, dann ziehet auch ihr selbst ein und macht, daß diejenigen, die darin wohnen in englischer Sitte und Gesinnung leben, arbeiten, sich heiligen, und mit eurer Hilfe Gottes heiliges Reich verbreiten: dem Satan zum Trutz, euch zur Ehre, der Kirche zum Heile, und allen frommen Christen zur Freude und zum Troste [1]."

Die ersten Pläne zu den nunmehr beginnenden Bauten des heutigen Missionshauses in Steyl fertigte Bauunternehmer Friedrich Vogt aus Wesel für Gotteslohn an. Es waren drei Flügel, in Hufeisenform aneinander gelagert, geplant, die nach und nach erstehen sollten. Der erste, südlichere Flügel ist genau der mittlere Frontbau des jetzigen Missionshauses. Er sollte 18 Meter breit und 23 Meter lang werden. Mit der Längsachse zur Maas gerichtet stößt er vor die später erbaute Kirche. Dieser Teil wurde zuerst aufgeführt. Ein gleicher Flügelbau sollte sich parallel dem ersten nördlich davon wiederholen und beide sollten an der Straßenseite durch einen etwas höheren Giebelbau verbunden werden. So dachte sich Rektor Janssen, im Falle günstiger Weiterentwicklung das vollendete Missionshaus. Er konnte nicht ahnen, daß es, ehe zehn Jahre verstrichen waren, wohl sechsmal größer dastand.

Der erste Bau wurde am 17. August 1876, am Primiztage des Herrn Anzer, begonnen. Der Primiziant tat den ersten Spatenstich. Ein Herr aus der Nachbarschaft sagte: „O weh! Jetzt fangen sie auch noch an zu bauen; darin werden sie sicher steckenbleiben."

[1] KlHJB 1876, 63.

Bauen ohne Geld ist allerdings eine eigne Sache; aber Gott läßt kein echtes Vertrauen auf seine Hilfe zuschanden werden. Beim Beginn des Baues war kaum ein Zehntel der Summe des Kostenanschlags vorhanden. Sie war schnell verausgabt. Doch als im September die Sorge kam, kamen auch Wohltäter. Zuerst waren es drei Geschwister aus St. Toenis bei Krefeld, von denen jede dem Rektor 1500 Mark einhändigten als dauernde Meßstiftungen. Bald darauf spendete noch ein Herr Cithier aus Dülmen 4000 Mark unter Vorbehalt der Zinsen auf Lebenszeit. So ging es weiter und als der Bau fertig stand, war er auch bezahlt.

Noch während des Baues schrieb der Rektor in seinem Blatte: „Wir haben bis jetzt alle drängenden Rechnungen bezahlen können und hoffen, daß wir es auch in Zukunft vermögen. Mit den Bauunternehmungen für Werke Gottes ist es eine eigentümliche Sache. Wer da wartet, bis er für einen notwendigen Bau, der zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen dienen soll, alles erforderliche Geld bar vor sich liegen hat, der wird nur schwer und langsam vorwärts kommen. Ganz etwas anderes aber leistet, wer Mut und Vertrauen besitzt. Natürlich hat alles seine Grenzen. Im übrigen aber gilt das Wort des seligen Bischofs Joh. Georg Müller von Münster. Wie viele kostspieligen Werke hat dieser gottvertrauende Mann unternommen und zu Ende gebracht! Zu seinen Pfarrern aber, die eine neue Kirche haben mußten, pflegte er zu sagen: ‚Meine Herrn, fangen Sie nur an, und denken Sie: das Geld ist schon da, nämlich in den Taschen der guten Leute, die es Ihnen seinerzeit geben werden.‘ — Gottvertrauen ist die Tugend, aus der ein Missionar alle Kraft und Hilfe ziehen muß. Ja, ein Missionar muß ein wahrer Held des Gottvertrauens sein. Darum ist es gut, daß unser Missionshaus von Anfang bis zu Ende auf diese Tugend gegründet wurde. Man suche die weltlichen und menschlichen Stützen, auf die es seinen Bestand gegründet! Sie fehlen. Und doch fehlt ihm nichts, wenn Gott ihm nicht fehlt. Wo ist je ein Kloster oder geistliches Haus aus Mangel an Mitteln zur öffentlichen Versteigerung gekommen? Niemals! Gott sorgt für diejenigen, die ihm dienen[1]."

In seinen späteren Erinnerungen machte sich P. Janssen folgendes interessante Geständnis: „Bei diesem ersten Bau haben wir etwas gelernt, was für die Entwicklung des Werkes außerordentlich wichtig wurde. Wenn nämlich in der Folge ein Bau geplant wurde, haben wir uns nie mehr gefragt: Ist auch Geld da? sondern nur: Ist der Bau notwendig? Alsdann sind wir getrost und guten Mutes ans Werk gegangen, wenn auch nur ein Zehntel oder ein Zwanzigstel der Bau-

[1] KlHJB 1877, 3.

summe vorhanden war. Wir haben stets die Bauten vollenden und bezahlen können."

So hat es P. Arnold Janssen tatsächlich gehalten. Sein Gottvertrauen in dieser Angelegenheit war für viele unbegreiflich. Während des Weiterbaues am Steyler Hause kam es vor, daß 200 000 bis 300 000 Mark Bauschulden[1] vorhanden waren und beim Bau des Hauses St. Gabriel in Österreich war der Mangel zeitweilig noch größer, so daß der P. Generalprokurator Blum in schweren Sorgen war, wie diese Riesenschulden gedeckt werden sollten. Aber der Gründer dieser Werke bewahrte seine nie wankende Zuversicht: Gott wird schon sorgen. Und er hat recht behalten; Gott hat ihm geradezu wunderbar geholfen[2].

Am Feste des heiligen Apostels Thomas (21. Dez.) konnte im feierlichen Gottesdienst Gott dem Herrn Dank für die glückliche äußere Vollendung des ersten Baues abgestattet werden. „O wie froh war ich," erzählte der Rektor später, „viel froher als bei Vollendung der Bauten in den folgenden Jahren."

Das Bauen mußte schon im nächsten und den folgenden Jahren fortgesetzt werden, so rasch mehrte sich die Zahl der Bewohner. Bei Leitung dieser Bauten mußte Heinrich Erlemann fleißig helfen und

[1] Im Jahre 1879 wurde das 25jährige Jubelfest der Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängnis gefeiert. Rektor Janssen befand sich damals in großer Geldverlegenheit infolge eines großen Neubaues. Er erließ deshalb einen Aufruf an die Katholiken als Jubelspende zum 8. Dezember ein Opfer für das deutsche Missionshaus zu senden. Der Aufruf war von 75 im öffentlichen Leben stehenden katholischen Männern des Priester- und Laienstandes unterzeichnet. Wir finden Namen vom allerbesten Klang, z. B. Freiherr von Hertling, Professor Dr. Johannes Janssen, Domkapitular Moufang, Freiherr Felix von Löe, Professor Alban Stolz, Freiherr von Wendt, Graf von Honsbroech, Fürst Karl von Löwenstein, Kaufmann Cahensly, Freiherr von Heeremann, Landgraf Joseph von Fürstenberg, Freiherr von Mensenburg, Graf Max von Kageneck, Graf Ludwig Arco-Zinneberg u. a. m. Trotz dieser hohen Empfehlungen brachte der Aufruf nur 27 353 Mark ein. Es war gewiß eine sehr willkommene Hilfe; aber wie ganz anders würde heute eine solche Einladung für das Missionswerk wirken. Das Missionsverständnis war eben damals noch sehr gering.

Eine Eingabe Rektor Janssens an die Rhein.-Westfälischen Malteser-Ritter vom 30. März 1875 hatte seinem Unternehmen nur 300 Mark zugeführt mit dem Hinweis, daß die Geldmittel des Ordens nur für die innere Mission bestimmt seien.

[2] Domkapitular Moufang in Mainz stellte nach Jahren einmal den hochwürdigen P. Generalsuperior Janssen einer Anzahl Priester mit folgend drastischen Worten vor: „Meine Herrn, hier muß ich Ihnen einmal einen merkwürdigen Mann vorstellen; keiner hat soviel Windbeutelei getrieben wie dieser: und merkwürdig, der liebe Gott hat das alles ratifiziert (gut geheißen)."

gelangte dadurch bald zu nicht unbedeutenden bautechnischen Kenntnissen. Beim Bau der Doppelkirche des Missionshauses, die von 1881 bis 1884 vollendet wurde, arbeitete sich Erlemann zu einem tüchtigen und durchaus praktischen Baumeister heraus, der selbständig alle Bauten entwerfen und ausführen konnte[1].

Der Plan zu der freundlichen und schmucken Steyler Doppelkirche wurde angefertigt vom hochw. Herrn Prill, einem Priester der Erzdiözese Köln, der damals in der Anima in Rom lebte und ein Studienfreund von Johannes Janssen war. Die Anlage einer Doppelkirche (zwei Kirchen übereinander) war ein sehr glücklicher Gedanke. Sonst wäre das Gotteshaus schon nach wenigen Jahren für die große Anstalt zu klein gewesen; eine Erweiterung aber war und blieb wegen des steilen Maasufers unausführbar.

Übrigens sollte die Kirche ursprünglich ihren Platz mehr nach Norden, in die Mitte der zuerst gebauten hufeisenförmigen Anlage, erhalten. „Aber da fügte es Gott," so erzählt P. Janssen, „daß der rechte Mann ratend im rechten Augenblick erschien. Es war der geistliche Rat und Stadtpfarrer Münzenberger aus Frankfurt a. M., der in Steyl einen Besuch machte. Diesem teilte ich meinen Plan wegen des Kirchenbaues mit.

‚So würde ich die Kirche nicht bauen,' sagte er; ‚dann steht alles viel zu dicht gedrängt beisammen. Setzen Sie die Kirche in die Verlängerung des Baues, den Sie zuerst errichtet haben. Dann steht sie freilich zur Seite der bisher ausgeführten Bauten; aber wer weiß, ob nicht mit der Zeit noch ebenso viel, wie jetzt schon steht, nach der Südseite wird angebaut werden müssen; alsdann käme die Kirche genau in die Mitte der ganzen Anlage. — Ich habe als bischöflicher Revisor der Baupläne für Klöster und Kirchen zu viel Erfahrung gemacht, wie derartige Institute wachsen und eine Ausdehnung erlangen, die man zu Beginn nicht geahnt. Später heißt es dann immer wieder: zu klein gebaut.' — Die Zukunft sollte bald lehren, wie richtig dieses Urteil war.

[1] P. Arnold Janssen erkannte bald die großen Vorteile, die diese bautechnischen Kenntnisse von Mitgliedern seiner Gründung für die weitere Entwicklung in Europa und in den überseeischen Ländern hatten. Er förderte deshalb auf alle Weise die Ausbildung besonders hierzu befähigter Priester in der theoretischen und praktischen Baukunde. Tatsächlich sind denn auch fast alle Häuser der Steyler Missionsgesellschaft in Europa und zahlreiche Bauten, besonders Kirchen, in den Missionen und in Amerika von Priestern der Gesellschaft zeichnerisch entworfen und praktisch ausgeführt. Dadurch wurden nicht nur große Summen an Bauleitungskosten gespart, sondern diese Priester kannten zugleich am genauesten die Bedürfnisse ihrer Gesellschaft und konnten darum die Bauten auf das zweckmäßigste einrichten.

Rektor Janssen ging auf diese Vorschläge ein und prüfte sie. Er ließ durch Heinrich Erlemann Ausmessungen vornehmen, ob eine Verdopplung der bisherigen Bauten nach Süden hin, bis zu dem dort vorbeiführenden öffentlichen Weg zur Maas hinab, noch Platz habe. „Aber," so fügte er bei, „du mußt das unauffällig tun und die Zeichnungen zu diesem Projekt darfst du nur bei verschlossenen Türen machen, sie niemand zeigen und mit niemand davon sprechen, damit keiner erfahre, was für stolze Leute wir sind, die es für möglich halten, unser Haus könne noch einmal so groß werden, als es schon ist."

So kam denn die Kirche, nach dem Rate des Stadtpfarrers Münzenberger dorthin, wo sie heute steht. Am Feste Mariä Verkündigung 1881 wurde der Grundstein gelegt; am 12. Mai 1883 die Unterkirche mit der Feier des Vierzigstündigen Gebetes dem gottesdienstlichen Gebrauch übergeben. Am 8. September 1884, dem neunten Jahrestag der Gründung des Missionshauses, vollzog der damals 89jährige Bischof Paredis von Roermond die Konsekration der Kirche und des Hochaltars. Das erste feierliche Hochamt im neuen Gotteshause zelebrierte P. Arnold Janssen und wir können uns denken, wie seine Seele überströmte von Dank gegen den guten Gott, der sein Lebenswerk bisher so überschwänglich gesegnet hatte.

Diese erste Kirche der Missionsgesellschaft des Göttlichen Wortes — seitdem sind zahlreiche weitere in allen Weltteilen erstanden — wurde den heiligen Engeln geweiht. P. Arnold Janssen verehrte sie in besonderer Weise. Weil sie bei Einleitung der Welterlösung so oft als Boten Gottes auftreten, so glaubte er auch an eine besondere Mitwirkung der heiligen Engel bei der Ausbreitung der Erlösung unter den Völkern der Erde durch das heilige Missionswerk. „In dieser Überzeugung", so heißt es im Bericht über die Kirchweihe im Kleinen Herz-Jesu-Boten[1], „verehren wir eifrig die heiligen Engel und vertrauen fest, daß sie den von dieser Stätte ausziehenden Glaubensboten in den fernen heidnischen Ländern immerdar schützend und helfend zur Seite stehen werden. Gewiß werden besonders die heiligen Erzengel, diese mächtigen Himmelsfürsten, helfen, daß mehr und mehr sich erfülle die Bitte, die wir immer wieder vereint an den im Tabernakel verborgenen Heiland richten: ‚Es leuchte das süße Licht des göttlichen Wortes in die Finsternis der Sünde und in die Nacht des Heidentums, und es lebe das Herz Jesu in den Herzen der Menschen!'

Schon in den beiden nächsten Jahren erfüllte sich die Vermutung des Stadtpfarrers Münzenberger. Es mußten an der Südseite der

[1] 1884, Seite 8.

Kirche die gleichen Bauten aufgeführt werden, wie sie nach Norden bereits standen. So erhielt das Steyler Missionshaus seine heutige Gestalt[1]. Zwölf Jahre nach seinem armseligen und fast hoffnungslosen Anfang hatte es sich zu einer großen Anstalt entwickelt, die mehr als 500 Bewohnern Platz bot.

Wenn man bedenkt, daß diese ausgedehnten Gebäulichkeiten ohne Einheitsplan begonnen und jahrelang ohne Abschlußplan Stück an Stück fortgesetzt wurden, so muß man anerkennen, daß ein glücklicher Stern über dieser Bautätigkeit gewaltet hat. Der vielgliedrige Bau hat eine gute Harmonie, ist lebhaft und doch einheitlich in seiner Straßenfront, während er von der Maas her mit seinen schlanken Kirchtürmen und den mächtigen Eckflügeln einen majestätischen Eindruck macht.

Dieses Hauptgebäude der Steyler Gründung genügte übrigens trotz seiner Größe der Entwickelung der jungen Missionsgesellschaft nur für wenige Jahre. Nicht nur, daß sie bald Töchteranstalten eröffnete, auch in Steyl mußte der Gründer noch oft die Bautätigkeit wieder aufnehmen. Außer einigen kleineren Gebäuden entstanden im Laufe der Jahre das große Werkhaus für Druckerei und Werkstätten, und es wurden die benachbarten Klöster der Augustinerinnen und der Kapuziner angekauft, bedeutend erweitert und für Zwecke des Missionshauses in Benutzung genommen.

Die treibende Ursache für diese großartige Bautätigkeit in Steyl war der schon früher erwähnte überraschend starke Zustrom von Berufen, von jungen Leuten, die sich der Gründung Arnold Janssens anschlossen, um als Missionspriester und Missionsbrüder ihre Kraft und ihr Leben dem Werke der Heidenbekehrung zu weihen.

Die nachstehende Tabelle zeigt von fünf zu fünf Jahren das Anwachsen der Bewohnerzahl des Steyler Missionshauses bis zum Tode seines Stifters (1909). Dabei ist zu beachten, daß seit Anfang der achtziger Jahre jährlich Priester und Brüder von Steyl aus in die fernen Missionen abreisten. Ferner wurden in den Jahren 1888 das St.-Raphael-Kolleg in Rom, 1889 das Missionshaus St. Gabriel bei Wien, 1892 Heiligkreuz bei Neiße, 1898 St. Wendel im Rheinlande, 1904 St. Rupert bei Bischofshofen gegründet, während das Steyler Haus fortfährt, trotzdem zu wachsen.

---

[1] Bei einer eingehenden Restaurierung des Hauses von 1910—1913 wurden einige Veränderungen vorgenommen, weshalb die früheren Bilder des Steyler Hauses von den heutigen etwas abweichen.



Pfarrer v. Essen.
(S. 170)



Bischof Joh. Bapt. v. Anzer
S. V. D. (S. 178)



Pfarrer F. X. Reichart.
(S 174)



P. Johannes Janssen
S. V. D. (S. 181)



P. Hermann Wegener
S. V. D. (S. 181)



Pfarrer Peter Bill.
(S. 107)



P. Johannes Holthausen
S. V. D. (S. 127)



P. Bernh. Eickenbroch
S. V. D. (S. 229)



P. Joseph Freinademetz
S. V. D. (S. 301)

Kirche die gleichen Bauten aufgeführt werden, wie sie nach Norden bereits standen. So erhielt das Steyler Missionshaus seine heutige Gestalt[1]. Zwölf Jahre nach seinem armseligen und fast hoffnungslosen Anfang hatte es sich zu einer großen Anstalt entwickelt, die mehr als 500 Bewohnern Platz bot.

Wenn man bedenkt, daß diese ausgedehnten Gebäulichkeiten ohne Einheitsplan begonnen und jahrelang ohne Abschlußplan Stück an Stück fortgesetzt wurden, so muß man anerkennen, daß ein glücklicher Stern über dieser Bautätigkeit gewaltet hat. Der vielgliedrige Bau hat eine gute Harmonie, ist lebhaft und doch einheitlich in seiner Straßenfront, während er von der Maas her mit seinen schlanken Kirchtürmen und den mächtigen Eckflügeln einen majestätischen Eindruck macht.

Dieses Hauptgebäude der Steyler Gründung genügte übrigens trotz seiner Größe der Entwickelung der jungen Missionsgesellschaft nur für wenige Jahre. Nicht nur, daß sie bald Töchteranstalten eröffnete, auch in Steyl mußte der Gründer noch oft die Bautätigkeit wieder aufnehmen. Außer einigen kleineren Gebäuden entstanden im Laufe der Jahre das große Werkhaus für Druckerei und Werkstätten, und es wurden die benachbarten Klöster der Augustinerinnen und der Kapuziner angekauft, bedeutend erweitert und für Zwecke des Missionshauses in Benutzung genommen.

Die treibende Ursache für diese großartige Bautätigkeit in Steyl war der schon früher erwähnte überraschend starke Zustrom von Berufen, von jungen Leuten, die sich der Gründung Arnold Janssens anschlossen, um als Missionspriester und Missionsbrüder ihre Kraft und ihr Leben dem Werke der Heidenbekehrung zu weihen.

Die nachstehende Tabelle zeigt von fünf zu fünf Jahren das Anwachsen der Bewohnerzahl des Steyler Missionshauses bis zum Tode seines Stifters (1909). Dabei ist zu beachten, daß seit Anfang der achtziger Jahre jährlich Priester und Brüder von Steyl aus in die fernen Missionen abreisten. Ferner wurden in den Jahren 1888 das St.-Raphael-Kolleg in Rom, 1889 das Missionshaus St. Gabriel bei Wien, 1892 Heiligkreuz bei Neiße, 1898 St. Wendel im Rheinlande, 1904 St. Rupert bei Bischofshofen gegründet, während das Steyler Haus fortfährt, trotzdem zu wachsen.

---

[1] Bei einer eingehenden Restaurierung des Hauses von 1910—1913 wurden einige Veränderungen vorgenommen, weshalb die früheren Bilder des Steyler Hauses von den heutigen etwas abweichen.



Pfarrer v. Essen.
(S. 170)



Bischof Joh. Bapt. v. Anzer
S. V. D. (S. 178)



Pfarrer F. X. Reichart.
(S 174)



P. Johannes Janssen
S. V. D. (S. 181)



P. Hermann Wegener
S. V. D. (S. 181)



Pfarrer Peter Bill.
(S. 107)



P. Johannes Holthausen
S. V. D. (S. 127)



P. Bernh. Eickenbrock
S. V. D. (S. 229)



P. Joseph Freinademetz
S. V. D. (S. 301)

Jahr	Priester	Brüder und Brüder-Kandidaten	Zöglinge
1875	2	—	4
1880	4	12	79
1885	21	64	195
1890	33	159	235
1895	30	248	310
1900	43	290	286
1905	43	329	277
1909	48	301	293

Beim Anblick dieses Wachstums des von P. Arnold Janssen gegründeten Werkes drängen sich zwei Fragen auf: Wie erklärt sich der starke Andrang von Berufen? Woher nahm der Stifter das erforderliche Geld für seine großen Schöpfungen, für die vielen Bauten, den Unterhalt der zahlreichen Menschen und die kostspielige Tätigkeit in den heidnischen Missionsländern?

Die Beantwortung beider Fragen führt uns zur Besprechung der Steyler Missionsdruckerei.

10. Gründung und Entwicklung der Steyler Missionsdruckerei.

Eine Tat von weittragendsten Folgen für die Missionsgründung in Steyl war die Errichtung einer eignen Druckerei durch Rektor Janssen.

Mit der Herausgabe einer Zeitschrift hatte er den ersten Schritt zur Eröffnung eines deutschen Missionshauses getan. Diese glückliche Idee war ein Keimling, der sich naturgemäß zur Schaffung einer eignen Druckerei auswachsen sollte.

Es war kein Zufall und keine Nachahmung ähnlicher Vorbilder, die den Gründer in diese Richtung führten. Die kurz zuvor eröffnete Druckerei des Bonifatiusvereins in Paderborn scheint zwar anregend eingewirkt zu haben. Ein klösterliches Institut hatte er aber in dieser Hinsicht nicht als Muster vor sich. Nach ihm haben viele andere religiöse Anstalten, seinem Beispiel folgend, den gleichen Weg betreten. Beim Rektor Janssen aber war es die eigne weitausschauende Erkenntnis, die diesen Plan geboren.

Klar begriff er die große Bedeutung der Presse und ihren wachsenden Einfluß zum Guten und zum Bösen. Darum wollte er durch dieses Mittel seine Kräfte, wenn auch nur in bescheidener Weise, in den Dienst des Guten stellen und in weiteren Kreisen ein segensreiches Apostolat ausüben.

Zugleich sollte sein Blatt ein wirksames Propagandamittel sein für das wichtigste Anliegen seines Herzens, die heißersehnte Gründung eines deutschen Missionshauses. Darin hat er sich nicht getäuscht. Diese Tat hat es ihm erst möglich gemacht, so viel Segensreiches für die Heimat und für die fernen Heidenländer zugleich zu wirken.

Um über seine Zeitschrift, den „Kleinen Herz-Jesu-Boten" stets verfügen zu können, hatte Rektor Janssen nicht nur die Redaktion, sondern auch den Verlag selbst in der Hand behalten. Wir hörten bereits, daß er sie in der Bonifatius-Druckerei in Paderborn herstellen ließ. Das geschah auch noch in den ersten Monaten nach Eröffnung des Hauses in Steyl.

Am Nikolaustage 1875 sagte der Rektor zu seinem Bruder Juniperus: „Höre mal! Heute früh, während der heiligen Messe, kam mir der Gedanke, oder es war mir vielmehr, als hörte ich eine Stimme in meinem Herzen, die sagte: ‚Lege eine Druckerei an; dann hast du ein Schwert in der Hand, um die Kirche Gottes zu verteidigen.' — Bruder, was hältst du von einem solchen Plan?"

Juniperus: „Das wäre freilich etwas Großes und Schönes. Aber im Missionshaus ist doch keiner, der etwas davon versteht; dazu gehört doch ein gelernter Mann. Und die großen Kosten! Und dann: was wird die Welt dazu sagen? Du weißt doch, wie man draußen über deine Person und dein Werk urteilt und schmäht."

Der Rektor: „Die Welt! Die Welt! Ich wollte nur deine Meinung hören. Gehe wieder an deine Arbeit!"

Schon im folgenden Monat kam der Plan zur Ausführung. Rektor Janssen wandte sich an den hochwürdigen Diözesanpräses der Gesellenvereine in Münster, um durch seine Vermittlung einen fähigen jungen Mann für die Eröffnung einer Druckerei zu gewinnen. Unerwartet schnell erhielt er auf diesem Wege einen tüchtigen und sehr braven Fachmann namens Joseph Stute, der sich um die erste Einrichtung der Druckerei in Steyl und das Anlernen der ersten Brüder und Gehilfen große Verdienste erworben hat. Er blieb bis zum 24. November 1882 als Faktor in Steyl, um dann ein eignes Geschäft zu gründen.

Am 27. Januar, dem Feste des heiligen Johannes Chrysostomus, wurde die erste kleine Handpresse, die unter Mithilfe von Wohltätern angeschafft worden war, eingeweiht und in Betrieb gesetzt. Es war

für das Missionshaus und das ganze Steyler Missionswerk ein denkwürdiger Tag.

Der fromme Rektor hielt zuerst eine kleine Ansprache: „Wir feiern heute das Fest des heiligen Chrysostomus; sein Name heißt soviel wie ‚Goldmund'. Aus seinem Munde flossen die Worte wie Goldkörner für die Seelen. Möge die Druckerei des Missionshauses auch ein solcher goldener Mund werden für die Rettung der Seelen. Mögen ihre Schriften ein Gegengift werden gegen schlechte Schriften, die Lehren, die sie verbreitet, Goldkörner für das ewige Leben der Menschen, die die Schriften aus dieser Druckerei lesen. Mögen auch alle, die hier arbeiten werden, goldne Arbeit vollbringen für den Himmel! Dafür wollen wir zuerst beten."

Und dann betete er in kindlichfrommer Weise für die Schriften, die je in dieser Druckerei hergestellt würden, für alle Leser derselben, für alle Arbeiter, die bei ihrer Herstellung mitwirkten und für die Wohltäter, die zur Eröffnung der Druckerei beigesteuert hatten. Zuletzt folgte die Einsegnung.

Nun mußte die kleine Handpresse aber auch sofort von allen ausprobiert werden. Rektor Janssen drehte zuerst am Schwungrad. Der erste „Kleine Herz=Jesu=Bote" fiel fertig gedruckt heraus. Dann drehten die Herrn Bill, Anzer, Reichart, ferner die Zöglinge, Bruder Juniperus und schließlich die vielen Zuschauer; denn halb Steyl war zusammengekommen, um Zeuge des großen Ereignisses zu sein. Jeder nahm den eigenhändig gedruckten Bogen als Andenken mit nach Hause.

Übrigens sah man später noch oft den priesterlichen Gründer am Schwungrad der Maschine sich abmühen. Wenn an den Tagen, da gedruckt werden mußte, kein Tagelöhner zur Stelle war, dann drehte der Rektor nicht selten selbst stundenlang im Schweiße seines Angesichtes die Presse, während Joseph Stute die Bogen einlegte.

Wer im Andenken an diesen winzigen Anfang der Missionsdruckerei heute durch die großen Räume der Steyler Druckmaschinenhalle mit ihren mächtigen Rotations= und zahlreichen Flachpressen geht, deren elektrische Betriebskraft eine Dampfmaschine von 250 Pferdestärken[1] besorgt, der versteht erst recht, was mit Gottes Segen jener arme Priester geschaffen hat, der einst wie ein Tagelöhner die kleine Handpresse des Missionshauses bediente.

Mit großer Freude teilte Rektor Janssen seinem Leserkreis die Eröffnung der Druckerei im Missionshause mit. Dabei entwickelte er folgende Gedanken, die uns einen Blick in seine Beweggründe tun lassen.

[1] Diese Maschine bedient zugleich zahlreiche andere technische Werkstätten und liefert das elektrische Licht für alle Klöster in Steyl.

„In unsern Tagen ist die Presse eine Großmacht. Wie sehr hat z. B. dieses Blatt (der Kleine Herz-Jesu-Bote) der Errichtung unseres Missionshauses die Wege geebnet. Ohne dasselbe wäre die Errichtung entweder gar nicht oder wenigstens nicht in so kurzer Zeit gelungen.

„In der Tat muß die Presse einem Schwert verglichen werden, welches man im Kampf der Geister führt, und zwar soll durch die gute Presse die Sache des Guten unterstützt werden.

„Zwischen einer fremden und einer eignen Druckerei aber ist just der Unterschied, daß die erste mehr einem gemieteten Schwert gleicht, das einem für einzelne Tage und Fälle in die Hände gegeben wird. Gewiß wirst du, lieber Leser, es mit dem halten, der ein gutes Schwert stets in den Händen behalten kann, ohne auf Tag und Stunde warten zu müssen, da er es mietweise anlegen kann.

„Aber liegt der Besitz einer eignen Druckerei nicht dem Geiste eines Missionshauses fern? Auf diese Frage muß erwidert werden: es ist uns einigermaßen schwer geworden, uns jetzt schon zur Beschaffung einer eignen Druckerei zu entschließen. Denn wie manche Bedenklichkeiten stellen sich jedem neuen Werk entgegen! Auch hat der Mensch eine natürliche Scheu davor, sich neue Lasten, Sorgen und Arbeiten aufzuladen. Aber da hat gerade die Rücksicht auf den Charakter unseres Hauses bestimmend gewirkt. Wie ist es nicht in anderen (Missions-) Häusern, z. B. in Turnhout in Belgien? Da findet man eine Schreinerwerkstatt, eine Schmiede, und noch andere Werkstätten sind vertreten. Den jungen Leuten aber ist Gelegenheit geboten, die verschiedensten Fertigkeiten zu erwerben. Und wie gut ist es dem Missionar, wenn er sich in allen Lagen des Lebens ein bißchen zu helfen weiß! Wie oft kommt er in Gelegenheiten, wo fremde Hilfe fehlt! Auch erwarten die Eingeborenen vieler Distrikte von ihm, daß er so ziemlich in allen Dingen raten und helfen kann. Und ein guter Missionar rät und hilft gern, auch in zeitlichen Dingen, besonders den Heiden. Denn er weiß, daß das schon oft den Zutritt in die Häuser und, was noch mehr wert ist, den Eingang zu den Herzen gebahnt hat.

„Das gilt von gewerblichen Fähigkeiten überhaupt. Was die Fähigkeit zur Druckerei insbesondere anbelangt, so ist leicht einzusehen, daß jede Missionsgenossenschaft in dem Lande, wo sie den geistlichen Dienst versieht, auch für Beschaffung von Katechismen, Gebetbüchern und ähnlichen Sachen sorgen muß. Wie aber soll sie das können, wenn niemand aus der Genossenschaft von der Druckerei etwas versteht? Was drüben gekonnt sein muß, muß hier gelernt werden.

„Aus dieser Auseinandersetzung sehen wir, wie eng die Anlage einer Druckerei mit dem Zwecke unseres Hauses zusammenhängt. Möge denn der liebe Gott geben, daß sie zu seiner Ehre gereicht und viel Gutes stiftet! Da der heilige Erzengel Michael der Patron unseres Hauses ist, so stellen wir die neue Missionsdruckerei auch unter seinen Schutz. Zu seiner Ehre heiße sie: ‚Missionsdruckerei zum heiligen Erzengel Michael in Steyl.‘ Er hat durch Demut den Teufel im

Himmel bekämpft und ist jetzt der Träger der zwar schon glorreichen, aber immer auch noch demütigen Kreuzesfahne Christi. Möge auch die neue, unter seinen Schutz gestellte Druckerei den Stolz der Widersacher Christi durch die Demut des Kreuzes Christi bekämpfen. Ihre Kampfes- und Siegesfahne seien die Grundsätze der Heiligen, die Jesus auf dem Wege der Gnade, Demut und Geduld nachgefolgt sind. Diese Grundsätze sind noch lange nicht überall anerkannt; ihre Verfechtung wird darum Kampf, aber auch Sieg bringen. Für den Kampf wird der Teufel schon sorgen; zum Siege helfe gnädig Sankt Michael.

„Da übrigens die ganze Sache teils am Feste des großen Bischofs und Glaubensverbreiters Sankt Nikolaus, teils in der Oktav der unbefleckten Empfängnis Mariä, und zwar ziemlich rasch zum Abschluß gekommen ist, so sei sie auch diesen beiden Heiligen besonders empfohlen und deshalb die Presse und Druckerei auch unter den besonderen Schutz der auserwählten Jungfrau gestellt, welche als glorreicher Sitz der göttlichen Weisheit und starken Überwinderin der alten Schlange die Verehrung der ganzen Welt verdient.

„Zum Schlusse diese Bemerkung: Unser göttlicher Heiland hat für die Bekehrung der Welt die Apostel auf das Wort hingewiesen, indem er sprach: ‚Predigt das Evangelium allen Geschöpfen.' Zu seiner Zeit kannte man das gedruckte Wort noch nicht. Gegenwärtig kennt man es, übt man es, und benutzt es der Teufel, um damit viel Böses zu tun. Also muß der Diener Christi es benutzen, um damit Gutes zu tun. Denn wie mächtig ist das gedruckte Wort, welches durch die Presse in einer Stunde tausendmal vervielfältigt wird! Aber nicht die Vielheit des Gedruckten tut es. Es kommt darauf an, daß das gedruckte Wort auch gelesen und beherzigt werde. Dazu helfe Gott in Gnade; dazu auch die heiligen Beschützer unserer Presse und Druckerei!"

* * *

Vier Jahre hindurch wurde in der Steyler Druckerei fast nur der „Kleine Herz-Jesu-Bote gedruckt. Mit großer Genugtuung konnte der Herausgeber beim Beginn des 5. Jahrganges melden, daß er die damals recht hohe Zahl von 10000 Abonnenten erreicht habe. Zugleich überreichte er die Probenummer einer neuen Zeitschrift: „Die heilige Stadt Gottes" und schreibt dazu: „Das neue Blatt ist unter den besonderen Schutz unserer zweiten Patronin, des unbefleckten Herzens Mariä, gestellt. Stadt Gottes heißt es; denn das ist die Kirche, und es will den Kampf und Fortschritt der Kirche auf Erden schildern. An seiner Spitze trägt es den heiligen Erzengel Michael, wie er mit einer Kreuzesfahne und erhobenem Schwert in der Hand einer zum Kampf gerüsteten christlichen Heerschar erscheint und sie zum Kampfe für die Kirche ermutigt. Gewiß leben wir gegenwärtig in einer Zeit des Kampfes, wo jeder ein rüstiger geistiger Streiter für die heilige Sache Gottes sein soll. Möge das neue Blatt den Mut

zu diesem geistigen Streit mehren, das Leben im Glauben stärken und zugleich das Interesse für die heilige Sache der Glaubensverbreitung in immer weitere und weitere Kreise tragen."

In der ersten Nummer der mit Bildern prächtig ausgestatteten neuen Zeitschrift spricht sich Rektor Janssen in einem Einführungswort unter der Marke: „Was wir wollen!" über Zweck und Veranlassung des neuen Unternehmens folgendermaßen aus.

„Unser Ziel ist: daß die Anschauungen des Glaubens mehr und mehr herrschen mögen im Staate, in der Familie, im Leben des einzelnen.

„Und welches sind die Mittel zum Ziel?

„Wollen wir dieses Ziel erreichen, so müssen wir vor allem sorgen, daß wir gelesen werden; denn wird das Gedruckte nicht gelesen, so wird es umsonst gedruckt. Deshalb wählen wir das Mittel eines illustrierten Wochenblattes. Illustrierte Blätter haben den Vorzug, daß sie auf einen großen Leserkreis rechnen können, falls sie ihrer Aufgabe nur einigermaßen genügen. Eine schöne Illustration reizt den Beschauer. Darum werden illustrierte Blätter viel und gern gelesen. Die Hauptschwierigkeit ist hier aber die Lieferung entsprechender Illustrationen. Durch Gottes Fügung ist es uns möglich gemacht, diese erste und Hauptschwierigkeit mit leichter Mühe besiegen zu können, und zwar ohne Risiko für unser Haus. Zugleich bekennen wir an dieser Stelle gern, daß die Veranlassung zur Herausgabe dieses Blattes nicht von uns, sondern von außen gekommen ist, und von einer günstigen Offerte in bezug auf Illustrationen begleitet war[1].

„Wir waren anfangs ganz außerordentlich abgeneigt, das Werk zu übernehmen[2]. Und zwar lag ein Hauptgrund in der Rücksicht auf

[1] Es war der Verleger Bogaerts aus 's Hertogenbosch, der den Anstoß zur Herausgabe des „Stadt Gottes" gab. Er selbst verlegte die vorzügliche holländische Zeitschrift „Katholieke Illustratie," wofür er ein prächtiges Bildermaterial in eigenem Betrieb herstellen ließ. Diese kostspieligen und wertvollen Druckstöcke wollte er weiter ausnutzen und sie einer deutschen Druckerei anbieten. Deshalb kam er nach Steyl und nach eingehender Verhandlung wurde der Vorschlag des Herrn Bogaerts angenommen. Er lieferte die Bildplatten, der Satz wurde in Steyl hergestellt; dann wurden von den eingeschlossenen Seiten Matrizen genommen und nach 's Hertogenbosch geschickt, wo Bogaerts den Druck besorgte und die fertigen Hefte nach Steyl sandte. Seit dem Jahre 1882 wurde die „Stadt Gottes" ganz in der Missionsdruckerei hergestellt.

[2] Rektor Janssen erzählte später, wie er zwischen den Gründen für und gegen den gemachten Antrag hin und her überlegt habe. „Auch der zu erhoffende Gewinn war ein wichtiges Moment; denn wir fühlten recht wohl, wie schwer es sei, sich nur mit Almosen durchzuschlagen. Zuletzt entschloß ich mich, die ganze Sache dem Hochwürdigsten Bischof Paredis (von Roermond) vorzulegen, und sie nicht anzufangen, wenn er sie mißbillige. Er mißbilligte sie aber nicht, die vorgebrachten Gründe schienen ihm vielmehr gut, das Unternehmen zu empfehlen. So entschlossen wir uns endlich in Gottes Namen dazu. Wohl sahen wir voraus, daß die Herausgabe dieser neuen Zeitschrift von gar manchen als

die bereits bestehenden illustrierten Blätter Deutschlands. Darauf ward uns erwidert, wenn wir die Offerte in Zeit von acht Tagen nicht annähmen, so würde sie einer anderen Buchhandlung Deutschlands gemacht werden, und es wäre wohl nicht zu bezweifeln, daß sie von derselben wegen ihrer Vorteile angenommen würde.

„Bei dieser Sachlage mußten wir uns überzeugen, daß ein neues illustriertes deutsches Wochenblatt nicht zu verhindern sei, und wir mußten uns fragen, ob wir die Sache zum Besten unseres Hauses, der heiligen Religion und des großen Werkes der Glaubensverbreitung selbst in die Hand nehmen oder in andere Hände übergehen lassen wollten.

„Ließen wir die Gelegenheit vorbeigehen, so würde sie uns wahrscheinlich zum zweitenmal nicht geboten, und wir hätten uns dann später vorzuwerfen, daß wir aus Mangel an Mut und Gottvertrauen eine überaus kostbare Gelegenheit hätten vorbeigehen lassen, einerseits unsere Druckerei in dem für die Missionen so wichtigen und schwierigen Artikel der Illustrationen auf die Höhe der Zeit zu bringen, und andrerseits etwas mehr, als dies bisher geschehen, auf den öffentlichen Geist in Deutschland zum Besten der heiligen Religion einzuwirken.

„Mangel an Mut und Vertrauen aber, ist das wohl bei Missionaren berechtigt? Wäre das nicht doppelt sündhaft bei uns nach all den Beweisen der göttlichen Hilfe, die wir bereits empfangen haben? . . . So wollen wir denn auch ferner auf die Hilfe Gottes vertrauen und mutig auf jenes Ziel hinzusteuern beginnen, das wir uns bei diesem Blatte gestellt haben[1]."

Die Gründung dieser Zeitschrift war eine der glücklichsten Handlungen Arnold Janssens für das Wachstum seines Missionswerkes. Schon bald überflügelte die „Stadt Gottes"[2] den „Kleinen Herz-Jesu-

für uns unpassend bezeichnet werden würde. Trotzdem schien es uns, da auch der hochwürdigste Oberhirte zugestimmt, die Sache möchte wohl von Gott sein, und so fingen wir ruhig an, freilich nicht ohne Furcht, der Versuch möchte am Ende doch nicht gut ausfallen. Namentlich war es auch insofern ein Wagestück, da die nötigen Kräfte zur Redaktion zu fehlen schienen. Wenn das Unternehmen nach mancherlei mangelhaften Leistungen geglückt, und die „Stadt Gottes" jetzt die gelesenste illustrierte katholische Zeitschrift Deutschlands ist, so gebührt Gott dem Herrn und allen, die später dazu mitgewirkt haben, der Dank dafür."

[1] Die heilige Stadt Gottes 1878, 2.

[2] Das Blatt hat manche Wandlungen bis zu seiner heutigen Gestalt durchgemacht. Zuerst hieß es „Die heilige Stadt Gottes", seit 1894 „Die Stadt Gottes" und seit 1898 heißt es „Stadt Gottes". Fünf Jahre lang war das Format doppelt so groß wie heute. Jede Woche erschien ein Heft zu 16 Seiten und der Jahrespreis betrug 8 Mark. Dieser hohe Preis war der größeren Verbreitung hinderlich. So wurde 1883 das Format um die Hälfte verkleinert, und es erschienen jährlich 20 Hefte von 16 Seiten mit Beilagen zu 4 Mark. 1888 wurde der Preis auf 3 Mark herabgesetzt und statt 20 bald 24 Hefte zu 16 Seiten herausgegeben. Seit 1899 erscheint die Stadt Gottes in Monatsheften zu 48 Seiten. Der Inhalt war vom Anfang an zum kleineren Teil religiös, zum

Boten", und der Erlös aus dieser Zeitschrift hat mehr als alle sonstigen Einnahmen der Missionsdruckerei dazu gedient, die Steyler Gründung materiell zu stützen und ihre Ausbreitung zu fördern. Die „Stadt Gottes" ist unter der geschickten Leitung ihres zweiten Redakteurs, des hochwürdigen P. Dr. Abel[1], der 23 Jahre ihr seine bedeutende Kraft widmete, zum beliebtesten Familienblatt des ganzen deutschen Sprachgebietes geworden. Als erster Schriftleiter zeichnete von 1878—1889 P. Johannes Janssen. Rektor Arnold Janssen hat selbst nur zum ersten Jahrgang der Stadt Gottes Beiträge geliefert.

* *
*

Den beiden genannten Zeitschriften folgte im Jahre 1880 als dritte im Bunde der „St.-Michaels-Kalender", der erste Missionskalender in Deutschland. Auch zu seiner Herausgabe kam die Anregung von auswärts. Es war ein frommer Konvertit aus Berlin namens E. Kolbe, der dem Rektor Janssen den Plan zur Heraus-

---

größeren Teil unterhaltend und belehrend. Zweck der Zeitschrift war und blieb: ein echt katholisches Familienblatt zu sein für die weitesten Volkskreise mit abwechslungsreichem Inhalt und vielen Bildern, aber so gehalten, daß sie jedem Kinde unbedenklich in die Hand gegeben werden kann.

[1] P. Dr. Wilhelm Abel S. V. D., geboren 4. Dezember 1853 in Roßbach (Diözese Fulda), gestorben 28. Oktober 1909 in Steyl, absolvierte das Gymnasium in Fulda, wo er Schüler Gutberlets war, und trat dann in das Kollegium Germanikum in Rom ein. Hier hatte er als Lehrer den bedeutenden Dogmatiker P. Palmieri S. J. und in den Naturwissenschaften den noch berühmteren P. Secchi S. J., unter deren Leitung sich der hochbegabte Jüngling ein ausgezeichnetes Wissen aneignete. Nach glänzend bestandener Doktorprüfung in der Philosophie hinderte ihn Krankheit am Empfang der heiligen Priesterweihe. Die Vorsehung führte ihn 1880 nach Steyl, wo er als Lehrer für die höheren Studien sehr willkommen war. Von 1881—1882 wirkte er auch als Lehrer bei den Dominikanern in Venlo und 1885 bei den Benediktinern in St. Ottilien in Bayern. 1886 kehrte er nach Steyl zurück, um hier zu bleiben. Er bat Rektor Janssen um Aufnahme als Laienbruder. Doch der Rektor überwandt seine Bedenken und am 26. Mai 1888 empfing Dr. Abel die Priesterweihe. Schon seit 1886 arbeitete er in der Redaktion der „Stadt Gottes" und des „St.-Michael-Kalenders", die er 1889 allein übernahm und bis zu seinem Tode fortführte. Die Zeitschriften hätten in keine besseren Hände gelegt werden können. Der gelehrte Priester verstand es ausgezeichnet, sich dem Volke anzupassen und die „Stadt Gottes" zu einem interessanten lehrreichen Volksblatt zu gestalten. Vorzüglich waren besonders seine fleißigen politischen Rundschauen und die zahlreichen technischen Artikel. — Persönlich war der geistreiche Priester äußerst einfach und demütig. Er wollte nur von anderen abgelegte Kleider tragen und nahm in allen Stücken mit dem Geringsten vorlieb. Von rastlosem Fleiß beseelt, kannte er kein anderes Ziel als Gutes tun, den Seelen nützen. Gott allein weiß, in welch großem Umfange er dies getan hat. – Für das Steyler Werk aber war er ein Geschenk des Himmels, und mit Recht hat man ihn den Brotvater der Missionen genannt.

gabe des Kalenders unterbreitete und sich erbot, den ersten Jahrgang zu schreiben. Der Vorschlag fand Beifall und wurde angenommen. Der neue Kalender erschien zunächst in kleinerem Format. Da er gute Aufnahme und Verbreitung fand, wurde er bedeutend vergrößert, und es war der Redakteur der „Stadt Gottes", P. Wilhelm Abel, der ihn zu einem der beliebtesten und verbreitetsten katholischen Volkskalender ausgestaltete. Durch die Zahl seiner Abnehmer übertraf er bald seine älteren Geschwister, den „Kleinen Herz-Jesu-Boten" und die „Stadt Gottes", wenn letztere auch die Haupteinnahmequelle für das Missionswerk war und stets blieb.

Es wurde Sitte in Steyl, daß zum Namenstag des hochwürdigen Gründers, am 18. Juli, ihm bei der öffentlichen Glückwunschfeier der erste neue Kalender des folgenden Jahres im Prachtband überreicht wurde. Das war ihm eine liebe Gabe; denn der „St.-Michaels-Kalender" erfreute sich seiner besonderen Fürsorge. Trug er doch den Missionsgedanken und die Kunde von der Steyler Missionsgründung am weitesten in das katholische Volk hinein und warb ihm jährlich neue Freunde und neue Berufe.

Außer diesen drei Zeitschriften verlegte die Steyler Missionsdruckerei, ihrem Charakter entsprechend, vorwiegend Schriften religiösen Inhalts und Missionsliteratur. Erst im Jahre 1907 kam eine vierte Zeitschrift hinzu. Die holländischen Jesuiten hatten die Redaktion der „Katholieke Missiën" (die holländischen „Katholische Missionen") im Jahre 1900 niedergelegt. Seitdem erschien das Blatt als eine Art Beilage zu der illustrierten Zeitschrift „Katholieke Illustratie". Es ging immer mehr zurück, zählte schließlich kaum noch 500 Abonnenten und drohte ganz einzugehen.

Um dieses Missionsblatt zu retten, übernahm es P. Arnold Janssen und gab es in seiner Druckerei heraus. Unter geschickter Leitung des P. Franz Heines S. V. D. gelangte die Zeitschrift zu neuer Blüte und eroberte sich einen so großen Leserkreis, wie sie ihn nie zuvor gehabt.

Für das holländische Sprachgebiet war das eine wichtige Tat im Interesse des Missionsgedankens. Der rückwirkende Segen dafür blieb nicht aus. Als von Steyl im Jahre 1911 die Niederlassung „St. Willibrord" bei Uden (Diözese 's Hertogenbosch) für holländische Berufe eröffnet wurde, hatte die Anstalt in den „Katholieke Missiën" sofort eine gut eingeführte Zeitschrift. Sie hat wesentlich zu der erfreulichen Entwicklung dieses holländischen Missionshauses und des 1915 zu Teteringen (Diözese Breda) gegründeten Klerikernoviziats „St. Xaver" beigetragen.

Die Herstellung und Verbreitung guter Druckschriften ist zu einem Wesenszug der Steyler Gründung geworden. Wohin immer die Vorsehung die Steyler Missionspriester zu neuen Niederlassungen führte, zogen sie diese Aufgabe bald in den Kreis ihrer Tätigkeit.

Die Missionshäuser der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes" in Europa sind ebenso viele Filialen der Steyler Missionsdruckerei und leisten in ihrem Bereich Bedeutendes für die Verbreitung ihrer Druckerzeugnisse. Es ist vor allem die Kolportage, die Empfehlung der Missionsschriften von Haus zu Haus durch reisende Missionsbrüder, die diesen eine weite Ausbreitung und damit einen großen Einfluß gesichert haben.

Schon Bruder Juniperus wurde von Rektor Janssen in den ersten Anfängen der Steyler Gründung dazu angehalten, wenn er Almosen sammeln ging, auch den „Kleinen Herz-Jesu-Boten" mitzunehmen und zu empfehlen. Später geschah diese Kolportage planmäßig durch die Missionsbrüder. Hatten sie in einer Gemeinde eine Anzahl Abonnenten geworben, dann suchten sie eine missionseifrige Person, der monatlich die Hefte zugeschickt wurden, und die sie dann für Gotteslohn den Abonnenten zustellte. Diese Einrichtung hat sich gut bewährt. Die Beförderer und Beförderinnen der Steyler Zeitschriften, die die oft recht mühselige und opfervolle Arbeit der Verteilung der Hefte Monat um Monat, Jahr um Jahr besorgten, haben sich für Steyl als treue Mitarbeiter beim Missionswerk erwiesen. P. Arnold Janssen hat dieses immer dankbar anerkannt und zu Weihnachten und Neujahr ließ er diesen treuen Helfern und Helferinnen stets seine Segenswünsche und seinen Dank zukommen.

Jedoch nicht nur in Europa, auch in den überseeischen und selbst in den heidnischen Ländern betrachteten die Steyler Missionare und Priester in ihren dortigen Niederlassungen es als einen Teil ihrer Aufgabe, gute Drucksachen herzustellen und zu verbreiten. Unter tatkräftiger Förderung ihres Stifters entstanden neue Druckereien in der chinesischen Mission Südschantung, in Togo (Westafrika), in Techny (Nordamerika) und in Buenos-Aires in Argentinien. Auch diese Gründungen P. Arnold Janssens haben sich als lebenskräftig und sehr segensreich erwiesen.

* * *

Wohl auf keinem Gebiete hat P. Arnold Janssen sich so ganz als Mann der Praxis erprobt, der den Geist und die Bedürfnisse seiner Zeit verstand, wie gerade darin, daß er die Verlagstätigkeit als eine Mitaufgabe seiner Missionsgesellschaft begründete. Gewiß, die Vorsehung hat ihm hierbei recht fähige Mitarbeiter gegeben, besonders in seinem Bruder Johannes, im P. Generalprokurator Blum und in

dem geistvollen Redaktionsleiter P. Abel. Aber der geistige Urheber und tatsächliche Gründer der Missionsdruckerei ist doch er, und ihre Leitung und ihr Entwicklungsgang ruhte die ersten Jahrzehnte ganz in seiner Hand.

In der Herausgabe und wirksamen Verbreitung guter Volksschriften sah er zu einem guten Teil die Verwirklichung jener Nebenaufgabe, die er seiner Gründung unter dem Titel: „Förderung der Wissenschaften" geben wollte. Er verstand darunter stets ein unmittelbares Apostolat im Dienste der Kirche und zum Heile der Seelen.

P. Janssen wußte es nur zu gut: gute Schriften sind still arbeitende Seelsorger. Sie halten die Schundlektüre fern und senken gute Samenkörner von Religion und Sitte in die Seelen, sie veredeln die Herzen und die Familien. Gute Bücher und Zeitschriften sind edle Hausfreunde, gute Engel und fleißige, stille Wohltäter.

Wie viele solche gute Engel und Seelenfreunde aber hat P. Arnold Janssen von Steyl seit mehr als vierzig Jahren hinausziehen lassen, hat sie durch alle Gauen unserer Heimat gehen heißen, zu belehren und zu mahnen, zu erfreuen und zu segnen! Und durch das eminent zeitgemäße Mittel fleißiger Kolportage hat er die guten Schriften in Kreise hineingebracht, die sonst vom gewöhnlichen Buchhandel nicht erreicht zu werden pflegen. Seine Tätigkeit auf diesem Gebiete ist zum Vorbild geworden für viele andere nachgeborene ähnliche Unternehmen. Das Gute, das sie heute stiften, geht in seinen ersten Wurzeln auf den Gründer der Steyler Missionsdruckerei und Missionskolportage zurück.

Gott allein weiß, welchen Nutzen P. Arnold Janssen durch dieses Wirken unserer Heimat erwiesen hat. Es ist das seine innere Missionsarbeit, die von größtem Werte für das praktische Glaubens- und Sittenleben war und bleibt. Die Heimat hat vor allem den ganzen reichen Segen empfangen, den gute Bücher und Schriften nur immer stiften können.

Dann aber hat diese Pressetätigkeit auch eine sehr große Bedeutung für das Missionswerk gehabt.

Die Schriften aus der Steyler Missionsdruckerei haben das Missionsverständnis und das Interesse für das Werk der Glaubensverbreitung in die weitesten Volkskreisen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz erst hineingetragen und dort geweckt. Es sah damit zur Zeit der Steyler Gründung noch recht dürftig aus.

P. Arnold Janssen konnte mit seiner Gründung nicht ein warmes Nest beziehen, das andere Hände ihm bereitet hatten. Er hat mühsam und in unermüdlicher Arbeit erst den Boden anbauen müssen, auf dem seine Pflanzung gedeihen konnte. Wir hörten bereits, wie schwer das

neue Unternehmen anfangs mit Existenzsorgen zu ringen hatte. Der Missionsgedanke war in Deutschland noch so wenig gewurzelt, daß das eine kleine Missionshaus an der Maas kaum die nötigsten Mittel zum Fortbestand erhielt. Wie oft sind des Abends in Steyl Bittprozessionen durch die Gänge des Missionshauses gehalten worden, wobei der Himmel mit Gebeten und Psalmengesängen bestürmt wurde, doch das tägliche Brot zu geben.

Wenn heute in unserer Heimat die opferfreudige Missionsliebe so stark herangewachsen ist, daß statt des einen Missionshauses, deren dreißig bis vierzig existieren und blühen können, so hat für die Weckung dieses herrlichen Missionssinnes P. Arnold Janssen die erste und schwerste Arbeit geleistet. Seine Missionsschriften waren der Same, der in die breiteren Volkskreise fiel und schließlich schöne Frucht brachte.

Für die eigne Gründung Arnold Janssens selbst war die Herausgabe eigner Missionsschriften geradezu die Tat, die sein Werk vor dem sicheren Untergang gerettet hat. Da die führende und damals so ziemlich allein einflußreiche katholische Missionszeitschrift des deutschen Sprachgebietes das erste deutsche Missionshaus jahrelang wie nicht vorhanden behandelte, hätte diese Anstalt unbekannt und hilflos verkümmern müssen, wenn nicht ihr Gründer durch eigne Pressetätigkeit seine Gründung bekannt gemacht, ihr Helfer und neue Mitglieder gewonnen hätte.

Die Herausgabe eigner Missionszeitschriften haben die Entfaltung und weite Ausbreitung der Steyler Missionsgesellschaft erst möglich gemacht. Wenn man ihre Mitglieder fragt, so vernimmt man, daß die allermeisten durch jene Zeitschriften angeregt worden sind, sich dem heiligen Missionsstande zu weihen.

Ferner haben diese Schriften vor allem die bedeutenden Mittel aufgebracht, die zu einem fruchtbringenden Heidenapostolat unentbehrlich sind. Der Reingewinn aus der Missionsdruckerei ergab eine feste Einnahmequelle für das Steyler Missionswerk. Ferner regten die Schriften zu Almosen und sonstigen Unterstützungen für die Missionen an. Sie stellen auch eine ständige Verbindung zwischen der Heimat und der Schar der Glaubensboten in den Heidenländern her und fördern in wirksamster Weise die Anteilnahme des katholischen Volkes an der Rettungsarbeit der Kirche unter den irrenden Völkern der Erde.

Doch damit erschöpft sich die Bedeutung der Verlagstätigkeit für die Gründung P. Arnold Janssens noch nicht. Sie hat noch einen wichtigen erzieherischen Wert. P. Janssen hat sein Werk dadurch vor allem auf eigne Arbeit aufgebaut. Seine Missionsgesellschaft soll sich ihren Unterhalt, soweit es nur immer möglich ist, selbst ver-

dienen. Seine Priester und Brüder sollen Männer sein, die vom eignen Fleiß und Schweiß leben, die schaffend Werte erzeugen und möglichst mit eignen Mitteln ihr Missionswerk ausbauen.

Es ist nicht absichtslos, wenn P. Arnold Janssen seinen Stiftungen keinerlei sonstige Einnahmequellen, etwa durch Gründung eines Missionsvereins, zu verschaffen suchte. Nein, seine geistlichen Söhne sollen von der Arbeit ihrer Hände leben und im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot essen. Der unermüdliche Arbeitsgeist, der ihn selbst beseelte, sollte seinem ganzen Werk eingehaucht werden. Und man muß es ihm lassen, der Weg, den er einschlug, war dem Ziel sehr angemessen.

Zusammenfassend muß gesagt werden: Die Gründung der Missionsdruckerei ist in materieller und geistiger Beziehung das glücklichste Unternehmen des Stifters der Steyler Missionsgesellschaft gewesen. Überreich ist der Segen für die Nähe und die Ferne, der von dieser guten Tat ausgestrahlt ist.

11. Das Institut der Laienbrüder.

Eine Frage von zunehmender Wichtigkeit für den Druckereibetrieb wie auch für die vielen sonstigen praktischen Bedürfnisse der wachsenden Missionsanstalt war die Gewinnung der nötigen Arbeitskräfte.

Bruder Juniperus hatte in der ersten Zeit wie eine treue Hausmutter gekocht und gesorgt. Aber er sehnte sich immer mehr zurück nach dem Kapuzinerhabit. Als Kapuziner wollte er leben und sterben. So plante er denn hin und her, wie andere treue Hände für das Hauswesen zu beschaffen sein.

Seine Hoffnung lenkte sich auf die „Schwestern von der göttlichen Vorsehung“, die, durch den Kulturkampf aus Preußen vertrieben, in Steyl eine Niederlassung gegründet hatten.

Bruder Juniperus wußte, daß diese Schwestern ehedem in den bischöflichen Anstalten in Münster, im Ludgerianum und Borromäum die Küche besorgt hatten. Bei einem gelegentlichen Zusammentreffen mit der ehrwürdigen Generaloberin Vinzentia[1] fragte er sie, ob ihre Schwestern nicht in ähnlicher Weise für das Missionshaus die Küche übernehmen könnten. Sie hätten dann einen Ersatz für die verlorene Tätigkeit in Münster, und dem armen Missionshaus sei damit ein sehr wichtiger Dienst erwiesen.

[1] Gestorben 1. April 1883 in Koesfeld.

Die Mutter Generaloberin, eine wahrhaft hochgesinnte Ordensfrau, nahm den Vorschlag günstig auf.

Voll Freude berichtete Juniperus dem Herrn Rektor, mit welchem Erfolg er um Schwestern für die Missionshausküche „terminiert" habe, und bat, doch die günstige Gelegenheit zu benutzen. Rektor Janssen verhandelte denn auch mit der Generaloberin und sie sagte zu, um Gotteslohn Schwestern für die Küche zu stellen, wenn ihnen zwei Zimmer im Missionshause bereitgestellt und jeder Schwester jährlich 90 Mark an Kleidergeld gegeben würde.

„So," sagte der Rektor zum Bruder Juniperus, „die Schwestern kommen; aber für ihre Zimmereinrichtung mußt du sorgen; ich habe kein Geld."

Juniperus wußte wie immer Rat. Ein vollständiges Bett terminierte er in Venlo und erhielt noch einen Ballen Kaffee obendrein, damit die Schwestern einen guten Kaffee kochen könnten. Ein zweites Bett bekam er ebenso für Himmelslohn in Kempen. Man drohte ihm zwar lachend mit dem Stock, als er zu den guten Leuten kam, schloß Schrank und Vorratskammer ab und erklärte: „Bruder, Prügel können Sie bekommen, aber sonst nichts." Doch sein sonniger Kapuzinerhumor war ein nie versagender Schlüssel zu den Herzen. „Man kann ihm nichts abschlagen!" hieß es immer wieder.

So zogen denn die Schwestern Philomena und Urbana im Frühjahr 1876 ins Missionshaus ein und übernahmen die Besorgung der Küche und der Wäsche, wozu sie Waschfrauen zu Hilfe erhielten. Das war eine große Verbesserung der Hauswirtschaft. Mit dem Wachsen der Anstalt wuchs auch die Zahl der Schwestern, bis schließlich zwölf im Dienste des jungen Missionswerkes tätig waren. Bis zum Jahre 1888 haben die Schwestern von der Vorsehung in dieser opferwilligsten Weise dem Steyler Missionshause geholfen und sich dessen immerwährende Dankbarkeit erworben.

* * *

Für die Arbeiten in der Druckerei, im Garten und die verschiedenen Handwerke hatte Rektor Janssen zunächst nur bezahlte Leute. Auch diese hielt er zu ernstem religiösem Leben an. Sie mußten früh zur Morgenandacht stets in der Kapelle sein und auch mittags vor Beginn der Arbeit zuerst vor dem Allerheiligsten sich den Segen holen. Selbst die Bauarbeiter, die von auswärts kamen, mußten diese religiösen Übungen mitmachen.

Die Löhne für die wachsende Zahl der Arbeiter wurde aber eine immer schwerere Belastung der ohnehin so schmalen Missionskasse. Sie verzehrten einen großen Teil des Verdienstes aus der kleinen Druckerei.

Rektor Janssen erkannte, wie wertvoll es für sein Werk, sowohl in der Heimat wie auch später in den Missionsländern sein würde, wenn neben den Priestern und Priestertumskandidaten noch solche Mitglieder vorhanden wären, die durch ihrer Hände Arbeit um Gotteslohn der Missionssache dienten, also eine ähnliche Aufgabe und Stellung hätten wie die Laienbrüder in den alten kirchlichen Orden. Da er aber noch nicht die Gründung einer eignen Ordensgesellschaft plante, so konnte er auch nicht an eine Brüderabteilung im gebräuchlichen Sinne des Wortes denken. Über die Stellung dieser Helfer mußte wie über so manches andere die Zukunft entscheiden.

Im Jahre 1878 traten die drei ersten Teilnehmer dieser Art ins Steyler Haus ein; es waren die späteren Brüder Marcolinus, Bernardus und Damianus. Mit dem im folgenden Jahre eingetretenen Setzermeister Bruder Martinus haben sie den Grundstock zum Institut der Missionsbrüder gebildet und treu in ihrem Missionsdienste ausgeharrt. Besonders hat sich Bruder Bernardus (Robert Schwertfeger † 1909), ein Konvertit und Hutmacher aus Sachsen, bewährt. Er hatte ein ungewöhnliches Geschick, sich in technische Fragen praktisch hineinzufinden, und eignete sich deshalb vorzüglich für die Weiterentwicklung der jungen Druckerei. Rektor Janssen sorgte, daß er sich viel in anderen Druckereien umschauen und ausbilden konnte. Über dreißig Jahre hat Bruder Bernardus der Missionsdruckerei als Obermaschinenmeister die wertvollsten Dienste geleistet. Dabei war er ein echter Ordensmann, gediegen, fromm, opferwillig und rastlos arbeitsam.

Zuerst langsam, dann rasch anschwellend wuchs die Zahl dieser Mitarbeiter. Rektor Janssen nannte sie zwei Jahre hindurch Postulanten, d. i. Bittende. Dann führte er für sie den Namen „Brüder" ein.

Um ihr religiöses Leben zu regeln, ließ er sie privatim in den dritten Orden des heiligen Dominikus eintreten. Seit 1882 waren die Aufnahmen feierlich, und nun wurde auch eine eigne Kleidung eingeführt, ein Talar, der aber nur wenig über die Knie reichte. Ein älterer Bruder erklärte später treuherzig: „Es gehörte ziemlich viel Mut dazu, sich in solcher Uniform öffentlich sehen zu lassen." Aber gerade in solchen Dingen, die auf Verdemütigungen und Verzicht der eignen Neigungen abzielten, war P. Arnold Janssen erfinderisch. Die darin sich bewährten, waren seine Leute; er wußte es, mit solchen Männern läßt sich alles erreichen. Wer zu schwach zu solchen Opfern sich fühlte, konnte wieder gehen; er war nicht tauglich in seinen Augen für den Dienst Gottes.

Besonders aber pflegte er bei den Brüdern das religiöse Leben und den Geist der Arbeitsamkeit.

Nach den Bestimmungen der dritten Regel des heiligen Dominikus mußten die Brüder täglich elfmal sieben Vaterunser, Ave Maria und Ehre sei dem Vater beten. Von Septuagesima bis Ostern waren nochmals 500 Vaterunser, Ave und Ehre sei dem Vater vorgeschrieben, die auf die ganze Zeit verteilt wurden. Dazu wurde die strenge Abstinenz und das Fasten durchgeführt. Bei den anstrengenden Arbeiten waren das erhebliche Opfer, und es war notwendig, später Erleichterungen eintreten zu lassen[1]. Als es schließlich zur Gründung der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes" kam, konnte das religiöse Leben der Brüder in schöne Harmonie mit ihren Berufsaufgaben gebracht werden. Ihre Aufgabe war eben so eigenartig, daß sich die Lebensregel der alten Orden nicht ohne weiteres auf sie übertragen ließ.

* * *

P. Arnold Janssen wurde mit seinem Unternehmen mehr und mehr vor neue Verhältnisse gestellt. Der Missionszweck des Werkes verlangte, daß die schaffende Arbeit im Vordergrund der Pflichten bei Priestern und Brüdern stand. Die ganze Gründung aber wuchs ungeahnt von Jahr zu Jahr in einen neuzeitlichen Großbetrieb hinein, der neue Anforderungen an die innere Organisation stellte. Wir werden im Kapitel über die Gründung der eignen Missionsgesellschaft auf diese Umstände zurückkommen müssen. Auf die praktische Bedeutung dieses Entwicklungsganges muß aber hier hingewiesen werden.

In der großen Schar der Laienbrüder, die sich seinem Werke anschlossen, gewann der Gründer die nötigen Hilfskräfte, um sein Werk technisch so ausbauen und begründen zu können, wie es geschehen ist. Es läßt sich die Entwicklung des Steyler Unternehmens ohne die fleißige Mitarbeit so vieler hundert Brüder gar nicht denken. Sollten ihre Aufgaben alle mit Lohnarbeitern ausgeführt werden, so würde die Gründung ihren kirchlichen Charakter verlieren und nicht mehr die innere und äußere religiöse Weihe haben, die das Ordensleben der dienenden Brüder ihr verleiht.

Auch die alten Missionsorden bedienten sich der Laienbrüder für die handwerklichen Arbeiten, und die Missionsgeschichte zumal Südamerikas berichtet von dem großen Nutzen tüchtiger Missionsbrüder.

---

[1] Wie es bei Anfängern oft zu geschehen pflegt, war der erste Eifer bei den jungen Leuten so groß, daß sie immer noch mehr tun wollten. Als ihrer etwa zwölf waren, kamen sie eines Tages mit dem Wunsch zu ihrem Rektor, sie möchten ständiges Stillschweigen beobachten. — Er schaute die Bittsteller prüfend an und sagte dann trocken: „Ja, wenn ihr das wünscht, dann tut es nur; es ist gut so." — Die Kur wirkte besser als alle Belehrung. Der Übereifer war bald abgekühlt und die „ewigen Schweiger" baten, wieder nach der früheren Tagesordnung sprechen zu dürfen.

Aber diese Hilfe der Brüder galt ehemals fast nur dem unmittelbaren Wirken in den Heidenländern. Infolge des schwierigen und dürftigen Weltverkehrs bestand zwischen Mission und Heimat nur ein sehr bescheidenes Zusammenwirken. Von Europa aus konnte außer der Sorge für den nötigen Nachwuchs an Missionaren den Missionen nur wenig Hilfe geboten werden.

Das neuzeitliche Missionswesen ist darin viel günstiger gestellt. Durch den bequemen Weltverkehr stehen die Missionare jetzt in lebhaftester Beziehung zur Heimat. Hier hat es seine fleißigsten Mitarbeiter, das breite Fundament seiner Erfolge. Ein großer Teil der Missionsarbeit kann und muß jetzt tatsächlich in der Heimat geleistet werden. Schon der großartige Schulbetrieb der gegenwärtigen Missionsmethode, der in vielen Missionsländern das Hauptmittel zur Ausbreitung des Christentums geworden ist, macht eine starke Hilfe aus der Heimat dringend nötig.

Zur Zeit der Gründung Arnold Janssens waren aber in der deutschen Heimat die Voraussetzungen zu einer lebhafteren Hilfe für einen zeitgemäßen Missionsbetrieb noch in keinerlei Weise vorhanden. Er mußte diese Grundlage erst in jahrzehntelanger unermüdlicher Propagandaarbeit schaffen. Viele Millionen Schriften mußte er von Steyl aus durch die deutsche Heimat senden, um Missionsverständnis und Missionsliebe zu wecken. Aber wie konnte er diese Riesenarbeit leisten? Durch die Zuhilfenahme zahlreicher Laienbrüder.

Hinter all den Werbeschriften im Dienste der Missionen steht eine große Schar Brüder, die sie technisch herstellten und verbreiteten. Sie haben geholfen und es ermöglicht, das gewaltige Mittel der Presse zu einer zeitgemäßen starken Missionshilfe zu machen. Als Setzer, Drucker, Korrekteure, Buchbinder, Buchhändler, Packer, Kanzelisten, Kolporteure, Maschinisten, Heizer, Elektrotechniker, Zeichner, Photographen, Lageristen, Klischeeverwalter, Stereotypisten, Autotypisten und Lithographen sind die Missionsbrüder im besten Sinne moderne Hilfsmissionare an der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heidenvölkern der Erde.

Damit erschöpfte sich aber die Missionshilfe der Laienbrüder keineswegs. Viele ziehen hinaus in die Missionsgebiete und sind in den verschiedensten praktischen Betätigungen die willkommenen Gehilfen der priesterlichen Missionare. Eine größere Zahl noch wirkt auf heimatlichem Boden zur Unterstützung der Missionare. Hier werden Lebensmittel, Kleidung, Baumaterialien[1] und zahlreiche andere Bedarfsartikel für die Missionsländer hergestellt und versandt.

[1] In Steyl wurde wiederholt ein vollständiges Tropenhaus erbaut, dann wieder zerlegt und in die Missionen nach Togo und Neuguinea verschifft, um

Ferner können die Brüder den heimatlichen Missionsanstalten als Handwerker und Wirtschaftspersonal in wirksamer Weise nützen und die Leistungsfähigkeit der ganzen Missionsgründung ungeahnt steigern. So sehen wir Laienbrüder in Steyl und seinen Zweiganstalten tätig als Köche, Hausdiener, Wäscher, Küster, Pförtner, Schneider (auch für kirchliche Paramente), Schuster, Sattler, Schreiner, Bildhauer, Anstreicher, Polychromeure, Glaser, Glasmaler, Schlosser, Schmiede, Klempner, Bäcker, Müller, Metzger, Gärtner, Landwirte, Viehwärter, Kerzenmacher, Seifensieder, Uhrmacher, Krankenwärter und Apotheker. Sie alle füllen Plätze aus in dem großen Räderwerk des neuzeitlichen Missionsbetriebes, sind Hilfsmissionare und arbeiten für den endlichen Sieg des Gottesreiches auf dem Erdenrund. Um des Missionszweckes willen, dem diese Brüder in jeder Stellung dienen, werden sie mit Recht auch Missionsbrüder genannt.

Wenn man in der Schöpfung P. Arnold Janssens den großen Unterschied des heimatlichen Missionsbetriebes von einst und jetzt studiert, so erkennt man in seinem Werk den ernsten Versuch, die gewaltigen Fortschritte der technischen Kultur in den Dienst der Kirche und ihres Weltapostolats zu stellen.

Die Werkstatt ist zur Fabrik, die Hand zur Maschine geworden. Ungeheure Kräfte sind durch Dampf und Elektrizität, durch Tausende von Erfindungen und Entdeckungen ausgelöst und wirksam gemacht worden. Sollen sie nur irdischen Zwecken dienen? Soll die Sache Gottes und das Heil der Seelen nichts davon profitieren?

P. Arnold Janssen hat geglaubt, zugunsten des katholischen Missionswerkes aus den großen technisch-kulturellen Umwälzungen der Neuzeit Vorteil ziehen zu sollen. Darum zog er zahlreiche Laienkräfte heran und ließ unter ihren fleißigen Händen Hunderte von Motoren und Maschinen sausen zur größeren Ehre Gottes und zur Rettung der Heidenseelen.

Auf jede Weise förderte er die technischen Unternehmungen in seiner Gründung. Wirksam unterstützte er die Brüder und die leitenden Priester, Neues zu erlernen, Verbesserungen anzustreben. Groß war seine Freude, wenn er Fortschritte auf diesem Gebiete wahrnahm. Bis ins einzelne ließ er sich dann alles erklären, und sein lebhaftes Interesse wirkte aneifernd auf die Brüder zurück.

Die Laienbrüder hatte er überhaupt ins Herz geschlossen, und die Brüder, die so recht demütig, fromm und treu ihre Pflicht erfüllten, waren seine Lieblinge. Er nannte sie stets „die guten Brüder“ und

---

dort den Missionaren als Wohnung zu dienen. Ferner wurden viele Fenster, Uhren, Altäre usw. für die Missionen angefertigt.

redete jeden mit „du“ an. Mit Vorliebe besuchte er sie, und die wenigen Erholungstunden, die er sich bei festlichen Anlässen, z. B. an seinem Namenstage und am Familienfeste des Mutterhauses, nahm, verbrachte er stets bei den Brüdern. Kam er zur Besichtigung in eine andere Niederlassung, so wollte er bald eine Gelegenheit haben, die Brüder um sich zu sehen. Dann erzählte er ihnen, so wie ein Vater nach langer Abwesenheit es mit seinen Kindern macht, und erkundigte sich mit großer Teilnahme bei den einzelnen nach ihrem Befinden.

Mit väterlicher Güte war er für die kranken Brüder besorgt, und einer besonderen Liebe erfreuten sich die alten Brüder, die mit ihm die Mühen der Anfangsjahre in Steyl geteilt und getragen hatten. Als die ersten älteren Brüder, Marcolinus, Bernardus, Damianus und Martinus, vor dem 25jährigen Jubelfest ihres Eintrittes ins Steyler Missionshaus standen, schrieb er ihnen folgende Einladung:

„Wir stehen im Jubiläumsjahr Ihres Eintritts in unser Haus. Wir wollen nun mit den Jubiläumsfeiern es nicht gerade stark treiben. Aber bei den ersten, die alles von Anfang an mitgemacht und geholfen haben, die Brüder-Abteilung unserer Gesellschaft aufzubauen, muß wohl eine Ausnahme sein . . . Ich lade Sie hiermit freundlichst ein, heute mit dem hochwürdigen P. Rektor Blum, dem Superior aller Brüder unserer Provinz, und mit mir dem lieben Gott zu danken für alle Wohltaten, die er Ihnen sowie allen Brüdern und der ganzen Gesellschaft durch diese erwiesen hat.

Um den Gedanken daran noch besser zu wecken, wollen wir uns diesen Mittag zum gemeinsamen Mahle vereinigen und der vergangenen Zeiten, besonders des Anfangs, der so armselig und mühevoll war, mit Dank gegen Gott den Herrn gedenken[1].“

* * *

Das größte Gewicht legte P. Arnold Janssen auf eine gute Pflege des religiösen Lebens bei den Laienbrüdern. Sie sollten vor allem O r d e n s m ä n n e r sein und auch inmitten ihrer vielseitigen technischen Beschäftigungen sich als solche fühlen. Auf jede Weise und bei jeder Gelegenheit förderte er unter ihnen diese übernatürliche Auffassung und Absicht. Auch in die Briefe, die er aus der Ferne gern an die Brüder in Steyl richtete, läßt er stets solche Gedanken und Mahnungen einfließen. Nur eine Probe. In einem Briefe aus St. Gabriel an die Steyler Brüder erinnert er zunächst an den vielen Segen, der von dort durch die heiligen Exerzitien für Priester, Lehrer, Studenten, Männer und Jünglinge ausgegangen sei, wozu auch die Brüder auf mehrfache Weise mitgewirkt hätten. Dann fährt er fort:

[1] Brief vom 6. Januar 1903.

„Ich bitte Gott den Heiligen Geist, daß er Sie alle, die dazu mitgewirkt haben, reichlich belohnen wolle. Ebenso für die vielen Tausende, Hunderttausende und Millionen von guten Schriften, die von dort ausgehen über alle Länder, nach Deutschland und Österreich bis in die entferntesten Dörfer und in die entlegensten Weltteile. Sie werden nach Ihrem Tode erkennen, welcher Segen darin gelegen ist und welch eine Vergeltung bei demjenigen, der nicht kaiserlich oder königlich, sondern göttlich alles vergilt.

„Möge er Ihnen jetzt besonders die Gnade verleihen, daß Sie zufrieden und beharrlich in Ihrem heiligen Stande leben, und mit Bereitwilligkeit und ohne Murren und Klagen jene Opfer bringen, welche derselbe von Ihnen verlangt.

„Freilich gehört dazu, daß Sie auch Ihrerseits mitwirken, um jenes kostbare Gut, den Frieden der Seele zu bewahren, und entgegengesetzten Bestrebungen nicht Ohr und nicht Zunge leihen. Sonst befleckt der Klostermann seine Seele und verliert leicht die Gnade seines heiligen Berufes, wenigstens aber die rechte Zufriedenheit.

„In herzlicher Liebe empfehle ich Sie alle dem großen Vater der Liebe und Güte (dem Heiligen Geiste) und dem Schutze seiner heiligen Engel. . . . Denken wir öfters an unsere wahre Heimat und suchen wir uns darauf recht gut vorzubereiten durch Gehorsam, Gebet, Arbeit und durch die Bewahrung eines tugendhaften, in Gott gesammelten, zufriedenen Geistes. Zu diesem Zwecke verehren und lieben wir auch den Vater der Liebe, des Friedens und des Trostes, Gott den Heiligen Geist, und suchen seine Verehrung und Liebe nach Kräften zu verbreiten. Seine heilige Freude, Liebe und Gnade sei stets mit Ihnen[1]!"

Die starke Heranziehung von Laien zum Missionsdienst, wie es im Institut der Brüder und dem Beförderersystem für die Missionszeitschriften uns entgegentritt, ist ein charakteristischer Zug in der Gründung P. Arnold Janssens. Aber nicht nur die Mission hat Vorteil davon, sondern ebensosehr auch die Heimat.

Im Institut der Laienbrüder hat er vielen hundert jungen Leuten Gelegenheit verschafft zum Ordensstande und zur tätigen, unmittelbaren Teilnahme am Werke der Glaubensverbreitung. Die fleißigen Beförderer und Beförderinnen der Missionszeitschriften aber sind nicht nur Helfer der Missionen, sondern sie leisten auch der Heimat die wichtigen Dienste des Apostolats der Verbreitung guter Schriften. Daß durch die Missionsschriften so viele aus allen Ständen angeregt werden, in dieser oder jener Weise das Missionswerk zu unterstützen, bringt

[1] Brief vom 29. Mai 1903.

der katholischen Heimat einen gewiß nicht kleinen rückwirkenden Segen für das eigne praktische Glaubensleben.

Zu dieser segensreichen Wirksamkeit für die Heimat gehört auch die starke Förderung der religiösen Exerzitien, wie sie P. Arnold Janssen seit Beginn seiner Steyler Gründung ausgeübt hat.

12. Steyl als Exerzitienheim.

Zur Zeit der Gründung des deutschen Missionshauses an der Maas wurden die Priesterseminare in Preußen geschlossen, die Ordensleute in die Verbannung geschickt. So war es praktisch unmöglich geworden, Exerzitien für die Geistlichen in der Heimat abzuhalten. Und doch gebrauchte der gehetzte und hart geprüfte Klerus in jener stürmischen Zeit mehr als sonst jene geistige Erneurung, Trost und Erquickung, wie sie die Exerzitien so unvergleichlich bieten. Aber wie sollte hier Ersatz gefunden werden?

Der hochselige Erzbischof von Köln, Paulus Melchers, wandte sich in dieser Angelegenheit im Sommer 1877 von seinem Verbannungsorte aus an Rektor Arnold Janssen. Er schilderte ihm, wie der Klerus seiner Erzdiözese schon seit drei Jahren die Wohltat der Exerzitien entbehre und forderte ihn auf, sein Haus in Steyl der Abhaltung von Priesterexerzitien zu öffnen. Er selbst wolle das Unternehmen tatkräftig fördern und durch die Dekane den Priestern seines Erzbistums die Termine für Exerzitien in Steyl bekanntmachen.

Rektor Janssen ging mit Freuden auf diese Anregung ein. Das war ja eine neue Gelegenheit zu segensreicher Wirksamkeit, und zwar zu einer solchen, wie sie so ganz seiner aszetischen Richtung entsprach. Er erkannte sofort, daß er damit das Arbeitsfeld seiner Gründung bedeutend erweitern könne und ein vorzügliches Mittel erhalte, um großen Einfluß auf das religiöse Leben in der Heimat auszuüben.

So öffnete sich denn am 10. September 1877 das Missionshaus in Steyl zum erstenmal für Exerzitiengäste. Im kleinen ehemaligen Wirtshaus war natürlich kein Platz für sie. Dessen Bewohner sehnten sich vielmehr selbst nach den größeren Räumen des dürftig vollendeten Neubaues, der am 8. September, dem zweiten Jahrestag der Gründung des Werkes, eingeweiht worden war[1]. Aber sie mußten noch vier

[1] Die hübsche Kapelle in diesem ersten Flügel des neuen Missionshauses wurde am 29. September 1877 von dem in Europa weilenden Apostolischen Vikar von Hupe in China, Msgr. Zanoli, eingeweiht, wobei der ihn begleitende niederländische Missionar P. Martinus Poell die Predigt hielt. Das waren die ersten leibhaftigen Missionare im Steyler Missionshause.

Wochen warten. Als erste Bewohner zogen 41 Priester in das neue Haus ein, um dort Exerzitien zu machen. Rektor Janssen schreibt darüber im Kleinen Herz-Jesu-Boten:

„Das Haus war nun fertig und eingeweiht; wir konnten es beziehen. Wie lange hatten wir uns schon danach gesehnt, von den uns einschränkenden Banden loszuwerden. Der Augenblick war jetzt da. Aber nein; wir zogen es vor, noch einige Wochen in der Einschränkung zu verharren und die Erstlinge (ersten Räume) des Hauses der heiligsten Benutzung, die wir finden konnten, zu übergeben. Und das war ihre Benutzung zu heiligen Übungen oder Exerzitien für Landsleute, die drinnen in Deutschland dieser kostbaren Geistesübungen nun schon seit einigen Jahren entbehren müssen. Da wird gebetet, da wird betrachtet, da wird das vergangene Leben durchforscht, da werden im Lichte des Glaubens neue Vorsätze gefaßt; da wird in wenigen Tagen im Schmelztiegel des göttlichen Wortes der alte Mensch zerstoßen und zermalmt, um als ein neuer, in Gott geborener Mensch daraus hervorzugehen. Wie kann es etwas Kostbareres und Gnadenvolleres geben! Wie heilsam ist das für P r i e s t e r, damit sie, im Geist und Eifer verjüngt, das erhöhte Feuer ihres Eifers auch unter das christliche Volk bringen. Wie gut ist das auch für L a i e n; denn auch sie müssen zum Himmel, und in den Himmel wird nichts Unreines eingehen [2]."

Interessanterweise wurde es nach diesem ersten Beispiel nun Regel, daß jeder weitere Neubau am Missionshause in Steyl zuerst zu Exerzitienzwecken benutzt wurde. Oft waren die Räume noch unfertig, Türen, selbst Fenster fehlten; und noch armseliger sah es mit der Zimmerausstattung aus. Einige rohe Bretter, über Holzstützen gelegt, mußten als Tische genügen, und die Bettladen waren zuweilen nur provisorisch zusammengeschlagen. Aber wie waren die Exerzitanten zufrieden, und sie schliefen gern zu vier in einem kleinen Zimmer, wenn sie nur teilnehmen durften und nicht wie so viele wegen Platzmangels eine abschlägige Antwort bekamen.

Den ersten Exerzitienkurs für Priester hielt der bekannte Franziskanerpater I g n a t i u s J e i l e r, der dem Rektor Janssen überhaupt in Exerzitienangelegenheiten wertvolle Hilfe bot. Den zweiten Kurs mit 43 Teilnehmern gab R e g e n s C r a m e r, der spätere Weihbischof von Münster. Es folgte noch ein Kurs für Laien und ein dritter für Priester, den wieder P. Jeiler übernahm. Im Herbst 1877 nahmen 110 Priester an den Exerzitien in Steyl teil; im folgenden Jahre waren es 213. Bis zum Tode P. Arnold Janssens im Jahre 1909 hatten an den von ihm in Steyl begründeten Priesterexerzitien im

---

[2] KlHJB 1877, 80.

ganzen 5421 Priester sich beteiligt. Bis zu Beginn des Weltkrieges war diese Zahl auf 6696 gestiegen. Wer könnte den dadurch gestifteten Segen ermessen!

* *
*

Sofort bei der Anregung durch Erzbischof Melchers faßte Rektor Janssen den Entschluß, die geistlichen Übungen nicht nur für Priester, sondern auch für Laien zu pflegen. Diese Laien-Exerzitien waren in Deutschland nur in engen Grenzen vor dem Kulturkampf versucht worden, in Holland aber gänzlich unbekannt. P. Arnold Janssen war es vorbehalten, auf diesem wichtigen Gebiete bahnbrechend zu wirken. Der erste Laienkurs im Jaher 1877 zählte allerdings nur 23 Teilnehmer. Aber ihre Zahl wuchs sehr schnell und überflügelte bald die Zahl der Priester-Exerzitanten. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges hatten im Missionshause in Steyl außer den Priestern noch 44076 Männer und Jünglinge heilige Übungen mitgemacht, darunter 8812 Lehrer und 3606 Studierende. Auch für Holländer wurden Exerzitien anberaumt. Ihre Teilnehmer für Steyl sind in der obigen Zahl eingeschlossen[1].

Diese schöne Wirksamkeit zum Heile der Seelen war und blieb für P. Arnold Janssen eine Herzensangelegenheit, die er auf jede Weise förderte. Mit wahrhaft väterlicher Güte bekümmerte er sich um die Exerzitanten, damit nach Leib und Seele gut für sie gesorgt wurde. Am letzten Tage der heiligen Übungen erschien er immer selbst unter ihnen und gab ihnen nützliche Mitteilungen über die besten Zugverbindungen in die Heimat, schenkte jedem eine Anzahl Rosenkränze, erzählte ihnen vom Stand seiner Missionsgründung und empfahl ihnen mit warmen Worten die Zeitschriften der Missionsdruckerei.

Diese liebevolle Gesinnung gegen die Exerzitanten pflegte und förderte er auch bei den Bewohnern seines Hauses, so daß sie gern die Einschränkungen und Opfer auf sich nahmen, die besonders die großen Exerzitienkurse zu Ostern und Pfingsten ihnen auferlegten. Waren doch in den letzten Jahren gewöhnlich einschließlich der Hausbewohner an 1000 Personen während dieser Tage im Missionshause zu Tisch; gewiß keine kleine Aufgabe für die diensttuenden Brüder in der Küche.

Außer den Exerzitien für Männer regte P. Arnold Janssen schon im Jahre 1878 in den Schwesternklöstern der Steyler Nachbarschaft Exerzitien auch für Frauen an. Seitdem er aber selbst eine Schwestern-

[1] Als die holländischen Jesuiten in Venlo (Diözese Roermond) ein Exerzitienhaus eröffnen wollten, sagte ihnen Bischof Drehmanns von Roermond: „Aber setzt Euch ja mit Generalsuperior Janssen in Steyl in Verbindung! Der hat Großes darin geleistet und hat reiche Erfahrung. Er kann Euch gut raten."

kongregation gegründet hatte (1889), mußte auch deren Heim für Exerzitantinnen offen stehen. Diese Gelegenheit zu Exerzitien bei den Steyler Missionsschwestern wurde so fleißig benutzt, daß sie an Zahl der Teilnehmerinnen noch den starken Besuch der Männerexerzitien im Missionshaus übertrafen. Allein im Jahre 1913 machten in Steyl im ganzen 6420 Personen die Exerzitien mit.

Welche Freude hat P. Arnold Janssen über dieses segensreiche Wirken seiner Häuser empfunden! Schon im zweiten Exerzitienjahre schrieb er: „Steyl war im September und der ersten Hälfte des Oktobers fast wie zu einem Wallfahrtsort geworden, zu dem von allen Seiten Scharen pilgerten, um dort beinahe vier Tage lang dem Gebete, der Gewissenserforschung und Erwägung der ewigen Wahrheiten obzuliegen. Junge Männer, noch froh und frisch ins Leben blickend, sah man dorthin eilen, und neben ihnen ernste Männer, durch lange Erfahrung und den Ernst des Lebens gereift; einige stark und kräftig, andere dem Ende ihrer Tage sich nähernd. Sie alle trieb eine Sorge, die Sorge für ihre Seele, und der bittere Ernst dieses Lebens, wo es gilt, nach der Tugend zu streben, von der Sünde sich zu reinigen und die wichtigste Kunst zu erlernen, nämlich die Kunst, einst selig zu sterben. — Wie wichtig sind die heiligen Übungen, wo so mancher den Frieden wiederfindet, so mancher geistig wiedergeboren wird! Jeder aber bewahrt die Erinnerung an solche Tage sein ganzes Leben lang; die Orte und Personen prägen sich unauslöschlich seinem Gedächtnis ein, und mancher segnet noch in späten Tagen die Veranlassung, welche ihn des Glückes der heiligen Übungen teilhaftig gemacht hat[1]."

Über die segensreiche Bedeutung guter Exerzitien besteht heute kein Zweifel mehr. Gar oft ist von Teilnehmern an den heiligen Übungen in Steyl hervorgehoben worden, welch ein verdienstvolles Werk P. Arnold Janssen vollbracht hat, zumal in der Zeit des Kulturkampfes durch die Eröffnung und tatkräftige Pflege der Exerzitien. Priester und Laien haben in begeisterten Worten den reichen Segen geschildert, den die Tage heiliger Einsamkeit in Steyl ihnen selbst und durch sie ihrem Wirkungskreis gebracht haben.

Aber an wie vielen hat sich diese geistliche Erneuerung infolge der Anregung von P. Arnold Janssen vollzogen! Es kommen hier nicht nur jene Tausende in Rechnung, die in Steyl heilige Übungen gemacht haben. In wie vielen Klöstern und Anstalten Deutschlands, Österreichs und Hollands sind Standesexerzitien eingerichtet worden nach dem Beispiele, das von Steyl aus seit Jahrzehnten gegeben, und dessen segensreiches Wirken in immer weiteren Kreisen bekannt wurde.

[1] KlHJB 1878, 87.

All dieser Segen geht in seinen ersten Samenkörnern auf den Begründer der Steyler Exerzitien zurück.

Tausende haben P. Arnold Janssen dafür gedankt und ihn ins Grab hinein noch gesegnet für den Seelenfrieden und das volle echte Herzensglück, das er ihnen durch das Mittel der Exerzitien verschafft hat. Viele kamen matt und müde im Glauben, krank und siech an ihrer Seele in die stillen Klosterräume. Aber sie wurden hier an die Quellen des wahren Lebens geführt und sie schieden aus diesem Seelen-Sanatorium mit froh leuchtenden Augen und mit Herzen voll Trost, Kraft und neuer Lebenslust. So mancher, der mit sich selbst, mit Gott und seiner Familie zerfallen war, hat in den Tagen der heiligen Übungen den vollen Seelenfrieden und damit Gott und sein Familienglück wiedergefunden. — Weit größer ist allerdings die Zahl jener, die, getrieben von echtem Seelenhunger, die Einsamkeit der Exerzitien aufsuchten, um sich zu erfrischen für die Aufgaben des christlichen Lebens, um mit neuer Kraft und neuem Eifer auf dem Weg des Heiles weiterschreiten zu können.

Nach einer solchen gut angestellten Seelenkur erfährt jeder an sich die Wahrheit der Worte des heiligen Franz von Sales: „Durch diese Übung werden deine durch die Zeit geschwächten Kräfte ergänzt, und der Eifer in deiner Seele wird neu belebt; deine guten Vorsätze werden durch sie erfrischt werden, und alle Tugenden in dir wieder aufblühen."

Es ist gewiß nicht übertrieben, was öfters schon Priester ausgesprochen haben: „Wenn P. Arnold Janssen auch sonst nichts gegründet und gestiftet hätte: das, was er zur Neubelebung und Ausbreitung der Exerzitien für alle Stände getan hat, müßte ihn allein schon als einen Mann der Vorsehung erweisen."

* *
*

Muß der Schreiber sich am Schlusse dieses Kapitels über die Gründung des Missionshauses in Steyl entschuldigen, daß er so manche kleine und unscheinbare Dinge aus den Anfängen des Werkes P. Arnold Janssens berichtet hat? Aber vielleicht ist es in diesem Falle doch nicht ganz wertlos, auch das Kleine vor der Vergessenheit zu bewahren.

Zunächst gereichen diese Mitteilungen und Geschehnisse vor allem zur Ehre Gottes. Seine Macht und Güte erstrahlt um so heller in dem heutigen großen Werke, je geringer und unscheinbarer die Mittel und die Menschen waren, die seinen Anfang begründeten. Die Nachwelt wird um so lauter bekennen müssen: Hier ist der Finger Gottes.

Sie gereichen aber auch zur Kennzeichnung jenes frommen Priesters, der unter diesen zuerst so armen und fast hoffnungslosen Verhältnissen nicht verzagte, sondern mutig ausharrte und, von felsenfestem Gottvertrauen gestärkt, alle Schwierigkeiten überwandt.

Die Mitglieder der Steyler Missionsgesellschaft aber werden auch diese kleinen Erinnerungen an ihren seligen Stifter und an sein mühseliges Schaffen in den entscheidungsvollen ersten Jahren der Gründung ihres Mutterhauses pietätvoll bewahren wollen. Es wird für sie stets nützlich sein, ihres armen Ursprungs eingedenk zu bleiben und nie zu vergessen, daß ihr heiliges Werk in der Armut und Arbeitsamkeit seine kräftigsten Wurzeln getrieben hat.

Zugleich mag dieses arme Bild, das wir gezeichnet haben, ein Beispiel dafür sein, daß man bei solchen gottgeweihten Unternehmungen nie wegen der anfänglichen Unscheinbarkeit verzagen und mutlos werden soll. Dem Gottvertrauen, gepaart mit unverdrossenem Arbeitsgeist, winkt schließlich ungeahnter Erfolg.



Dritter Teil.

Gründung der Gesellschaft des Göttlichen Wortes und ihre Ausbreitung.

1. Der Weg zur regularen Verfassung.

Vom äußeren Wachstum der Gründung Arnold Janssens wenden wir uns jetzt ihrem innern Ausbau zu. Welchen Entwicklungsweg hat die Regelung des gemeinschaftlichen Lebens in Steyl bis zur Errichtung der kirchlichen Ordenskongregation „Gesellschaft des Göttlichen Wortes" durchlaufen?

Diese Frage interessiert uns um so mehr, weil wir wissen, wie schwierig unter den ersten Anfängern die Verständigung über die Form der Gründung war. Unsere Untersuchung führt uns in die Zeit dieser Schwierigkeiten zurück, da Arnold Janssen mit Anzer allein sein Werk neu begründete.

Für den 16. Juni 1876 hatte der Rektor eine feierliche Erneuerung der vor Jahresfrist von den ersten Teilnehmern privatim getätigten Weihe an den heiligen Missionsdienst geplant. Bis dahin wollte er die schwierige Statutenfrage wenigstens in ihren Grundlinien lösen. So wurden denn im Monat Mai und der ersten Hälfte des Juni gemeinsame Beratungen über einen neuen Statuten-Entwurf des Gründers abgehalten, in wenigen Punkten kleine Änderungen vorgenommen und dann von beiden Herrn unterschrieben. Die letzte Beratung und Unterzeichnung war am 15. Juni.

Wir haben in diesen gedrängten Statuten die Anfänge der regularen „Gesellschaft des Göttlichen Wortes" vor uns. Sie enthalten die Grundsätze, nach denen Arnold Janssen von jeher sein Werk geplant hatte. Wir kennen sie bereits. Die dritte Dominikanerregel wird für alle vorgeschrieben; die Heidenmission ist Hauptzweck, doch wird zwischen Missionare und Lehrer unterschieden. „Die Lehrer sollen die heilige Wissenschaft im Geiste der alten heiligen Lehrer fleißig üben."

Der Name der Gesellschaft wird festgelegt und soll sein: „Societas Verbi Divini in ministerium regis et reginae angelorum, oder kürzer: Societas Verbi Divini." (Gesellschaft des Göttlichen Wortes.) Den

Mitgliedern wird die besondere Verehrung des Göttlichen Wortes und des Herzens Jesu empfohlen.

Als Kleidung wird der Talar der Weltpriester vorgeschrieben; doch soll das Zingulum von roter Farbe (nach innen) sein „zur Erinnerung an die Liebe des göttlichen Herzens Jesu, an sein für uns vergossenes Blut und an das Martyrerblut, das jedes Mitglied dieses Hauses bereit sein muß, für den Herrn zu vergießen."

Die Kleidungsfrage bot einige Schwierigkeit, da der Rektor dazu neigte, ein besonderes Abzeichen einzuführen. Doch gab er hierin Anzer nach, und es heißt an dieser Stelle: „Eine Änderung dieser Bestimmung kann nur mit Zustimmung der beiden ersten Mitglieder dieses Hauses, P. Arnold Janssen und Fr. Joh. Bapt. Anzer, eintreten[1]."

Als Mitglieder werden provisorische und definitive unterschieden. „Beide Mitgliedschaften werden erworben durch eine Widmung (Oblatio) der eignen Person an das göttliche Herz Jesu zum Zwecke der apostolischen Arbeiten im Gehorsam unter dem obersten Leiter des Hauses und seinen Stellvertretern. Mit dieser Widmung wird zugleich der heldenmütige Liebesakt für die Armenseelen des Fegfeuers verbunden.

Die Widmung wird zuerst auf ein Jahr abgelegt; diese Zeit wird als Noviziat behandelt. Nach Ablauf dieser Zeit wird die Widmung für drei Jahre erneuert und damit die provisorische Mitgliedschaft erworben. Hierauf kann die Widmung für die ganze Lebenszeit vorgenommen werden, wodurch der Kandidat definitives Mitglied wird.

Ordensähnliche Gelübde gab es also anfangs in Steyl nicht. Das Versprechen zum Gehorsam in der Widmung wurde allerdings in Gelübdeform ausgesprochen, war aber wie die ganze Widmung nur privater Natur. Doch wird die treue Beobachtung recht eindringlich betont als eine Quelle reichsten göttlichen Segens.

Am 16. Juni 1876 brachten Arnold Janssen und Anzer sich selbst in dieser Widmung auf ewig Gott für das Werk dar, zu dem sie sich vereinigt hatten. Nach einer Anrede an Gott lautete der Kern der lateinischen Widmungsformel:

„Ich verspreche, wie folgt: Die Wünsche Deines göttlichen Sohnes sollen auch die meinigen sein. Ich will arbeiten, so viel ich vermag, damit Dein heiliges Evangelium auf Erden ausgebreitet werde, die Seelen zu retten, zu erleuchten und zu beleben, das Reich Satans, Deines Feindes, zu zerstören besonders unter jenen heidnischen

---

[1] Zum erstenmal gebraucht Arnold Janssen hier die Bezeichnung Pater und Frater für die Mitglieder seiner Gründung, die aber erst viel später eingeführt worden ist.

Völkern, die noch nicht kennen Dich und unsern Herrn Jesus Christus, den Erlöser aller Menschen, der alle so glühend liebt und für alle sein kostbares Blut vergossen hat.

„Herrsche also, o mein Schöpfer, über alle Kräfte meines Leibes und meiner Seele. Ich will ein Knecht des Göttlichen Wortes sein und dem Dienste des Königs und der Königin der Engel mich weihen. Und weil Du den Menschen durch den Menschen zu Dir führen willst, und wegen des Stolzes des gefallenen Menschen den Gehorsam gegen die Vorgesetzten als den sicheren Verkünder Deines Willens und den Weg alles Segens angeordnet hast: so gelobe und verspreche ich freiwillig immerwährenden Gehorsam gegen alle gegenwärtigen und zukünftigen Obern dieses Hauses und der Gesellschaft, wenn eine solche daraus hervorgehen sollte, nach den Regeln derselben."

Über die Aufstellung des Oberen wird in diesen ersten Statuten die Bestimmung getroffen: „Die erste Wahl eines Hauptvorstehers erfolgt, sobald sieben stimmberechtigte Mitglieder der Genossenschaft angehören. Er wird zunächst für fünf Jahre gewählt. Alsdann treten in bezug auf die Leitung der Genossenschaft die Wahl und die Verteilung der (übrigen) Ämter die Bestimmungen von Millhill ein."

In einem besonderen Abschnitt wird über den Geist der Genossenschaft gehandelt, der als Geist völliger Hingabe an Gott, des Glaubens, Vertrauens, der Demut und Selbstverleugnung des näheren gekennzeichnet wird.

Die Pflege der Abtötung lag dem Gründer sehr am Herzen. Die Regel der Tertiaren des heiligen Dominikus wurde genau beobachtet. An jedem Freitag war Fasttag; außerdem war Abstinenz am Montag, Mittwoch und Samstag und in der ganzen Adventszeit. Die Mitglieder werden ermahnt, die Demut zu lieben und „sich gern von anderen demütigen zu lassen". Sie sollen auf kleine freiwillige Abtötungen bedacht sein, indem sie „allen überflüssigen Dingen abzusterben suchen". Der Gebrauch des Tabaks ist allen in jeder Form „als ein überflüssiges Reizmittel" untersagt. Die monatliche Selbstanklage im Bußkapitel und die Übung des Bußtisches wird eingeführt. Nur dreimal täglich wird gegessen, Bett und Zimmer muß jeder selbst ordnen und auf Anordnung des Oberen am Spülen der Tischgeschirre und Reinigen des Hauses teilnehmen. Das Stillschweigen nimmt in der Tagesordnung einen ziemlichen Raum ein und muß streng beobachtet werden.

Der Rektor ging in allen Stücken mit größtem Eifer voran. Er wollte für sich keine Ausnahme, und als der Bußtisch im Speisesaal eingeführt wurde, kniete er als erster daran bei einer Mahlzeit von

Wasser und Brot[1]. Dieses Vorbild ihres Oberen versüßte den Untergebenen alle Opfer, und mit Freude und jugendlichem Eifer folgten sie ihm auf dem Wege der Entsagung, den er sie führte.

* * *

Bei dieser Wertschätzung und Übung der äußeren Abtötung ging dem Stifter jedoch die Pflege des inneren Geistes über alles. Ihn zu fördern war seine Hauptsorge.

„Ich erkannte bald," so erzählt er über diese Anfangszeit, „daß die Hauptsache bei einem solchen Werke die Bildung des wahren priesterlichen und apostolischen Geistes sei, und ich habe mir daher dies besonders angelegen sein lassen. Ich freute mich königlich, als ich dahin kam, die Exerzitienvorträge selbst halten zu können[2], und ich benutzte sie, um auf Pflege des guten Geistes hinzuarbeiten. Dazu dienten auch die Vorträge jeden Sonntag morgen nach dem Frühstück. Wir saßen dabei zusammen am Tisch. Aus diesen freien Tischvorträgen wurden die später üblichen Vorträge vom Lehrstuhl aus.

„Es fehlte damals auch noch die Vorbereitung der Kandidaten in einem Noviziat. Ich suchte diesen Mangel dadurch zu ersetzen, daß ich vor den heiligen Weihen mehrere Monate hindurch nachmittags Vorträge hielt, an die sich eine Betrachtung anschloß."

Bei einer anderen Gelegenheit kommt er nochmals auf diesen Punkt zurück und spricht folgende Gedanken aus: „Es hat mir immer als erste Aufgabe vor der Seele gestanden, möglichst für den geistigen Ausbau, für das Innere des Hauses zu sorgen. Eine religiöse Genossenschaft kann nur dann etwas wirken, wenn ein guter Geist sie beseelt; nur dann hat sie Segen von oben zu erwarten, nur dann etwas nach außen auszuteilen. Zu diesem Behufe habe ich Exerzitien, Geistessammlungen und Konferenzen hochgeschätzt und mir alle Mühe gegeben, in dieser Beziehung zu tun, was ich konnte. . . . Ich bin der Meinung, daß es eine der ersten und notwendigsten Eigenschaften eines Oberen ist, in dieser Beziehung auf seine Untergebenen einwirken zu können, es sei denn, daß er jemand neben sich hat, um darin einem etwaigen Mangel abhelfen zu können."

Das waren also die Einrichtungen, Übungen und Bestimmungen, die fast neun Jahre hindurch das gemeinschaftliche Leben im Steyler

---

[1] P. Huber S. J. macht in seinem Werke „Nachahmung der Heiligen" (Bd. I. S. 100) folgende treffliche Bemerkung: „Ein Ordensstifter ist sich bewußt, daß er vor allem durch sein Beispiel zu lehren habe, und er wird darin manchmal mehr tun, als sonst nötig wäre, in der Absicht, die Wirkung sicher und voll zu erzielen."

[2] Es war P. Zeiler O. Fr. M., der dem Rektor hierzu Anleitung gab und ihm seine eigenen Exerzitienvorträge überließ.

Missionshause regelten. Eine kirchliche Bestätigung für diese ersten Statuten wurde nicht nachgesucht. Die allgemeine bischöfliche Bewilligung zur Gründung des Hauses genügte vorläufig. Der Gründer behielt inzwischen freie Hand, um die beste Form für die Organisation seines Werkes auszuprobieren.

Gott gab ihm seinen Segen. Das Werk wuchs ungeahnt rasch und kräftig heran. Im Jahre 1885 zählte es schon 21 eigne Priester, 64 Brüder und fast 200 Zöglinge. Aus den dürftigen Anfängen des Jahres 1875 war eine große Klostergemeinde entstanden. Immer deutlicher wurde es nun fühlbar, daß die regulare Ordnung der ersten Statuten nicht der passende Rahmen für eine solche entwicklungsfähige Anstalt sei. Der Gründer konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die einfache Widmung (oblatio) kein hinreichend festes Band für eine große Missionsgesellschaft war, deren Zweck die Mitglieder in alle Welt zerstreuen mußte. Sollte sie eine einzige starke lebenskräftige Familie bilden, dann war ein festerer Zusammenschluß wünschenswert. Ein solcher ließ sich am wirksamsten erreichen durch den Ausbau des Instituts zu einer ordensähnlichen Kongregation mit den drei evangelischen Räten oder Gelübden.

Ebenso hatte Arnold Janssen die Erfahrung machen müssen, daß die strengere Lebensweise, wie er sie eingeführt, sich mit dem schweren Studium und dem Missionsdienst nicht dauernd vertrage. Eine verständige Milderung war um der Gesundheit der Mitglieder und der Erhaltung der Arbeitskräfte willen nötig.

So zäh und energisch er in der Gründung den strengeren Standpunkt vertreten hatte, so willig folgte er der besseren Einsicht, die ihm zuteil geworden. Er spricht sich über diesen Wechsel in seinen Anschauungen wie folgt aus.

„Im Anfang war das Streben auf größere Strenge gerichtet. Wir wollten in dieser Beziehung dem Geist der alten Orden, die ja alle durch größere Strenge sich auszeichneten, etwas nähertreten. Entsprechend diesen Bestrebungen wurde auch die Dritte Regel des heiligen Dominikus eingeführt und die von ihr verlangten vier Abstinenztage allwöchentlich vom ganzen Hause treu beobachtet. Das wurde beibehalten bis zum Jahre 1886. Man hatte inzwischen nämlich die Erfahrung gemacht, daß das Studium, wie es bei uns betrieben werden mußte, doch ungemein anstrengend sei. Und doch mußte für die angehenden Missionare auf möglichste Erhaltung der Körper- und Geisteskräfte bedacht genommen werden. Auch konnte man sich der Überzeugung nicht verschließen, daß in den Missionen selbst große Anforderungen an den Missionar gestellt werden. Deshalb schien es geraten, von der größeren Strenge abzusehen, diese mehr dem einzelnen nach

seinem Vermögen zu überlassen und dafür andere Übungen zu betonen, die, weil mit geistiger Überwindung verbunden, am Ende noch wichtiger seien."

* * *

Gelegenheit, eine durchgreifende Neubearbeitung der ersten Statuten vorzunehmen, bot die erste Europareise des Provikar Anzer. Nach fünfjähriger Missionsarbeit in China kam er zur Erledigung wichtiger Fragen seiner Mission nach Rom. Von hier aus traf er am 7. Dezember 1884 im Mutterhause in Steyl ein. Als Mitbegründer sollte er nun auch am weiteren Ausbau des Werkes teilnehmen.

Arnold Janssen eröffnete am 10. Dezember 1884 das erste Generalkapitel seiner Gesellschaft, das mit längerer Unterbrechung[1] bis zum Frühjahr 1886 dauerte. Teilnehmer waren außer ihm Provikar Anzer, Spiritual Johannes Janssen und der Studienpräfekt Hermann Wegener. Dieses Kapitel wurde von entscheidender Bedeutung für das Steyler Missionswerk.

Mit großer Gründlichkeit wurden die neuen Statuten entworfen. Sie sind in lateinischer Sprache abgefaßt und füllen 227 Folioseiten, ganz von der Hand Arnold Janssens in Reinschrift geschrieben. Wir haben in diesem Bande eine vollständige Ordensregel vor uns, wonach die Steyler Gründung der Reihe der neueren Ordenskongregationen eingegliedert werden soll.

Ein zweijähriges Noviziat und die Ablegung der drei Ordensgelübde werden für Kleriker und Laienbrüder vorgeschrieben. Die Kleriker legen zuerst neunjährige zeitliche Gelübde, dann die ewigen ab; die Laienbrüder dreimal je dreijährige, dann ebenfalls ewige.

Die erste Gelübdeablegung nach dieser Regel fand am 23. Februar 1885 für 12 Priester und 9 Kleriker, am 19. März für 15 Brüder statt. Der Stifter Arnold Janssen legte bei dieser Gelegenheit mit Provikar Anzer, Johannes Janssen und Hermann Wegener die ewigen Gelübde ab.

Die „Gesellschaft des Göttlichen Wortes" — dieser Titel soll von jetzt an öffentlich gebraucht werden — wird von einem Generalsuperior geleitet, dem zuerst zwei, später vier Räte zur Seite stehen werden. Er wird auf den Generalkapiteln, die alle sieben Jahre einzuberufen sind, gewählt und bleibt bis zum folgenden Generalkapitel im Amte.

---

[1] Die Unterbrechung des Kapitels erfolgte im Winter 1885/86 infolge einer Romreise des Rektors mit Provikar Anzer. Bei dieser Gelegenheit wurde am 10. Dezember 1885 das Gebiet Südschantung in China als neues Apostolisches Vikariat errichtet und Anzer zum ersten Apostolischen Vikar und Bischof ernannt. Seine Bischofsweihe fand am 24. Januar 1886 in Steyl statt.

Nach Aufstellung dieser Regel legte Arnold Janssen am 12. März 1885 sein Amt als Oberer nieder. In der am gleichen Tage getätigten Wahl wurde er zum ersten Generalsuperior der Gesellschaft des Göttlichen Wortes auf Lebenszeit erwählt.

Die beiden Klassen von Mitgliedern, Kleriker und Laienbrüder, sind in bezug auf die Zugehörigkeit zur Gesellschaft gleichgestellt, nehmen in gleicher Fülle teil an ihrem Wirken, ihren Gnaden und Segnungen. Die Leitung und Verwaltung aller Ämter jedoch ist den Priestern ausschließlich vorbehalten. Sie haben allein das aktive und passive Wahlrecht, und die Brüder sollen nicht nur in der regularen Disziplin und religiösen Leitung, sondern auch in allen ihren Arbeiten stets einem priesterlichen Vorsteher (Prokurator) unterstellt sein. Als in Wahrheit dienende Brüder, in stillverborgener, demütiger Hingabe an ihren heiligen Beruf, sollen sie den überreichen Segen des vollkommenen Gehorsams sich verdienen und am gottgeweihten Wirken der Priester, deren getreue Gehilfen zu sein sie berufen sind, Anteil gewinnen.

„Die Laienbrüder", so heißt es im dritten Teil der Statuten, „sollen ihre Gebete und guten Werke für die Ziele der Gesellschaft aufopfern und sollen dafür tätig sein mit der Arbeit ihrer Hände. Das aber mögen sie freudig tun, nicht wie Knechte, sondern wie Kinder des höchsten Königs Jesus Christus und um seiner Liebe willen. Auf diese Weise werden sie sich heiligen, so daß auch sie geistige Väter jener werden, denen Gott im Hinblick auf ihre Gebete und guten Werke die Gnade der Bekehrung geben wird. Auch werden sie Anteil haben an allem segensreichen Wirken ihrer priesterlichen Mitbrüder, deren Helfer durch ihre äußere Arbeiten sie sind."

Der größere Teil der Statuten befaßt sich mit der Pflege der Frömmigkeit. Man erkennt, wie sehr dem Gründer dieses Anliegen am Herzen lag. Mehr als jeden anderen Vorzug sollten seine geistlichen Söhne die Frömmigkeit und Tugend erstreben und lieben.

Mit eindringlichen Worten ermahnt er zur eifrigen Benutzung der Zeit, zur Dankbarkeit gegen die Wohltaten Gottes, zur Treue gegen den Heiligen Geist in der Hochschätzung des Berufes, zur Nachahmung der heiligen Engel im Dienste des Allerhöchsten, zur tiefen Ehrfurcht vor dem Priesterstande[1], seinen Vollmachten und Pflichten, vor dem Worte Gottes und der Autorität der heiligen Kirche. Fliehet

[1] Charakteristisch für die Ideengänge P. Arnold Janssens ist unter anderem folgende Bestimmung in dieser Regel: „Es sollen jährlich sieben heilige Messen gelesen werden zur Heiligung jener Ehen, aus denen der Hl. Geist Priester für die Kirche und insbesondere für unsere Gesellschaft berufen will." Diese Messen werden immer noch gelesen.

die Sünde, liebt und übt die Tugend und Gottseligkeit! Das sind die Grundakkorde, die durch alle Vorschriften, Belehrungen und Anleitungen hindurchklingen. Die ganze Regel ist gestimmt auf des Apostels Wort: „Die Frömmigkeit ist zu allem nützlich."

Die Verehrung des Heiligen Geistes wird von jetzt an in den Vordergrund gestellt und soll in der ganzen Gesellschaft mit besonderem Eifer gepflegt werden.

Am Schlusse der Statuten wendet sich der fromme Verfasser an seine geistlichen Söhne mit den Worten des heiligen Vinzenz:

„Im übrigen aber, meine Brüder, bitten und beschwören wir euch im Herrn Jesus, daß ihr euch der genauen Befolgung dieser Regeln befleißigt und für gewiß haltet, daß sie euch bewahren werden, wenn ihr sie bewahrt, und daß sie euch schließlich sicher zum ersehnten Ziele, zur himmlischen Seligkeit, führen werden!"

Das erste Generalkapitel wurde am 12. Mai 1886 geschlossen. Es hat der Steyler Gründung großen Segen gebracht und dauernd seine Prägung gegeben. Die von ihm getroffenen Grundbestimmungen für die Gesellschaft des Göttlichen Wortes haben sich als richtig erprobt. Die folgenden Generalkapitel[1] brauchten sie nur noch entsprechend dem Wachstum des Werkes weiter auszubauen; wesentliche Veränderungen waren nicht nötig.

* * *

Seine wichtigste Aufgabe erkannte der Superior nun zunächst darin, das durch die Statuten vorgeschriebene Noviziat in der Gesellschaft einzurichten. Da er selbst keine Erfahrung darin hatte, sah er sich nach Hilfe durch einen tüchtigen auswärtigen Ordenspriester um. Bei seiner hohen Verehrung für den heiligen Vinzenz von Paul hegte er ein besonderes Interesse für dessen geistliche Söhne, die Lazaristen. Schon früher, veranlaßt durch den Fürsterzbischof von Salzburg, hatte er in Wien den P. Medits kennen und schätzen gelernt. „Ich sah," erzählt Arnold Janssen, „daß er ein wohlmeinender Herr war, der nicht das Seinige suchte, sondern allein die größere Ehre Gottes, das Heil der Kirche und der Seelen. Deshalb gewann ich ihn besonders lieb und hielt ihn für den geeigneten Mann, in unserer Gesellschaft das Noviziat mit den entsprechenden Übungen einzurichten.

[1] Das zweite Generalkapitel fand vom 3. November 1890 bis Mai 1891 statt und zählte 5 Kapitulare; das dritte vom 29. September 1897 bis zum 4. Mai 1898 mit 12 Kapitularen. Das vierte wurde kurz nach dem Tode des Stifters im Winter 1909/10 abgehalten und sah 22 Kapitulare versammelt. Auch diese Zahlen bieten einen Maßstab für das rasche Wachsen der Steyler Gründung.

Ich bat ihn, er möge so gütig sein und zu diesem Zweck eine Zeitlang zu uns kommen."

Das geschah. Der Lazaristengeneral P. Fiat gab auf das Gesuch des Superiors Janssen gern seine Zustimmung, und P. Medits weilte im Frühjahr und Sommer 1886 vier Monate zum genannten Zweck in Steyl. Er führte zugleich den frommen P. Bernhard Eikenbrock in die Leitung des Noviziates ein, der nach der Abreise P. Medits das Amt des Novizenmeisters übernahm und auf diesem Posten bis zum Jahre 1898 sehr segensreich gewirkt hat.

Am ersten Noviziat in Steyl nahmen drei Kleriker-Kurse teil. Auch Bischof Anzer machte einige Zeit hindurch die Noviziatsübungen mit. Um den Priestern, die um diese Zeit schon im Unterricht tätig waren, einigen Ersatz zu bieten, lud der Superior den P. Medits im Jahre 1888 nochmals auf sieben Wochen nach Steyl ein, der während dieser Zeit mit diesen Priestern Noviziatsübungen vornahm und ihnen Gelegenheit zu einer aszetischen Erneurung bot. — Auch das Noviziat der Laienbrüder wurde von P. Medits eingerichtet, und der Stifter hat diesem seeleneifrigen Priester lebenslänglich herzliche Dankbarkeit bewahrt[1].

* * *

Groß war die Freude Arnold Janssens und tief sein Dank gegen Gott über die Ereignisse und Erfolge des letzten Jahres. Nach kaum zehnjähriger Dauer stand sein Werk gefestigt und blühend vor ihm. Wiederholt hatte die höchste kirchliche Autorität ihm ihre Anerkennung und Ermunterung ausgesprochen. Schon bei seiner ersten Romreise[2] im Sommer 1878 hatte Papst Leo XIII. ihn mit großer Güte in Privataudienz empfangen und in seiner lebhaften Weise seiner Freude über die Steyler Gründung und ihre Fortschritte Ausdruck gegeben. Nun war durch denselben Statthalter Christi in der raschen Erhebung der jungen Mission Südschantung zum Vikariat und der Beförderung des ersten, noch nicht 35jährigen Priesters des Steyler Missionshauses zur Bischofswürde dem Stifter Arnold Janssen ein Zeichen ganz außergewöhnlichen Vertrauens zuteil geworden. Er gab, wie immer,

[1] P. Medits starb hochbetagt im März 1916 in Budapest.

[2] Bei dieser Reise kam Rektor Janssen auch nach Brixen, um den jungen Priester Joseph Freinademetz zu treffen, der sich für den Eintritt in Steyl gemeldet hatte. Als er mit diesem zu dem hochgesinnten und berühmten Fürstbischof Vinzenz Gasser kam und bat, Freinademetz die Erlaubnis für den Eintritt ins Missionshaus zu geben, antwortete der Kirchenfürst: „Der Bischof von Brixen sagt nein, aber der katholische Bischof sagt ja. Nehmen Sie meinen Sohn Freinademetz und machen Sie einen tüchtigen Missionar aus ihm." Das ist Freinademetz tatsächlich geworden.

Gott allein die Ehre; aber wir begreifen es, daß er mit freudiger Zuversicht in die Zukunft blickte und mit erneutem Eifer sich der Fortführung und weiteren Entfaltung seines Werkes hingab.

Allerdings hatte er bis zur endgültigen Fassung der Statuten und ihrer Genehmigung durch den Apostolischen Stuhl noch einen weiten Weg vor sich. In den nächsten Jahren wurde der erste Entwurf sorgfältig durchgeprüft und am 23. Januar 1889 vom Bischof Boermanns von Roermond bestätigt, der auch am 16. Oktober 1891 die Verbesserungen des zweiten Generalkapitels, am 24. Dezember 1898 die des dritten genehmigte.

Nun glaubte der Gründer den Zeitpunkt gekommen, für sein Werk auch die Bestätigung des Apostolischen Stuhles nachzusuchen. Im Februar 1899 reichte er die Statuten, wie sie das letzte Generalkapitel festgelegt hatte, bei der Kongregation der Propaganda ein und stellte die Bitte um die päpstliche Gutheißung der Gesellschaft des Göttlichen Wortes und ihrer Verfassung.

Die Regel wurde einer Regelkommission von zehn Mitgliedern überwiesen, an deren Spitze Kardinal Satolli stand. Hauptrevisor war der Erzabt der Benediktiner von Monte Cassino, Domenico Serafini, später Erzbischof von Spoleto und Kardinal; er wurde 1917 Präfekt der Propaganda und starb 1918.

Als P. Generalsuperior Janssen im folgenden Jahre bei diesem vorsprach, wünschte der Erzabt ihm Glück zu der eingereichten Regel, die ihm gut gefalle. Er habe in keinem wesentlichen Punkte Schwierigkeiten gefunden. Die äußere Form der Abfassung in Konstitutionen und Statuten könne aber nicht bleiben. Eine Ordensregel dürfe nur aus fortlaufend numerierten Konstitutionen bestehen.

Der Steyler Gründer wartete auf eine amtliche Aufforderung in dieser Angelegenheit, die aber nicht erfolgte. Serafini wurde inzwischen zum Erzbischof ernannt und verließ seinen bisherigen Posten. Dadurch trat eine weitere Verzögerung ein.

Die Kongregation der Propaganda hatte unterdessen aber bereits die Bestätigung der Gesellschaft des Göttlichen Wortes beim Heiligen Vater beantragt. Sie erfolgte durch Papst Leo XIII. am 25. Januar 1901. Die Propaganda teilte dies dem Generalsuperior mittels Schreiben vom selben Tage mit, setzte ihn aber am 28. Januar davon in Kenntnis, daß die Bestätigung der Regel aufgeschoben sei bis zu dem Zeitpunkt, wo derselben eine Form gegeben sei, die übereinstimme mit den Verfassungen jener religiösen Institute, die der Heilige Stuhl bestätigt habe.

Dadurch kam der Generalsuperior in Verlegenheit. Er hatte vom dritten Generalkapitel die Vollmacht erhalten, an den aufgestellten Kon-

stitutionen das zu ändern, was der kirchliche Revisor in Rom geändert wissen wolle. Nun wurden aber von Rom keine bestimmten Änderungen namhaft gemacht, sondern eine ganz neue Abfassung der Regel verlangt. Der Gründer trug Bedenken, ob er dies ohne Einberufung eines neuen Generalkapitels tun durfte. Wie schwierig aber war es, ein solches aus allen Weltteilen, wo seine Söhne wirkten, wieder zu versammeln.

Nach Beratungen mit seinem Rate entschloß er sich schließlich doch, selbständig vorzugehen, und zwar nach Normen, die soeben im Jahre 1901 vom Kardinal Gotti, damals Präfekt der Kongregation der Regularen, später der Kongregation der Propaganda, veröffentlicht worden waren.

So wurde denn die Regel unter möglichst sorgfältiger Beibehaltung des alten Inhaltes nach diesen Richtlinien umgearbeitet. Dann wurde sie privatim dem neuen Sekretär der Regelkommission Msgr. Melata vorgelegt, mit der Bitte um Durchsicht, was dieser auch besorgte. Nunmehr trat der Generalsuperior wieder amtlich mit der für ihn bestimmten Regelkommission in Verbindung, die weitere Änderungen und Neufassungen wünschte.

Als hierauf die Propaganda um die Apostolische Genehmigung ersucht wurde, hielt sie eine nochmalige Revision für nötig. Es wurden neue Bestimmungen eingefügt und alte gestrichen. Dann wurde die Regel, noch bevor Generalsuperior Janssen die neuerdings erfolgten Änderungen kennengelernt hatte, dem Heiligen Vater zur Genehmigung vorgelegt. Papst Pius X. bestätigte sie am 2. Mai 1905. Am 8. Mai wurde sie mit Schreiben der Propaganda dem Steyler Gründer zur Einführung in seiner Gesellschaft übersandt.

Da diese Konstitutionen in einigen Punkten wesentlich von den Satzungen des dritten Generalkapitels abwichen, so entstanden für den Generalsuperior neue Sorgen. Die Mitglieder seines Rates stimmten dafür, daß er in Rom die Wiederherstellung der alten Regel in den fraglichen Punkten, oder doch eine größere Anpassung an ihre Bestimmungen erbitte, um so die Einberufung eines neuen Generalkapitels zu vermeiden.

So reiste Superior Janssen denn nach Rom, verhandelte mit den in Frage kommenden Persönlichkeiten und trug in einer Privataudienz am 5. Juni 1905 dem Heiligen Vater seine Bitte vor. Er wurde gütig aufgenommen und erreichte es tatsächlich, daß in der entscheidenden Sitzung der Regelkommission vom 30. Juni, dem Herz-Jesu-Feste jenes Jahres, in den wichtigsten Punkten seine Bitten und Anträge genehmigt wurden. Am 12. August erhielt er die abgeänderten Konstitutionen

zugesandt mit der Weisung, sie nun sofort zur Beobachtung in seiner Gesellschaft vorzuschreiben.

Die päpstliche Bestätigung galt zunächst für fünf Jahre. In dieser Zeit sollte die neue Regel praktisch ausprobiert werden. Die römische Behörde pflegt stets diese Vorsicht anzuwenden.

Da die junge Gesellschaft innerlich und äußerlich noch nicht so weit ausgebaut war, daß sie, wie die Konstitutionen vorschrieben, in Provinzen eingeteilt werden konnte, so nahm der Gründer eine vorläufige Gliederung vor, um eine gute Verwaltung zu sichern. Durch eine Generalatsverfügung vom 15. Oktober 1907 wurde die Gesellschaft des Göttlichen Wortes in sieben Regionen und zwei Distrikte eingeteilt. Regionen waren: Europa, Südschantung, Argentinien, Togo, Brasilien, Kaiser-Wilhelms-Land, Nordamerika; Distrikte: Japan und die Philippinen.

Unterscheidungsmerkmal war, daß die Region wenigstens 21 Priester haben mußte, die in den ewigen Gelübden standen. Im übrigen erhielt der Regional, der Obere der Region, die Vollmachten, die die Konstitutionen dem Provinzial einräumten.

Diese Einteilung sollte bis zum Jahre 1910, wo die Probezeit für die neue Regel ablief und ein neues Generalkapitel einberufen werden mußte, Geltung haben. Ein Jahr vor Ablauf dieser Frist starb der Stifter der Gesellschaft des Göttlichen Wortes.

Das vierte Generalkapitel, das im Spätherbst 1909 zusammentrat, nahm eine nochmalige Durcharbeitung der Konstitutionen vor, die am 5. April 1910 ihre endgültige Bestätigung durch den Heiligen Stuhl erhielten.

2. Förderung der wissenschaftlichen Ausbildung.

Das Kolleg St. Raphael in Rom.

Nachdem der Stifter die religiöse Grundlage seines Werkes durch die Verfassung einer Ordenskongregation mit den drei Ordensgelübden seit dem Jahre 1886 gut gefestigt sah, wandte er seine besondere Sorgfalt der wissenschaftlichen Vorbildung der priesterlichen Mitglieder seiner Gründung zu. Vor allem mußte und wollte er jetzt für tüchtige Lehrkräfte sorgen.

Bisher hatte er wertvolle Hilfe im Lehrfach gefunden an den Weltpriestern, die zeitweilig dem Steyler Hause ihre Kräfte gewidmet hatten. Aber mit dem Abflauen des Kulturkampfes kehrten diese nach und nach in ihre Heimatdiözesen zurück. In ihre Plätze rückten

die jungen Missionspriester ein. Bei diesen aber war eine gründlichere Vorbildung für die schulamtliche Tätigkeit nicht nur wünschenswert, sondern notwendig. Hatten für den Anfang den Verhältnissen manche Zugeständnisse gemacht werden müssen und auch dürfen, so war jetzt der Zeitpunkt gekommen, eine planmäßige Verbesserung anzustreben.

Ganz besonders galt das für die Lehrkurse der Philosophie und Theologie. Auch hierin hatte Arnold Janssen zunächst an den im Hause weilenden Weltpriestern tüchtige Unterstützung gefunden; so an Dr. Joseph Deventer, Beichtvater der Schwestern der Vorsehung in Steyl, Dr. Joseph Kleinermanns, Dr. Friedrich Nau, Dr. Peter Hüls, Professor Dr. Vigener, und besonders Dr. Wilhelm Abel, der sich dauernd dem Hause anschloß. Dieser war eine vorzügliche Kraft für die philosophischen und naturwissenschaftlichen Fächer, worin er in Herrn Joseph Weber, einem der ersteren Priester des Hauses, einen Nachfolger erhielt, nachdem dieser auf den Universitäten von Innsbruck und Bonn sich weiter vorgebildet hatte. Da aber die meisten dieser philosophischen und theologischen Lehrer Steyl nach und nach wieder verlassen hatten, war die Frage nach gutem Ersatz aus den Reihen der eignen Priester des Hauses sehr brennend geworden.

Superior Janssen wollte aber nicht nur wissenschaftlich fähige, sondern auch kirchlich ganz korrekte und zuverlässige Lehrer für die Ausbildung seiner Alumnen[1]. Darum wandte sich sein Augenmerk nach Rom, dem Mittelpunkt katholischer Gottesgelehrsamkeit, wohin Welt- und Ordenspriester aus allen Erdteilen von ihren Bischöfen und Oberen entsandt zusammenströmen, um aus den lauteren Quellen der christlichen Philosophie und allen kirchlichen Wissenschaften zu schöpfen. Dorthin wollte auch er aus seinen Priestern und Alumnen talentvolle junge Leute schicken, um sie an den römischen Hochschulen ausbilden zu lassen.

Vor allem sollten sie hier eingeführt werden in das Studium der Werke des heiligen Thomas von Aquin, des Fürsten der kirchlichen Wissenschaften, das gerade damals im gelehrten Papst Leo XIII. einen so mächtigen Anwalt gefunden hatte. Als Rektor Janssen im Jahre 1878, in seiner ersten Audienz bei diesem hochidealen Papste, den Bericht über sein Werk vorlas und dabei erwähnte, daß in seinem Institut die Wissenschaft ganz besonders im Geiste des heiligen Thomas von

[1] „Gern hätte ich," so sagte er einmal in einem Vortrag vor dem Lehrerkollegium des Missionshauses St. Gabriel, „wenn Gott, der Herr, unserer Gesellschaft Priester schenkte, die auf wissenschaftlichem Gebiete etwas zu leisten vermögen. Aber es müssen brave Männer sein; sonst verzichte ich lieber darauf." (Vortrag vom 26. April 1907.)

Aquin gepflegt werden solle, unterbrach ihn der Papst lebhaft mit dem Zwischenruf: Optime! (Sehr gut!) Was Arnold Janssen damals versprochen, das wollte er auch treu und möglichst gut ausführen.

So kam es denn im Jahre 1888 zur Gründung des Kollegs St. Raphael in Rom, der ersten Zweigniederlassung Steyls in Europa. P. Johannes Janssen wurde Präses der kleinen Gründung, die in einer Mietswohnung im nordöstlichen Teile Roms ihr erstes Unterkommen fand. Später siedelte das Kolleg in die via di Tor Milina über, in ein Haus, das der deutschen Anima gehörte. Vor Kriegsausbruch hatte es ein etwas geräumigeres Heim in der via Toscana, im Ordenshaus der Calesantiner gefunden.

Die Benennung St.-Raphaels-Kolleg hat folgende Geschichte. Das Steyler Haus wurde bekanntlich dem heiligen Erzengel Michael geweiht; die damals bereits geplante und staatlich genehmigte Niederlassung in Österreich sollte „St. Gabriel" heißen. Das kleine Institut in Rom wurde daher nach dem dritten großen Himmelsfürsten St. Raphael benannt. Der fromme Stifter stellte die Verbindung zwischen Namen und Zweck der neuen Gründung durch folgenden Gedankengang her: „Weil der heilige Erzengel Raphael dem blinden Tobias das Augenlicht wieder verschafft hat, glaubte man, passend das Kolleg unter seinen Schutz stellen zu dürfen, in der Absicht, daß er dessen Mitgliedern das Licht der Erkenntnis aus der göttlichen Quelle aller Wissenschaft gnädig vermitteln möge[1]."

Mit einer einjährigen Unterbrechung hat das Kolleg bis zum Eintritt Italiens in den Weltkrieg bestanden. Die Zahl seiner Bewohner war naturgemäß klein, gewöhnlich waren ein Laienbruder als Hausbesorger und zwei bis fünf Kleriker anwesend. Diese besuchten die verschiedenen römischen Hochschulen: die Propaganda, Gregoriana, das Apollinar, am meisten aber die Hochschule der Dominikaner, die Minerva. Bis zum Tode des Stifters hatten 53 Mitglieder der Gesellschaft des Göttlichen Wortes hier Studien gemacht. 30 aus ihnen hatten sich in der Theologie, Philosophie oder in der Rechtswissenschaft den Doktorgrad erworben; andere wurden nach Erwerbung des Lizentiats oder Bakkalaureats abberufen, während einige wegen Krankheit das Weiterstudium aufgeben mußten.

* * *

Das Studienhaus in Rom ist für die Steyler Missionsgesellschaft von hervorragendem Nutzen geworden. Von hier aus hat sie eine große Anzahl vorzüglicher Lehrkräfte erhalten, die in der Heiligen Stadt mit der katholischen Wissenschaft auch den echt kirchlichen Geist, tief

---

[1] Jubiläumsbuch 136.

katholisches Empfinden und treu katholisches Streben in sich aufgenommen hatten und es im Lehramt weiter vererbten. Zugleich stellte die Niederlassung in Rom aber auch eine enge Verbindung der Steyler Gesellschaft mit dem Heiligen Stuhle und der Zentralverwaltung der Kirche her. In zahlreichen Angelegenheiten bediente sich Generalsuperior Janssen des Präses im St.-Raphaels-Kolleg für seinen amtlichen Verkehr mit den römischen Behörden. Bei seinem letzten Besuch in der ewigen Stadt (1907) äußerte er sich über die Stellung des Kollegs wie folgt:

„Ich habe wohl die Bedeutung und Wichtigkeit Roms erkannt und eben darum dahin gestrebt, sobald es mir möglich war, eine Niederlassung im Zentrum der Christenheit ins Leben zu rufen. Aus eben diesem Grunde habe ich keinen Geringeren als den nachmaligen Rektor von St. Gabriel, meinen Bruder, hierher gesandt, obwohl ich ihn als Berater in den Anfangsschwierigkeiten kaum entbehren konnte."

Als hierauf die Frage an ihn gestellt wurde, warum er nicht selbst dauernden Aufenthalt in Rom genommen, wie das doch viele Ordensstifter und Generaloberen getan hätten, antwortete er: „Das will ich Ihnen ohne Umschweif erklären. Man hat mir das wohl angeraten und mehr als einmal. Ich habe mir auch die Sache gut überlegt und mich mit Gott im Gebete beraten. Da habe ich mir aber folgendes gesagt: ‚Alle unsere Häuser sind in Deutschland und Österreich; meine Anwesenheit daselbst ist somit notwendig, weil die Leitung aus der Ferne nicht so gut möglich ist. Das ist ein Grund. Dazu kommt als zweiter: wenn die Gesellschaft noch so klein ist, und man will in Rom schon so groß beginnen, so scheint mir das doch wohl etwas Romantisches zu sein. Und — das werden Sie auch einsehen — romantische Dinge pflegen nicht von Gott zu kommen. Bescheidenheit und Zurückhaltung scheinen da besser am Platze zu sein. — Übrigens," fügte er nach kurzer Pause hinzu, „ich habe nie geduldet, daß meine Person oder die junge Gesellschaft in der Öffentlichkeit in aufdringlicher Weise genannt würde, als wenn wir gern eine große Rolle spielen wollten. Bescheidenheit und Demut ziehen den Segen Gottes auf unser Wirken herab; Aufdringlichkeit aber und Wichtigtuerei sind ein Hindernis für die Absichten Gottes, der das Kleine und Unansehnliche vor der Welt erwählt, um seine Absichten zu verwirklichen. Wir haben ja nun ein Kolleg hier, und dieses wird die Verbindung mit der römischen Kurie unterhalten."

Durch diese Gründung in Rom war die Ausbildung und der Nachwuchs guter Lehrkräfte für die theologischen und philosophischen Studien gesichert. Weitere junge Priester entsandte der Stifter an die deutschen Hochschulen, um ihnen Gelegenheit zur Weiterbildung in den

verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften, der Mathematik und der Sprachwissenschaft zu geben. Bis zu seinem Tode hatten 23 seiner Priester die Universitäten in Berlin, Bonn, Innsbruck, München und Wien besucht. Sie kamen hier in Berührung mit den hervorragendsten Gelehrten und wurden bekannt gemacht mit den Errungenschaften und den Methoden des modernen wissenschaftlichen Betriebes.

War die Erwerbung und Vertiefung wissenschaftlicher Kenntnisse der Hauptzweck dieser Sonderstudien, so hatte der Generalsuperior doch auch noch eine weitere Absicht dabei, die er gelegentlich aussprach. Diese jungen Priester, die mehr als ein Jahrzehnt ihre ganze Ausbildung in abgeschlossenen kirchlichen Anstalten erhalten hatten, sollten durch den Besuch der öffentlichen Hochschulen ihren Blick erweitern, sollten frische Fühlung mit der Wirklichkeit des Lebens, den Aufgaben und Anliegen der Gegenwart gewinnen, sollten die Leistungen anderer tüchtiger Männer hochschätzen lernen und an ihrem Beispiel sich mit echtem Arbeitsgeist und beharrlichem Fleiß erfüllen.

Darum sandte er seine Akademiker auch nicht an eine einzige, sondern an verschiedene Hochschulen, um der Einseitigkeit vorzubeugen. Auch schrieb er ihnen nicht im einzelnen die Fächer vor, die sie belegen sollten, sondern überlies das ihrer Neigung und freien Wahl; doch verlangte er über alles eingehenden Bericht, gründliche Ausnutzung der gebotenen, wertvollen Gelegenheit und treuesten Anschluß an die Gesellschaft, der sie die bevorzugte Ausbildungen verdankten.

So hatte der Stifter des Steyler Werkes schon in den ersten Jahrzehnten der Gründung bereits über siebzig seiner Priester, nach Vollendung ihrer Studien im Rahmen der Studienordnung der Gesellschaft, auf auswärtigen Hochschulen weiterbilden lassen. Wenn man bedenkt, daß das ein Sechstel aller seiner Priester war, ferner die vielen Missionsgebiete und seelsorglichen Arbeitsfelder, die er in allen Weltteilen inzwischen übernommen hatte und mit Arbeitskräften versorgen mußte, in Rechnung setzt, so erkennt man, wie ernst er es mit der Pflege der Wissenschaften nahm, und wie er vor keinem Opfer zurückscheute, um darin Tüchtiges zu leisten.

Durch diese spezielle Weiterbildung zahlreicher Priester erhielt er geeignete Lehrkräfte für die Lehranstalten seiner Missionshäuser. Als langjähriger pflichtgetreuer Schulmann wußte Superior Janssen nur zu gut, wieviel im Unterricht von der Fähigkeit der Lehrpersonen abhängt. In den letzten Jahren seines Lebens trug er sich noch mit dem Plane, eine eigne Dozentenschule für seine Gymnasiallehrer in Wien zu errichten, den er aber nicht mehr verwirklichen konnte.

* * *

Die Sorge für die Schulverhältnisse seiner Gründung stand bei ihm stets im Vordergrund und lag ihm sehr am Herzen. 15 Jahre hindurch gab er, trotz seiner vielen sonstigen Pflichten als Gründer und Oberer, selbst noch Unterricht in Steyl, besonders Mathematik in Freikursen zur weiteren Ausbildung der Alumnen in den philosophischen und theologischen Studien. Auch leitete er, wo immer sich Gelegenheit bot, die jüngeren Lehrer durch praktische Winke im Lehrfach an. Bei den Examen war er, ausgenommen die letzten Jahre des Lebens, stets zugegen, führte selbst den Vorsitz und harrte mehrere Tage hindurch von früh bis spät auf diesem anstrengenden Posten aus.

Den Studienplan seiner Gesellschaft behielt er stets fest in der Hand. Sein ganzes Leben hindurch hat er daran gearbeitet und mit tüchtigen Fachmännern, z. B. dem berühmten Philosophen und Pädagogen Otto Willmann, sich beraten, um die besten Anordnungen in dieser wichtigen Sache zu treffen.

Bis ins hohe Alter hinein bekümmerte sich P. Arnold Janssen um die Einzelheiten des Unterrichts in seiner Gesellschaft, um die Lehrbücher, Lehrmethoden und die Pflege der einzelnen Fächer. Sieben Monate vor seinem Tode und schon sehr krank, kam er in seiner letzten Konferenz vor dem Lehrerkollegium in St. Gabriel noch auf den Unterricht zu sprechen, und die dabei entwickelten Gedanken gewähren uns einen guten Einblick in seine Anschauungen auf diesem Gebiete. Er führte aus:

„Eine Haupttätigkeit in den Missionen ist der Unterricht. Das hat sich schon in der älteren Vergangenheit gezeigt; denn der Jesuitenorden hätte nie die große ausschlaggebende Wirksamkeit entfaltet, wenn er nicht Kollegien gegründet hätte. Diejenigen, welche eine höhere Bildung empfangen, sind berufen auf ihre Zeitgenossen maßgebend einzuwirken. Darum müssen sie selbst im religiösen Geiste unterrichtet und erzogen werden. Heute ist das ja noch mehr nötig als früher, da der Unglaube sich der Schule mehr und mehr bemächtigt hat. Wird dem nicht entgegengearbeitet, so geht zuletzt alles verloren.

„Wie soll nun der Unterricht vervollkommnet werden? Etwa dadurch, daß jeder Professor, statt sich an das eingeführte Schulbuch zu halten, glaubt, sich auf die höhere Kathedra setzen und nach eignen Heften und Diktaten vorgehen zu müssen? Es ist das allerdings die Methode, die an den Universitäten gehandhabt wird. Sie ist aber für unsere Studienhäuser nicht empfohlen, sondern im Gegenteil untersagt. Erlaubt wurde nur, daß kleinere Passus, die das Schulbuch ziemlich dürftig bearbeitet hat, in vollkommenerer Weise von unseren Lektoren vorgetragen werden können, wobei dann auch die Zuhörer sich Notizen machen. Eine weitergehende Erlaubnis wurde gegeben für den Fall, daß dem Dozenten gestattet wurde, die Herausgabe eines neuen Schul-

buches vorzubereiten. Um diese Erlaubnis ist beim Generalsuperior, der die Ratio studiorum zu leiten hat, anzufragen; sie darf aber nicht vorausgesetzt werden ...

„Erinnern Sie sich der großen Nachteile der Diktiermethode, resp. des Vorgehens nach eignen Heften, wodurch die Schüler gezwungen werden, zu schreiben und sich selbst Hefte anzulegen, um dem Lehrer beim Examen genügen zu können. Diese Hefte werden fast nur benutzt, so lange das Examen bevorsteht; ist es vorüber, so wandert gewöhnlich alles in die Plunderecke.

„Wieviel mehr kann ein Lehrer leisten, wenn er nach einem guten Schulbuche vorgeht! Ein solches entsteht gewöhnlich durch jahrelange Leistungen des Verfassers unter gleichzeitigem Gebrauch und Studium anderer Bücher. Wird ein solches Buch dem Studium zugrunde gelegt, so studiert der Schüler mit viel mehr Freude; der Lehrer kann ihm angeben, was mehr und weniger wichtig ist.

„Bitte, wollen Sie mir vergeben, wenn ich auf diese Dinge gekommen bin; ich fühlte mich gezwungen, es zu sagen. Es wird das meinen Nachfolgern ihre Aufgabe erleichtern, die Regeln, die zu beobachten sind, auch treu und entschieden festzuhalten.

„In betreff einzelner Fächer wünsche ich, daß solche, die Anlagen für altklassische Studien zeigen, diese weiter betreiben. Für besonders wichtig halte ich das Freifach, genannt Stylus Latinus. Ich empfehle dieses Fach einer besonderen Pflege. Mit Freuden habe ich gehört, daß dieses Jahr zehn Alumnen daran teilnehmen ... Es ist durchaus notwendig, daß die Gesellschaft Männer bekomme, die einen schönen lateinischen Stil schreiben. Einen einigermaßen angemessenen lateinischen Stil müssen alle haben, die an die Spitze einer Mission gelangen. Es ist traurig, wenn man ein Schriftstück in die Hände bekommt, von dem man sagen muß, daß es hinter diesen Erfordernissen in unangenehmer Weise zurücksteht.

„Die Kenntnis orientalischer Sprachen ist wichtig für jene, die sich auf Sprachforschung verlegen. Ferner für solche, die besondere Freude am Bibelstudium haben und dabei hier und da auf den Urtext einzugehen wünschen ...

„Bei der großen Wichtigkeit der naturwissenschaftlichen Fächer in gegenwärtiger Zeit, muß dahin gestrebt werden, daß alle Alumnen darin das Notwendige lernen. Außerdem mögen einige durch die Freifächer weiter ausgebildet werden, um als Lehrer und Konferenzredner tätig sein zu können. Dabei mögen aber schwächer Begabte ferngehalten werden. Das gilt besonders für die Mikroskopie und das Praktikum der Physik[1]."

* * *

Mit größter Sorgfalt wachte Generalsuperior Janssen darüber, daß die Lehrtätigkeit und alles wissenschaftliche Arbeiten seiner Priester

[1] Vortrag vom 22. Mai 1908.

von treuem Anschluß an die heilige Kirche und ihre Lehren erfüllt blieb. Er haßte theologische und philosophische Neuerungssucht, geringschätzendes Aburteilen über die großen theologischen Lehrer der Vergangenheit, zumal den heiligen Thomas von Aquin. Keinen Professor hätte er im Amte geduldet, der darin seinen Zweifel erregte. Das „Sentire cum ecclesia" war ihm Leitstern, Bürgschaft des Segens und sicheren Erfolges im Lehrfach. Abweichen von dieser Regel hielt er für ein Unglück.

Das Fest des heiligen Thomas von Aquin, des großen Patrons der kirchlichen Wissenschaft, wurde auf seine Anordnung von den Theologen in St. Gabriel jährlich durch einen Festaktus feierlich begangen. Bei einer solchen Gelegenheit[1] sprach er sich mit großer Wärme darüber aus, wie notwendig es sei, die theologischen und philosophischen Wissenschaften treu im Geiste der Kirche zu pflegen. Er schilderte, welch traurige Einwirkungen des rationalistischen Zeitgeistes auf die heiligen Wissenschaften er selbst erlebt und beobachtet habe. Auf dem Katholikentag in München (1871) sei er Zeuge gewesen, wie ein Antrag auf größere Berücksichtigung des heiligen Thomas bei den theologischen Studien schroff und scharf abgelehnt worden sei. Der anwesende Dogmatiker Dr. Heinrich habe mit tiefem Schmerz zu ihm gesagt: „Wenn dieser Geist durchdringt, dann kommen schwere Zeiten über die heilige Kirche in Deutschland."

„Ja, das sind traurige Zeiten in der heiligen Kirche," schloß der Generalsuperior seine Anrede, „wo man glaubt, das Althergebrachte müsse abgeschafft werden, wo jeder etwas Neues beibringen will, wo das zur Geltung kommt, was Eigendünkel erdacht und zusammengebracht hat. Man wollte sich nicht demütig unterwerfen, sondern Gottes Wort nach eignen Einfällen ummodeln. Aber es war Eigensinn und Aberwitz und kein gediegenes Gold. Deshalb hielt es nicht stand. — Wie so ganz anders dachte und handelte der große heilige Thomas. Er schätzte alles Gute der Vergangenheit und baute gern auf dem Eigentum anderer auf. Wie oft beruft er sich auf andere als Autoritäten: „ut Augustinus dicit; ut Magister dicit".

Seine Sorge, die Pflege der Wissenschaft im Geiste der Glaubenstreue und kirchlichen Gesinnung in seiner Gesellschaft zu bewahren, offenbarte der Gründer besonders zur Zeit jener erregten öffentlichen Auseinandersetzungen, die sich an die Namen der Professoren Schell und Erhard und an den Kampf Pius X. gegen den Modernismus anknüpften. Mit wachsamstem Eifer war er bemüht, die rechte Aufklärung unter seinen Priestern zu verbreiten und energisch seine

[1] Am 7. März 1902.

Gesellschaft gegen verschwommene und gefährliche Lehrmeinungen, Kritisiersucht und falsche Freiheitsschwärmereien zu schützen. Eine Probe! Anschließend an die Allokution des Heiligen Vaters Pius X. vom 18. Mai 1907, worin sich dieser sehr entschieden gegen manche moderne Theologen wandte, die von der Einheit der katholischen Lehre in Wort und Schrift abwichen, sandte Generalsuperior Janssen ein Rundschreiben an sämtliche Oberen seiner Häuser in Europa und in den Missionen. Darin heißt es:

„Wenn die religiösen Gesellschaften mit Segen von oben arbeiten wollen, so ist es vor allem ihre Aufgabe, für die reine katholische Lehre kräftig einzustehen. Dabei dürfen sie durchaus nicht mit dem Geiste der modernen Zeit liebäugeln, welcher von den Freiheitsgedanken auf religiösem Gebiet eine solche Anwendung zu machen sucht, daß daraus ein großer Schaden für die Seelen hervorgeht. Es ist Pflicht der Oberen, in dieser Beziehung zu wachen und die nötigen Vorschriften zu erlassen. Deshalb bestimme ich, daß in allen europäischen Häusern jene Allokution vorgelesen werden soll. Ferner sollen die Missionsoberen dies in den Hauptresidenzen tun lassen und bei ihren Visitationen ein Exemplar mitnehmen, damit sie in den Häusern, wohin sie kommen, auch vorgelesen werden können[1]."

Mit der treu kirchlichen Gesinnung sollte dann der wissenschaftliche Arbeiter die reine Absicht verbinden und Gott allein die Ehre geben. Dazu regte der Stifter die Seinigen immer wieder an. In seinen Briefen und Unterredungen ließ er häufig entsprechende väterliche Mahnungen und Ermunterungen einfließen.

So schrieb er z. B. an P. Wilhelm Schmidt, als dieser mit der Begründung der Zeitschrift „Anthropos"[2] guten Erfolg hatte und das Unternehmen die gebührende Beachtung fand:

„Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Erfolge, den Sie bisher mit der Zeitschrift gehabt haben. Sie selbst haben ja alles dafür getan, was in Ihren Kräften stand, und haben viel dafür gearbeitet. Gewiß werden Sie dabei auch das übernatürliche Ziel ins Auge fassen, um Gott zu gefallen und seinen dauernden Segen zu erlangen. Dabei werden Sie sich nicht verhehlen, daß es nicht leicht ist, ein solches Unternehmen auch dann noch kursfähig zu erhalten, wenn der Reiz der Neuheit verschwunden ist. Darum ist um so mehr der Segen von oben notwendig.

[1] Brief vom 7. Mai 1907.

[2] Anthropos, internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. Herausgegeben unter Mitarbeit zahlreicher Missionare von P. Schmidt S. V. D.; jährlich 6 Hefte zu 20 Mark = 24 Kronen. – Administration: St. Gabriel, Mödling bei Wien, Niederösterreich.



Bischof Dingelstad von Münster. (S. 466)



Bischof Korum von Trier. (S. 270)



Bischof Paredis von Roermond. (S. 155)



P. Wilhelm Abel S. V. D. (S. 200).



Franz Huch. (S. 265)



P. Heinrich Erlemann S. V. D. (S. 120)

Gesellschaft gegen verschwommene und gefährliche Lehrmeinungen, Kritisiersucht und falsche Freiheitsschwärmereien zu schützen. Eine Probe! Anschließend an die Allokution des Heiligen Vaters Pius X. vom 18. Mai 1907, worin sich dieser sehr entschieden gegen manche moderne Theologen wandte, die von der Einheit der katholischen Lehre in Wort und Schrift abwichen, sandte Generalsuperior Janssen ein Rundschreiben an sämtliche Oberen seiner Häuser in Europa und in den Missionen. Darin heißt es:

„Wenn die religiösen Gesellschaften mit Segen von oben arbeiten wollen, so ist es vor allem ihre Aufgabe, für die reine katholische Lehre kräftig einzustehen. Dabei dürfen sie durchaus nicht mit dem Geiste der modernen Zeit liebäugeln, welcher von den Freiheitsgedanken auf religiösem Gebiet eine solche Anwendung zu machen sucht, daß daraus ein großer Schaden für die Seelen hervorgeht. Es ist Pflicht der Oberen, in dieser Beziehung zu wachen und die nötigen Vorschriften zu erlassen. Deshalb bestimme ich, daß in allen europäischen Häusern jene Allokution vorgelesen werden soll. Ferner sollen die Missionsoberen dies in den Hauptresidenzen tun lassen und bei ihren Visitationen ein Exemplar mitnehmen, damit sie in den Häusern, wohin sie kommen, auch vorgelesen werden können[1]."

Mit der treu kirchlichen Gesinnung sollte dann der wissenschaftliche Arbeiter die reine Absicht verbinden und Gott allein die Ehre geben. Dazu regte der Stifter die Seinigen immer wieder an. In seinen Briefen und Unterredungen ließ er häufig entsprechende väterliche Mahnungen und Ermunterungen einfließen.

So schrieb er z. B. an P. Wilhelm Schmidt, als dieser mit der Begründung der Zeitschrift „Anthropos"[2] guten Erfolg hatte und das Unternehmen die gebührende Beachtung fand:

„Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Erfolge, den Sie bisher mit der Zeitschrift gehabt haben. Sie selbst haben ja alles dafür getan, was in Ihren Kräften stand, und haben viel dafür gearbeitet. Gewiß werden Sie dabei auch das übernatürliche Ziel ins Auge fassen, um Gott zu gefallen und seinen dauernden Segen zu erlangen. Dabei werden Sie sich nicht verhehlen, daß es nicht leicht ist, ein solches Unternehmen auch dann noch kursfähig zu erhalten, wenn der Reiz der Neuheit verschwunden ist. Darum ist um so mehr der Segen von oben notwendig.

---

[1] Brief vom 7. Mai 1907.

[2] Anthropos, internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. Herausgegeben unter Mitarbeit zahlreicher Missionare von P. Schmidt S. V. D.; jährlich 6 Hefte zu 20 Mark = 24 Kronen. – Administration: St. Gabriel, Mödling bei Wien, Niederösterreich.



Bischof Dingelstad von Münster. (S. 466)



Bischof Korum von Trier. (S. 270)



Bischof Paredis von Roermond. (S. 155)



P. Wilhelm Abel S. V. D. (S. 200).



Franz Huch. (S. 265)



P. Heinrich Erlemann S. V. D. (S. 120)

„Also sagen wir uns öfter, lieber P. Schmidt, wir arbeiten für die größere Ehre der göttlichen Majestät und seiner heiligen Kirche, insbesondere der katholischen Wissenschaften, ferner für das Wohl der Gesellschaft; ebenso für die Gegner der Kirche, damit sie sehen, daß die katholischen Missionare die Wissenschaft nicht verachten, sondern befördern, soweit es den Umständen nach geschehen kann[1]."

Wo immer der Generalsuperior fleißiges wissenschaftliches Streben und Arbeiten mit dem rechten Geiste verbunden sah, förderte er es auf jede Weise. Dann legte er ein ganz ungewöhnliches Interesse an den Tag, ließ sich stundenlang die Materien vortragen und erläutern, fragte aufs eingehendste nach, gab mündlich und schriftlich gute Ratschläge.

Den Missionaren trug er häufig auf, Material über Völkerkunde, Erdkunde und sprachwissenschaftlicher Art zu sammeln und behufs weiterer Verwertung nach Europa zu senden. Er scheute keine Opfer und Anschaffungen, um wissenschaftliches Arbeiten zu fördern. So sparsam er stets war, und wie sehr er den Geist der Armut überall gepflegt wissen wollte: für wissenschaftliche Zwecke, für Lehrmittel, Studienkosten, Bücher und Zeitschriften bewilligte er stets gern und forderte dazu auf, sich in solchen Angelegenheiten nur immer vertrauensvoll an ihn zu wenden.

Für diese wissenschaftliche Seite der Entwicklung seiner Gründung konnte er zu seiner Freude viel mehr tun, seit er den höheren Studien in dem großen Missionshaus St. Gabriel in Mödling bei Wien ein eignes Heim geschenkt hatte. Wenden wir uns jetzt dieser Gründung zu!

3. Gründung des Missionshauses St. Gabriel.

Mödling bei Wien, Niederösterreich.

Vom Beginn seines Unternehmens in Steyl an bekundete Arnold Janssen ein lebhaftes Interesse für die Donaumonarchie. Das katholische Österreich-Ungarn, im Zentrum Europas gelegen, hatte sich im Verlauf seiner glorreichen Geschichte als eine der machtvollsten Stützen der katholischen Kirche erprobt. Vor allem als die Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert das nördliche Deutschland zerriß und größtenteils der neuen Irrlehre überantwortete, bewies Österreich-Ungarn seine Treue zur Mutterkirche und war ein starkes Bollwerk des alten katholischen Glaubens.

[1] Brief vom 4. Juni 1907.

In dieser geschichtlichen Glorie schaute Arnold Janssen das Habsburgerreich. Möchte es auch durch das unselige Staatskirchentum des Josephinismus und durch ein übermächtig gewordenes modern-liberales Judentum viel von seinem ehemaligen Glanze verloren haben, mochten diese verderblichen Kräfte den Einfluß des Christentums aus der Öffentlichkeit verdrängt, seine praktische Betätigung vielfach zerstört haben: Arnold Janssen glaubte fest an eine Erneuerung des religiösen Lebens und eine für die Kirche und die katholischen Missionen bedeutsame Zukunft Österreich-Ungarns, lange bevor die christlichsoziale Bewegung in Wien einsetzte und den Anbruch einer neuen Zeit einläutete. Darum zog er sofort das Kaiserreich an der Donau in den Kreis seiner Pläne, als er sich zur Gründung eines deutschen Missionshauses entschloß.

Im Frühjahr 1875 sehen wir den Gründer seine große Werbereise auf ganz Österreich bis nach Tirol hinab ausdehnen. In seinen Aufrufen im Kleinen Herz-Jesu-Boten, wie auch in seinen Eingaben an die kirchlichen Behörden betonte er immer, daß sein Missionshaus außer für Deutschland und Holland auch für Österreich gegründet sei. Der Anschluß des Tirolers Franz Reichart freute ihn vor allem deswegen, weil nun auch Österreich bei der Neugründung vertreten war.

Als das unerwartet starke Wachstum des Steyler Hauses den Gedanken an die Eröffnung einer Töchteranstalt in Arnold Janssen weckte, lenkte er sofort seinen Blick nach Österreich.

„Ich fühlte mich angetrieben," so erzählte er später dem P. Medits, „ein Missionshaus in Österreich zu gründen." Ohne jede Empfehlung und Einführung habe er sich zuerst an den Fürsterzbischof von Salzburg gewandt und ihm seinen Plan entwickelt.

„So, ein Missionshaus wollen Sie gründen. Wieviel Geld haben Sie dafür?" fragte der Oberhirte.

„Keinen Kreuzer, Hochfürstliche Gnaden," antwortete der Stifter.

„Dann wird es schwerhalten. Um ein Missionshaus zu gründen gebraucht man Geld, und zwar viel Geld; ohne das geht's nicht."

„Gott wird schon sorgen, wenn die Stunde geschlagen hat," sprach zuversichtlich P. Janssen, und er bat den hohen Kirchenfürsten, ihm jemand in Wien anzugeben, an den er sich wenden könne.

„Gehen Sie zum Lazaristenpater Medits; der wird Ihnen Weiteres in Ihrer Angelegenheit raten können." — Das war für P. Janssen ein guter Rat. Wenn auch für eine Niederlassung in Österreich damit zunächst wenig gewonnen war, er lernte nun einen Ordensmann kennen und schätzen, mit dem ihn bald eine herzliche Freundschaft verband, und der der Steyler Gesellschaft die wertvollsten Dienste zu leisten

berufen war. Von diesem ersten Zusammentreffen an war Arnold Janssen öfters und ein stets willkommener Gast bei den Lazaristen in Wien.

Einen neuen Schritt zur Verwirklichung seiner Pläne in Österreich unternahm er 1881 in Rom. Zum zweitenmal hatte er die Ewige Stadt aufgesucht, diesmal um die Überweisung des Missionsgebietes Süd-schantung an die Steyler Missionare zu erwirken, was ihm auch gelang.

Hier machte er die Bekanntschaft des österreichischen Diplomaten und ehemaligen Gesandten beim Vatikan, des Freiherrn Alexander von Hübner[1]. Dieser vielgereiste Herr konnte ihm wertvolle Mitteilungen über China und ganz Ostasien machen, während er seinerseits mit großem Interesse von der Steyler Gründung und ihren ersten Glaubensboten Anzer und Freinademetz hörte, die seit zwei Jahren im fernen China tätig waren. Bei dieser Gelegenheit sprach Arnold Janssen auch von der Eröffnung eines Missionshauses in Österreich. Herr v. Hübner riet ab; vorläufig sei keine Aussicht auf Erfolg. Der Rektor ließ sich von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen, und die Angelegenheit ruhte, bis er im Jahre 1883 zum drittenmal in Rom weilte.

Wiederum sprach er bei Herrn v. Hübner vor und erinnerte ihn an die frühere Besprechung. „Was meinen Ew. Exellenz, sollte es jetzt nicht bald an der Zeit sein, an eine Niederlassung in Österreich zu denken?"

„Ich will nichts dagegen sagen," erwiderte nach einigem Nachdenken v. Hübner. „Am ehesten wäre Seine Majestät selbst für diesen Gedanken zu gewinnen. Der Chef der kaiserlichen Kanzlei, Baron von Braun, ist mein Freund. Ich will Ihnen eine Empfehlung an ihn mitgeben."

Sogleich schrieb v. Hübner eine Empfehlung, gab sie dem Rektor zum Lesen und schloß dann den Brief. Mit herzlichem Danke nahm Herr Janssen das Schreiben entgegen und erklärte: „Ich war bisher noch sehr im Zweifel, ob ich meine Rückreise über Wien nehmen sollte; in dieser Stunde aber will ich mich hier in Ihrem Zimmer dazu ent-

[1] Freiherr (seit 1888 Graf) Alexander von Hübner (1811–1892) ist der Verfasser des fein stilisierten Reisewerkes „Spaziergang um die Welt". P. Janssen kannte dieses Buch und hegte großes Interesse für den geistreichen Verfasser. Sobald er in Rom erfuhr, daß Herr von Hübner dort im Palazzo Barberini wohne, machte er ihm einen Besuch. Hierbei leitete ihn der Wunsch, sich bei diesem hochstehenden und treu katholischen Österreicher über die Verhältnisse in der Donaumonarchie hinsichtlich der Gründung eines Missionshauses zu unterrichten.

schließen. Ew. Exzellenz haben mir den Schlüssel in die Hand gegeben, und ich will sehen, ob ich die Tür damit öffnen kann."

Damit war der erste Schritt auf dem langen Wege getan, der schließlich zur Gründung des Missionshauses St. Gabriel in Mödling bei Wien führte. Achtmal mußte P. Arnold Janssen in dieser Angelegenheit nach Österreich reisen, und erst im Jahre 1889 konnte das Haus eröffnet werden.

* * *

Von Rom reiste der Rektor sofort nach Wien. Das Empfehlungsschreiben öffnete ihm die Türen, und am 7. Mai 1883 hatte er zum erstenmal eine Audienz bei Kaiser Franz Joseph. Mit sichtlichem Interesse hörte der Kaiser den Bittsteller an und nahm huldvoll ein Schriftstück entgegen, in dem dieser sein Anliegen genauer auseinandersetzte. Der Monarch ließ das Schreiben an den Kultusminister Baron von Eybesfeld gehen und verlangte Bericht in der Sache.

Die folgenden Verhandlungen machten eine zweite Reise nötig. Im Juni 1884 hatte er wiederum Audienz bei Seiner Majestät und beim Kultusminister. P. Janssen erzählt: „Ich erklärte: ‚Was ich errichten will, hat den Charakter einer Privatschule. Nach dem Gesetze kann man zu diesem Ende den Befähigungsnachweis von mir verlangen. Ich habe nun im Jahre 1859 vor einer staatlichen preußischen Prüfungskommission in Bonn mein Examen pro facultate docendi gemacht und in zufriedenstellender Weise bestanden. Ich präsentiere dies und bitte auf Grund dessen keinen weiteren Befähigungsnachweis zu verlangen.'"

„Der Kultusminister zeigte sich dazu bereit und erklärte auch schriftlich sich in diesem Sinne. Nun fehlte mir noch das österreichische Staatsbürgerrecht. Allerdings konnte die Landesschulbehörde davon dispensieren. Es gelang mir aber nicht, diese Dispens zu erhalten, obwohl ich bei mehreren Mitgliedern persönlich diese Bitte vorgetragen hatte. Unterderhand erfuhr ich, daß man vor Jesuiten zweiter Auflage bangte. Ich mußte also Schritte tun, mir das österreichische Bürgerrecht zu verschaffen."

Unter Beihilfe des hochwürdigen Kurat Friedrich von St. Stephan in Wien und des Pfarrers von Goggendorf (Niederösterreich) gelang es Arnold Janssen in letzter Gemeinde Heimatrecht zu erlangen und auf dieses hin dann auch das Staatsbürgerrecht. Seinen Eid als österreichischer Staatsbürger legte er vor dem österreichisch-ungarischen Gesandten im Haag in Holland ab.

Nachdem so die staatlicherseits erhobenen Bedenken überwunden waren, wandte sich der Gründer zuerst an die kirchliche Behörde. Fürst-

erzbischof Ganglbauer von Wien gab gern seine Genehmigung, die unter dem 23. Juli 1884 schriftlich erteilt wurde[1].

* * *

Also die Erzdiözese Wien hatte P. Arnold Janssen zum Schauplatz seiner ersten Gründung in Österreich ausersehen. Man hätte erwarten können, daß er zuerst an Tirol gedacht hätte, wo damals auch noch kein Missionshaus bestand, und dessen gediegene Bevölkerung mit ihrem frischen Glaubensleben weit mehr auf tüchtige Missionsberufe rechnen ließ als Niederösterreich.

Doch nein, er bevorzugte einen Platz in der Nähe der Hauptstadt des Reiches. Hier herrschte ein überaus starker Priestermangel, und der Gründer hoffte, daß seine geistlichen Söhne, wenn auch in bescheidenen Grenzen, etwas Hilfe bringen und an dem Wiederaufbau des religiösen Lebens mitwirken könnten. Auch wird bei ihm der Gedanke an die Nähe der bedeutenden Universität und die vielen wissenschaftlichen Hilfsmittel, die die Reichshauptstadt in ihren Museen, Sammlungen und Bibliotheken zu bieten vermochte, mitbestimmend gewesen sein, die Gründung in die Nähe Wiens zu verlegen.

Um ein passendes Grundstück zu finden, ließ er durch den schon erwähnten Lazaristenpater Medits in mehreren Wiener Zeitungen ein Inserat veröffentlichen. Unter den eingegangenen Angeboten gefiel eine aus der drei Stunden von Wien an der Südbahn gelegenen Gemeinde Maria-Enzersdorf am besten[2]. Ausschlaggebend für diese Wahl waren: die Nähe der Hauptstadt, die ausgezeichnete Bahnverbindung durch Eisenbahn und zwei nahe Straßenbahnen, die Lage in der freien Ebene und doch sehr nahe dem herrlichen Wiener Waldgebirge, das in zwanzig Minuten zu erreichen ist[3]. Das Grundstück war sechs Hektar

[1] Im Konsistorium hatten sich mehrere Herrn gegen die Gründung ausgesprochen. So auch der hochwürdigste Weihbischof und Generalvikar Dr. Angerer, der dies selbst dem Stifter Arnold Janssen mitteilte. Das hat Dr. Angerer aber nicht gehindert, nachher einer der allerbesten Freunde des neuen Missionshauses zu sein, so daß der Fürsterzbischof Gruscha einmal meinte, er sei doch gar zu sehr für St. Gabriel eingenommen. Die größte Freude des Weihbischofs Angerer war es, in St. Gabriel die Priesterweihe zu erteilen, weil er dann Priester für alle fünf Weltteile weihe, was nur wenige Bischöfe zu können das Glück hätten. Er hat in St. Gabriel 100 Priester geweiht. Die letzte Weihe vollzog der 87jährige greise Bischof am 15. Mai 1898. Am 22. August desselben Jahres starb er.

[2] Es war ausgerechnet das jüdische „Wiener Tageblatt", das dieses Angebot vermittelte und so an der Gründung des ersten katholischen Missionshauses in Österreich mitwirkte.

[3] Es waren auch zwei prächtige Plätze im Gebirge angeboten worden Der Gründer entschied sich für die Ebene. „Es schien mir besser," so philosophierte er, „ein Stück in der Ebene zu kaufen, von wo aus man die Berge

groß und wurde am 25. August 1884 gekauft[1]. Da es ein Dreieck bildete und keine günstige Frontlage des neuen Hauses gestattete, suchte Rektor Janssen auf Anregung des Landesausschuß Schöffel aus Mödling einige Nachbarstücke hinzuzukaufen und eine Verlegung des Feldweges Maria-Enzersdorf—Neudorf zu erreichen.

Die Verhandlungen hierüber zogen sich sehr in die Länge. Inzwischen wurde im Jahre 1885 die Steyler Gründung als eigne Ordensgesellschaft ausgebaut. Nun schien es nötig zu sein, nicht nur die staatliche Genehmigung für ein Privatstudienhaus zu besitzen, sondern die Zulassung der religiösen „Gesellschaft des Göttlichen Wortes" zu erwirken. Am 3. Mai 1888 hatte P. Janssen die entscheidende Audienz in dieser Angelegenheit bei Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph. Am 14. Oktober desselben Jahres wurde die Genehmigungsurkunde vom Kaiser vollzogen.

Im gleichen Monat wurden auch die Verhandlungen wegen Verlegung des Weges glücklich zu Ende geführt, und Arnold Janssen sah sich nach siebenjährigen Bemühungen endlich am ersehnten Ziel. Alles war so gekommen, wie er es gewünscht, und doch hatten sich ihm Berge von Schwierigkeiten entgegengestellt.

Besonderen Anstoß erregte sein Studienplan, und er wurde aufgefordert, ihn den staatlichen Vorschriften anzupassen und die Anstalt unter staatliche Schulaufsicht zu stellen. Aber der Gründer glaubte, nicht darauf eingehen zu können. Für die Zwecke seiner Gründung mußten ganz andere Unterrichtsziele gesteckt werden, als für die heimatliche Seelsorge, und die innere Unabhängigkeit der rein kirchlichen Anstalt mußte unbedingt sichergestellt werden. Aber wie schwer war es, die Behörden davon zu überzeugen! Wie viele vergebliche Wege mußte er machen, viele Stunden in den Vorzimmern der hohen Herrn warten und sich oft unfreundlich abweisen lassen. Aber seine Person galt ihm nichts; das wichtige Ziel galt ihm alles. Sein Opfersinn war so groß wie seine zähe Beharrlichkeit, und sie krönten schließlich seine Mühen mit einem vollen Erfolg.

Sofort wurde nun die Erbauung des neuen Missionshauses zu Ehren des heiligen Erzengels Gabriel vorbereitet und am 26. April

betrachten könnte, als ein Stück im Gebirge, von wo aus man in die Ebene schauen kann."

[1] P. Janssen kaufte es bedingungsweise für 12500 Gulden. Es sollte erst nach Wasser gebohrt werden. Auf 70 Meter Tiefe zeigte sich noch kein Wasser. Nun ging der Verkäufer auf 7000 Gulden herab, und der Kauf wurde endgültig abgeschlossen. Beim Weiterbohren wurde auf 83 Meter Tiefe eine gute Wasserader angebohrt, die ihr Wasser bis sechs Meter über die Oberfläche emportrieb. Leider versandete dieser artesische Brunnen schon in Jahresfrist. Es mußte auf andere Weise für Wasser gesorgt werden.

1889 der Grundstein gelegt. P. Janssen begleitete seine drei Hammerschläge mit den Worten:

„Zur größeren Ehre und Verherrlichung des Heiligen Geistes, des Gottes der ewigen Liebe!

„Zur Wohlfahrt unserer heiligen Mutter der katholischen Kirche, und zur Verbreitung ihres Heiles und ihrer Segnungen auf die Völker, welche sie noch nicht kennen!

„Zum geistigen Nutzen dieser Gegend und dieses Reiches!

„Unter dem Schutze des heiligen Erzengels Gabriel und aller heiligen Patrone der Gesellschaft des Göttlichen Wortes!"

„Es war mir darum zu tun," erklärte er nachher, „bei dieser feierlichen Gelegenheit den Bau selbst zu heiligen durch Bezeichnung seines heiligen Zweckes, und ihn durch einen feierlichen Akt sogleich dem Heiligen Geiste zu weihen und unter den Schutz des heiligen Erzengels Gabriel zu stellen."

Das erste Missionshaus Österreichs wurde schon bald auf dem 2. allgemeinen österreichischen Katholikentag (29. April bis 2. Mai 1889) der Öffentlichkeit bekannt gemacht und warm empfohlen.

Der Neubau schritt rüstig vorwärts. Zuerst leitete ihn ein Architekt aus dem nahen Perchtolsdorf. Inzwischen aber bestand der Steyler Theologe Theisen[1] in Wien die Baumeisterprüfung und erwarb sich das staatliche Diplom zur Ausführung von Hochbauten. Nun übernahm dieser die Bauleitung und den Weiterbau.

Anfang Oktober stand der erste Flügel fertig und zwei philosophische Kurse zu je 18 Alumnen kamen aus Steyl und hielten als erste Zöglinge[2] am 2. Oktober ihren Einzug. Die neue Gründung war nämlich für die höheren Studien bestimmt und sollte Priesterseminar und Noviziat der Gesellschaft des Göttlichen Wortes werden.

Am 4. Oktober weihte der Gründer selbst sein zweites Missionshaus ein und dankte Gott aus tiefbewegtem Herzen für seinen überreichen Segen.

* * *

Zum ersten Rektor ernannte er seinen Bruder Johannes, den glühenden Verehrer des Heiligen Geistes, der am 11. Oktober aus Rom eintraf und die Reliquien des heiligen Martyrers *Maximus* mitbrachte.

St. Gabriel sollte nach der Absicht seines Gründers ein Brennpunkt der besonderen Verehrung des Heiligen Geistes werden. Keiner

---

[1] P. Theisen starb, erst 29½ Jahr alt, bereits am 29. August 1893.

[2] Es kamen noch zwölf Lateinschüler aus Steyl hinzu, die hier für ihre schwächliche Gesundheit Kräftigung finden sollten.

war geeigneter, diesen Plan zu verwirklichen, als sein erster Rektor Johannes Janssen. Die Liebe zum Heiligen Geiste und der Eifer für seine Ehre verzehrten in Wahrheit diesen frommen Priester. Er verfaßte zahlreiche Bücher und Schriften zur Förderung dieser Andacht, die teilweise eine große Auflage erlebten. Er begründete den „Meßbund zu Ehren des Heiligen Geistes", schrieb Gebete und Lieder, eiferte in unzähligen Predigten und Vorträgen für die Vertiefung und Ausbreitung der Andacht zur dritten Person in der Gottheit.

Sein wichtigstes Herzensanliegen für St. Gabriel, das ihn mit seinem geistlichen Bruder, den Stifter, gemeinsam beschäftigte, war die Erbauung einer großen und prächtigen Kirche zu Ehren des Heiligen Geistes. In der Arbeit für dieses Ziel hat er sich buchstäblich aufgerieben. Es schien, als ob eine ganze Legion finsterer Kräfte tätig war, um diesen Kirchenbau zu verhindern. Wie viele Wege hat Rektor Johannes Janssen, angeeifert von seinem Bruder, machen müssen, um diese Hemmnisse zu überwinden! Mehrere Jahre hindurch fuhr er fast jeden Montag — dem Wochentag, der dem Heiligen Geiste besonders geweiht ist — nach Wien, um für seinen Plan zu wirken, besonders um die Fürsprache und Hilfe einflußreicher Personen zu gewinnen.

Obwohl schon zu Ende des Jahres 1892 der Grundstein zur Kirche gelegt worden war, gelang es erst 1896 allen Widerstand zu besiegen und den Bau zu beginnen[1]. Dem eifrigen Rektor erging es wie Moses: er schaute das Ziel seiner Sehnsucht nur von ferne. Als der Kirchbau halb vollendet war, ging er heim in die ewige Heimat. (14. April 1898.)[2]

Die geräumige Krypta des imposanten Gotteshauses konnte P. Arnold Janssen am Himmelfahrtsfeste 1898 einsegnen und ihrer Bestimmung übergeben. Die Hauptkirche wurde erst 1900 vollendet. Der Bau ist im romanischen Übergangsstil ausgeführt und erzielt durch das schöne Ebenmaß und die reiche Gliederung seiner wuchtigen Architektur eine vornehme und erhebende Wirkung.

Am 27. Januar 1900 konnte der Superior die vorläufige Einweihung vornehmen. Um die erste Benutzung der Kirche möglichst

---

[1] Eine sehr günstige Wirkung auf die öffentliche Meinung übte ein Besuch des Kaisers Franz Joseph I. im Missionshause St. Gabriel aus, der am 3. Oktober 1894 erfolgte. Auf Wunsch Seiner Majestät war auch Kardinal-Fürsterzbischof Gruscha von Wien bei diesem seltenen Feste zugegen.

[2] Rektor Johannes Janssen starb in Steyl, wo er zur Teilnahme am 3. Generalkapitel weilte. Als er in den letzten Zügen lag, fragte ihn sein Bruder, der Kapuzinerfrater Juniperus: „Lieber Johannes, stirbst du nun auch gern?" Der Sterbende antwortete: „Zu Ehren des Hl. Geistes!" Damit verschied er.

eindrucksvoll zu gestalten, ließ er am Abende des Weihetages 45 Kleriker ihre ersten heiligen Gelübde ablegen; am folgenden Tage aber empfingen 27 Diakone im neuen Gotteshause die heilige Priesterweihe.

Wie hat sich der fromme Stifter über dieses Sanctuarium Spiritus Sancti — so pflegte er es mit Vorliebe zu benennen — gefreut! Oft und oft sprach er sein Glück darüber aus, daß seine Gesellschaft ein solches Heiligtum dem erhabenen Gott der ewigen Liebe erbauen durfte.

„Wie oft hat mich die hiesige Kirche," so schreibt er [1], „die wir jetzt, Gott sei Dank, in Benutzung haben, schon an den schönen Himmel erinnert! . . . Es ist doch eine sehr große Gnade für unsere ganze Gesellschaft, daß wir ein so schönes Gott dem Heiligen Geiste geweihtes Heiligtum haben. Ich bin überzeugt, daß er hier noch sehr viele Gnaden ausspenden wird für alle, die hierherkommen, um in seinem Hause anzubeten. Möge er, der große Vater der Liebe und Gnade, auch die ganze Gesellschaft mit seinem Gnadensegen um so mehr beschenken, daß wir ihn und uns untereinander immer mehr lieben und immer treuer die heilige Regel und alle unsere Pflichten erfüllen."

„Ich freue mich, so oft ich hier bin," heißt es in einem Brief [2] aus seinen letzten Lebensjahren, „daß es uns vergönnt war, Gott dem Heiligen Geiste ein so schönes Heiligtum zu errichten, wie die hiesige Kirche ist. Sie paßt recht gut für die vielen Alumnen in den höheren Studien, die sich hier befinden."

Die feierliche Konsekration der Kirche und ihrer 17 Steinaltäre erfolgte durch Bischof v. Anzer zu Pfingsten 1900 [3].

* *
*

Generalsuperior Janssen hegte für diese Niederlassung ein ganz besonderes Interesse. Er war tief durchdrungen von der Bedeutung dieser wissenschaftlichen und aszetischen Pflanzschule für seine ganze Stiftung. Hier mußte im Noviziat und in der Heranbildung der jungen

---

[1] Brief vom 16. April 1900. [2] Brief vom 29. März 1907.

[3] Msgr. von Anzer war selbst ein eifriger Beförderer der besonderen Andacht zum Hl. Geiste. Als ihm P. Johannes Janssen den Plan der Erbauung einer großen Hl.-Geist-Kirche für St. Gabriel mitteilte, schrieb er ihm aus China: „Trotz der Geldnot möchte ich doch einen Stein zur Kirche in St. Gabriel beitragen. Ich will nämlich sämtliche Reisekosten aller in diesem Jahre (1890) in die Mission nach China abreisenden Missionare übernehmen. Baue rasch, baue groß und schön! Je weniger Geld Ihr habt, desto größer müßt Ihr zu bauen anfangen. Oder habt Ihr Euer früheres Gottvertrauen, das ich von Euch (Herrn Superior!) gelernt habe und das mich hier aufrecht hielt, verloren?" (Brief vom 24. April 1890.)

Priester das Salz des guten Geistes für die ganze Gesellschaft und alle ihre Arbeitsgebiete in Europa wie in der Ferne gewonnen werden.

Bei seinem letzten Aufenthalt in St. Gabriel sprach er zu den Priestern des Hauses mit eindringlichen Worten: „Ich empfehle Ihnen die Pflege des guten Geistes und echt kirchlichen Sinnes. Dabei kommen an erster Stelle die Vorsteher des Hauses in Betracht, welche die sonntäglichen Exhorten halten, dann die Präfekten und der P. Novizenmeister, die die weitere Erziehung zu besorgen haben. Mögen sie immerdar vor Augen haben, welch wichtige und zentrale Stellung dieses Haus für die ganze Gesellschaft hat und dementsprechend mit aller Weisheit und Kraft ihrer Aufgabe nachkommen[1]."

Jährlich weilte der Gründer längere Wochen im Hause St. Gabriel, gewöhnlich zur Zeit, da die Priesterweihen erteilt wurden. Er pflegte dann selbst die Exerzitien für die Weihekandidaten zu geben; nach den Weihen aber hielt er ihnen viele Vorträge, — „Collegia practica" wie er sie nannte — um den Neugeweihten für ihre priesterliche Tätigkeit nützliche Belehrungen und Anweisungen zu erteilen.

In dieser Zeit sammelte er auch mit größter Sorgfalt die notwendigen Unterlagen, um über die zukünftige Beschäftigung der neuen Priester Bestimmungen zu treffen. Handelte es sich doch fast immer um eine Entscheidung über die ganze Zukunft der vielen jungen Priester und um die segensreichste und glücklichste Verwendung der ihm anvertrauten vielen Arbeiter im Weinberge des Herrn. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er jährlich für 40 bis 50 neue Priester die geeignetsten Plätze auszusuchen in den so überaus verschiedenartigen Missionen und Arbeitsgebieten seiner Gesellschaft.

Wenn ein Diözesanbischof seine neugeweihten Priester aussendet, so sind es im großen und ganzen doch gleichartige Stellen, die er zu verteilen hat. Wurde eine weniger gute Wahl getroffen, so ist der Fehlgriff verhältnismäßig leicht wieder rückgängig zu machen.

Wieviel schwieriger gestaltet sich aber eine solche Aufgabe, wenn von derselben Hand aus die Wahl für junge Priester getroffen werden muß zwischen China oder Afrika, den Südseeinseln oder Europa, der Negermission Nordamerikas oder der Indianermission Paraguays, zwischen Lehr- und Erziehungsamt oder Verwaltungstätigkeit, Kolonistenseelsorge oder wissenschaftliches Arbeiten.

Generalsuperior Janssen äußert sich über diese so wichtige Aufgabe, die er jährlich in St. Gabriel zu erfüllen hatte, in einem Briefe zur Belehrung eines Oberen wie folgt: „Man darf dieses Geschäft nicht in Eile besorgen oder über das Knie brechen, sondern man muß

[1] Vortrag vom 16. Juni 1908.

viel beten und beten lassen und auch viel nachdenken, nachdem man alle nötigen Notizen eingeholt und diejenigen (am besten schriftlich!) hat reden lassen, die die genauesten Aufschlüsse in allen Beziehungen geben können. Wie viele Mühe gebe ich mir mit der Auswahl der Priester! Da setze ich mich wieder und wieder vor meine Notizbücher, studiere alles recht genau, was da gesagt ist, suche es in meinen Geist aufzunehmen und dann das Weitere zu bearbeiten[1]."

Das Missionshaus St. Gabriel hat eine sehr glückliche Entwicklung genommen. Während 20 Jahre konnte sein Gründer sich an dieser Stiftung erfreuen, ihr äußeres Blühen und ihre innere Erstarkung verfolgen. In seinem Todesjahr zählte die Anstalt 30 Priester, 400 Studierende der Theologie, Philosophie und Klerikernovizen und 70 Laienbrüder.

4. Gründung des Missionshauses Heiligkreuz.

Bei Neiße in Schlesien.

Die ersten Anfänge der Gründung dieses Hauses", so schreibt Generalsuperior Janssen in einem Bericht[2] an den Vorstand des Afrikavereins in Köln, „gehen zurück auf die Audienz, die Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. mir am 10. Dezember 1885 gewährte.

„Es waren eben die Verhandlungen betreffend die Errichtung des Apostolischen Vikariats Südschantung beendigt. Der Heilige Vater hatte selbst die ausführlichen Berichte von seiten der Propaganda und unserer Gesellschaft sich vorlegen lassen. Er wünschte mir von Herzen Glück zur Gründung der Gesellschaft und zu der mir von Gott anvertrauten Aufgabe.

„Dann fragte er mich, ob ich wohl bereit sei, auch ein deutsches Kolonialgebiet als Mission zu übernehmen. Ich antwortete ihm, sein Wunsch werde uns Befehl sein. — Weiter fragte er, ob wir nicht daran dächten, ein Missionshaus in Deutschland selbst zu gründen. Ich erwiderte, die dortigen Verhältnisse der Militärdienstpflicht würden eine solche Gründung sehr erschweren. Der Heilige Vater meinte aber, die deutsche Regierung werde darin wohl entgegenkommen."

Die in dieser Audienz angeregten Pläne waren veranlaßt durch die eben einsetzende koloniale Betätigung der deutschen Reichspolitik. Südwestafrika (1884), Togo (1884) und Deutsch-Ostafrika (1885)

[1] Brief vom 26. Juni 1902. [2] Brief vom 28. Februar 1894.

waren unter deutschen Schutz gestellt worden. Der weitausschauende Papst dachte sofort an Missionierung dieser Gebiete durch deutsche Missionare, und sein Augenmerk lenkte sich naturgemäß auf die damals einzige deutsche Missionsgesellschaft von Steyl.

Doch bis zur Ausführung dieser Pläne vergingen noch mehrere Jahre. Der Abbau der sogenannten Kulturkampfgesetze, die der große Papst mit einer außerordentlichen Friedensliebe und großen Weisheit anstrebte, stand noch in den Anfangsstadien.

Inzwischen wurde zu Ende des Jahres 1887 die Aufmerksamkeit Arnold Janssens auf das katholische Schlesien gelenkt. Es war die missionseifrige Gattin des damaligen Hauptredakteurs der „Germania" in Berlin, Franz Huch, die dem Generalsuperior von Steyl mitteilte, daß ihr Mann und sie den Wunsch hegten, für die Verbreitung des heiligen Glaubens tätig zu sein durch Beihilfe zur Gründung eines Missionshauses in Schlesien. Diese Sache läge ihnen beiden so sehr am Herzen, daß sie bereit seien, dafür ein Stück ihres Lebens zu lassen.

Aus dieser Anregung entstand ein Briefwechsel, der Superior Janssen veranlaßte, im April 1888 seine Reise nach Österreich, die zur staatlichen Genehmigung des Missionshauses St. Gabriel bei Wien führte, über Berlin zu machen. Er kam am 5. April nach Berlin und weilte vier Tage in der Familie Huch, an deren seltenen Missionseifer er sich sehr erbaute. Dann besuchte er Breslau, Frankenstein und Neiße, und es spannen sich die ersten Fäden zwischen seiner Gesellschaft und dem katholischen Schlesien.

Zunächst handelte es sich nur um eine Aufklärungsreise. An eine baldige Gründung in Schlesien dachte er noch nicht. Das Haus St. Gabriel in Österreich nahm ihn vorerst ganz in Anspruch. Auch waren die kirchenpolitischen Verhältnisse in Preußen weiterer Erklärung noch sehr bedürftig.

*
* *

Erst seit dem Frühjahr 1890 kam die Angelegenheit in Fluß, und zwar in Verbindung mit Fragen hochbedeutsamer Art, so daß Generalsuperior Janssen ziemlich unerwartet vor die wichtigsten Entscheidungen gestellt wurde.

Die Eröffnung der Verhandlungen gingen aus von der deutschen Regierung, die sich des hochwürdigsten Fürstbischofs Kopp von Breslau als Vermittlers bediente.

Am 12. Februar 1890 stellte der Kirchenfürst an Generalsuperior Janssen drei Anfragen:

1. „Beschränkt sich das Steyler Missionshaus nur auf die Vorbereitung für die chinesische Mission?

2. „Bildet dasselbe nur Missionare (Priester) heran oder auch Laienpersonen, welche teils direkt (Katecheten) teils indirekt (Handwerker usw.) im Dienste der Missionen arbeiten?

3. „Unterhält das Missionshaus die chinesische Mission oder wird letztere von der Propaganda und dem Lyoner (Xaverius-) Missionsverein unterhalten?"

Die Antwort P. Janssens vom 15. Februar fiel befriedigend aus. Er wolle seine Missionstätigkeit keineswegs auf China beschränken, und seine Gesellschaft lege besonderes Gewicht auf die Ausbildung von Laienbrüdern für die praktischen Kulturaufgaben in den Missionen. In den ersten Jahren sei die Mission Südschantung vom Steyler Missionshause aus unterhalten worden. Nun aber geschehe dies durch die Unterstützung der Vereine der Glaubensverbreitung und durch freiwillige dafür gespendete Beiträge.

Schon am 5. März erhielt der Stifter eine neue Zuschrift des Fürstbischofs: „Ich vermute, daß Ew. Hochwürden in der nächsten Zeit nach Berlin eingeladen werden, um über verschiedene Sachen sich zu äußern. Es wird auch dabei von der Übernahme einer Missionstätigkeit in den deutschen Kolonial- und Schutzgebieten, von der Notwendigkeit oder Nichtnotwendigkeit eines Missionshauses in Deutschland selbst und von vielen anderen Dingen die Rede sein.

„Ew. Hochwürden werden dann in der Lage sein, zu bieten und zu fordern ... Wenn ich rechtzeitig erfahre, wann Sie in Berlin sein werden, und ich nicht nach Wien zurückgerufen werde, würde ich nach Berlin kommen, um zuvor mit Ihnen zu sprechen und Sie genau zu orientieren, bevor Sie in die Verhandlungen gehen, vielleicht in meiner Begleitung."

Unter dem 13. März bereits erhielt der Generalsuperior von derselben Hand eine direkte Einladung, sofort nach Berlin zu kommen, wo Fürstbischof Kopp ihn erwarte. — Dieser Einladung konnte er aber nicht Folge leisten, weil er an starker Influenza krank daniederlag.

Nun kam am 21. März Domprobst Dr. Berlage aus Köln nach Steyl und teilte Herrn Janssen mit, daß der preußische Kultusminister v. Goßler ihn zu sprechen wünsche betreffend die Missionierung der deutschen Schutzgebiete; er sei ihm zu jeder Zeit willkommen.

Generalsuperior Janssen glaubte nicht ohne Wissen des bisherigen Vermittlers Fürstbischofs Kopp in direkte Verhandlung mit der Regierung eintreten zu sollen und teilte darum dem Kirchenfürsten die erfolgte Einladung von Goßlers mit. Er erhielt umgehend (24. März) die Antwort:

„Nicht Herr v. Goßler ist es, mit dem Sie vorzugsweise zu verhandeln haben würden, sondern das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches. Allein, jetzt ist leider nicht Zeit zu verhandeln, weil hier augenblicklich niemand ist, mit dem Sie verhandeln können. Es ist hier alles im Flusse[1], und man weiß nicht, wann die Sache zum Stillstand kommen wird. Ich bedauere dies sehr, weil meine Anwesenheit mich in den Stand gesetzt haben würde, Ihnen bei diesen Verhandlungen zu assistieren."

Generalsuperior Janssen entschloß sich dennoch zur Reise nach Berlin. Er konnte die Einladung des Ministers nicht ohne weiteres übergehen.

Zuerst sprach er bei Exzellenz Windthorst vor, der ihn sehr freundlich aufnahm. Er fragte diesen, warum die Regierung selbst Schritte tue für die katholische Missionierung ihrer Kolonien. Windhorst erklärte: „Der Grund ist folgender. Ich habe Anwendung der Kongoakte in betreff Kultusfreiheit auf die deutschen Schutzgebiete verlangt. Danach muß die Regierung auch die Jesuiten usw. zulassen. Das will sie nicht. Darum wünscht sie, daß andere katholischen Missionare dorthin kommen, damit sie sagen kann: wir haben die Jesuiten nicht nötig."

In der Audienz beim Fürstbischof Kopp im Hotel Royal erfuhr der Generalsuperior folgendes über den Stand der Dinge.

Seine Heiligkeit habe an den Reichskanzler Fürsten Bismarck geschrieben, er möge die Errichtung eines Missionshauses in Deutschland gestatten und im Verein mit ihm, dem Papste, zu dessen Gründung beitragen. Er werde dann dafür sorgen, daß die Missionierung der deutschen Schutzgebiete deutschen Missionaren übergeben werde. Fürst Bismarck habe dies dem Fürstbischof Kopp mitgeteilt und ihm zugleich gesagt: er wäre bereit, zwei Millionen Mark aus den Sperrgeldern der Kulturkampfzeit dafür herzugeben.

Ich (Dr. Kopp) erwiderte ihm: „Durchlaucht, das würde ein königlich-preußisches Missionshaus geben, aber kein katholisches. Das ist nicht möglich. Auch würden die Evangelischen kommen und gleiches für sich verlangen. Ferner kommen die Sperrgelder niemand anders als den katholischen Bischöfen zu. Wohl aber geht es, daß diese etwas dafür bewilligen."

Bismarck habe sich darauf berufen, der Papst habe ihm doch zugestimmt, worauf Fürstbischof Kopp eine Klarlegung des Sachverhaltes an den Heiligen Vater gerichtet habe. So sei der Stand der

[1] Am 20. März 1890 war der Reichskanzler Fürst Bismarck seines Amtes enthoben worden.

Angelegenheit. — Die Regierung habe ihr Auge auf Steyl gerichtet. Gegen ihn, Superior Janssen, und seine Gesellschaft lägen keine Bedenken vor. Auch das preußische Episkopat habe sich in Fulda für ihn ausgesprochen.

Generalsuperior Janssen äußerte dem Fürstbischof dasselbe Bedenken, das er schon vor fünf Jahren beim Heiligen Vater ausgesprochen hatte: die Militärverhältnisse würden Schwierigkeiten machen. Ein Gesetz, das die Ordensbrüder vom Militärdienst befreie, habe keine Aussicht im Reichstag angenommen zu werden, und eine Befreiung auf administrativem Wege sei zweifelhaft.

Nach mehreren Audienzen beim Fürstbischof Kopp, zwischen denen dieser noch mit dem Kolonialdirektor Dr. Kayser verhandelte, riet der Kirchenfürst, Herr Janssen solle nicht beim Kultusminister v. Goßler vorsprechen; es habe bei der Lage der Dinge keinen Zweck.

Der Generalsuperior handelte in diesem Sinne, erklärte aber später: „Herr v. Goßler hat mir mein Fernbleiben übelgenommen."

* * *

Die schon ziemlich verwickelte Sache erhielt bereits nach vierzehn Tagen eine weitere Verquickung. Sie wurde mit der Frage des deutschen Protektorats über die Steyler Mission in Südschantung verbunden.

Unter dem 10. April schrieb Fürstbischof Kopp an Herrn Janssen: „In Berlin scheint man sich weiter mit Ihnen zu beschäftigen. Nach einer soeben erhaltenen Zuschrift hat man in Erfahrung gebracht, daß in diesem Sommer mehrere Missionare von Steyl nach China reisen. Man wünscht dringend, daß man, in Rücksicht auf die neutrale Stellung, welche die Kongregation der Propaganda der Protektoratsfrage gegenüber eingenommen hat, deutsche Pässe nimmt und sich unter den Schutz der deutschen Vertretung stellt. Letztere sind vom Auswärtigen Amte angewiesen, die deutschen Missionare in der entgegenkommendsten Weise zu unterstützen.

„Wegen der Missionierung des Togo-Gebietes durch das Steyler Haus ist noch eine besondere Rückäußerung vorbehalten. Ich glaube mich jedoch nicht zu irren, wenn ich annehme, daß diese Entscheidung wie Ihre Gründung eines Missionshauses in Deutschland von Ihrer Entschließung wegen der Paß- und Schutzfrage in der chinesischen Mission abhängig sein wird. Dabei wird es erforderlich sein, daß Sie zu dieser letzten Frage sobald als möglich Stellung nehmen und sich klar und bestimmt aussprechen."

So waren denn nun die Gründung des ersten Missionshauses und die Zulassung der Steyler Missionsgesellschaft in Preußen, die Über-

nahme der Mission in Togo und die recht heikle Protektoratsfrage für Südschantung miteinander eng verkettet.

Generalsuperior Janssen und sein Werk waren an einen entscheidungsvollen Zeitpunkt gekommen. Es war sehr viel für die Zukunft zu gewinnen, aber auch zu verlieren. In kurzem sollten sich die Verhandlungen so entwickeln, daß ihm die verlockendsten Aussichten geboten wurden. Es ist wohltuend, wie umsichtig und edelmütig sich der Steyler Gründer in diesem wichtigen Abschnitt seines Lebens gezeigt hat.

Der Wunsch der Regierung, daß die deutschen Missionare sich nicht wie bisher unter französischen, sondern unter den Schutz des mächtigen Deutschen Reiches stellen sollten, war billig und selbstverständlich.

Auch Superior Janssen hegte als Deutscher diesen Wunsch und das um so mehr, als seit dem Kriege von 1870/71 der französische Einfluß im fernen Osten sehr gesunken, das deutsche Ansehen hingegen gewaltig gewachsen war. Bischof Anzer hatte nur zu schmerzlich selbst empfunden, wie wenig wirksam das alte französische Protektorat war, und er hatte schon länger sich mit dem Gedanken getragen, das deutsche Protektorat anzunehmen. Und nun kam die deutsche Regierung so unerwartet diesem Wunsche entgegen und trug ihn selber an!

Für den weitausschauenden Generalsuperior hatte die Sache aber doch auch bedenkliche Schattenseiten.

Zunächst ging die Frage ihn nicht direkt an, sondern war eine Angelegenheit, die der Missionsobere von Südschantung, Bischof Anzer, im Einvernehmen mit der Propaganda in Rom erledigen mußte. Darum konnte und wollte er sich nicht ohne sie entscheiden, und er sah ungern diese Verquickung mit der Gründung des neuen Hauses, die seine eigenste Angelegenheit war.

Ferner handelte es sich um den Bruch mit einer alten Überlieferung, die das größte Aufsehen in der katholischen Welt erregen mußte. Das Schutzrecht Frankreichs über die katholischen Missionen im fernen Osten galt als unbestritten und unantastbar. Weitaus die größte Mehrheit der europäischen Missionare in China waren Franzosen, die sehr auf den Einfluß ihres Landes bedacht waren. Die Steyler Missionare in China mußten doch neben und mit den französischen wirken und zusammenarbeiten. Waren von dieser Seite nicht große Verdrießlichkeiten und Zerwürfnisse zu befürchten, wodurch die Missionsarbeit selbst Schaden leiden mußte?

Diese Sorge beschäftigte Generalsuperior Janssen, und er sprach sie dem hochwürdigsten Fürstbischof Kopp aus. Dennoch glaubte er, daß die Angelegenheit von Herrn Anzer im Sinne der deutschen Regierung entschieden werden könne, und er formulierte seine Wünsche

und Ansichten betreffend die Gründung eines neuen Missionshauses und die Übernahme der Togo-Mission. Diesen Entwurf sandte er unter dem 19. April an den Fürstbischof und zugleich an den Kardinalpräfekten der Propaganda Kardinal Simeoni, damit die römische Kurie unterrichtet sei, wenn die deutsche Regierung diesbezüglich Verhandlungen mit ihr einleiten sollte.

* * *

Bischof Anzer hielt die Protektoratsangelegenheit für so wichtig, daß er beschloß, die Verhandlung persönlich in Rom und Berlin zu führen. So mußte seine Ankunft abgewartet werden, die erst Anfang November 1890 erfolgte. Seine Besprechungen in Berlin mit dem Reichskanzler v. Caprivi und Kaiser Wilhelm II. nahmen einen raschen Verlauf, und der Bischof brachte auch die Gründungsfrage hinsichtlich des neuen Missionshauses in Preußen wieder in Fluß.

Generalsuperior Janssen schrieb ihm aber, diese Sache nicht mit den Protektoratsverhandlungen zu verquicken, sondern unabhängig davon zu halten. Er wollte völlig frei verhandeln können.

Herr Anzer fand aber, daß die in Frage kommenden Behörden, der Reichskanzler v. Caprivi, Kultusminister v. Goßler und Kolonialdirektor Kayser sich bereits grundsätzlich für die Errichtung eines katholischen Missionshauses in Preußen entschieden hatten. Von ihm veranlaßt traf darum Superior Janssen am 13. Dezember 1890 wieder in Berlin ein, um die weiteren Verhandlungen selbst zu führen.

Zuerst sprach er auch diesmal bei Dr. Windthorst vor, der ihm wertvolle Winke geben konnte. Dann begab er sich zum Kolonialdirektor Dr. Kayser, den er als einen idealgesinnten und sehr rechtlich denkenden Mann bald hochschätzen lernte[1]. Dieser erklärte ihm unumwunden, die Regierung habe die Missionare unbedingt nötig. „Ohne Missionare keine Kultivierung und ohne Kultivierung sind die Kolonien wertlos." In die religiöse Betätigung der Missionare werde die Regierung nicht eingreifen. Die katholischen Missionare brächten viel fertig, und darum seien sie der Regierung willkommen. Er würde es gerne sehen, daß die Steyler Missionare nach Togo gingen. Aber Ostafrika sei das Hauptgebiet der deutschen Kolonien, und es wäre ihm lieb, wenn die Steyler auch davon etwas zur Missionierung übernähmen.

[1] Als Dr. Kayser im Sommer 1896 um seinen Abschied einkam, wandte sich Generalsuperior Janssen in einer Zuschrift an den damaligen Reichskanzler Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst mit der Bitte, Herrn Kayser einen längeren Urlaub zu bewilligen, aber diesen tüchtigen und kenntnisreichen Beamten seinem jetzigen Amte und den Kolonien zu erhalten. Diese Bitte hatte keinen Erfolg. Dr. Kayser wurde Senatspräsident am Reichsgericht in Leipzig.

Der Generalsuperior erklärte, daß er keine Missionsgesellschaft aus ihrem Gebiete verdrängen wolle, worauf ihm Dr. Kayser ein Schreiben Bismarcks vom 7. Januar 1890 vorlas, worin dieser den Gesandten von Schloezer beim Vatikan instruierte und erklärte: Die Nationalität, nicht die Konfession, sei der deutschen Regierung maßgebend bei den Missionaren ihrer Kolonien. Auch sollten die Ordensgesellschaften zugelassen werden, die von Deutschland oder Preußen ausgeschlossen seien, wofern sie deutsche Missionare stellten.

Bedeutsamer noch war die Unterredung mit dem Kultusminister v. Goßler. Er erklärte dem Generalsuperior: „Die Regierung wird Ihre Niederlassung in Deutschland genehmigen, wenn Sie keine religiöse Kongregation sind."

Herr Janssen antwortete, seine Stiftung sei zwar noch nicht von Rom aus als kirchliche Kongregation bestätigt, aber es könne doch sein, daß er es für nötig halte, dies zu beantragen.

Dem Minister mißfiel das, und Fürstbischof Kopp erzählte dem Superior am folgenden Tage, daß diese freimütige Äußerung Mißtrauen und Bedenken erregt habe. Es sei ja auch nicht nötig, daß er sein Werk als Kongregation ausgestalte. Doch der Gründer erklärte, er halte das auf die Dauer für unerläßlich; auch habe Rom schon wiederholt von der Einsendung der Statuten zur kirchlichen Prüfung und Genehmigung gesprochen. — Inzwischen gelang es aber dem Fürstbischof Kopp und Bischof Anzer, die Bedenken des Ministers zu zerstreuen.

Herr v. Goßler machte Vorschläge für den Ort der Niederlassung. Er nannte das Kollegium Amerikanum in Münster, Gaesdonck bei Goch und eine Kaserne in Paderborn, die früher ein Kloster gewesen sei. Dem Superior gefiel keine der genannten Gelegenheiten. Die Gaesdonck sei Eigentum des Bischofs von Münster und liege auch zu nahe bei Steyl; das Amerikanische Kolleg in Münster sei zu klein, und dieses wie auch das Gebäude in Paderborn seien ohne Landbesitz; ein Missionshaus brauche aber Ackergut, weil es doch Laienbrüder heranbilden solle für die Kulturaufgaben in den Kolonien.

Dem Minister leuchteten diese Gründe ein. „Aber wo wünschen Sie sich denn niederzulassen?"

„In Schlesien."

„Warum denn gerade dort?"

Der Generalsuperior antwortete, im Osten sei noch kein Missionshaus. Die Schlesier hätten ferner etwas Angenehmes und Zuvorkommendes im Charakter, und die Polen zeigten ein besonderes Talent zur Erlernung fremder Sprachen, zumal für das so sehr schwere Chinesische, was für die Mission wichtig sei.

Der Minister wandte ein, die Westfalen seien aber fester und zuverlässiger im Charakter. Übrigens habe er gegen ein Missionshaus in Schlesien auch nichts einzuwenden.

Die Audienz mit dem Minister wiederholte sich. Inzwischen beriet sich der Generalsuperior auch mehrere Male mit Herrn Fürstbischof Kopp und bat um seinen Rat. Die Militärdienstpflicht der Brüder machte ihm erhebliche Sorge.

Vom Fürstbischof erfuhr er, daß die Gründung eines Missionshauses in Preußen vom ganzen preußischen Episkopat in Fulda verhandelt worden sei. Die Stimmung sei sehr günstig für ihn und Steyl. Er solle nehmen, was zu haben sei, und tun was möglich, um die Sache zu verwirklichen.

Als Herr Janssen ihm darauf eröffnete, daß er an Schlesien als Ort der Neugründung gedacht habe, erklärte sich der Fürstbischof sofort damit einverstanden und nannte selbst Grüssau[1] als Platz, der wohl in Frage kommen könne.

Nun erfuhr der Steyler Gründer, daß die Regierung den Wunsch habe, nur mit einer einzigen katholischen Missionsgesellschaft in ihren Kolonien zu arbeiten und die Steyler in Aussicht genommen habe. Er sei in der günstigen Lage, das ganze Missionswesen in den deutschen Kolonien wie auch das Recht zur Gründung von Missionshäusern in Preußen allein in seine Hand zu bringen.

Der Fürstbischof drängte, Herr Janssen solle bald handeln und an die Regierung das Gesuch stellen für die Genehmigung einiger Missionshäuser in Preußen. Ein Haus sei zu wenig; es müßten bald mehrere entstehen. Der Fürstbischof machte selbst einen Entwurf zu dieser Eingabe. „Es muß jetzt gehandelt werden. Für den Episkopat ist es schwer, selbst in der Sache vorzugehen. Tun Sie es, und er wird gern mit den vollendeten Tatsachen zufrieden sein."

* * *

Man begreift es, wie folgenschwer nun erst recht die ganze Angelegenheit und jeder seiner weiteren Schritte in den Augen des Gründers erscheinen mußte. Welche verlockende Aussichten für eine großzügige Entfaltung seines Werkes wurde ihm da plötzlich geboten!

[1] Grüssau, ein sieben Kilometer südöstlich von Landshut gelegenes Kloster mit berühmter zweitürmiger Marienkirche in Barock, wurde 1242 als Benediktinerabtei gegründet und seit 1292 von Zisterzienserchorherren bewohnt. 1810 wurde das Kloster aufgehoben. — Nachdem Generalsuperior Janssen später die Stätte in Augenschein genommen, erklärte er dem hochwürdigsten Fürstbischof, daß der Platz sich doch nicht eigne. Die Umgebung sei zu protestantisch. Ein solch zartes Pflänzchen müsse in einer gut katholischen Gegend gepflanzt werden. — Überhaupt hatte er Abneigung gegen den Ankauf größerer, alter Gebäude für seine Gründungen. Er zog es vor, Land zu kaufen und selbst zu bauen.

Ein gewaltiges Missionsfeld und alle Mittel, es gut zu bebauen, wurden ihm vorgestellt. Er brauchte nur zuzugreifen, und sein von Seeleneifer glühendes Herz hatte die reichlichste Gelegenheit, um unermeßlich viel Gutes zu tun.

Doch die ruhige, überlegende Art Arnold Janssens war durch Überraschungen nicht aus der Fassung und zu schnellerem Handeln zu bringen. Im Gegenteil, er wurde bei solchen Anlässen nur zurückhaltender.

Auch hier erkannte er bald, daß der glänzende Plan doch auch große Bedenken habe. Lag für seine Gesellschaft hier nicht eine ähnliche Gefahr nahe, wie Fürstbischof Kopp sie bereits dem Fürsten Bismarck hinsichtlich des „preußischen Missionshauses" ausgesprochen hatte? Mußte er nicht fürchten, daß sein Werk als „königlich-preußische Missionsgesellschaft" gestempelt würde, zumal jetzt, wo die Wunden des Kulturkampfes noch offenstanden und die Katholiken noch von tiefem Mißtrauen gegen die Regierung erfüllt waren?

Als der Generalsuperior wieder zum Kultusminister v. Goßler kam, erklärte ihm dieser: er könne wählen, wo er wolle. Über das Projekt in Paderborn habe ihm der Erzbischof Krementz von Köln geschrieben, es handle sich um eine alte Abtei, die bisher als Kaserne benutzt würde; sie könne abgegeben werden. Auch mit Grüssau sei der Minister einverstanden. Aber Janssen solle sich bald entscheiden, denn: „die Väter vom Heiligen Geist wollen auch in Preußen ein Missionshaus gründen, und der Erzbischof von Köln befürwortet deren Niederlassung."

„Bitte, Exellenz," bat Superior Janssen, „lassen Sie die Väter vom Heiligen Geist herein und gewähren Sie ihnen die Gründung; ich will gern zurückstehen." —

Das war ein schönes Wort! Arnold Janssen gönnte jeder anderen Kongregation von Herzen das, was er seiner eignen Gesellschaft wünschte. Diese Uneigennützigkeit war bei ihm durchaus praktischer Art, wie der Vorfall zeigt.

Mit diesen Worten hatte der Steyler Gründer aber auch in klarster Weise zu erkennen gegeben, daß er den Plan, Norddeutschland seiner Gesellschaft als alleiniges Gebiet zur Gründung von Missionshäusern zu sichern, gänzlich ablehne.

Der Minister mochte von dieser Antwort nicht wenig überrascht sein. Er hatte mit seiner Bemerkung offenbar einen Druck ausüben und den Zögernden veranlassen wollen, sich zu entschließen. Er erreichte aber das Gegenteil[1].

[1] Herr von Goßler beklagte sich bei Bischof Anzer darüber, daß Generalsuperior Janssen zu keiner Entschließung komme. Anzer entgegnete: „Das ist

Superior Janssen reiste von Berlin ab, ohne eine Entscheidung zu fällen. Ja, er behandelte die Sache jetzt erst recht umständlich. Die Ursachen dieses auffallenden Zögerns sind unaufgeklärt. Es liegt die Vermutung nahe, daß er die mit der Neugründung in Schlesien verquickten Fragen erst erledigt wissen wollte, um dann ganz unabhängig handeln zu können.

* * *

Die Angelegenheit wegen des Protektorats in Südschantung wurde bald abgeschlossen. Bischof Anzer stellte seine Missionare und seine Mission unter deutschen Schutz. Schon am 24. November 1890 wurde von Berlin aus der damalige kaiserliche Gesandte in Peking, Herr v. Brandt, telegraphisch angewiesen, Missionare und Mission von Südschantung unter den Schutz des Deutschen Reiches zu nehmen. Im Januar 1891 war diese Angelegenheit nach allen Seiten hin erledigt.

Bereits am 10. März 1891 übersandte Fürstbischof Kopp dem Generalsuperior Janssen die Genehmigung zu einer Niederlassung der Gesellschaft des Göttlichen Wortes in seiner Diözese. Doch dieser zögerte immer noch. Die Togofrage war noch in der Schwebe [1]. Auch war ihm bekannt, daß andere Missionsgesellschaften sich sehr um eine Niederlassung in Preußen bemühten. Es scheint, daß er immer noch besorgte, er könne diesen den Weg nach Deutschland verlegen, indem die Regierung vielleicht an dem Plan, nur mit einer einzigen katholischen Missionsgesellschaft zu arbeiten, festhalte.

So verschleppte sich die Entscheidung bis in den November desselben Jahres. Da kam eine direkte Aufforderung von Fürstbischof Kopp, Janssen solle in seiner Diözese ein Missionshaus eröffnen. „Aber nun machen Sie auch voran, sonst kommen Ihnen andere hier zuvor."

Dieser Einladung durfte und wollte Generalsuperior Janssen

---

ein Mathematiker, und mit solchen Leuten ist schwer fertig zu werden," worüber der Minister herzlich lachte. Als aber der Bischof dies nachher dem Generalsuperior wiedererzählte, war es diesem doch unangenehm. „Das ist mir aber gar nicht recht," meinte er, „daß Sie gesagt haben, mit mir wäre schlecht fertig zu werden." — Dann fügte er bei: „Wenn es nach meinem Wunsche ging, dann würde ich erst in 2—3 Jahren für ein Haus in Deutschland anfragen. Einerseits mangeln uns die Kräfte; andererseits fühle ich deutlich, wie ich mit jeder Vergrößerung der Gesellschaft mir ein größeres Kreuz zurechtzimmere. Aber es fragt sich, ob wir jetzt nicht anfangen müssen.

[1] Die Togofrage wurde grundsätzlich im Juli 1891 durch eine Anfrage der Kongregation der Propaganda in Steyl entschieden. Danach erklärte sich der Steyler Gründer zur Missionierung einer deutschen Kolonie bereit und entschied sich für Togo.

um so weniger widerstehen, als darin ausgesprochen war, daß auch andere Missionsgesellschaften in Preußen zugelassen werden würden.

Er reiste am 22. November von St. Gabriel aus, wo er sich gerade aufhielt, nach Schlesien, um die Gründung einzuleiten.

Auf ein entsprechendes Inserat in mehreren schlesischen Zeitungen wurden verschiedene Liegenschaften angeboten. Zwei Angebote schienen geeignet, ein Ackergut in Altaltmannsdorf und ein zweites in Neuland anschließend an die Stadt Neiße. Dieses letztere bot so viele Vorzüge, daß Superior Janssen keinen Augenblick in seiner Wahl schwankte.

Zwar war das Grundstück größer, als er es wünschte. 30 bis 50 Morgen hätten ihm genügt, während das Gut Schäferei in Oberneuland 120 Morgen groß war. Zuerst wollte der Gründer nur 50 Morgen davon kaufen, und die Verkäuferin Witwe Meyer war auch dazu bereit. Aber es war wirklich zu schade, das ganz zusammenhängende und sehr günstig von öffentlichen Wegen gegliederte Grundstück zu zerreißen. Es handelte sich um ein ehemaliges bischöfliches Tafelgut, größtenteils im alten Festungsrayon der Stadt Neiße gelegen, das an den Stadtpark anschloß. Der Platz war vorzüglich, mitten im katholischen Zentrum Schlesiens und mit den günstigsten Bahnverbindungen nach allen Seiten.

Der Generalsuperior entschloß sich, das ganze Besitztum mit den daraufstehenden landwirtschaftlichen Gebäuden zum Preise von 90 000 Mark zu kaufen. Da er eine bedeutende Hypothek mit übernehmen konnte und günstige Zahlungsbedingungen sich vereinbaren ließen, vertraute er, die Schuldenlast bewältigen zu können.

Vor dem Kaufabschluß aber reiste er am 1. Dezember sofort nach Breslau, um den Herrn Fürstbischof Bericht über die getroffene Wahl zu erstatten und die Genehmigung für die Gründung bei Neiße zu erbitten. Der Kirchenfürst war mit allem einverstanden und sandte am folgenden Tage seine schriftliche Zustimmungserklärung, worin er, „diesem Unternehmen reichsten Erfolg wünschte".

Die Genehmigung der Kongregation der Propaganda wurde am 30. Januar 1892 erteilt, worauf am 31. Januar der Kaufkontrakt unterzeichnet wurde.

Der Gründer freute sich sehr über die glatte Abwicklung dieser Anfänge. „Ich habe mich gewundert," so schrieb er später an Fürstbischof Kopp, „daß gerade in dieser Zeit diese Offerte an mich herantrat. Ich konnte nicht umhin, darin eine besondere Fügung Gottes zu erkennen. Und so wird Gott der Herr, der alles fügt und leitet, und nicht bloß den Fortgang des Missionswerkes, sondern auch das Beste der Diözese Breslau will, auch an dieser Stätte für beides sorgen[1]."

[1] Brief vom 6. Juli 1892.

Das Datum der fürstbischöflichen Genehmigung vom 2. Dezember 1891 weckte eine freudige Erinnerung in ihm und schien ihm ebenfalls providentiell zu sein. „Als ich diese Antwort erhielt," so bemerkt er in einem Schreiben an den Zentralvorstand des Afrikavereins, „fiel mir das Datum des 2. Dezembers auf, welches der Todestag des heiligen Franziskus Xaverius ist. Zugleich erinnerte ich mich, daß auch „zufällig" an diesem Tage im Jahre 1874 der hochwürdigste Bischof Paredis von Roermond mir die Erlaubnis zur Gründung des Steyler Missionshauses erteilt hat[1]."

* * *

Doch auch bei dieser Gründung sollte das Kreuz nicht ausbleiben. Noch ehe der Grundstein zum neuen Missionshause gelegt werden konnte, erhob sich in der Öffentlichkeit ein heftiger Sturm gegen das Unternehmen, und es schien eine Zeit hindurch, daß es unmöglich gelingen könne.

Es waren keineswegs etwa nichtkatholische Kreise, die glaubten, die Gründung eines katholischen Missionshauses in Schlesien bekämpfen zu müssen. Der Angriff ging vielmehr von einflußreicher katholischer Seite aus. Es ist nicht angenehm, an solche unerquickliche Dinge zu erinnern und erinnert zu werden. Darum mögen sie hier nur flüchtig gestreift werden, insofern sie einen sorgenvollen Zeitabschnitt im Leben des Steyler Gründers bezeichnen.

Die Ursache des Kampfes, der im Mai 1892 in der Presse einsetzte, war jene jammervolle Engherzigkeit, die so bald Konkurrenz und Benachteiligung der eignen Interessen fürchtet. Das neue Missionshaus — so hieß es — werde das gutmütige schlesische Volk ausplündern; ebenso werde es der Diözese Breslau die so nötigen Priestertumskandidaten entziehen.

Das waren die Sorgen, aus denen die Abneigung gegen die Gründung in Neiße-Neuland geboren und genährt wurde. Sie kam in sehr heftiger Form zum Ausdruck und schlug ihre Wellen bis in die höchsten kirchlichen Kreise hinein. Die Wirkung war überaus bedauerlich. Das erste Wohlwollen, womit die fürstbischöfliche Behörde die Gründung behandelt hatte, kühlte schnell ab. Das Missionshaus Heiligkreuz hat manche Jahre an dem einmal rege gewordenen Argwohn tragen müssen, bis die Erfahrung alle von seiner Seite gefürchteten Benachteiligungen als nicht zutreffend und völlig grundlos erwies.

Und wie verhielt sich zu diesen unerquicklichen Dingen Generalsuperior Janssen?

---

[1] Brief vom 28. Februar 1894.

Er wollte keine öffentliche Verteidigung gegen die geschehenen ungerechten Angriffe. An die Redaktion jener katholischen Zeitung, die sich an die Spitze dieser Angriffsbewegung gestellt hatte und sich in heftigen Ausdrücken gegen die Neugründung bei Neiße ereiferte, schrieb er: „Ich schicke Ihnen, trotz der in Ihrem Artikel enthaltenen Apostrophe für uns, nichts für Ihre Zeitung. Ich liebe es nicht, über derartige Dinge in einer Weise zu korrespondieren, die nur die Verwunderung der Katholiken und das geheime Lachen der Gegner erregt . . . Ich bat die beiden mir bekannten Herrn Redakteur Huch und Redakteur Neise telegraphisch, zu schweigen, weiß aber nicht, ob dieses Telegramm zeitig genug in ihre Hände gelangt ist . . . Ich bitte nun aber auch Sie ganz ergebenst, diese höchst befremdende Korrespondenz ruhen zu lassen... Übrigens haben Sie von der Wichtigkeit, die unser Haus in Steyl für die benachbarten deutschen Diözesen in den oft dringenden Aushilfsbedürfnissen und in anderen Dingen bereits erlangt hat, ganz und gar keine Kenntnis. Jedoch wird auch für Sie die Zeit kommen, wenn das bei Neiße beabsichtigte Missionshaus trotz all dieser so großen Hindernisse zu seiner rechten Tätigkeit gelangt sein wird, wo die Erinnerung Ihnen nicht angenehm sein wird, das Ihr Blatt im Jahre 1892 die fragliche Korrespondenz gebracht hat[1]."

Die Zeitungsverleger Huch und Neise glaubten jedoch nicht schweigen zu dürfen und wiesen in ihren Zeitungen die Angriffe gegen das geplante Missionshaus zurück. Besonders war es ein glücklicher Artikel der Neißer Zeitung vom 13. Mai, der wenigstens der Polemik in der Presse ein Ende bereitete. Ihr Verleger und Redakteur Franz Neise erhielt sofort eine Zustimmungserklärung von Fürstbischof Kopp, die er dem Generalsuperior Janssen mitteilte und beifügte: „Es kommt auf nichts weiter an, als Ihrem Werk die Wege zu ebnen; ob da für uns hier einige harte Worte mehr oder weniger abfallen, ist gleich. Mich wundert diese Zwischenperiode nicht. Die Geschichte beweist, daß es immer so war. Solche Dinge gehören dazu, wie das Kreuz auf den Altar! . . . Ich brauche kaum zu versichern, daß ich mit Hand und Fuß für diese Sache bin[2]."

Der Generalsuperior antwortete: „Die Gründung des Missionshauses ist durch die bekannten Vorkommnisse recht bedeutend erschwert. Nun, der Wille des Herrn geschehe! Ich stelle alles in seine Hand. Seine Sache ist es, unsern Bemühungen zu seiner Ehre Erfolg zu geben, oder diesen Erfolg vorzubehalten — ganz nach seinem göttlichen Wohl-

[1] Brief vom 13. Mai 1892. [2] Brief vom 15. Mai 1892.

gefallen. Ihnen aber sowie allen Freunden des jungen Unternehmens meinen herzlichsten Dank [1]!"

Wenn der Sturm in der Öffentlichkeit sich auch gelegt hatte, in der Stille ging die Anfeindung weiter [2]. In dieser Zeit hatte die junge Missionsgründung bei Neiße die beste Hilfe an dem Zeitungsverleger Franz Huch und seiner missionsbegeisterten Gattin. Sie waren, unbekümmert um allen Widerspruch, unermüdlich in Wort und Schrift tätig und warben dem Hause Heiligkreuz viele, viele Freunde.

Der Zorn des Gegners des Missionshauses richtete sich infolgedessen auch gegen Huch, und man verdächtigte ihn sogar, daß er sicherlich mit seinem merkwürdigen Missionseifer gut auf seine Kosten kommen werde. Und doch hatte diese Familie mit größter Opferwilligkeit reichlich aus eignen Mitteln zur Förderung des Werkes beigetragen. Um das Zustandekommen des Missionshauses Heiligkreuz haben sich Herr und Frau Huch große und unvergeßliche Verdienste erworben [3]."

Die öffentliche Befehdung der neuen Gründung machte begreiflicherweise auch die Regierung stutzig; sie zögerte mit der Ausstellung der Urkunde für die mündlich schon am 2. April 1892 genehmigten Niederlassung.

Der Kultusminister Dr. Bosse erklärte selbst dem Generalsuperior Janssen, die heftige Zeitungspolemik habe die Erledigung verzögert. Endlich langte am 15. August die staatliche Genehmigung an, und in Steyl und Neuland, wo bereits ein Priester und drei Brüder weilten, war die Freude groß.

* * *

Zum ersten Rektor des neuen Missionshauses wurde P. Joseph Weber, Doktor der Philosophie und langjähriger Lehrer der Philosophie und Naturwissenschaften, ernannt. Am 29. September, dem

[1] Brief vom 30. Mai 1892.

[2] Um die schlesischen Katholiken von der Unterstützung des Missionshauses Heiligkreuz abzuhalten, wurde auch behauptet, der Afrikaverein habe ihm 100000 Mark zugewendet und spende jährlich eine Beihilfe. Tatsächlich hatte der Afrikaverein die genannte Summe zur Gründung eines Missionshauses in Deutschland bereitgestellt. Generalsuperior Janssen hat sich auch darum mit dem Hinweis auf Heiligkreuz bemüht. Aber dieses Geld ist ganz einem anderen Missionshause in Preußen nämlich Knechtsteden (gegr. 1896) zugewendet worden, wo es ja auch gut angewandt war. Heiligkreuz ist einige Jahre vom Afrikaverein etwas unterstützt worden; auch hat er regelmäßig die Togomission unterstützt.

[3] Zeitungsverleger Franz Huch starb am 26. Mai 1916. Seine Gattin Emilie, geb. Jüttner, ging ihm ins bessere Jenseits voraus am 7. Dezember 1914. Beide ehrte Papst Leo XIII. wegen ihres verdienstvollen kirchlichen Wirkens mit Ordensauszeichnungen.

Feste des heiligen Erzengels Michael, wurde die erste heilige Messe in der vorläufig hergerichteten Kapelle in dem alten Bauernhause gelesen. Am 1. Oktober fanden sich die ersten acht Zöglinge ein, und mit ihnen wurde der Anfang des neuen Gymnasiums für Missionskandidaten gemacht, wozu die schlesische Niederlassung bestimmt war. — Damit war das älteste aller in Preußen bestehenden Missionshäuser eröffnet.

Der Kreuzessegen zeigte sich bald bei diesem Hause, das unter vielen Leiden erstehend recht passend den Namen „Heiligkreuz" erhielt.

Schon im Herbst 1892 begann unter Leitung des P. Johann Beckert als Baumeister und der Brüder Alexander als Maurerpolier und Joseph als Zimmermeister und Bautischler der gotische Neubau, der rasch voranschritt und im Herbst 1893 bezogen wurde.

Die Zahl der Zöglinge wuchs noch schneller als in Steyl. Nach zwei Jahren waren es 54, nach acht Jahren 252, womit die erhoffte Höchstzahl erreicht war. Die ersten aus Heiligkreuz hervorgegangenen Priester, die mit Vorstudien eingetreten waren, empfingen am 9. Februar 1902 in St. Gabriel die heilige Priesterweihe.

Im Sommer 1895 machte Kardinal-Fürstbischof Kopp dem Missionshause bei Neiße einen Besuch und wurde von Generalsuperior Janssen ehrfurchtsvoll und herzlich begrüßt. Diese öffentliche Kundgebung seines Interesses und Wohlwollens durch den hohen Kirchenfürsten hat manche immer noch wirkende Vorurteile zerstreut. Der Kardinal äußerte später auch, das Missionshaus habe die Berufe für seinen Diözesanklerus nicht gemindert; im Gegenteil, seitdem Schlesien ein Missionshaus habe, seien die Priesterberufe auch für die Diözese zahlreicher geworden.

Vollendet wurde das Missionshaus Heiligkreuz erst im Jahre 1907, indem der längst nötige Kirchenbau durch im stillen arbeitende Gegnerschaft fünf Jahre verzögert wurde. Aber auch diese Prüfungszeit wurde überstanden, und mit doppelt großer Freude wurde das stattliche Gotteshaus am 14. November 1907 in Benutzung genommen. Entwurf und Bauleitung der Kirche hatte P. Hermann Fischer besorgt. Baupolier war Bruder Alexander, während Bruder Joseph wieder die Zimmer- und Tischlerarbeiten leitete.

Generalsuperior Janssen hat diese Vollendung seiner schlesischen Gründung noch erlebt. Zur Kirche legte er selbst den Grundstein, und sein Herz war von freudigem Dank erfüllt, als er sie vollendet vor sich sah. Mit seinem lieben „Heiligkreuz" hatte er viel Kreuz und Sorgen gehabt, aber auch viele Freude daran erlebt. Gerade dieses Haus war

und blieb für ihn der deutlichste Beweis, wie wirksam der Kreuzessegen ist.

Das wackere katholische Volk Schlesiens hat von Anfang an der „Mission“, wie es die Neugründung kurzweg nannte, seine Liebe zugewandt und sie ihm treu bewahrt. Es hat zahlreiche Berufe für den Priester- und Brüderstand geschickt und für eine gesicherte materielle Lage der Anstalt Sorge getragen. Sein frommer Sinn fühlte deutlich heraus, daß hier eine Stätte des Segens in seiner Mitte begründet worden war, und es wußte sie wohl zu schätzen.

In der Tat hat P. Arnold Janssen mit seiner Stiftung „Heiligkreuz“ nicht nur der Heidenwelt, sondern ebensosehr der Provinz Schlesien und ihrer Nachbarschaft eine große Wohltat erwiesen. Wie vielen Söhnen des schlesischen Volkes ist dadurch der Weg zu den Höhen des Priestertums und des Ordenslebens eröffnet worden, denen er sonst gewiß stets verschlossen geblieben wäre. Wieviel Gutes hat Heiligkreuz durch die Verbreitung guter Schriften im ganzen Osten Deutschlands gewirkt, und seine Priester haben mit unverdrossenem Fleiße dem unter Priestermangel leidenden schlesischen Klerus in der Seelsorge geholfen.

All diese Segensströme gehen aber in erster Quelle zurück auf den frommen Gründer P. Arnold Janssen.

5. Gründung des Missionshauses St. Wendelin.

Bei St. Wendel, Rheinland.

Nach der glücklichen Eröffnung des Missionshauses Heiligkreuz im Osten Deutschlands kam P. Arnold Janssen der Wunsch, seine nächste Gründung im Westen des Reiches errichten zu können. Das Haus St. Michael in Steyl erhielt so viele Anmeldungen von Zöglingen, daß es nicht allen fähigen und geeigneten Knaben, die sich zum Missionsberuf hingezogen fühlten, seine Tore öffnen konnte. Da war ein zweites Haus nötig. Auch mußte eine Zwischenstation zwischen Steyl im Westen einerseits und den fern im Südosten gelegenen Heiligkreuz und St. Gabriel andrerseits recht erwünscht sein.

Um ein Grundstück für eine solche Niederlassung zu finden, erschien in der Juli-Nummer 1895 des Kleinen Herz-Jesu-Boten ein Aufruf unter der Überschrift: „Wo ist ein geeigneter Platz für ein neues Missionshaus?“

Es erfolgten zahlreiche Angebote und Hinweise. Nach sorgfältigster Prüfung fand ein Vorschlag des missionseifrigen Pfarrers Klagges von Letmathe im Kreise Iserlohn (Diözese Paderborn) den meisten

Beifall bei Generalsuperior Janssen. Hier waren alle Bedingungen und Verhältnisse so günstig, wie bei keiner der vorhergegangenen Gründungen.

Die Lage des Platzes war durch Naturschönheiten und günstige Bahnverbindungen ausgezeichnet. Die Gemeinde und vorab die Geistlichkeit war hochbegeistert für den Plan und zeigte in jeder Beziehung das größte Entgegenkommen. Bischof Hubert Simar erteilte unter dem 18. Februar 1897 freudig seine Genehmigung. „Ich verbinde hiermit", schrieb der Kirchenfürst, „den innigen Wunsch, daß Gottes reichster Segen, welcher so sichtlich auf der Genossenschaft geruht hat, auch dieses Unternehmen begleite."

An die preußische Regierung war bereits am 14. Oktober 1896 das Gesuch um Genehmigung der Niederlassung abgegangen. Die Antwort blieb auffallend lange aus, und Generalsuperior Janssen ahnte Hindernisse. Er wandte sich am 22. Juli und 4. August 1897 an den Kolonialdirektor Freiherrn v. Richthofen mit der Bitte um Unterstützung und Befürwortung seines Gesuches, was dieser auch am 19. August zusagte. Aber bald darauf erfolgte durch Übermittlung des Oberpräsidenten der Provinz Westfalen ein abschlägiger Bescheid der Regierung ohne Angabe der Gründe.

P. Arnold Janssen empfand die Zurückweisung schmerzlich, war aber nicht gewillt, es dabei bewenden zu lassen. Er wandte sich in einer Immediateingabe unter dem 7. November 1897 an Seine Majestät den Kaiser. Kurz und klar legte er die Arbeiten und Opfer der Steyler Missionare für die Kultivierung der deutschen Kolonien Togo und Neuguinea dar; überzeugend begründete er das Bedürfnis einer weiteren Niederlassung seiner Gesellschaft in Deutschland und schilderte die günstige Gelegenheit, die er nach langem Suchen in Letmathe gefunden sowie die Zustimmung und das Entgegenkommen der dortigen kirchlichen und weltlichen Lokalbehörden. Er bat den Kaiser, die Hemmnisse, die sich der Gründung so unerwartet entgegengestellt hätten, durch seinen kaiserlichen Machtspruch huldvollst beheben zu wollen.

Inzwischen hatte ebenso ein Bittgesuch aus der Gemeinde Letmathe und ihrer Umgegend mit zahlreichen Unterschriften, auch von angesehenen Protestanten, seinen Weg nach Berlin an das Ministerium genommen.

Aber alles nützte nichts; es blieb bei der abschlägigen Entscheidung, die allerdings wesentlich gemildert erschien durch die Bedeutung, Generalsuperior Janssen möge für seine Niederlassung eine katholische Gegend wählen. Grundsätzlich war damit eine Genehmigung doch in Aussicht gestellt, zugleich aber auch der Grund der Ablehnung für Letmathe angedeutet.

Die Umgebung dieses Ortes war nämlich konfessionell stark gemischt. Dieser Umstand war offenbar benutzt worden, um das Schreckgespenst der „Störung des konfessionellen Friedens" aufmarschieren zu lassen. Es hatte auch hier — wie so oft — seinen Dienst getan.

* * *

So mußte sich denn Generalsuperior Janssen nach einem andern Plätzchen für seine Neugründung umsehen. Er prüfte die weiter eingegangenen Angebote und Anregungen. Unter ihnen fand sich ein Zeitungsausschnitt (Saarzeitung von St. Wendel, 19. Febr. 1898), der besagte, daß die Provinzialverwaltung der Rheinlande ihr Gut Langenfelderhof bei St. Wendel verkaufen wolle. Die Notiz war von einem guten Manne namens Peter Glauber, der im Krankenhaus in St. Wendel lebte, an seinen Landsmann P. Michael Scholl in Steyl geschickt worden. „Diese Sendung", so sagt eine Randbemerkung P. Arnold Janssens auf dem Ausschnitt, „gab die Veranlassung zur Gründung von St. Wendel."

Generalsuperior Janssen trat diesem Angebot näher und zog Erkundigungen ein. Der Platz gefiel ihm sehr gut. In einer ganz überwiegend katholischen Gegend, abgeschlossen still und ruhig, liegt der Hof auf waldumkränzter Höhe etwa 80 Meter über der Stadt St. Wendel mit prächtigem, freiem Ausblick ins waldreiche Tal der Blies.

Aber das Gut war sehr groß, viel zu groß für eine Missionsniederlassung nach den Richtlinien, die der Stifter bis dahin bei seinen Gründungen beobachtet hatte. Außer den damals allerdings ziemlich entwerteten Waldungen waren 127 Hektar Ackerland und 35 Hektar Wiesen vorhanden.

Da die Lage aber so viele Vorzüge aufwies, dachte P. Janssen zuerst daran, einen Teil der Besitzung zu erwerben. Er setzte sich daher mit der Provinzialverwaltung in Verbindung. Die Verhandlungen führte der Landeshauptmann der Rheinprovinz, Geheimer Oberregierungsrat Dr. Klein in Düsseldorf.

Nun erfuhr der Generalsuperior, daß die Verkäuferin sehr günstige Kaufbedingungen stellte. Der Morgen Ackerland, Wiesen und Wald wurde zu 200 Mark im Durchschnitt ausgeboten, einschließlich der vorhandenen Gebäude. Die Kaufsumme konnte ganz auf dem Gute stehenbleiben und in langjähriger Amortisation bei mäßigem Zinsfuß abgetragen werden. So erhielt das Angebot eine viel günstigere Färbung, und das Hauptbedenken des Stifters fiel weg.

Er erwog alle Gründe. Ein größerer Grundbesitz gab seiner Gesellschaft eine solide materielle Grundlage und hier wurde ihm leichte

Gelegenheit geboten, sich einen solchen nach und nach zu sichern. Die sparsame und verständige Bewirtschaftung durch Missionsbrüder mußte aus dem Gute außer der Verzinsung und Amortisation noch einen guten Überschuß erzielen, so daß er seine Gründung nicht mit neuen Geldsorgen belastete, vielmehr fester fundamentierte. In dieser gesunden Gegend ließ sich auch ein geeignetes Erholungsheim schaffen für die krank aus den Missionen zurückkehrenden Missionare. Die schöne Umgebung, mit reichlicher Gelegenheit zu erquickenden Spaziergängen durch Wald und Wiesen, die tiefe Ruhe und Einsamkeit, wobei doch so vielerlei Anregung durch den großen landwirtschaftlichen Betrieb geboten wurde, mußte wohltuend und segensreich einwirken.

Diese Vorzüge überwogen schließlich alle entgegenstehenden Sorgen. Der Generalsuperior entschloß sich, das ganze Gut für die Zwecke eines neuen Missionshauses zu erwerben, wenn die zuständigen kirchlichen und weltlichen Behörden die Niederlassung genehmigen würden.

Der vortreffliche Dechant Bougeois[1] von St. Wendel erklärte sich mit Freuden einverstanden und begrüßte die Neugründung als einen Segen für seine Gemeinde und die ganze Gegend. Mit echt priesterlicher Weitherzigkeit förderte er denn auch in der Folge das Werk, wo immer er nur konnte, und von Anfang an war und blieb er ein treuer Freund P. Arnold Janssens und seiner Gründung „St. Wendelinus".

Der erste weitere Schritt des Stifters richtete sich nach Trier an den hochwürdigsten Bischof Felix Korum. Am 23. März 1898 schrieb er ihm, legte ihm seinen Plan vor und fragte an, „ob im Falle, daß die beiden Ministerien des Kultus und des Innern ihre Zustimmung gäben und die Ankaufsverhandlungen zu einem befriedigenden Abschluß führten. Seine Bischöfliche Gnaden mit der Gründung einverstanden sein würde". Die Antwort erfolgte bereits am 8. April und fiel sehr günstig aus. Der Kirchenfürst bekundete das lebhafteste Interesse für diese Gründung in seiner Diözese und sprach auch in Zukunft immer wieder seine Freude aus, so oft der Generalsuperior ihm Mitteilung über den günstigen Fortgang der Verhandlungen machte. Das hochherzige Wohlwollen, das Bischof Korum dem Missionshause St. Wendel stets bewies, hat nicht wenig zur lebenskräftigen Entwicklung dieser Anstalt beigetragen.

Nachdem die kirchliche Behörde ihre Genehmigung erteilt hatte, trat der Generalsuperior zuerst in Verhandlung mit der Stadtverwaltung von St. Wendel, um die Anlage eines chaussierten Weges von der Stadt zu dem sogenannten Atzelhübel auf dem Langenfelderhof zu

[1] Gestorben im November 1908.

erreichen, wo der Neubau des Missionshauses erstehen sollte. Er fand auch hier beim Bürgermeister Friedrich und den Stadtverordneten volles Entgegenkommen. Man verständigte sich über die Richtung des neuen Weges und legte den Bauplan fest. Die Aufbringung der Bausumme von 15000 Mark wurde so verteilt, daß die Stadtgemeinde 4000 Mark, die Missionsgesellschaft von Steyl 5000, und die Provinz 6000 Mark beisteuerten. Die Leitung bei den ziemlich schwierigen Arbeiten zur Herstellung der neuen Straße übernahm für Gotteslohn der pensionierte Schachtmeister und Wegebauunternehmer Huffer aus Kaiserslautern.

* * *

Landeshauptmann Klein zeigte fortgesetzt lebhaftes Interesse für das Zustandekommen des Werkes. Er versprach, sein ganzes Können einzusetzen für die Erwirkung der staatlichen Genehmigung. Tatsächlich gab denn auch der Kultusminister Dr. Bosse unter der Hand die Versicherung, daß die Niederlassung auf Genehmigung der Regierung rechnen dürfe, sobald darum eingekommen würde.

Im Laufe des Sommers 1898 wurden alle Vorarbeiten erledigt. Generalsuperior Janssen zögerte aber noch mit der Eingabe an die Regierung. Er hatte Letmathe nur vorläufig aufgegeben, aber keineswegs einen vollständigen Verzicht geleistet. Die dortige schöne Gelegenheit war zu günstig, als daß er sie leicht vergessen und preisgeben mochte; er wollte sie wenigstens für später festhalten. Als er am 5. Juni 1898 im Kultusministerium zu tun hatte, erklärte er dem Geheimrat Dr. Rennvers, daß er auf Letmathe vorläufig verzichten und zunächst in St. Wendel gründen wolle, wenn ihm in Aussicht gestellt würde, daß er später die Erlaubnis erhalte, in Letmathe oder sonstwo in dortiger Gegend, ein Missionshaus zu errichten. Der Geheimrat versprach dies, dem Minister vorzutragen. Eine Antwort erfolgte jedoch nicht.

Als der Gründer am 20. September selbst mit dem Kultusminister in Angelegenheiten des Missionshauses Heiligkreuz zu verhandeln hatte, brachte er auch diese Sache wieder zur Sprache. Doch Dr. Bosse erklärte rundweg, daß er für eine spätere Gründung in der westfälischen Gemarkung keinerlei Versprechen in irgendeiner Form gebe. — Damit war diese Frage ausgeschieden, und der Generalsuperior entschloß sich, die Gründung in St. Wendel nicht länger mit der Letmather Sache zu verquicken.

Am 26. September richtete er eine entsprechende Eingabe an das Kultusministerium. Er wies nochmals auf die ihm zuteil gewordene Abweisung bezüglich einer Missionshausgründung in Letmathe hin. Er stellte nun das gleiche Gesuch für St. Wendel in Rheinland. „Da St. Wendel", so schrieb er, „ein vorwiegend katholischer Kreis ist,

so darf ich vielleicht wohl der baldigen gütigen Genehmigung ehrerbietigst entgegensehen, gemäß dem, was mir früher vom Herrn Oberpräsidenten von Westfalen im Auftrag eines hohen Ministeriums mitgeteilt worden ist."

Schon am 5. November konnte Landeshauptmann Klein nach Steyl melden, daß „die Herrn Minister der geistlichen Angelegenheit und des Innern der dortigen Gesellschaft die Genehmigung zur Errichtung einer Niederlassung in St. Wendel erteilt habe".

Die ministerielle Genehmigung war am 26. Oktober, also genau einen Monat nach der Eingabe erteilt worden. Man begreift es, daß P. Janssen freudig überrascht war. Nach seiner Eingabe für Letmathe hatte er ein ganzes Jahr warten müssen, um schließlich dennoch einen abschlägigen Bescheid zu erhalten. Diesmal erfolgte die Genehmigung bereits nach vier Wochen glatt und ohne Schwierigkeiten. Am 8. November wurde sie ihm vom Regierungspräsidenten von Trier zugestellt. Sofort setzte er telegraphisch den Bischof Korum vom glücklichen Erfolg seiner Eingabe in Kenntnis, der seine lebhafte Befriedigung darüber ausdrückte.

Mit dem Segen des Heiligen Stuhles sollte die Neugründung begonnen werden, und darum wandte sich der fromme Stifter alsbald nach Rom an den Kardinalpräfekten der Propaganda, Eminenz Ledochowsky. Er machte Mitteilung von dem Plane, an der Stätte, die im 7. Jahrhundert der Einsiedler Wendelin als heiliger Hirte eingeweiht habe, ein Missionshaus zu errichten, wozu der Bischof von Trier und die preußische Regierung ihre Genehmigung erteilt hätten. „Demütigst bitte ich, daß Ew. Eminenz diese Gründung billigen, für sie den Segen des Heiligen Vaters erbitten und den eignen huldvollst damit verbinden wollen."

Unter dem 5. Dezember antwortete der Kardinal in zustimmendem Sinne. „Und während ich mich mit Dir darüber freue," so schrieb er an den Stifter, „bitte ich Gott inständigst, daß aus dem neuen Kolleg viele Verkünder des heiligen Evangeliums, mit allen Gaben und Vorzügen ausgestattet, hervorgehen, die später, mit Hilfe der göttlichen Gnade, viele Früchte bringen zum Heile jener Seelen, die im Schatten des Todes sitzen. Als ich Seine Heiligkeit Mitteilung von dieser Angelegenheit machte, hat er, der erhabene Hohepriester, geruht, von ganzem Herzen Dir und Deinen Untergebenen den Apostolischen Segen zu erteilen."

Inzwischen war der am 14. Juli 1898 bedingungsweise getätigte Kaufvertrag am 14. November endgültig geschlossen worden.

Der Langenfelderhof ging mit allem lebenden und toten Inventar in den Besitz der Steyler Missionsgesellschaft über[1].

Am 29. November hielten die ersten Bewohner aus Steyl ihren Einzug in das neue Heim; es waren P. Franzen und die Brüder Amandus, Alexander und Kreszentianus. Am folgenden Morgen konnte der Gründer die erste vorläufige Kapelle einweihen und das erste heilige Meßopfer daselbst feiern.

Zum ersten Präses der neuen Niederlassung wurde P. Johannes Bodems aus St. Gabriel ernannt, der am 1. Februar 1899 eintraf. Mit dem Unterricht der Zöglinge wurde im alten Wohnhause des Hofes zu Ostern 1899 begonnen. Da die Räumlichkeiten aber sehr beschränkt und für Unterrichtszwecke ungeeignet waren, mußte sogleich zu einem Neubau gerüstet werden, womit im Frühjahr 1900 begonnen wurde. Die Pläne fertigte P. Johann Beckert an; Baupolier war Bruder Alexander.

* *
*

Das Missionshaus, das in den folgenden Jahren nach und nach emporwuchs, erhielt seine Lage etwa zehn Minuten von dem landwirtschaftlichen Gebäudekomplex entfernt auf einer nach drei Seiten ziemlich steil abfallenden Bergkuppe. Mit der Front der Stadt St. Wendel zugekehrt, macht es einen imposanten Eindruck, besonders seit es im Jahre 1910 eine staatliche Kirche erhielt, die nach den Plänen und unter Leitung des P. Fräbel ausgeführt wurde.

Die Gründung wurde dem heiligen Wendelin[2] geweiht, dem vielverehrten Schutzpatron dieser Gegend und auch nach ihm benannt.

---

[1] Der Langenfelderhof war im 18. Jahrhundert von einem österreichischen Adeligen begründet worden. Dieser verkaufte ihn an den Bürgermeister Cetto von St. Wendel. Seine Söhne Karl und Philipp errichteten die jetzigen Gebäude. In den 90er Jahren machte der Besitzer Cetto Bankrott. Da die Rheinprovinz eine Hypotheke auf dem Gute stehen hatte, kaufte sie es an. Die Provinzialverwaltung hatte den Plan, hier eine Irrenanstalt zu errichten. Doch erwies sich nachträglich, daß die Lage in der äußersten Südecke der Provinz ungünstig für diesen Zweck sei und ein zentraler gelegener Platz gewählt werden müsse. Deshalb stellte die Provinz den Hof wieder zum Verkauf.

[2] Der heilige Wendelin war ein Königssohn aus Schottland. Als Rompilger kam er auf der Rückreise in die Gegend des heutigen St. Wendel und beschloß, hier zu bleiben. Er erbaute sich eine Klause und lebte als Einsiedler, der unbekannt die demütigen Dienste eines Viehhirten ausübte. Später trat er in die einige Stunden entfernt liegende Benediktinerabtei Tholei ein, wo er als Abt (627 ?) starb. Zuerst wurde er im Kloster begraben. Auf göttliche Anregung aber wurden später seine Gebeine dorthin gebracht, wo er als Einsiedler gelebt hatte. Hier wurde ihm eine Kapelle erbaut, wohin heute noch viel gepilgert wird. Sie liegt wenige Minuten vom neuen Missionshaus entfernt. Die Gebeine des hl. Wendelin ruhen jetzt in der Pfarrkirche von St. Wendel.

Er hat sein Amt gut verwaltet und seinem Schützling viel Gottessegen erwirkt. Die Gründung P. Arnold Janssens in St. Wendel hat sich rasch und sehr erfreulich entwickelt.

Allerdings hatte sie auch ihre Jugendkrankheiten durchzumachen, wie das bei solchen gottgeweihten Werken nicht fehlen darf. Die erste Sorge bildete die Beschaffung des notwendigen Trinkwassers. Das hochgelegene Gelände führte zu wenig Wasser. Mehrere Jahre wurde vergeblich experimentiert, bis schließlich eine starke Abtäufung des vorhandenen großen Brunnens Abhilfe brachte. Vollständig gelöst wurde diese Frage aber erst durch Anlage eines Pumpwerkes mit elektrischem Antrieb im sogenannten Martinustal, östlich des neuen Missionshauses.

Der mangelhafte Zustand der Wege auf dem Gute erforderte ebenfalls viele Arbeiten und Mühen. P. Arnold Janssen interessierte sich in ganz ungewöhnlichem Maße für die Instandsetzung der alten und die Anlage neuer Wege. Mehrere Jahre hindurch hielt er sich eigens einige Wochen in St. Wendel auf, um in eigner Person an diesen Arbeiten teilzunehmen. Dann vertauschte er den Talar mit einem kurzen Knierock und die niedrigen Schuhe mit Schaftstiefeln. Ungeachtet seiner 60 Jahre leitete er die Nivellierungs- und Erdarbeiten, griff auch selbst zu den Werkzeugen und regte durch seinen Eifer die anderen an.

Über diese Tätigkeit schrieb gelegentlich sein Begleiter und Sekretär, P. Hermann auf der Heide nach Steyl: „Der hochwürdigste P. Generalsuperior ist noch immer mit Wegebau beschäftigt. Morgens gegen 9—9½ Uhr zieht er aus bis zum Mittagessen. Nach Tisch geht's gleich wieder hinaus, und er kommt gegen 5 Uhr zurück, falls ihm das Wetter nicht einmal einen Streich spielt. Aber es muß schon ziemlich ungünstig sein, wenn es ihn zurückhalten soll. Die warme Pelzjacke, die ich ihm aus Steyl mitgebracht, tut ihm jetzt gute Dienste; er gebraucht sie regelmäßig bei seinen Ausgängen[1]."

Beim Klerus und beim katholischen Volke der Umgegend fand das neue Missionshaus von Anfang an freundlichste Aufnahme und Interesse. Geldlich wurde es zwar zunächst weniger gefördert, weil man es irrtümlich, infolge des großen Grundbesitzes, für reich hielt. Allmählich jedoch wurde es bekannt, daß der Besitz in Wirklichkeit nur aus Schulden bestand, für deren Verzinsung und Amortisation jährlich erhebliche Summen aufzubringen waren. So fanden sich denn nach und nach auch eifrige stille Wohltäter, unter denen an erster Stelle die edlen Geschwister Jochem in St. Wendel genannt zu werden verdienen.

Die weiteren Volkskreise aber förderten das Missionsunternehmen

[1] Brief vom 12. Januar 1900.

durch fleißige Abnahme der Steyler Zeitschriften, die von St. Wendel aus verbreitet wurden. Von hier aus sind durch dieses Mittel in Trier und den Nachbardiözesen dem Steyler Missionswerk viele neue Freunde gewonnen worden, wie auch umgekehrt durch den christlichen Gehalt der Steyler Literatur viel Gutes gestiftet worden ist.

Vor allem gab das glaubensstarke katholische Volk jener Gegend dem Missionshause St. Wendel viele Kandidaten für den Priester- und Missionsbruderberuf. Beim Tode des Gründers, zehn Jahre nach ihrer Eröffnung, zählte die Anstalt bereits 170 Zöglinge in den Gymnasialklassen, 70 Brüder und 22 Priester. Die ersten aus dem Missionshause St. Wendel hervorgegangenen Priester wurden in St. Gabriel am 3. Oktober 1909 geweiht. Seitdem hat dieses Haus in wachsendem Maße jährlich neue Glaubensboten in die Missionen der Gesellschaft des Göttlichen Wortes entsenden können.

Der Gründer hat den vollen Ausbau dieser seiner Stiftung, besonders die Vollendung der schönen Kirche, nicht mehr erlebt. Als sie eben grundgelegt war, ging er heim, den ewigen Lohn seiner Arbeiten zu empfangen.

6. Gründung des Missionshauses St. Rupert.

Bei Bischofshofen in Salzburg.

Durch die glückliche Gründung vier blühender Missionsanstalten war das Werk P. Arnold Janssens weithin bekannt geworden. Das Interesse der missionsfreundlichen Kreise wandte sich lebhaft diesem seltenen Manne zu, dem so vieles gelang, und der offenkundig vom göttlichen Segen begleitet war.

Es ergingen infolgedessen an den Steyler Gründer von eifrigen Priestern und Laien zahlreiche Anregungen und Hinweise auf günstig gelegene Plätze und Grundstücke, die sich für weitere Niederlassungen seines Werkes eigneten. Er prüfte diese Vorschläge mit der ihm eignen Sorgfalt und erwog die Umstände, die für die nächstfolgende Gründung eines Hauses zu beachten seien.

Da er schon für Deutschland drei Missionshäuser, in Steyl, Heiligkreuz und St. Wendel, errichtet hatte, in Österreich-Ungarn aber nur das eine St. Gabriel bisher gegründet worden war, so lag der Gedanke nahe, in diesem großen katholischen Reiche noch etwas für die Entfaltung des Missionswerkes zu tun.

Es wurde früher schon erwähnt, wie sehr der Steyler Stifter Österreich liebte. „Man möge Österreich nicht verachten," schrieb er im Zusammenhang mit der geplanten Neugründung an die Mitglieder seines Rates. „Zwar stehen noch verschiedene Landesteile (in religiöser Hinsicht) hinter Rheinland und Westfalen zurück. Aber es wird auch für diese eine Zeit des Umschwungs kommen. Man hat oft Gelegenheit, in Österreich so ausgezeichnete Männer kennenzulernen, daß man sich fragen muß: ‚Wo finde ich in Deutschland solche, die ich diesen an die Seite stellen könnte?' Dann zählt er eine Reihe bedeutender Männer Österreichs auf, an ihrer Spitze Prinz Alois Lichtenstein, Dr. Lueger und Dr. Caspar Schwarz, und fährt fort: „Entschuldigen Sie gütigst diese Apologie zugunsten Österreichs. Die Wertschätzung dieses Landes hängt eben zu sehr mit den Fragen, die uns hier beschäftigen, zusammen, als daß ich diese Ausführungen hätte unterlassen dürfen[1]'."

Von Österreich erwartete er auch viel für die Missionssache. So schrieb er an den Prälaten und späteren Weihbischof Dr. Zschokke: „Bis jetzt hat sich Österreich auf dem Gebiete der auswärtigen Missionen etwas zurückgehalten. Aber da Frankreich jetzt nicht mehr in der früheren Weise zu sorgen vermag, so ist vielleicht die Zeit gekommen, wo zu Ehren des dreieinigen Gottes und zum Heile Österreichs von diesem mehr in der Hinsicht geschehen soll[2]."

Er entschloß sich, in Österreich-Ungarn ein zweites Haus zu eröffnen. In St. Gabriel war bereits für die höheren Studien hinreichend gesorgt. Darum sollte die Neugründung in der Donaumonarchie ein Haus für Anfänger, ein Gymnasium werden.

Bisher mußten die Missionszöglinge, die sich aus Österreich meldeten, nach Steyl in Holland zur Absolvierung ihrer Gymnasialstudien geschickt werden. Die Häuser Heiligkreuz und St. Wendel konnten nach ihrer staatlichen Zulassungsurkunde nur reichsdeutsche Schüler aufnehmen. — Allerdings waren die Anmeldungen aus Österreich bisher noch recht spärlich gewesen. Aber es durfte eine Zunahme erwartet werden, wenn eine günstige Gelegenheit im eignen Lande geboten wurde.

Zugleich beschäftigte den Gründer der Plan, das Klerikernoviziat, das bald 70 bis 100 Alumnen zählen würde, aus St. Gabriel zu verlegen. Vorläufig sollte es in dem neuen Hause in getrennten Flügeln neben dem Gymnasium untergebracht werden. Bei guter Entwicklung der Gymnasialklassen sollte dann für das Noviziat ein eignes Heim geschaffen werden.

[1] Brief vom 15. Juni 1904. [2] Brief vom 29. August 1904.

Als Platz des neuen Hauses war zuerst Eichgraben an der Westbahn bei Wien in Aussicht genommen worden. Doch war für das dortige Grundstück bereits ein Käufer zuvorgekommen, der es auch an sich brachte.

Als zweite Gelegenheit faßte P. Janssen ein Angebot des eifrigen Pfarrers Christian Perkmann von Bischofshofen ins Auge, den der Superior des Lazaristenklosters in Schwarzach, P. Joseph Jobst auf dessen Absicht aufmerksam gemacht hatte, in Österreich noch ein zweites Missionshaus zu eröffnen.

Pfarrer Perkmann war sehr eingenommen für diese Neugründung und wünschte sehnlichst, sie in seine Nähe zu bringen. In zahlreichen Briefen schilderte er Generalsuperior Janssen die günstige Gelegenheit und schöne Lage des von ihm empfohlenen Grundstückes in der Gemeinde Pfarr-Werfen, eine halbe Stunde von Bischofshofen. Mit unermüdlichem Eifer beantwortete und erläuterte er die vielen Fragen und Rückfragen des Gründers.

Der Schluß war, daß dieser großes Gefallen an dem Vorschlag fand. In einem längeren Schreiben machte er in nicht weniger als 39 Punkten die Mitglieder seines Rates mit dem Plan bekannt. Die eine Hälfte der Räte stimmte zu; die andere Hälfte lehnte jedoch ab, und zwar aus geldlichen Gründen, und weil sie nicht an hinreichende Berufe für ein eignes Gymnasium in Österreich glaubten. Damit war nach den Statuten der Gesellschaft die Entscheidung in die Hände des Generalsuperiors gelegt, indem er mit seiner Stimme nach rechts und links die Mehrheit bilden konnte. Er entschied für die Gründung und tat sogleich Schritte zur Erwerbung eines geeigneten Grundstückes.

Es handelte sich in der Hauptsache um ein Bauerngut von 40 Hektar, dessen Besitzer, ein Bayer, wegen geschäftlicher Unredlichkeiten des Landes verwiesen worden war und darum den Hof verkaufen mußte. Einige anschließende kleinere Bauern waren gewillt, ebenfalls ihre Grundstücke zu veräußern, so daß sich ein abgerundetes Gut von 300 Morgen ergab, wovon 120 Morgen Ackerland, das übrige Wiesen und Wald waren.

Um Preistreibereien vorzubeugen, hielt sich der Gründer selbst zurück und ließ die Verhandlungen mit den Verkäufern durch Mittelspersonen führen, die ihre Aufgabe auch bald glücklich abschlossen. Der Kaufpreis betrug 123 000 Kronen.

Die fürsterzbischöfliche Genehmigung wurde mit den besten Segenswünschen von dem greisen Kardinal Katschthaler von Salzburg am 17. August 1904 erteilt; die päpstliche erfolgte am 7. September 1904, und die staatliche am 4. Januar 1905. — Zum Andenken an

den Apostel des Salzburgischen Landes sollte das neue Haus St. Rupert heißen.

* * *

So hatten sich denn alle Vorfragen dieser Neugründung glatt und rasch abgewickelt. Der Stifter freute sich sehr über die herrliche Gegend, in die das neue Haus kam, und sprach sich häufiger darüber aus.

So schrieb er an seine leiblichen Brüder Juniperus, Gerhard, Peter und Theodor über die neue Erwerbung: „Ich sah diesen Ort zuerst auf meiner Reise nach St. Gabriel am Samstag, dem 2. Juni, wo der Pfarrer von Bischofshofen mich in seinem Wagen dahin fuhr. Er liegt auf einer Anhöhe von 30 bis 50 Meter außerordentlich schön inmitten der österreichischen Berge.

„Im Norden erhebt sich groß und gewaltig in nächster Nähe das hohe und vielzackige Tennengebirge aus Kalkstein bestehend; oben ist es kahl, unten aber hat es Wiesen, Wald und menschliche Wohnungen. — Nach Osten liegt ein ziemlich steiles, gutbewaldetes Gebirge, über dem man hier und da in fünfstündiger Entfernung den Gipfel des Hochkönigs hervorragend sieht, der 2800 bis 2900 Meter über dem Meere sich erhebt. — Im Süden schaut man vier Stunden weit in das 15 bis 20 Minuten breite Tal der Salzach, das umkränzt ist von bedeutenden, aber ferner liegenden Höhen. — Unsere Anhöhe liegt östlich der Salzach; sie steigt allmählich auch zu hohen Bergen hinan[1].

An die Mitglieder seines Rates schreibt er über die Schönheit der Lage der geplanten Neugründung:

„Der göttliche Heiland hat (nach Katharina Emmerich) schöne und anmutige Gegenden mit Vorliebe aufgesucht, um dort seine Jünger und auch das Volk selbst um sich zu scharen und in die Erhabenheit seiner göttlichen Lehre einzuführen. Da unser göttlicher Heiland in allem klug gehandelt hat, so ist ein derartiges Verfahren wohl zu beachten. Denn die Gedanken, welche an einem Ort mit anregender Umgebung unserem Geiste vorgeführt werden, pflegen sich tiefer und besser einzusenken.

„So glaube ich, daß das in Bischofshofen zugebrachte Noviziatsjahr dem Geiste unserer Novizen sich unauslöschlich einprägen wird und mit diesem zugleich die guten Lehren, die sie dort erhalten haben. Als ich den Punkt sah, habe ich mich gewundert, daß derselbe von Villenbauten und Touristenwegen noch so ganz unberührt geblieben ist. Mit großer Mächtigkeit drängte sich mir der Gedanke auf: ‚Diesen Ort hat der gute Gott für uns, seine Diener, bestimmt!'

„Man hat dort schon hohe Berge um sich; aber sie liegen nicht mit erdrückender Schwere unmittelbar auf einem, wie dieses z. B. in

[1] Brief vom 22. Juli 1904.

Schwarzach der Fall ist, sondern man schaut über das langgestreckte Tal bis nach Schwarzach und erblickt dann im Hintergrunde, sowie links und rechts die hohen Bergspitzen, die das ganze Tal wunderschön einschließen.

„Wegen der großen Schönheit des Punktes glaube ich auch, daß wir eine Verantwortung auf uns laden würden, wenn wir nicht zugriffen[1]."

Mit den nötigen Bauten für die Neugründung wurde unter Leitung des P. Wilhelm Ricken bald begonnen. Der Unterricht mit den ersten Gymnasialschülern wurde am 2. November 1906 eröffnet. Präses des neuen Hauses war P. Johann Schmitz.

St. Rupert war die letzte Gründung P. Arnold Janssens in Europa, sein Benjamin. Naturgemäß wandte er darum diesem Hause seine besondere Liebe zu. Hier verweilte er sehr gern und erquickte sich in der würzigen, kräftigen Gebirgsluft. In seinem Todesjahr, als sein Krankheitszustand bereits ziemlich hoffnungslos geworden, hielt er sich noch zehn Wochen lang zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in St. Rupert auf. Trotz seiner Hinfälligkeit bewies er das lebhafteste Interesse für alle Angelegenheiten seiner jüngsten Gründung.

*
* *

Das Nesthäkchen hatte allerdings die besondere Aufmerksamkeit des Vaters recht nötig. Hatte der Generalsuperior mit der Gründung dieses neuen Hauses weniger Schwierigkeiten gehabt als mit den früheren, so stellten sich die Sorgen nachher um so beharrlicher ein.

Für den Ankauf des Grundbesitzes, die Instandsetzung der schlechten Wege, verwahrlosten Äcker und Wiesen und besonders für die ersten Neubauten waren bedeutende Summen aufgewendet worden.

Der Erfolg wollte aber diesem Einsatz nicht recht entsprechen. Das, wofür das Haus gegründet war, und worauf es deshalb vor allem ankam, stellte sich zu spärlich ein: es meldeten sich zu wenige Knaben, die für den Missionsberuf geeignet waren. In den ersten drei Jahren betrug der Zuwachs jährlich etwa zehn Zöglinge; mit vierzehn Zöglingen, die aus Steyl und St. Wendel nach St. Rupert übersiedelten, hatte man (im Januar 1909) 43 Schüler.

Es zeigte sich, daß der Missionsgedanke in Österreich noch zu wenig Wurzel gefaßt hatte. Der Boden mußte mit Geduld und Ausdauer weiter vorbereitet werden. Allmählich haben aber die Samenkörner des Missionsverständnisses, die von St. Gabriel und St. Rupert ausgestreut wurden, zu keimen begonnen, und ein neuer Missionsfrühling zeigte in Österreich-Ungarn seine ersten Blüten. Nach dem

[1] Brief vom 15. Juni 1904.

Tode des Stifters entwickelte sich St. Rupert allgemach günstiger. Bei Beginn des Weltkrieges hatte es 100 Zöglinge.

Zu der Spärlichkeit der Missionsberufe kam ferner, daß das neue Haus bei der Bevölkerung auch materiell so gut wie keine Unterstützung fand. Der Stifter sprach sich bei seiner letzten Anwesenheit in St. Rupert vor den Bewohnern der Anstalt darüber also aus: „Dieses Haus gilt als ein solches, das selbst reiche Mittel hat, weil die Ackerwirtschaft ziemlich ausgedehnt ist. Infolgedessen erhält es keine Gaben, während alle anderen Häuser solche bekommen, und doch hat es sie wohl am allernotwendigsten. Ich will das hier aussprechen, damit es in weiteren Kreisen bekannt werde. Es ist dieses Haus eine große und schwere Last für das Mutterhaus in Steyl. Es ist für Österreich gegründet, und ich hoffe, daß die Bewohner dieses Landes an Wohltätigkeitssinn, Opfergeist und Interesse für die Missionen hinter den anderen Gegenden nicht zurückstehen werden, wo unsere Missionshäuser sich befinden.

„Ich habe das nicht gesagt, um Vorwürfe irgendwelcher Art auszusprechen, als ob etwa hier nicht genug Sparsamkeit beobachtet worden sei; im Gegenteil wollte ich meine Anerkennung aussprechen, daß die Bewohner des Hauses die Entbehrungen, die jeder Neuanfang mit sich bringt, bereitwillig ertragen und in manchen Dingen sogar eine vorbildliche Enthaltsamkeit gegeben haben[1].“

Die Ursache der Teilnahmlosigkeit der Bevölkerung war nicht nur im mangelnden Missionsinteresse, sondern ebensosehr in einem Irrtum zu finden. Die alten großen Klöster und Stifte der Donaumonarchie sind ja durchweg wohlhabend. Im österreichischen und ungarischen Volke hat sich dadurch die Anschauung gebildet, die auch heute noch vielfach herrscht, daß alle Klöster reich sind. Das nahm man auch von dem neuen St. Rupert bei Bischofshofen an. Sein größerer Grundbesitz sprach ja für diese Annahme.

P. Arnold Janssen verband aber deshalb gern eine größere Ackerwirtschaft mit seinen Missionshäusern, weil er darin die billigste Methode zum materiellen Unterhalt der großen Anstalten erblickte. So können Fleisch, Milch, Kartoffeln, Brotkorn und Gemüse im eignen Betriebe und mit den billigen Arbeitskräften der Laienbrüder erzeugt werden. — Dann aber bot die Landwirtschaft die beste Gelegenheit, um nach mehreren Seiten hin den praktischen Sinn unter den Mitgliedern seiner Häuser zu pflegen, und diese Praxis ist für den Missionar überaus wertvoll.

[1] Vortrag vom 19. August 1908.

St. Rupert war — wie schon erwähnt — die letzte Gründung P. Arnold Janssens in Europa. In dreiunddreißigjähriger Arbeit hatte er fünf Missionsanstalten im deutschen Sprachgebiet ihr Dasein gegeben. Die Entwicklung seiner Missionsgesellschaft hatte einen so glücklichen Weg genommen, daß es ihm leicht gewesen wäre, in dieser Zeit eine größere Anzahl Häuser zu eröffnen. Doch ging er bei seinen Stiftungen mit großer Umsicht und Zurückhaltung vor.

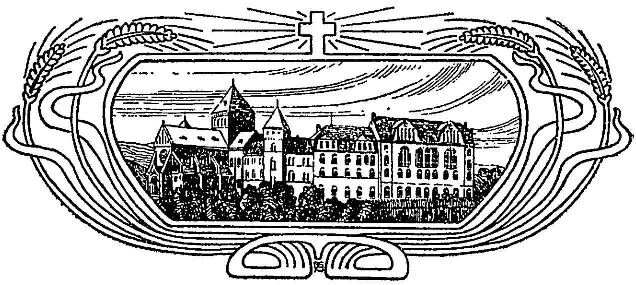
Inzwischen fanden neben seinen Gründungen zahlreiche Niederlassungen anderer Missionsgesellschaften Platz. Als er sein Werk in Steyl begann, war sein Haus das einzige für Deutschland, Österreich-Ungarn, die Niederlande und die Schweiz. Bei seinem Tode aber zählte man in diesem Gebiete, neben seinen Häusern St. Michael, St. Gabriel, Heiligkreuz, St. Wendel, St. Rupert, noch neunzehn andere Missionsanstalten neuerer Männerkongregationen.

Generalsuperior Janssen freute sich sehr über dieses herrliche Erblühen des Missionsgeistes in Deutschland und über alle Werke, die für die Missionen gestiftet wurden. Niemals hörte man von ihm ein Wort, daß andere Gründungen ihm ungelegen oder unbequem seien. Er dachte und handelte ganz im Geiste jenes edlen Ausspruches, der zu den schönsten Selbstbekenntnissen des größten Völkerapostels gehört: „Was liegt daran? Wenn nur auf jede Weise Christus verkündigt wird . . . Darüber freue ich mich, ja, ich werde mich auch ferner freuen.“ (Phil 1, 18.)

Ob nicht in diesem Großmut und dieser aufrichtig wohlwollenden Gesinnung gegen alle anderen Missionsgesellschaften und Orden der Schlüssel liegt, um den erstaunlich reichen Segen zu verstehen, der das Wirken dieses schlichten Priesters begleitete?

Zu Lebzeiten ihres Stifters hielt sich die Ausbreitung der Gesellschaft des Göttlichen Wortes in den Grenzen Europas, insofern sie nur hier Anstalten besaß zur Heranbildung neuer Mitglieder. Indessen war es P. Arnold Janssen doch vergönnt, in des Lebens Abendstunden, wenige Wochen vor seinem Tode, noch die Genehmigung zur Gründung eines Missionshauses seiner Gesellschaft in Nordamerika erteilen zu können. Die Eröffnung des Missionshauses Unserer Lieben Frau in Techny (Erzbistum Chikago) erfolgte bereits vierzehn Tage nach dem seligen Heimgang unseres Stifters.

Mit der Erwähnung dieses ersten Studienhauses für Kandidaten der Steyler Missionsgesellschaft jenseits des Ozeans richtet sich unser Blick in die Ferne. Die umfassende Wirksamkeit P. Arnold Janssens für die auswärtigen Missionen wird uns nunmehr beschäftigen.



Vierter Teil.

Das Wirken für ferne Länder.

1. Gesamtüberblick.

Hauptzweck der Steyler Gründung war von Anfang an die Heidenmission. An der Wiege der Gesellschaft des Göttlichen Wortes steht der Missionszweck; darauf ist sie getauft. Wie Arnold Janssen ihr geistlicher Vater ist, so ist die Liebe zum Heidenmissionswerk ihre Mutter. Der Missionszweck reichte ihr die Muttermilch, hat ihr Lebenskraft und Entwicklungsmöglichkeit geboten; sonst wäre sie nie geworden, was sie ist. Um ihres hohen Missionszieles willen fand sie warme Teilnahme und tatkräftige Hilfe im katholischen Volke, gewann sie zahlreiche Berufe und reichliche Mittel zu raschem Wachstum und ungeahnt blühender Entfaltung. Das Ideal der Glaubensverbreitung war nach außen ihre Empfehlung, nach innen ihre lebenspendende Seele. So war es in ihrer Jugend; so sollte es nach dem Willen ihres Gründers auch stets bleiben.

P. Arnold Janssen hat den hohen Zweck, der ihn zur Gründung seines Werkes gedrängt, nie aus den Augen verloren, sondern stets treu daran festgehalten. Er trug Sorge, daß diese Aufgabe in den Konstitutionen seiner Gesellschaft während der Entwicklungsjahre, die sie durchmachen mußten, stets als Hauptziel ausgesprochen und betont wurde. Bei jedem geeigneten Anlaß hob er diese erste Aufgabe immer wieder hervor.

Vor allem aber war er bemüht, sie praktisch und tatkräftig zu verwirklichen. Wir werden bald sehen, mit welchem Erfolge. War es ihm doch vergönnt, für seine geistlichen Söhne heidnische Missionsgebiete in allen außereuropäischen Weltteilen übernehmen zu können. In Asien sind es die Missionen Südschantung in China, die jetzige Apostolische Präfektur Niigata in Japan und die Provinz Abra auf den Philippinen. — In Afrika übernahm er die deutsche Kolonie Togo, in Australien Deutsch-Neuguinea, in Südamerika die

Indianermission in Paraguay, in Nordamerika die Negermission in der Diözese Natchez.

Und der Steyler Generalsuperior ließ es sich nicht genügen, diese Gebiete mit den nötigen Missionaren zu besetzen. Stets blieb er in innigster Verbindung mit jeder seiner Missionen und sorgte wie ein treubesorgter Vater für ihren Fortschritt in materieller und geistiger Beziehung. Wenn besonders die älteren Steyler Missionen von Südschantung und Togo zu den blühendsten aller katholischen Missionsländer zählen, dann ist das nicht zum wenigsten das Verdienst P. Arnold Janssens.

So sehr er nun aber auch für die Heidenmission eiferte, er wollte seine Gesellschaft doch nicht ausschließlich auf diese Tätigkeit festlegen. Wir werden die Gründe dafür bald kennenlernen. So kam es dazu, daß der Steyler Generalsuperior nach und nach sich in ziemlich umfangreicher Weise an der Erneurung des katholischen Lebens in Südamerika beteiligte und eine große Anzahl seiner Priester für die Kolonistenseelsorge und für das höhere Schulwesen in Argentinien, Brasilien und Chile einsetzte. Nehmen wir dazu die stufenweise Einführung seiner Gesellschaft in Nordamerika, so haben wir einen skizzenhaften Überblick über das Wirken des Steyler Gründers für die außereuropäischen Länder. Bei seinem Tode wirkten in den genannten Gebieten von seinen geistlichen Söhnen 269 Priester und 130 Brüder; außerdem noch 203 Missionsschwestern aus der von ihm gegründeten Schwesternkongregation der „Dienerinnen des Heiligen Geistes".

Nach diesem Gesamtüberblick wollen wir sehen, wie er die einzelnen Unternehmungen begründete und für ihre Entwicklung tätig war.

2. Die Heidenmission in Südschantung, China.

Für den Fortgang der Steyler Gründung war es von großer Bedeutung, daß ihr Stifter schon bald seine ersten Heidenmissionare aussenden konnte. Das gab dem Werk sofort eine lebensfrische Färbung.

Der Gedanke, für eine eigne Mission zu schaffen, mußte in der kleinen Steyler Missionsgesellschaft den Arbeitsgeist tatkräftig anregen. Priester, Brüder und Zöglinge wurden dadurch mächtig angespornt. Ihr Ideal war ja nicht mehr bloß ein frommer Wunsch, sondern sie sahen es wirklich werden. Männer aus ihrer Mitte, Priester ihres Hauses standen im Heidenlande, an der Front des Reiches Gottes, um gegen das finstere Heidentum die Schlachten Gottes zu schlagen. Sie

hörten von ihren Opfern, Arbeiten und Erfolgen, lasen ihre Briefe, ihre Ermunterungen und Einladungen. Das mußte den Missionsgeist wirksam fördern, Begeisterung für den schönen Beruf, Eifer und Treue wecken.

Ebenso wie nach innen, gewann das junge Steyler Missionswerk auch nach außen hin viel durch die baldige Aussendung von Missionaren. Es war das eine Besiegelung seiner Lebensfähigkeit. Freunde und Zweifler erkannten gleicherweise: aus der Sache wird etwas. Mit der größeren Beachtung wuchs die lebhaftere und werktätigere Teilnahme. Berufe für den Missionarstand und materielle Unterstützung nahmen zu.

Im Jahre 1879, weniger als vier Jahre nach Eröffnung des Missionshauses, zählte die junge Anstalt bereits zehn Priester; fünf eigne: Arnold Janssen, Johannes Janssen, Wegener, Anzer und Freinademetz; dazu kamen fünf Weltpriester, die ihre Kräfte dem jungen Unternehmen weihten. Für die Erziehung und den Unterricht der 50 Zöglinge waren nicht alle nötig. Wo sich also betätigen?

Die in erster Glut lodernde Missionsbegeisterung der kleinen Gemeinde drängte mit Allgewalt hinaus. Besonders waren der feurige Anzer und der stille, aber opfermutige Freinademetz voll Sehnsucht nach dem Heidenlande. Sie wurden nicht müde, ihren Rektor zu bitten und anzuflehen, sie zur Apostelarbeit hinauszusenden.

P. Arnold Janssen teilte, wenn auch nicht das Ungestüm, so doch den Missionseifer der beiden jungen Priester; ihr Verlangen bewegte sich ganz in der Richtung seiner Wünsche. Auch erkannte er, wie kräftigend und fördernd die Eröffnung der praktischen Missionsarbeit auf seine Gründung zurückwirken mußte.

Aber wo sollte er seine ersten Missionare einsetzen? Sein Auge richtete sich nach dem fernen Osten. Dort wohnten in dichtgedrängten Massen vier Fünftel aller heidnischen Völker und bildeten das größte und wichtigste Missionsfeld der Erde. Er wünschte sehr, daß vor allem hier seine geistlichen Söhne arbeiteten.

Zur sofortigen Übernahme einer eignen Mission fehlte den ersten Steyler Glaubensboten jedoch noch zu sehr die Erfahrung. Die Einführung in den Missionsbetrieb durch ältere Missionare war dringend ratsam.

Rektor Janssen erinnerte sich an den Apostolischen Vikar Raymondi in Hongkong, der seinerzeit durch seine Anregung vom Jahre 1874 soviel zur Gründung des ersten deutschen Missionshauses beigetragen hatte. Da dieser sich schon wiederholt um Missionare aus Europa bemüht hatte, so lag der Gedanke nahe, die ersten Steyler

Missionare ihm zuzusenden, und sie unter seiner erfahrenen Leitung in das Missionsleben einführen zu lassen.

Auf eine diesbezügliche Anfrage des Steyler Stifters hin erklärte sich Msgr. Raymondi mit Freuden bereit und hieß die beiden Priester aus Steyl schon im voraus willkommen. Da auch die Propaganda in Rom einverstanden war, so konnte bereits der 2. März 1879 für die Abreise der beiden Missionare Johannes Baptist Anzer und Joseph Freinademetz festgesetzt werden.

* * *

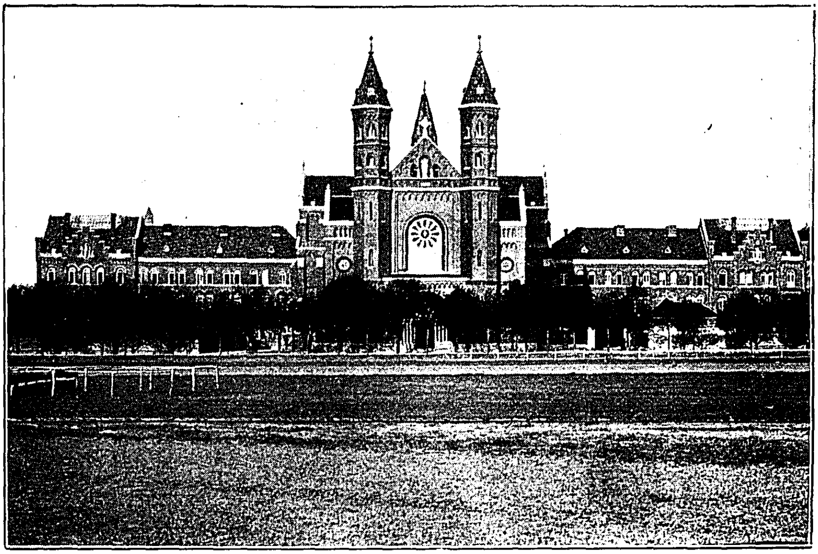
Es war für das junge Missionshaus in Steyl und vor allem für seinen Stifter ein denkwürdiger Tag, als seine ersten Glaubensboten mit froher Begeisterung, wenn auch von Abschiedsweh durchzittert, das geweihte Missionskreuz erhielten, zum Wanderstab griffen und die Missionslaufbahn betraten.

Msgr. Capri, Apostolischer Internuntius im Haag, war erschienen und nahm die Weihe und Überreichung der Missionskreuze vor. P. Arnold Janssen hielt die Festpredigt; sie läßt uns einen Einblick tun in die Gesinnung und Stimmung, die dieses freudige Ereignis in seiner Seele weckte.

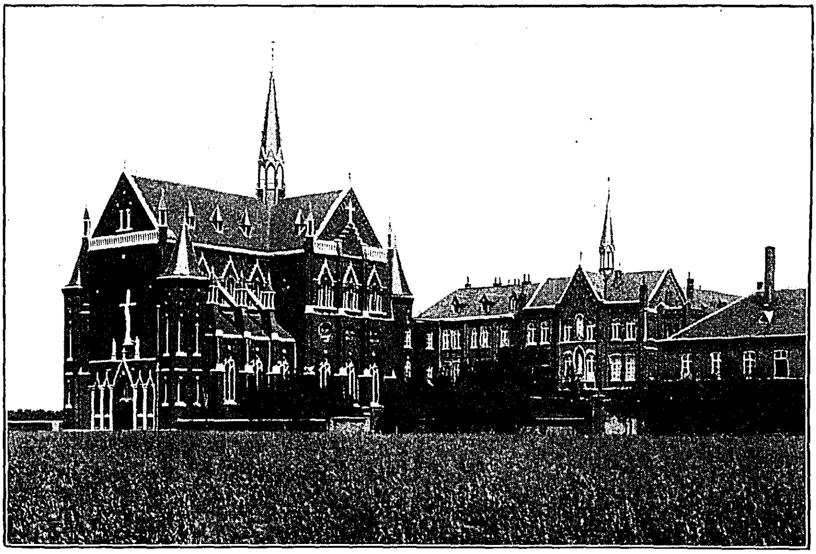
„Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige!“ „Diese Schriftstelle bildete vor dreiundeinhalb Jahren den Vorspruch, als es sich darum handelte, einige Worte an die damals zur Gründung dieses Hauses an heiliger Stätte versammelten Gläubigen zu richten. Ich stelle sie auch heute an die Spitze, da ich im Begriffe stehe, den beiden ersten Missionaren dieses Hauses unmittelbar vor ihrer Abreise ein herzliches Lebewohl zuzurufen.

„Wie viele Ereignisse liegen zwischen damals und jetzt! Wie viele Kreuze und Leiden! Aber wie noch weit mehr Gunstbezeigungen und Segnungen des Allerhöchsten! Wie ist seit der Zeit dieses Haus innerlich und äußerlich gewachsen! Damals noch einem kleinen unbedeutenden Senfkörnlein vergleichbar, hat es von Jahr zu Jahr seine Mauern weiter ausgedehnt und die Zahl seiner Bewohner vermehrt. Und wenn es heute bereits 89 Leute in seinen Mauern beherbergt, worunter 10 Priester und 48 Zöglinge sind, so ist die Ursache bei dem zu suchen, von dem alle guten Werke ausgehen, der auch allen Segen und Vollendung gibt.

„Mögen Sie es mir darum vergeben, geehrte Zuhörer, wenn heute, da ich seit jener Zeit zum erstenmal wieder eine zahlreichere Zuhörerschaft hier versammelt sehe, sich mein Blick zuerst in die Vergangenheit richtet. Es geschieht, um dem heiligen dreieinigen Gott tausendfachen Dank zu sagen. Er hat in Gnaden unser schwaches Beginnen angesehen, und da es nicht auf menschliches Vermögen und menschliche Kraft, sondern einzig auf göttliche Hilfe errichtet war, so hat er aus der Fülle seiner



Das Missionshaus St. Gabriel in Mödling bei Wien. (S. 241)



Das Missionshaus Heiligkreuz bei Neiße in Schlesien. (S. 251)

Missionare ihm zuzusenden, und sie unter seiner erfahrenen Leitung in das Missionsleben einführen zu lassen.

Auf eine diesbezügliche Anfrage des Steyler Stifters hin erklärte sich Msgr. Raymondi mit Freuden bereit und hieß die beiden Priester aus Steyl schon im voraus willkommen. Da auch die Propaganda in Rom einverstanden war, so konnte bereits der 2. März 1879 für die Abreise der beiden Missionare Johannes Baptist Anzer und Joseph Freinademetz festgesetzt werden.

* * *

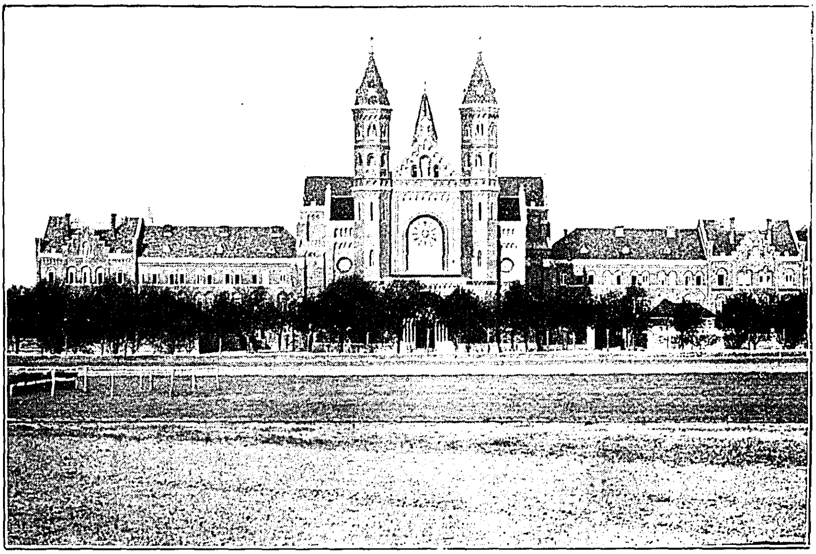
Es war für das junge Missionshaus in Steyl und vor allem für seinen Stifter ein denkwürdiger Tag, als seine ersten Glaubensboten mit froher Begeisterung, wenn auch von Abschiedsweh durchzittert, das geweihte Missionskreuz erhielten, zum Wanderstab griffen und die Missionslaufbahn betraten.

Msgr. Capri, Apostolischer Internuntius im Haag, war erschienen und nahm die Weihe und Überreichung der Missionskreuze vor. P. Arnold Janssen hielt die Festpredigt; sie läßt uns einen Einblick tun in die Gesinnung und Stimmung, die dieses freudige Ereignis in seiner Seele weckte.

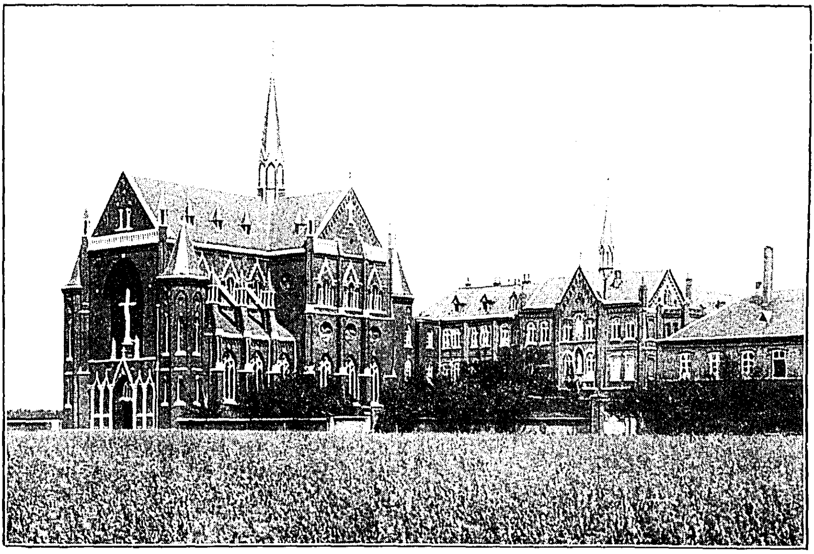
„Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige!" „Diese Schriftstelle bildete vor dreiundeinhalb Jahren den Vorspruch, als es sich darum handelte, einige Worte an die damals zur Gründung dieses Hauses an heiliger Stätte versammelten Gläubigen zu richten. Ich stelle sie auch heute an die Spitze, da ich im Begriffe stehe, den beiden ersten Missionaren dieses Hauses unmittelbar vor ihrer Abreise ein herzliches Lebewohl zuzurufen.

„Wie viele Ereignisse liegen zwischen damals und jetzt! Wie viele Kreuze und Leiden! Aber wie noch weit mehr Gunstbezeigungen und Segnungen des Allerhöchsten! Wie ist seit der Zeit dieses Haus innerlich und äußerlich gewachsen! Damals noch einem kleinen unbedeutenden Senfkörnlein vergleichbar, hat es von Jahr zu Jahr seine Mauern weiter ausgedehnt und die Zahl seiner Bewohner vermehrt. Und wenn es heute bereits 89 Leute in seinen Mauern beherbergt, worunter 10 Priester und 48 Zöglinge sind, so ist die Ursache bei dem zu suchen, von dem alle guten Werke ausgehen, der auch allen Segen und Vollendung gibt.

„Mögen Sie es mir darum vergeben, geehrte Zuhörer, wenn heute, da ich seit jener Zeit zum erstenmal wieder eine zahlreichere Zuhörerschaft hier versammelt sehe, sich mein Blick zuerst in die Vergangenheit richtet. Es geschieht, um dem heiligen dreieinigen Gott tausendfachen Dank zu sagen. Er hat in Gnaden unser schwaches Beginnen angesehen, und da es nicht auf menschliches Vermögen und menschliche Kraft, sondern einzig auf göttliche Hilfe errichtet war, so hat er aus der Fülle seiner



Das Missionshaus St. Gabriel in Mödling bei Wien. (S. 241)



Das Missionshaus Heiligkreuz bei Neiße in Schlesien. (S. 251)

göttlichen Barmherzigkeit Segen und Gedeihen gegeben. Ihm sei Lob und Ehre und Preis jetzt und allezeit bis in alle Ewigkeit!"

Nun ging der Redner zur Tagesfeier über und machte die Zuhörer zuerst mit dem Leben und Entwicklungsgang der beiden Missionare kurz bekannt, um dann auf ihre Zukunft hinzuweisen.

„Wie groß ist die Ernte draußen im heidnischen Lande! Dort stehen noch so viele tausend und Millionen Garben, die sich einscheuern ließen in die Tenne des Guten Hirten, wenn die Schnitter nicht fehlten. Das Königreich der Niederlande hat 3½ Millionen, Preußen 26, Deutschland 41, ganz Europa 308 Millionen Einwohner. Das sind große Länder, aber was sind sie gegen China mit 400—500 Millionen Heiden, worunter nur eine halbe Million Katholiken sind. China mit seiner unermeßlichen Menschenmenge, so groß wie ein Drittel der ganzen Welt, ist das große Land der Wünsche Jesu Christi. Dort gibt es so viele unsterbliche Seelen, und wohl geziemt es sich daher, daß immer mehr für ihre Rettung geschehe. Darum haben auch so viele edle Seelen die Entstehung dieses Hauses begrüßt. Und darum hat Euch, die Ihr hier versammelt seid, das Interesse für diesen erhabenen Zweck hier an heiliger Stätte vereinigt. O möchte doch das Interesse für das Werk der Glaubensverbreitung noch mehr und mehr wachsen auf Erden! Die Kirche würde trotz aller äußeren Verfolgung an innerer Kraft zunehmen und im fremden Lande reichlich die Einbuße ersetzen, die sie in Europa durch die Untreue ihrer Kinder erleidet. Mögen alle dazu helfen, die dafür etwas vermögen!

„Doch nunmehr wende ich mich an Euch, die mir die göttliche Vorsehung als geliebte Freunde und Mitarbeiter gegeben hat. Ich beglückwünsche Euch, daß dieser Tag gekommen ist, nach dem Ihr so sehnlich verlangt habt. Wohl bringt er für Euch und uns die traurige Stunde der Scheidung. Wohl werdet Ihr auf dem Wege zu dem Schiffe, das Euch aufnimmt, dem tränenvollen Auge manches lieben Angehörigen begegnen, und auch Euer Herz wird weich werden. Aber gewiß habt Ihr schon gelernt, den Regungen der Natur Schweigen zu gebieten. Zudem kennt Ihr das Wort des göttlichen Heilandes: ‚Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.' Lasset die Augen weinen und begreifet das Wort: Wer da will ein Sendbote seines Heilandes werden, muß der Natur Schweigen gebieten und ein Männerherz im Busen bewahren.

„Ihr geht nach China. Was Gott dort von Euch verlangt, ob er Eurem Bemühen Frucht geben wird, wisset Ihr nicht. Ich denke, Ihr seid demütig genug, daß Ihr in Euren Gedanken Euch keinerlei große Rolle beilegt; wollt Ihr doch nicht mehr sein, als die anderen sind, und wißt Ihr nicht einmal, ob Ihr das Land Eurer Hoffnungen wirklich erreichen werdet. Aber eins wißt Ihr, daß Gott den guten Willen nicht unbelohnt läßt, und daß es seine Sache ist, ob er mit dem Willen sich begnügen oder auch das Vollbringen geben will. Darum geht der dunklen Zukunft ruhig entgegen. Ihr wandelt in dieser finsteren Nacht

an der Hand eines liebenden Gottes, und unsere Gebete werden Euch begleiten.

„Ich wünsche den Segen, welcher unserm Haus wenn auch unverdient bisher in so reicher Fülle zuteil geworden ist, auch auf Euch herab. Möge er bis ins ferne Heidenland Euch begleiten und immerdar bei Euch weilen! Es segne Euch das göttliche Herz Jesu und gebe Euch ein wahrhaft apostolisches Herz gleich dem seinigen! Es segne Euch das unbefleckte Herz der heiligen Gottesmutter Maria und erfülle Euch mit wahrhafter Liebe zu den unsterblichen Seelen!

„Es segne Euch der heilige Erzengel Michael, der große Anführer im Kampfe gegen den Satan! Regiert dieser noch im heidnischen Lande, so sollt Ihr Euch Mühe geben, unter dem Schutze Eures mächtigen Patrons die Schlachten Gottes zu schlagen und den Feind der Seelen zu besiegen.

„Es segne Euch der heilige Erzengel Gabriel, der Verkünder der Menschwerdung des ewigen Wortes! Er erflehe Euren Worten Kraft und helfe Euch, das Wort Gottes mit Frucht zu verkünden!

„Es segne Euch der heilige Erzengel Raphael, der Begleiter des frommen Tobias! Er sei auch Euer Führer ins ferne Heidenland, Euer Beschirmer in allen Gefahren und stehe als helfender Arzt Euch immerdar zur Seite!

„Es segne Euch der heilige Joseph, der Beschützer der Kirche und der besondere Patron Chinas, der treue Helfer bei der Gründung und Erhaltung dieses Hauses!

„Es segne Euch die heilige Mutter Anna, die gnadenvolle Stammmutter unsers Herrn und vieler apostolischer Männer!

„Es segne Euch die heiligen Dreikönige, als die ersten bekehrten Heiden, die der Herr zu seiner Krippe geführt, und alle lieben Heiligen, deren Schutz wir sooft erfleht haben!"

Nach dem Empfang des Missionskreuzes bestiegen die beiden Missionare sofort den Wagen, und P. Rektor Janssen begleitete seine ersten Glaubensboten zur Station Kaldenkirchen, von wo aus sie der Zug nach dem Süden entführte[1]. Sie reisten über Rom, empfingen dort den Segen des Heiligen Vaters und bestiegen am 15. März in Ancona den Dampfer. Nach fünfwöchiger Seereise landeten sie am 20. April glücklich in Hongkong.

[1] Das war die erste Abschiedsfeier von Missionaren im Missionshause zu Steyl; sie hat sich seitdem fast jährlich wiederholt. 29 Jahre hindurch hat P. Arnold Janssen dieses ergreifende Fest erlebt und hat manches schöne Wort dabei gesprochen. Es war für ihn immer ein Festtag, ein Erntedankfest, ebensosehr wie die Tage der Priesterweihe und Gelübdeablegung in seiner Gesellschaft. Immer größer wurde von Jahr zu Jahr die Schar seiner geistlichen Söhne, denen er an diesem Tage das Missionskreuz in die Hand geben konnte. In den letzten Jahren seines Lebens zogen jährlich bis 80 Priester, Brüder und Missionsschwestern in die außereuropäischen Arbeitsfelder der Gesellschaft des Göttlichen Wortes hinaus.

Bischof Raymondi nahm die jungen Glaubensboten freudig auf und beschäftigte sie in seinem Seminar und in der Seelsorge. Er äußerte sich später sehr lobend über ihren Arbeitseifer und ihren Opfergeist. Ihre Hauptaufgabe aber war zunächst die Erlernung der chinesischen Sprache. Fleißig schrieben sie auch an ihren Oberen in Steyl und weckten durch ihre gottbegeisterten Briefe unter den dortigen Missionszöglingen einen feurigen Missionseifer.

Schon nach Jahresfrist hörten sie, daß sie auf baldige Verstärkung aus der Heimat rechnen durften. Einige mit größeren Vorstudien in Steyl eingetretenen Alumnen näherten sich der Priesterweihe.

In Anzer regte sich nun lebhaft der Wunsch, ein eignes Missionsgebiet in Angriff nehmen zu können. Deshalb reiste er im Sommer 1880 nach Zinanfu, der Hauptstadt der chinesischen Provinz Schantung. Von hier aus leitete der Apostolische Vikar Cosi die Missionsarbeiten der italienischen Franziskaner, denen die ganze Provinz mit 38 Millionen Einwohnern anvertraut war.

Das Gebiet war für die den Bischof Cosi zur Verfügung stehenden Missionare viel zu groß; der ganze Süden der Provinz war noch unbesetzt und harrte der Glaubensverkünder. Der eifrige Oberhirte erklärte sich auf Anzers Anfrage gerne bereit, der Steyler Missionsgesellschaft einen Teil seines Vikariats zur Missionierung zu überlassen.

Rektor Janssen trat deshalb in Verhandlungen mit dem General der Franziskaner, P. Bernardino, und der Propaganda. Das Ergebnis war, daß Südschantung mit den drei politischen Präfekturen Jentschoufu, Zautschoufu und Itschoufu den Missionaren von Steyl übertragen wurde. Auf Vorschlag P. Arnold Janssens wurde Anzer zum Provikar ernannt; er stand vorläufig noch unter der Jurisdiktion des Bischofs Cosi.

Am 18. Januar 1882 hielt Provikar Anzer seinen Einzug in die neue Mission und eröffnete in Puoli, einer kleinen Christengemeinde im äußersten Nordwesten des Gebietes, die Missionstätigkeit. Hier fand er 158 Christen vor, die einzigen unter etwa 12 Millionen Heiden des ihm nunmehr anvertrauten Gebietes.

Damit war die erste Heidenmission vom Steyler Missionshause übernommen. Die geistlichen Söhne P. Arnold Janssens traten ein in die Reihe der Glaubensboten der heiligen Kirche.

* * *

Es ist hier nicht der Platz, die geradezu dramatische Geschichte der blühenden Mission von Südschantung zu schreiben[1] und zu schildern, wie

[1] Vergl. Friedr. Schwager S. V. D. „Die katholische Mission von Südschantung". Verlag von Breer und Thiemann, Hamm (i. W.) 1902.

die Steyler Missionare in stetig wachsender Schar dort gearbeitet und geopfert, geduldet und geblutet, gesät und unter Gottes Segen geerntet haben. Nur jene besonderen Abschnitte und Ereignisse seien hier — wie auch bei der Besprechung der nachfolgenden außereuropäischen Unternehmungen der Steyler Missionsgesellschaft — erwähnt, die für das Lebensbild ihres Stifters Bedeutung haben.

Die Mission Südschantung war die erste ausländische Gründung P. Arnold Janssens und blieb die bedeutendste. Naturgemäß wandte sich seine Liebe und Sorge ihr besonders zu. Mit größter Teilnahme förderte er ihre Entwicklung und nahm den regsten Anteil an den Leiden und Freuden, Opfern und Erfolgen seiner dortigen Missionare.

Und der Erfolg blieb nicht aus. Provikar Anzer war ein Mann der Tat. Rastloser Arbeitswille und gutes Organisationstalent waren ihm eigen. Seine Schaffenslust war ansteckend, sie teilte sich unwiderstehlich seinen Missionaren mit.

Schon nach einjähriger Arbeit konnte er seinem Oberen in Steyl melden: „Wir haben 1116 Heidenkinder in Todesgefahr getauft, 687 Heiden besuchen den christlichen Unterricht." — Nach drei Jahren zählte die Mission 8 Missionare, 3000 Neuchristen und Katechumenen; 1 Seminar, 3 Kapellen, 26 Gebetslokale und 3 Schulen waren eingerichtet und 3000 Heidenkinder in Todesgefahr getauft. Dieser verheißungsvolle Anfang nahm einen entsprechend gesegneten Fortgang. Zu Lebzeiten P. Arnold Janssens wurden in seiner Mission Südschantung 218 180 Taufen gespendet: 41 079 an erwachsene Heiden, 15 220 an Kinder neuchristlicher Eltern und Katechumenen und 161 881 an Heidenkinder in Todesgefahr. Welche Freude für den missionseifrigen Gründer!

Aber diesen Rosen sollten die Dornen nicht fehlen, und die Leiden der Missionare in Südschantung haben gar oft das Herz ihres geistlichen Vaters in Steyl verwundet.

Sehr schmerzte es ihn, daß der Eifer seiner geistlichen Söhne schon bald Anlaß zu Verdächtigungen in Rom wurde. Doch wußte Provikar Anzer sich und sein Wirken ebenso bescheiden wie glänzend zu rechtfertigen. Der Vorfall wurde zu einer Empfehlung der Steyler Missionare bei der römischen Behörde.

Im Mai 1883 kam die blutige Mißhandlung Anzers in Tsautschoufu, wo die Heiden ihn so lange schlugen, daß sie ihn für tot liegen ließen. Aber Gott erhielt den wackeren Missionar seiner Mission.

1886 brach ein allseitiger Sturm der Verfolgung los, und der 15. November 1887 war von den Todfeinden des Christentums zur Ermordung aller Missionare bestimmt. Fast wie ein Wunder erscheint

die Rettung aus dieser äußersten Gefahr. Zu ihrer Abwendung ließ P. Janssen im Missionshause in Steyl Bittprozessionen halten und den Himmel mit Gebeten bestürmen. Er fand Erhörung.

Nicht so gnädig verliefen die großen Räuberunruhen und das fremdenfeindliche Treiben der Geheimsekte vom „Großen Messer". Die Leiden dauerten drei Jahre, von 1894—1897. Fünf Kirchen und zwanzig Gebetslokale der Mission lagen in Trümmer, mehrere Missionare waren schwer mißhandelt worden, und schließlich kam als schwerster Schlag, die Ermordung der beiden ausgezeichneten Missionare P. Franz Nies und P. Richard Henle am Allerheiligenabend 1897.

Das scharfe Eingreifen der deutschen Regierung, die Besetzung von Kiautschou, die Bestrafung der schuldigen Beamten und die Erbauung dreier Sühnkirchen auf Kosten der chinesischen Regierung brachte vorübergehend Ruhe.

Im Jahre 1899 entstanden in deutschen Regierungskreisen Zweifel darüber, ob der deutsche Schutz, unter den Bischof Anzer seine Missionare 1890 gestellt hatte, sich auch auf die chinesischen Neuchristen erstrecke, so daß sie in ihrer Religionsübung geschützt werden müßten. Einflußreiche Parlamentarier, auch der Zentrumspartei, besonders Prinz Franz v. Arenberg, vertraten die Anschauung, es sei völkerrechtlich unzulässig, den deutschen Schutz auf chinesische Staatsangehörigen auszudehnen. — Für die Mission war das aber eine Existenzfrage; denn wenn die Neuchristen schutz- und wehrlos den heidnischen Verfolgungen ausgesetzt waren, dann mußten Missionserfolge fast ganz ausgeschlossen bleiben.

P. Generalsuperior Janssen war voller Sorge und gab sich alle Mühe, die richtige Auffassung über den Sinn des deutschen Schutzes an den in Frage kommenden Stellen zu verbreiten. Er wies auf die schweren Folgen hin, wenn deutscherseits die Neuchristen der Mission Südschantung gerade bei den jetzigen Unruhen preisgegeben würden, und wie schwer die Missionare selbst dadurch getroffen werden mußten. Ferner wies er mit Nachdruck hin auf das Abkommen zwischen Bischof Anzer und dem Reichskanzler v. Caprivi, der im Jahre 1890 schriftlich die Erklärung abgegeben habe, daß „das Deutsche Reich die Verpflichtung übernommen, die berechtigten Interessen der Missionare und Mission von Südschantung gegen alle ungerechte Vergewaltigung zu vertreten". Es wurde ihnen nicht nur volle Sicherheit ihrer Person wie ihrer Besitzungen gewährleistet, sondern auch volle Freiheit und Ausübung ihrer Missionstätigkeit zugesichert. „Auch auf die Christen der Mission wird sich die Schutztätigkeit des Deutschen Reiches

erstrecken, ganz in demselben Umfange, wie sie bis dahin von französischer Seite geleistet wurde."

Selbstverständlich gab sich auch Bischof Anzer, der gerade in Europa weilte, die größte Mühe, seinen Neuchristen in ihrer freien Religionsübung den deutschen Schutz zu sichern, damit sie nicht schlechter gestellt seien als früher während der französischen Schutzherrschaft.

Die vereinten Aufklärungsarbeiten hatten Erfolg. Die deutsche Regierung gab die Versicherung, daß sie die religiöse Freiheit der Neuchristen in Südschantung als ein berechtigtes Interesse der dortigen deutschen Missionare betrachte und dementsprechend schützen werde.

* *
*

Die Ruhe war von kurzer Dauer. Schon im Jahre 1900 flammte die Verfolgung wieder auf. Die Ermordung des deutschen Gesandten Freiherr v. Ketteler in Peking am 16. Juni 1900 leitete einen allgemeinen Sturm gegen die Europäer und Christen ein. Die Geheimsekte vom „Großen Messer" hatte sich in eine solche vom „Roten Messer" verwandelt (die Boxer!) und trat in den Dienst der Regierung. Ziel war die Vertreibung aller Fremden aus China.

Die Notlage wurde größer als je zuvor. Die europäischen Missionare mußten fast alle in die Hafenstädte flüchten[1]. Zahlreiche Christen wurden im ganzen Lande ermordet. Die Mission Südschantungs glich einer Ruine.

Wie hat in diesen angstvollen Monaten der Generalsuperior Janssen in Steyl gebetet und beten lassen! Er verfaßte eigne Bittgebete für die schwerbedrängte chinesische Mission und schrieb sie zum täglichen Gebrauch für seine europäischen Häuser vor. In seinem diesbezüglichen Erlaß heißt es nach Darstellung der Lage:

„Wir müssen uns darum auf schlimme Nachrichten gefaßt machen. Ich sage ‚schlimme'. Das gilt aber nur, wenn wir sie mit natürlichen Augen betrachten. Der durch den Glauben erleuchtete Geist weiß, daß es ein hohes Glück ist, für den Glauben zu sterben, und hofft, daß sich auch hier das alte Wort bewahrheitet: „Sanguis martyrum — semen christianorum[2]!"

„Bei alldem aber ist die Zeit eine außerordentlich ernste, und es ist zunächst unsere dringende Pflicht, unsern bedrängten Mitbrüdern in China zu Hilfe zu kommen. Beten wir für sie und beten wir für ihre Christen und Katechumenen, um ihnen allen die Gnade des standhaften Bekenntnisses des Glaubens zu erflehen. Zu dem Ende verordne

[1] Zum Glück konnten in Südschantung 10 einheimische Priester bei den geängstigten Christen zurückbleiben; auch 5 europäischen Missionaren gelang dies, allerdings unter ständiger Todesgefahr.

[2] Das Blut der Martyrer ist der Same für Christen.

ich das Nachstehende, das nicht bloß für unsere Häuser in Europa gilt, sondern für alle Häuser der Gesellschaft in der ganzen Welt, wenn es dort bekannt wird und füglich ausgeführt werden kann."

Nun setzt er die Gebete fest, die täglich verrichtet werden sollen, und fährt fort: „Zu gelegener Zeit möge auch, insofern es geschehen kann, eine Sühn- und Bittprozession stattfinden, wobei der schmerzhafte Rosenkranz vorgebetet werden und zu Beginn oder am Schlusse die Psalmen De profundis und Miserere zur Anwendung kommen mögen. In den größeren Häusern wünsche ich, daß diese Prozession dreimal stattfindet . . . Ich bitte besonders die Priester, fleißig in der heiligen Messe für die bedrängte Mission zu beten [1]."

Gott gewährte gnädige Erhörung. So hart die Mission von Südschantung mitgenommen wurde, sie gehörte dennoch zu jenen Distrikten des chinesischen Reiches, die am glimpflichsten davon gekommen waren. Kein Steyler Missionar war jenen blutdurstigen Mörderbanden in die Hände gefallen, die in anderen Missionsgebieten manche europäischen Missionare überaus grausam hinschlachteten. Sie konnten alle um Weihnachten zu ihrer Herde zurückkehren. Die Christen hatten sich mit wenigen Ausnahmen bewährt und waren auch unter den größten Leiden und Verfolgungen ihrem Glauben treu geblieben. Die zerstörten Missionsstationen erhoben sich aus ihren Trümmern, und stärker als je zuvor zeigte sich unter den Heiden das Verlangen nach dem Lichte des katholischen Glaubens. Es folgte eine Zeit überaus gesegneter Arbeit in fast ungestörtem Frieden bis zum Ausbruch des Weltkrieges.

* * *

Die großen Sorgen wegen der jahrelangen schweren Verfolgungen seiner Missionare in China machten Generalsuperior Janssen die erstgeborene Mission seiner Gesellschaft nur noch teurer. Ihr galt stets sein Hauptinteresse und seine wärmste Teilnahme. „Ich habe", so schrieb er gelegentlich an P. Freinademetz, „die Gewohnheit, abends vor dem Schlafengehen noch einen Besuch beim Allerheiligsten zu machen und gedenke dabei aller unserer Häuser und Missionen. Daß China bei dieser Gelegenheit nicht zu kurz kommt, bedarf wohl keiner Erwähnung. Gestern, am Gründungstag der Mission, habe ich die heilige Messe für sie aufgeopfert [2]."

Herzlichen Anteil nahm er an dem Wohlergehen, an den Arbeiten und Erfolgen der einzelnen Missionare. Überaus zahlreich sind die Briefe, die er ihnen schrieb, immer voll väterlicher Teilnahme und Interesse, gütig und ernst aneifernd.

[1] Erlaß vom 28. Juni 1900. [2] Brief vom 19. Januar 1904.

„Ich grüße alle Mitbrüder herzlich im Herrn", heißt es in einem Brief an den Regular-Superior P. Freinademetz. „Binnen kurzem, da ich jetzt etwas mehr Zeit bekomme, werde ich allen schreiben, denen ich lange nicht mehr geschrieben habe, weil es mir an Zeit mangelte. Gerne will ich mich der Aufgabe widmen, sie alle zu trösten und aufzurichten, so gut ich das in meiner Armseligkeit vermag. Auch ich habe hier Verschiedenes zu leiden und bestrebe mich, Gott dafür zu danken; denn ich sehe ein, daß dies der gerade Weg zum Paradies und zu vielen Gnaden ist[1]."

Ganz besonders liegt ihm der gute regulare Geist der dortigen Priester und Brüder am Herzen. Er bekümmert sich eingehend um alle diesbezüglichen Fragen, um die gute Beobachtung der heiligen Regel, um die Betrachtung, Exerzitien, Tagesordnung usw., und gibt dem Superior vielfach Ratschläge und Weisungen, auch dringende Mahnungen, wie er für das regulare Leben seiner Untergebenen sorgen soll.

Auf Kosten der Gesellschaft erwarb er ein passendes Landgut in Dätja, das als Zentralhaus der dortigen Ordensregion eingerichtet wurde. Hier sollen sich alle Priester in verschiedenen Gruppen jährlich einen Monat versammeln, Exerzitien machen, Konferenzen abhalten, sich im regularen Leben erneuern und so seelisch und körperlich erfrischen. — „Bitte, sorgen Sie," schreibt er dem P. Superior, „in Dätja mit der Zeit alles zu vereinigen, was geeignet ist anzuziehen, und seien Sie möglichst freundlich gegen diejenigen, die dorthin kommen[2]."

* * *

Hatte der Gründer mit der Mission von Südschantung viele Leiden erlebt, so machte sie ihm aber auch andererseits viele Freuden. Nur einige solcher Anlässe seien kurz genannt.

Nach kaum vierjährigem Missionsbetrieb wurde das Provikariat Südschantung in Anbetracht seiner herrlichen Entfaltung vom Apostolischen Stuhle zum selbständigen Vikariat erhoben. Auf Vorschlag des Steyler Superiors wurde der verdienstvolle bisherige Provikar Joh. Baptist Anzer zum Apostolischen Vikar ernannt. Am 24. Januar 1886 weihte Erzbischof Krementz von Köln unter Mitwirkung der Bischöfe Korum von Trier und Boermans von Roermond Herrn Anzer in Steyl zum Bischof.

So sah P. Arnold Janssen zehn Jahre nach seinem armseligen Anfang in Steyl einen seiner geistlichen Söhne bereits mit der bischöflichen Würde geschmückt. Wir mögen ahnen, wie dankbar sein Herz in Gott erfreut war.

[1] Brief vom 30. Oktober 1901. [2] ebd.

Bischof Anzer aber eilte zurück in seinen Weinberg und verdoppelte sein apostolisches Bemühen. Im Jahre 1892 weihte er, auf besonderen Wunsch des Generalsuperiors seine ganze Mission Gott dem Heiligen Geiste. — 1897 gelang es ihm, nach zehnjährigem Kampfe in die Hauptstadt Südschantungs, Jentschoufu, die bisher den Missionaren festverschlossene Hochburg des Heidentums, einzudringen, was das Ansehen der katholischen Religion in China außerordentlich steigerte, ihr allerdings vorübergehend auch viele Feinde erweckte. Im Jahre 1902 schlug der Bischof hier seinen dauernden Wohnsitz auf, wo schon im Jahre zuvor die prächtige Kathedrale zu Ehren des Heiligen Geistes vollendet worden war. Seminar, Waisenhäuser, Schwesternkloster, Katechisten- und Katechistinnenschule wuchsen rasch in dieser bischöflichen Metropole empor. Zugleich faßte die Mission an vielen anderen bisher noch schwierigen Punkten festen Fuß. „In fast allen sechsunddreißig Städten", schrieb 1903 P. Provikar Freinademetz, „strahlt das Kreuz und breitet von dort seine segenspendenden Arme über ihre weiten Bezirke aus, in denen es schon fast überall zahlreiche Verehrer gefunden." — Das waren glückliche Nachrichten für Generalsuperior Janssen.

Um so schmerzlicher traf ihn die Kunde vom plötzlichen Tode des Bischofs Anzer, der gelegentlich einer Romreise am 23. November 1903 in der Ewigen Stadt von einem Schlaganfall dahingerafft wurde. Eine „erschütternde Nachricht" nennt er diese Botschaft. In einem Rundschreiben an alle Priester und Brüder in Südschantung gibt er nähere Mitteilungen über diesen schweren Verlust.

Die Gnade, Liebe und Freude des Heiligen Geistes sei mit Ihnen allen!

„Ein unerwarteter, plötzlicher Tod, eingetreten infolge eines Schlaganfalles, hat am 23. v. M. unserer chinesischen Mission ihren Gründer und ersten Oberhirten entrissen. Kaum zurückgekehrt von einer Audienz, die er am 23. November vormittags beim Heiligen Vater hatte, traf ihn gegen 1 Uhr nachmittags ein Gehirnschlag in der Anima in Rom, wo er wegen Überfüllung unseres römischen Kollegs eingekehrt war. Um 3 Uhr fand man ihn betäubt am Boden liegen. Man vermutete zunächst eine vorübergehende Ohnmacht und brachte ihn aufs Bett. Aber er kam nicht mehr zu sich, bis ihn um 5 Uhr nachmittags die kalte Hand des Todes erfaßte und seinem verdienstvollen Leben ein Ende machte. Konnte er so die heilige Wegzehrung nicht mehr empfangen, so haben wir doch den Trost, zu wissen, daß man das herannahende Ende bemerkte, infolgedessen der Rektor der Anima ihm die priesterliche Lossprechung und die heilige Ölung erteilte. So starb unser bischöflicher Mitbruder, versehen mit diesem wichtigen Sakramente. Vielleicht hat Gott der Herr ihn noch außerdem auf sein Ende vorbereitet. Ich führe gern an, was P. Klapheck (Reisebegleiter des Bischofs) in seiner Reise-

beschreibung über ihren Aufenthalt in Loreto mir berichtete: ‚Der hochwürdigste Herr Bischof betete viel und mit außerordentlicher Andacht, so daß ich auf das höchste erbaut war.'

„Donnerstag nachmittag fand das Totenoffizium in der Anima statt. Hierauf wurde die Leiche nach dem Campo santo überführt, wo dann unter großer Beteiligung am Freitag, dem 26. November, das feierliche Requiem statthatte, dem das Begräbnis folgte.

„Unsere Aufgabe ist es nun, für den hohen Verstorbenen zu beten. Wir haben hier alsbald sowohl in unsern beiden Kirchen als bei den Schwestern ein Seelenamt gehalten und viele stille heilige Messen ihm geweiht. Gewiß werden Sie dort in ähnlicher Weise gehandelt haben und noch fortfahren, dem Verstorbenen mit Ihren Gebeten beizustehen. Aus dem Todesfall selbst mögen wir, geliebte Mitbrüder, lernen, des Todes fleißig zu gedenken und uns beizeiten auf denselben vorzubereiten.

„Im übrigen bewahren wir dem Verstorbenen ein gutes Andenken für alles Gute und Nachahmenswerte, was wir an ihm und von ihm gesehen haben, ebenso für die Wohltaten, die er der ganzen Mission und jedem einzelnen von uns erwiesen hat, und suchen wir das Gute nach besten Kräften nachzuahmen. Endlich bitten wir Gott, daß er ihm gnädig vergebe, was er etwa durch menschliche Schwäche gefehlt hat. Möge er ihn, wenn es noch nicht geschehen ist, alsbald vollkommen gereinigt in sein Reich aufnehmen und uns später mit ihm vereinigen!"

Dann folgen einige Angaben aus dem Lebensgang des Verstorbenen, und zum Schlusse heißt es über seine apostolischen Arbeiten in der Mission Südschantung:

„Während dieser Zeit hat er sich um dieselbe in mehr als einer Beziehung große Verdienste erworben. Dazu muß namentlich gerechnet werden die rasche äußere Ausdehnung der Mission, ferner, daß sie in vielen Mandarinatsstädten, namentlich in Zining und Jentschoufu, Boden faßte. Letzteres war, wie Ihnen, hochwürdige Mitbrüder, bekannt ist, ein besonders schwieriges Werk. Denn eine tiefgewurzelte Abneigung der chinesischen Mandarine, die im Jahre 1887 zu einer völligen Verschwörung überging, stand dem entgegen. Trotzdem hat er es vollbracht und mit einer bewunderungswürdigen Beharrlichkeit alles bis zum glücklichen Ausgang durchgesetzt. Dadurch aber wurde die Mission fest im Lande begründet.

„Gewiß freut er sich jetzt auch über das, was er für die größere Verehrung des Heiligen Geistes dort getan hat. Möge die schöne Kathedrale, die er ihm zu Ehren erbaut hat, sich alsbald ganz mit eifrigen Betern füllen[1]!"

Bischof Anzer hatte in der Tat ein arbeitsreiches und erfolgreiches Missionsleben gehabt. Als er, erst 52 Jahre alt, von dem Schauplatz seines Wirkens abtrat, konnte er, der zwanzig Jahre zuvor in einem

[1] Schreiben vom 15. Dezember 1903.

unbekannten Dörfchen die Mission mit 158 Christen eröffnet hatte, seinem Nachfolger 26 000 lebende Neuchristen, 40 000 Katechumenen, 12 größere Kirchen, 118 Kapellen, 1 Priesterseminar, 1 Knabenkonvikt, 3 stark besuchte Schulen für Katechisten, Katechistinnen und Lehrerinnen, 2 deutsche Schulen und 6 Waisenhäuser mit 561 Kindern übergeben.

P. Arnold Janssen hat seinen ersten Mitarbeiter und Mitbegründer in Steyl stets hochgeschätzt und war ihm aufrichtig in Liebe zugetan. Besonders achtete er an ihm den rastlosen Arbeitsgeist und die hohen missionarischen Befähigungen. Das Verhältnis beider Männer zueinander blieb aber zeitlebens etwas gefärbt von jener abweichenden Denkart, die schon in den ersten Anfängen der Steyler Gründung für sie Ursache sorgenvoller Tage geworden war. So war es auch später noch der Fall. Ein vollkommenes Angleichen dieser beiden so sehr verschiedenen Charaktere war eben unmöglich.

* * *

Zum Nachfolger des so früh Entschlafenen wurde P. August Henninghaus erkoren. Seit siebzehn Jahren hatte er unter Bischof Anzer in Südschantung mit schönsten Erfolgen geschafft. Besonders hatte er sich auch durch literarische Arbeiten, vor allem durch die schwierige Bearbeitung und Herausgabe des ersten größeren deutsch-chinesischen Wörterbuches, sehr verdient gemacht.

Generalsuperior Janssen hatte diesen ebenso tüchtigen wie gediegenen Missionar an erster Stelle unter den von ihm in Rom vorgeschlagenen Kandidaten bezeichnet. Die Wahl des Papstes fiel denn auch auf ihn, und sie war für das Wohl der Mission sehr glücklich.

Sogleich nach der Ernennung schrieb der Steyler Gründer seinem zur bischöflichen Würde erkorenen geistlichen Sohne folgendermaßen.

St. Gabriel, 4. August 1904.

Lieber hochwürdigster Mitbruder!

Ernannter Bischof und Apostolischer Vikar von Südschantung!

„Soeben gelangt die Nachricht an mich, daß Sie, lieber hochwürdigster Herr Mitbruder, durch die Wahl der Propaganda und die Bestätigung des Heiligen Vaters für das durch den Heimgang des dahingeschiedenen Bischofs von Anzer verwaiste Amt eines Apostolischen Vikars von Südschantung ausersehen und bestimmt worden sind.

Ich beeile mich, nachdem ich es schon telegraphisch getan, auch brieflich Ihnen meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche zu übermitteln.

Ich habe die Angelegenheit dieser Wahl Gott dem Herrn vielfach im Gebet empfohlen; und da mir bekannt ist, daß das auch in Südschantung geschehen ist, so darf ich zuversichtlich vertrauen, daß diese Wahl der Ausdruck des göttlichen Willens ist, dessen Erfüllung jene Gebete erflehten.

Ich bitte Sie deshalb, haben Sie Vertrauen und übernehmen Sie die gewiß nicht leichte Bürde und Würde mit dem Vorsatz, Ihr Amt stets zu führen im Hinblick auf Gottes heiligsten Willen ohne Rücksicht auf armselige menschliche Gesichtspunkte und stets die größere Ehre Gottes und das Heil der Seelen vor allem, ja einzig im Auge zu halten.

Ich habe Sie stets als treuen Sohn der Gesellschaft des Göttlichen Wortes kennengelernt, und so bin ich herzlich erfreut über Ihre Wahl, indem ich hoffe, daß Sie in dieser neuen Würde sich auch in Folge als Sohn der Gesellschaft fühlen und im Vereine mit dem so würdigen P. Provinzial Freinademetz die Regierung des Vikariats führen werden.

Die Stimmen der Mitbrüder[1] hatten sich hauptsächlich auf Sie beide vereinigt. Wenn nun Sie als Sieger aus der Wahl hervorgegangen sind, so hatte dies, so weit ich die Sache zu beurteilen vermag, hauptsächlich seinen Grund darin, daß P. Freinademetz Österreicher, Sie aber Deutscher sind. Übrigens sind Sie bisher durch gegenseitige Achtung und Übereinstimmung in dem auf Gott allein gerichteten Streben als gute Mitbrüder und treue Mitglieder der Gesellschaft in herzlicher Liebe verbunden gewesen. Ich darf daher hoffen, daß Sie in diesem Verhältnis auch in Zukunft bleiben werden. Denn die Wurzeln der Kraft auch des kirchlichen Vorstehers in Südschantung liegen in der guten Verbindung mit der Gesellschaft . . . Das treue Zusammenstehen dieser beiden Autoritäten wird zugleich einen festen Grund bilden, durch den Sie in den Stand gesetzt werden, vieles zuwege zu bringen, was ohne dasselbe Ihnen nimmer in gleichem Maße gelingen würde.

Also noch einmal meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche, Ihnen, lieber Mitbruder, dem treuen Sohne der Gesellschaft, dessen Wahl mir keine geringe Freude bereitet hat. Möge Gott, der Herr, Ihnen verleihen, Ihr Amt recht viele Jahre zum Segen der Kirche wie zum Wohle der Gesellschaft zu führen! Ich selbst werde viel in dieser Meinung beten und sogleich morgen, am Feste Maria Schnee, die heilige Messe am Gnadenaltar des Heiligen Geistes für Sie lesen und Sie diesem göttlichen Gnadenspender und seiner unbefleckten Braut aufs innigste empfehlen. Ich werde es aber selbstredend bei dieser einen heiligen Messe nicht bewendet sein lassen."

In herzlicher Liebe, Arnold Janssen, Generalsuperior.

P. Henninghaus war über die auf ihn gefallene Wahl sehr betroffen und schrieb seine Bedenken seinem Generalsuperior in Steyl. „Ich war im ersten Augenblick sehr niedergeschmettert, als wenn ein schwerer Schlag mich getroffen hätte . . . Ich lege auch jetzt noch die Frage in die Hände Ew. Hochwürden. Sollten Sie für besser halten, meine Wahl umzustoßen, so gebe ich Ihnen volle Freiheit. Ich bin seit meinem siebzehnten Jahr Kind der Gesellschaft und Ew. Hochwürden

[1] Jeder Missionar mußte drei Priester für den Posten des Apostolischen Vikars in Vorschlag bringen.

treuer Sohn gewesen, und als solcher möchte ich leben und sterben[1]."

Die Antwort lautete: „Sie haben die Entscheidung betreffend Annahme der bischöflichen Würde in meine Hände gelegt. Aus allem bisherigen geht nun wohl zur Genüge hervor, daß ich nur raten kann, dieselbe anzunehmen. Es scheint, daß Gott der Herr Sie beruft, und so empfangen Sie diese schwere Last und küssen Sie dieselbe wie ein Geschenk Gottes, gleich dem Heilande, der sein Kreuz umfaßt und geküßt hat. Wenn Sie Ihr Amt auf die rechte Weise verwalten, so wird es Ihnen allerdings viel Kreuz bringen, aber auch keinen geringen Segen und manche Freuden, ganz abgesehen von dem bedeutenden Zuwachs der himmlischen Glückseligkeit. Hoffen wir also, daß alles recht gut gehen wird. Da Sie noch Sohn der Gesellschaft und mein Sohn sein und bleiben wollen, so gebe ich Ihnen gern meinen väterlichen und priesterlichen Segen, bitte auch Sie um Ihren bischöflichen Segen für mich selbst behufs der guten Verwaltung des auf mir liegenden schweren Vorsteheramtes. Suchen wir treu und aufrichtig Hand in Hand miteinander zu gehen, so wird sich alles gut machen[2]."

Die Hoffnungen, die P. Janssen auf den neuen Oberhirten von Südschantung setzte, haben sich vollauf erfüllt. Etwas über vier Jahre konnte er sich an seiner segensreichen Amtsverwaltung noch erfreuen und die prächtige Weiterentwicklung der Mission beobachten. Ende 1908 zählte dieses fruchtbare Steyler Arbeitsfeld 46 151 lebende Neuchristen, 44 564 Katechumenen, 57 europäische (Steyler) und 12 chinesische Priester, 17 Brüder, 30 Missionsschwestern, 141 Kirchen und Kapellen und 962 Gebetslokale.

* * *

Ein schmerzliches Ereignis dieses Jahres für Südschantung und P. Arnold Janssen war aber der Tod des schon oft genannten trefflichen P. Freinademetz, Provinzials und Provikars von Südschantung[3]. Nach einem fast neunundzwanzigjährigen Missionsdienste ging er am 28. Januar 1908 in die ewige Heimat. Der Tod dieses ausgezeichneten Priesters ging dem Steyler Gründer sehr nahe, und er widmet dem

[1] Brief vom 12. August 1904. [2] Brief vom 20. Oktober 1904.

[3] P. Joseph Freinademetz war am 15. April 1852 in Abtei, Diözese Brixen geboren, wurde am 25. August 1875 in Brixen zum Priester geweiht und trat am 28. September 1878 ins Steyler Missionshaus ein. Schon im folgenden Jahre reiste er mit Anzer nach China in die Mission. Hier hat er mit wahrhaft vorbildlicher Treue gewirkt und geduldet und sich ganz und ungeteilt für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen zum Opfer gebracht. Bei seinen Mitbrüdern stand er in höchster Verehrung; die Christen schauten zu ihm auf wie zu einem Heiligen. Sein Name wird stets ehrenvoll mit der Gründung und Entfaltung der Mission in Südschantung verbunden bleiben.

Dahingeschiedenen warme Anerkennung in einem Briefe an dessen Nachfolger im Amte, den P. Vilstermann.

Steyl, 1. Februar 1908.

Lieber P. Vilstermann!

„Ich schreibe Ihnen, um Ihnen und der ganzen Mission mein herzlichstes Beileid auszudrücken zum Tod des von uns allen hochgeachteten P. Freinademetz. Es ist dem hochwürdigsten Herrn Bischof[1], dem ich am 29. Januar die Trauernachricht melden mußte, ein bitterer und herber Schmerz, daß Gott, der Herr, diesen zweiten Gründer der Mission, diese gute und heilige Seele, die sich um Südschantung große und unsterbliche Verdienste erworben, von uns genommen hat.

Indessen, was wollen wir tun, als in Demut die Hand des Herrn küssen, die uns geschlagen hat, und in Demut des Herzens sprechen: ‚Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen; der Name des Herrn sei gebenedeit!

Am 28. Januar kam die Trauernachricht hier an. Im Missionshause war am folgenden Tage Seelenamt. Im Generalat, wo das nicht möglich ist, habe ich die heilige Messe am Hochaltar für seine Seelenruhe gelesen und alle aufgefordert, für ihn zu beten, wie wir dies auch schon getan haben und noch tun.

Was ihn selbst angeht, so dürfen wir hoffen, daß seine himmlische Krone fertig war, und daß der Herr ihn gerufen hat, um dem treuen Knechte die wohlverdiente Ruhe und einen schönen Platz in seinem erhabenen Reiche zu schenken. Je eifriger, selbstloser und aufopferungsvoller er gearbeitet, um so mehr wird er jetzt sich freuen; aber auch als Fürsprecher wird er für uns tätig sein.

Vom hochwürdigsten Herrn Bischof erfahre ich, daß er Sie zum Administrator des Vikariats ernannt hat. Wir wollen zu Gott dem Herrn beten, daß er Sie in der Verwaltung dieses gewiß nicht leichten Amtes unterstütze. Bitte, vertrauen Sie auf ihn! Es wird schon alles gut gehen. Ich hoffe, daß die hochwürdigen Mitbrüder fleißig an den Verstorbenen denken und jetzt, nachdem er von uns genommen ist, seinem Beispiel eifrig nachfolgen werden.

Der Herr Bischof schreibt mir über ihn: ‚P. Freinademetz war, wie der selige P. Henle einmal sagte, die Mutter der Mission. Er hat die schwersten Stunden mit ihr durchlebt. Es gibt wohl kaum eine Gemeinde, die seinen Segen nicht erfahren — treu und edel wie Gold, liebevoll und gütig, uns allen ein Vorbild, eine lebendige Mahnung und Führung, selbstlos alles hingebend, nie auf sich und sein Wohl bedacht, nur auf Gottes Ehre, der Seelen Heil und das gemeinsame Wohl schauend. Wie werden unsere Mitbrüder in China und wie erst unsere Chinesen trauern! Er besaß ja das volle Vertrauen und die Liebe aller Neubekehrten. Mir selbst ist die treueste Stütze, der beste Freund und Ratgeber und der frömmste Beter entrissen.'

[1] Bischof Henninghaus weilte gerade in Europa.

Ich möchte diesen Brief als Beileidschreiben an alle dortigen Missionare und Brüder richten, weshalb ich Ihnen mehrere Exemplare beilege mit dem Ersuchen, am Kopfe eines jeden Exemplars beizufügen, an welchen Stationen es zirkulieren soll.

Zugleich ernenne ich Sie hierdurch zum zeitigen Verwalter der Stelle eines Regionals oder Superior regularis der Mission, ebenso zum zeitigen Direktor der Schwestern, und zwar gilt das, bis über den Nachfolger des Verstorbenen in beiden Beziehungen wird entschieden sein.

Mit wiederholtem Beileid an alle dortigen Mitbrüder

Ihr geistlicher Vater im Herrn, A. Janssen.

Ein Jahr später folgte Generalsuperior Janssen dem guten P. Freinademetz in die Ewigkeit.

3. Seelsorgstätigkeit für Südamerika.

Zehn Jahre hatten die Steyler Missionare bereits im fernen China freudig und segensreich geschafft. Dort war bis dahin ihr einziges Arbeitsfeld. Nun aber war die Mission Südschantung in ihrem Bestande gefestigt und schritt sicher und kräftig in ihrer Entwicklung voran. Sie bedurfte nicht mehr der ganzen Sorge ihres Begründers in Europa. P. Arnold Janssen konnte sich nach einem neuen Betätigungsfelde seines rastlosen Seeleneifers umsehen.

Inzwischen war auch seine junge Gesellschaft so reich mit Nachwuchs an Priestern und Priestertumskandidaten gesegnet, daß das eine Missionsgebiet Südschantung nicht wohl alle zu Gebote stehenden Kräfte aufnehmen konnte.

Überdies wirkte bei dem vorsichtigen und weitausschauenden Gründer aber auch der Wille, sich die notwendige Freiheit in der Auswahl und Aussendung seiner Untergebenen zu sichern. Wenn nur ein einziges auswärtiges Arbeitsfeld bestand, dann wurden diesem ganz selbstverständlich alle vorhandenen Arbeitskräfte von Steyl aus zugeführt. Ganz anders lagen aber die Verhältnisse, sobald mehrere auswärtige Oberen vorhanden waren, die sich jährlich aufs neue zur Zeit der Aussendung der Missionare um weitere Priester und Brüder für ihr Gebiet bei der Zentralleitung in Steyl bewerben mußten. Das Abhängigkeitsverhältnis der Missionen und Seelsorgsstationen erhielt dadurch einen sichtbaren und wirksamen Ausdruck. Für den festen Zusammenschluß aller Teile der Gesellschaft mit ihrer Zentralleitung war das von entscheidender Bedeutung.

Am nächsten lag der Gedanke, eine zweite Heidenmission zu übernehmen; denn das Heidenmissionswerk sollte ja der Hauptzweck der Steyler Gründung sein und bleiben. Aber dazu sind nicht nur Missionare nötig, dazu braucht's auch viel Geld. Es war Ende der achtziger Jahre, für die junge Steyler Missionsgesellschaft noch zu früh, sich mit den großen finanziellen Lasten einer zweiten kostspieligen Heidenmission zu beladen.

Doch der Steyler Gründer bewahrte sich auch bei allem Eifer für die Heidenmission den weiten Blick für jede Not der Seelen. Den katholischen Völkern das kostbare Gut des Glaubens zu erhalten, galt ihm ebenso notwendig und wichtig, als es den Heiden zu bringen. Welchen Vorteil hätte auch die Heidenmission für die katholische Kirche, wenn sie z. B. in den katholischen Ländern Südamerikas infolge Priestermangels mehr Mitglieder verliert, als sie unter den Heidenvölkern gewinnt? Haben diese im Glauben schwer gefährdeten Katholiken nicht sogar das erste Anrecht auf die Hilfe ihrer Mutter, der Kirche?

Dazu kam bei Superior Janssen die Erkenntnis, daß er für die zunehmende Schar seiner Priester eine gewisse Auswahl in den Verwendungsmöglichkeiten haben müsse. Wenn auch alle Mitglieder seiner Stiftung bereit waren und sein mußten, sich der Heidenmission zu widmen, so stellten sich doch hier und da Gründe ein, z. B. gesundheitlicher Art, die eine andere Berufstätigkeit notwendig machten. Es hätte bald zu erheblichen Verlegenheiten führen müssen, wenn er allen seinen Priestern unterschiedslos nur das strapazenreiche und aufreibende Missionsleben in den Heidenländern hätte anbieten können.

Alle diese Gründe wirkten bei P. Janssen zusammen und veranlaßten ihn Ende der achtziger Jahre, die Tätigkeit seiner Missionsgesellschaft auf Südamerika auszudehnen.

Zu jener Zeit kamen von den nach Südamerika ausgewanderten Deutschen immer dringendere Bitten um Priester. Die Not war sehr groß. Viele Gemeinden hatten zehn bis zwölf Jahre keinen Priester mehr; Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren waren noch nicht getauft; ohne Priester wurde geheiratet und gestorben, und die religiöse Unwissenheit der Leute war erschreckend groß. Es drohte Gefahr, daß auch hier im Süden wie früher im Norden Amerikas Hunderttausende, ja Millionen Katholiken ihrer Kirche verlorengehen würden. Schon waren europäische Ordensleute (Franziskaner, Jesuiten, Redemptoristen, Salesianer u. a.) herbeigeeilt, um der schreiendsten Not abzuhelfen. Aber ihre Zahl war noch viel zu klein; zumal für die vielen deutschen Kolonisten in den südamerikanischen Staaten war noch wenig geschehen.

Im Herbst 1888 machte Professor Hengesch[1] vom Priesterseminar in Luxemburg den Steyler Superior auf diese traurigen Zustände aufmerksam und bat ihn, sich der religiös so schwer gefährdeten deutschen Landsleute anzunehmen. Dieser prüfte die Verhältnisse genauer und erkannte, wie dringend die Hilfe not tat. Er entschloß sich zu helfen.

Zuerst teilte er diese Absicht dem Erzbischof Krementz von Köln mit, der ihn zur Ausführung sehr ermunterte.

„Ew. Hochwürden Entschluß, für die geistlichen Bedürfnisse der deutschen Auswanderer in Südamerika eine Anzahl ihrer Missionspriester in jene Länder zu senden, habe ich mit großer Freude vernommen, da ich vielfach Gelegenheit gehabt habe, durch Berichte mir bekannter Priester, welche in den südamerikanischen Staaten gewirkt oder sich aufgehalten haben, die höchst traurigen religiösen und sittlichen Verhältnisse der armen deutschen Auswanderer in Erfahrung zu bringen. Gott der Herr, von dem alle heilsamen Gedanken und guten Entschlüsse kommen, wolle das beabsichtigte Werk mit seinem Segen begleiten und zur glücklichen Ausführung bringen! Das ist mein Wunsch und mein Gebet, und werde ich meinerseits dasselbe gerne nach Kräften unterstützen[2]."

Die Propaganda in Rom erklärte sich auf eine Anfrage des Steyler Oberen mit dem Plane ebenfalls einverstanden. Den beiden Steyler Priestern P. Heinrich Becher († 1916) und P. Hermann Löcken wurden Empfehlungsschreiben an die südamerikanischen Bischöfe ausgestellt und die nötigen Vollmachten von Rom aus erteilt. Am 15. September 1889 drückte ihnen ihr geistlicher Vater das Missionskreuz in die Hand und entließ sie mit seinem Segen. Am 23. Oktober landeten sie glücklich im Hafen von Buenos Aires, der Hauptstadt Argentiniens.

Damit betraten die ersten Steyler Missionspriester den südamerikanischen Boden. In rascher Entwicklung sollten sie sich aus dem bescheidenen Anfang sowohl in Argentinien als auch in Brasilien und Chile ein großes Arbeitsfeld schaffen, und beim Tode ihres Stifters war ihre Zahl bereits auf 121 gestiegen.

Für den Generalsuperior in Steyl bestand hinsichtlich der Leitung und Verwaltung ein großer Unterschied zwischen seinen Missionen in den heidnischen Ländern und den Seelsorgspriestern in Südamerika. Jeder Heidenmission steht ein von der Propaganda ernannter Apostolischer Vikar oder Präfekt vor, der in dieser Eigenschaft von seinen

[1] Professor Hengesch war mit Pfarrer Bill, den uns schon bekannten ersten Teilnehmer an der Steyler Gründung, befreundet und dadurch mit P. Janssen bekannt geworden. [2] Brief vom 26. August 1889.

Ordensoberen unabhängig ist. Die Eröffnung von Missionsstationen, die Anstellung und Verteilung der Missionare, die Gründung von Schulen, Kollegien, Waisen- und Krankenhäusern, kurz, die ganze kirchliche Organisation und Verwaltung ist seine Sache. Der Ordensobere gibt die Missionare und überwacht nur deren regulares Leben.

Auf dem südamerikanischen Arbeitsfelde lagen die Verhältnisse für Generalsuperior Janssen wesentlich anders. Hier behielt er die Betätigung seiner Priester ganz in seiner Hand. Nicht nur, daß er entschied, in welchen Diözesen sie arbeiten sollten, ohne ihn konnten sie keine Pfarreien übernehmen, keine Kollegien gründen, keine Priesterseminare verwalten, keine Kirchen und Schulen erbauen. Dazu war in jedem Falle seine Genehmigung notwendig, und er prüfte alles sehr eingehend, bedächtig und gründlich, ehe er eine Entscheidung gab.

Deshalb finden wir einen sehr lebhaften Wechselverkehr zwischen ihm und den Mitgliedern seiner Gesellschaft in Südamerika. Seine Arbeiten nach dieser Seite waren ganz erheblich, und seine Korrespondenz mit Südamerika weist Tausende von Briefen auf.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen wollen wir einen kurzen Blick werfen auf die Seelsorgstätigkeit, die P. Arnold Janssen in einigen Staaten des südlichen Amerikas durch seine Priester ausübte.

In Argentinien.

Die ersten beiden Steyler Priester, die den Boden Argentiniens betraten, sollten zunächst das neue Arbeitsfeld studieren. Einen bestimmten Auftrag, wo sie mit ihrer Tätigkeit beginnen müßten, hatte ihnen ihr Superior nicht gegeben. Wohl lagen mehrere Bittgesuche vor. Aber es war besser, die Gelegenheiten erst selbst zu prüfen.

An Möglichkeiten zu seelsorglicher Tätigkeit fehlte es in der großen argentinischen Republik allerdings nicht. Unter dem Völkergemisch, das in diesem von Natur aus reich gesegneten Lande zusammengeströmt war, lag das religiöse Leben vielfach sehr danieder.

Seit dem Abfall dieser Kolonie vom Mutterlande Spanien (1816) ist Argentinien der Schauplatz zahlreicher politischer Umwälzungen gewesen. Revolutionen, Freimaurertum, kirchenfeindliche Regierungen und großer Mangel an einem tüchtigen Seelsorgsklerus hatten zum Erschlaffen des Glaubenslebens beigetragen.

Die Steyler Missionare stellten sich zuerst dem Erzbischof von Buenos Aires, der Hauptstadt des Landes, vor. Er nahm sie freundlich auf und bat sie, in seiner Erzdiözese zu bleiben. Nach freier Wahl sollten sie sich ein Wirkungsfeld suchen und ihm dann Vorschläge machen.

Da aber die beiden Priester ohne Kenntnis der spanischen Sprache in der Hauptstadt und ihrer Umgebung nicht wirken konnten, so zogen

sie es vor, zunächst in der Diözese Santa Fé unter den dortigen zahlreichen deutschen und deutsch-russischen Kolonisten zu arbeiten, inzwischen aber sich fleißig dem Studium der spanischen Sprache hinzugeben.

Es war der Jesuitenpater Niemann, ein Westfale, seit zwanzig Jahren Pfarrer in der deutschen Kolonie San Geronimo, der die Steyler Missionspriester freudig aufnahm. Er sorgte teils selbst, teils durch einen befreundeten braven Lehrer für spanischen Unterricht, während die beiden Herrn ihm mit allem Eifer in der Seelsorge halfen.

Schon Ende November konnten sie eine eigne Seelsorgsstation bei Esperanza in derselben Diözese übernehmen und damit die selbständige Tätigkeit der Steyler Priester in Argentinien eröffnen.

Generalsuperior Janssen sorgte bald für weitere Hilfskräfte. Die beiden folgenden Priester Ludwig Grüter und Anton Ernst sandte er zuerst nach Spanien, damit sie dort bei den Augustinern im berühmten Kloster Eskorial bei Madrid die spanische Sprache erlernen sollten. Von Jahr zu Jahr folgten neue priesterliche Arbeiter für das argentinische Arbeitsfeld, und ihre wachsende Schar beweist, wie sehr ihrem Stifter die religiöse Not der deutschen Kolonisten in Argentinien zu Herzen ging, wie ernstlich er bemüht war, ihnen Hilfe zu bringen. Bis zu seinem Tode hatte er 62 Priester und 30 Brüder nach Argentinien entsandt, von denen 7 Priester inzwischen gestorben waren.

Unter Einsatz so vieler Kräfte konnte er die Wirksamkeit der Seinigen rasch ausdehnen. Sie erstreckte sich schließlich über fünf Diözesen, nämlich Santa Fé, Paraná, Salta, La Platá und Buenos Aires. Zwölf Pfarreien mit zahlreichen Außenstationen waren übernommen oder neu gegründet, eine Reihe von Schulen und Kirchen erbaut worden. Die Steyler Priester leiteten zwei Priesterseminare mit einem Studiengang von den ersten Gymnasialklassen an; in Esperanza entstand eine große Fortbildungsschule mit Internat; in Buenos Aires wurde eine Mittelschule eröffnet und eine Druckerei gegründet.

Das Schulwesen lag dem Gründer sehr am Herzen, und er versprach sich davon die Neubelebung des Glaubens in Südamerika.

„Was insbesondere die Tätigkeit des Priesters in der Volksschule angeht," schrieb er an einen Lokaloberen, „so halte ich es für die dortigen Zustände, falls die Priester sich nicht auf andere Weise helfen können, unerläßlich, dieser Tätigkeit obzuliegen. Eine Pfarrei ohne christliche Volksschule ist nur ein halbes Ding und oft auch das nicht.

„Aus diesem Grunde ist mein Bestreben seit längerer Zeit auch dahin gerichtet, und es ist der Gegenstand meiner Gebete, Gott der Herr möge geben, daß wir in Errichtung und Leitung von Normalschulen zur Heranbildung einer braven Lehrerschaft an möglichst vielen

Stellen Südamerikas tätig sein könnten. Dazu gehört aber durchaus, daß Priester unserer Gesellschaft sich selbst als Volksschullehrer bewähren, wie das P. Lux (in Brasilien) mit voller Anerkennung tut. — Ferner heißt es, brave Kandidaten finden, aus denen sich gute Volksschullehrer machen lassen. Das wird uns nicht von selbst in den Schoß fallen. Wir müssen geeignet darauf hinarbeiten, daß Eheleute das Verlangen hegen, brave Kinder von Gott zu erhalten, denen er den Beruf zum Lehrer- und Priesterstande gebe; daß sie öfters um diese Gnade bitten, namentlich zu den großen Patronen der christlichen Ehe, den heiligen Joachim und Anna, deren Verehrung deshalb besonders zu fördern ist. Man soll auch dahin wirken, daß sie den Ehestand selbst heilig halten und nicht wie solche leben, die Gott nicht kennen, wie die Schrift sagt. So wird Südamerika gerettet werden können[1]."

Ebenso hielt er die Begründung einer katholischen Presse für Südamerika von entscheidender Bedeutung. Als seine Priester in Argentinien, den Steyler Überlieferungen entsprechend, die Gründung einer eignen Druckerei planten und Esperanza dafür in Aussicht nahmen, entschied der Generalsuperior, daß ein so wichtiges Unternehmen in Buenos Aires, der Hauptstadt des Landes, seinen Sitz haben solle. Bald erschienen die Wochenblätter „Der Argentinische Volksfreund" und „El Semanario". Es wurde auch das Verlangen nach Herausgabe einer Tageszeitung ausgesprochen. Doch P. Janssen äußerte seine Bedenken hierzu.

„Auch ich bin der Ansicht," schrieb er, „daß, wenn sich eine katholische Partei dortzulande volkstümlich organisieren und halten will, sie die christlich-sozialen Grundsätze auf ihre Fahne schreiben muß. Das hat schon seit einer Reihe von Jahren die katholische Partei in Österreich erfolgreich getan.

„Die Notwendigkeit einflußreicher katholischer Zeitungen, ist nicht in Abrede zu stellen. Mit dem Aufgebot aller Kräfte muß man sie ins Leben zu rufen suchen. Bloße Wünsche werden sie nie aus dem Boden hervorzaubern. Aber selbst wenn es einmal zur Gründung eines guten Blattes gekommen ist, so ist damit noch nicht eine die Existenz und den Einfluß sichernde Abonnentenzahl erworben.

„Ich habe die Zustände unter den Katholiken Preußens in den fünfziger Jahren zu beobachten Gelegenheit gehabt. Man gründete damals die „Deutsche Volkshalle" in Köln, die aber bald wieder einging. Ihr folgte das kleine „Deutschland" in Frankfurt, das aber bald das Schicksal der Vorgängerin teilen mußte. Nach diesen mißglückten Versuchen machte sich Bachem an die Herausgabe der „Kölnischen Blätter". Sie erschienen damals in bescheidenem Umfang mit einem Leserkreis von 1800 Abonnenten. Aber das Gewand wurde den „K.-Blättern" bald zu klein. Der Name wurde gewechselt, und heute

[1] Brief vom 10. März 1903.

ist die „Kölnische Volkszeitung" mit ihren drei Ausgaben täglich ein hochnobles und einflußreiches Blatt. Daneben sind noch viele andere katholische Zeitungen ins Dasein getreten, die gegenwärtig den großen Chorus der „Schwarzen Presse" bilden. — Woher dieser Umschwung? Ich will es Ihnen sagen.

„Ich machte die Beobachtung, daß der Grund für die geringe Anzahl der Abonnenten, die die katholischen Blätter aufzuweisen hatten, in den nicht echt katholischen Anschauungen unserer Männer lag; sie sympatisierten mit den Grundsätzen der Gegner. Die liberale „Kölnische Zeitung" zählte damals so manche katholische Priester zu ihren Lesern. Jeder wählt sich eben eine Zeitung nach seinem Geschmack. — Es sah also traurig genug aus.

„Daß in Deutschland die Sachlage allmählich sich anders gestaltete, lag in folgendem. Es kamen nach dem Jahre 1848 die Jesuiten und Redemptoristen ins Land, die Volksmissionen gaben. Kolping stiftete seinen Gesellenverein, aus dem so viele brave katholische Meister hervorgingen. Endlich erhielten die Seminare Männer, welche den Klerus aufs beste erzogen. An den Gymnasien übernahmen tüchtige Geistliche den Religionsunterricht. So wuchs mit der Zeit eine Generation heran, die andere Ansichten zur Schau trug. Die Folge war, daß die katholischen Zeitungen einen Boden fanden, auf dem sie gedeihen konnten.

„Wollen Sie das auf Argentinien anwenden. Sie wissen, wie es in Paraná steht. Sie berichteten einmal, daß nur fünf Prozent auf dem Sterbebett die heiligen Sakramente empfängt. Sehen Sie, da muß noch wacker gearbeitet werden [1]."

* * *

Eine überaus segensreiche Tätigkeit konnten die Steyler Patres in dem Stadtteil Palermo von Buenos Aires entfalten. Hier übergab ihnen der Erzbischof die kleine Kapelle „Unserer Lieben Frau von Guadalupe" und eine dazu gehörende Seelsorge für mehr als 50000 Katholiken. Unter Leitung des Baumeisters P. Johann Beckert wurde bald der Bau einer großen Kirche zu Ehren des Heiligen Geistes in Angriff genommen, deren Vollendung P. Arnold Janssen noch erlebte. Öfters erwähnt er dieses Gotteshaus in seinen Briefen und spricht seine Freude über den prächtigen Bau aus, der 8000 Personen faßt und ein religiöses Wahrzeichen in Argentiniens Hauptstadt geworden ist.

Hier wie an allen andern Punkten ihrer Niederlassungen schafften die Steyler Priester mit echtem, deutschem Arbeitsgeist, gründeten Männer-, Mütter- und Jugendvereine, Vinzenzvereine, Sodalitäten und brachten das praktische Glaubensleben durch beharrliche Pflege des

[1] Brief vom 11. Februar 1904.

häufigen Sakramentenempfanges zu neuer Blüte. Dabei vergaßen sie die Kolonisten auf den abgelegenen Kamps nicht, sondern eilten ihnen auf Wandermissionen zu Hilfe.

* * *

Eine dornenvolle Arbeit übernahmen einige Missionare aus Steyl mit der Pastoration des zur Diözese Paraná gehörenden Gebietes Misiones, eines Teiles der einst so blühenden, dann so traurig zerstörten Jesuitenmission von Paraguay. In diesem großen Distrikt lebten 40000 Indianer, eingewanderte Polen, Italiener, Spanier, Brasilianer und Deutsche in größter religiöser Verlassenheit. Seit Menschengedenken hatte kein Priester mehr unter ihnen gewohnt, keine Kirchen und Kapellen waren vorhanden, und die religiöse Unwissenheit war schrecklich. Von der kirchlichen und weltlichen Behörde des Landes wurde P. Arnold Janssen gebeten und gedrängt, für diese armen Leute etwas zu tun, ihnen Priester zu senden.

Zunächst blieb er diesem Ansuchen gegenüber zurückhaltend. „Ich war der Meinung," schrieb er an den damaligen Präpositus P. Colling S. V. D. in Argentinien, „die Jesuiten sollten diese ihre alte Mission übernehmen. Ich habe nun beim Generalat derselben angefragt, d. h. beim Kardinal Steinhuber S. J. daselbst und bei P. Meschler S. J., dem Generalassistenten und Vertreter der deutschen Jesuiten in Europa und auswärts, also auch in dem brasilianischen Staate Rio grande de Sul, an welchen Misiones anstößt, und habe gehört, daß sie nicht darauf reflektieren. Ein Ähnliches meldete früher P. Becher betreffs der spanischen Jesuiten in Argentinien[1]." — Nachdem er sich vergewissert hatte, niemand mit der Übernahme von Misiones zu nahe zu treten, sagte er zu.

Am 8. Dez. eröffnete P. Friedrich Vogt S. V. D. in der Stadt Posadas am Paraná die seelsorgliche Tätigkeit. Er fand eine sehr schwierige Aufgabe vor. Zu der religiösen Verarmung kamen noch nationale Gegensätze, die Feindschaft der mächtigen Freimaurer und der Kampf einer kirchenfeindlichen Presse. Doch der mutige Missionar harrte aus. Bald kamen opferwillige Mitbrüder zu Hilfe. Unter großen Schwierigkeiten und Plackereien ohne Ende, aber mit zäher Ausdauer wurden Kirchen, Kapellen und Schulen erbaut, Vereine gegründet, Volks- und Wandermissionen abgehalten. Langsam, aber stetig wachsend zeigten sich die Erfolge und lohnten das entsagungsreiche Schaffen dieser treuen Arbeiter im Weinberge des Herrn.

Generalsuperior Janssen verfolgte diese mühseligen Arbeiten seiner Priester in Misiones mit großer Teilnahme und ermunterte sie

[1] Brief vom 4. März 1899.

immer wieder in seinen Briefen. So schreibt er an P. Vogt: „Daß es im Beginn noch nicht so glänzend gehen kann, versteht sich von selbst. Wenn Sie aber treu ausharren, woran ich nicht zweifle, wird die Sache sicher Erfolg haben ... Eine ernste Notwendigkeit liegt ja vor. Darum dürfen wir auf die Hilfe Gottes rechnen ... Interessant war mir die Tabelle über die Zunahme des Sakramentenempfanges in den letzten Jahren. Bitte, ermüden Sie nicht; Sie sehen ja, wie der gute Gott hilft! ... Ich grüße Sie herzlich und empfehle Sie innigst der Liebe des Heiligen Geistes. Ich weiß, daß Sie es gut meinen und darauf bedacht sind, recht viel Gutes zu tun. Darum können Sie meiner Liebe versichert sein. Gott der Heilige Geist segne Sie[1]!"

Ähnlich schrieb er an P. Gerhard Wöste, der in Conzeption unter ähnlichen Verhältnissen sich abmühte. Es sah auch dort sehr traurig aus; der Pater hatte in der ersten Zeit am Sonntag als einziges Pfarrkind nur ein altes Mütterchen bei der heiligen Messe. Sein Generalsuperior ermunterte ihn in einem langen Briefe[2]:

„Wenn Sie das Ihrige tun, so meine ich, brauchen Sie nicht zu verzagen. Auch in Palmeira sah es höchst traurig aus, und doch ist jetzt schon ein beträchtlicher Fortschritt zu bemerken. Gott der Herr läßt eben seine Diener nicht ohne Hilfe. Wenn auch infolge mißlicher Zustände das religiöse Leben fast ganz abgestorben scheint, so ist dem doch nicht so. Das Wort: „Anima humana naturaliter christiana"[3] bleibt stets wahr ...

„Sie arbeiten zunächst daran, die Konkubinate zu beseitigen. Ich lobe das sehr; denn dadurch erhält der Priester das erste und notwendigste Fundament, auf dem er weiter bauen kann. Sie wollen ferner den Gottesdienst verschönern und womöglich eine christliche Schule gründen. Das sind zwei wichtige Punkte, auf die Sie fortgesetzt Ihr Augenmerk richten wollen ... Und trotz des bedenklichen Zustandes haben Sie auch angefangen zu bauen. Es soll mich wundern, was das gibt. Wären Sie einmal so weit, daß Sie ein schönes Gotteshaus mit erhebendem Gottesdienst und eine Schule hätten, dann würden Sie gewonnenes Spiel haben. Aber so etwas läßt sich nicht in einem Jahr bewerkstelligen. Der Diener Gottes, der weiß, daß alle nützlichen Pflanzungen zu ihrem Wachstum Zeit benötigen, wird plötzliche Erfolge weder von Gott noch von den Gläubigen erwarten oder verlangen, sondern der Entwicklung die erforderliche Zeit lassen. Natürlich muß er tun, was in seinen Kräften steht; er darf sich nicht der Untätigkeit hingeben.

„Es freut mich, daß Sie suchen, sich mit den Behörden gut zu stellen. Sie werden das natürlich auf die richtige Weise tun. Überhaupt ist es

[1] Brief vom 1. September 1903.

[2] Der Brief kann als Probe gelten für die väterliche Art P. A. Janssens, mit seinen geistlichen Söhnen in der Ferne zu verkehren.

[3] Die menschliche Seele ist von Natur christlich.

dann, wenn man eine schwierige Stellung hat, um so wichtiger, daß man sich das Wohlwollen aller derjenigen zu verschaffen sucht, mit denen man zu tun hat, nicht am wenigsten auch der Leute selbst. Auch der heilige Franziskus Xaverius tat das, und so hatte er manche Erfolge zu verzeichnen, die sonst ausgeschlossen gewesen wären.

„Es freut mich auch sehr, daß Sie trotz aller Schwierigkeiten guten Mut haben und gern dort tätig sind. Aus allen Ihren Briefen ersehe ich auch, daß Sie Eifer entwickeln und mit Liebe für die Beförderung der heiligen Religion eintreten. Es gereicht mir das zu großer Freude. Bitte, bleiben Sie dabei. — Vielleicht ist es mir erlaubt, Ihnen auch zu sagen, daß Sie ebenso die Acht auf sich selbst nicht aus den Augen verlieren dürfen, da der Aufenthalt unter einem verdorbenen Volke immer von manchen Gefahren begleitet ist. Als ich im Jahre 1889 in Gegenwart von P. Bechler den P. Provinzial Rathgeb S. J. sprach, der achtzehn Jahre in Brasilien sich aufgehalten, sagte er mir, sie wären immer zu zweien an einer Stelle gewesen, und er getraue sich selbst nicht zu, auf die Dauer brav zu bleiben, wenn er allein stehen würde. Also achten Sie bitte auf sich selbst und üben Sie das Gebet und die Betrachtung, auch die häufige Beichte, die gute Vorbereitung auf die heilige Messe und die Danksagung.

„Es hat der Heiland Sie auf diese Stelle gerufen, wo Sie für Ihren Gott und Herrn recht tüchtig kämpfen müssen, um etwas zu erreichen... Gott der Herr segne Sie für alles, was Sie bisher zu seiner größeren Ehre in guter Absicht getan haben! Inwieweit ich Ihnen zu helfen vermag, werde ich es tun . . . Mit vielen Grüßen in herzlicher Liebe Ihr geistlicher Vater im Herrn A. J.[1]"

* * *

Ein noch opferreicheres Arbeitsfeld als Misiones übernahm P. Arnold Janssen mit der Indianermission in Paraguay, deren Eröffnung von Argentinien aus eingeleitet wurde. Schon seit 1902 hat der Bischof von Assunción, Msgr. Juan Cinforiano, zu dessen Sprengel das wilde Urwaldgebiet gehört, immer und immer wieder P. Generalsuperior Janssen, sich doch der an Leib und Seele gleich verwahrlosten und unglücklichen Indianer Paraguays anzunehmen.

Unter den Rothäuten dieser Gegenden hatten schon vor fast 400 Jahren katholische Ordensleute, Franziskaner, Dominikaner, Mercedarier und seit 1610 besonders erfolgreich auch die Jesuiten die frohe Botschaft des Evangeliums verkündet und die Segnungen christlicher Kultur verbreitet. Zahlreiche blühende Christengemeinden wurden ins Leben gerufen, viele Tausende von Indianern wurden getauft und in Reduktionen angesiedelt, wo sie friedlich und sorglos lebten unter ihren

[1] Brief vom 23. Juni 1904.

Missionaren, die ihnen Lehrer und Priester, Ratgeber, Väter und Beschützer waren. Doch um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde das herrliche Werk von den spanischen und portugiesischen Freimaurern durch Vertreibung der Jesuitenmissionare zerstört. Die verlassenen und von den weißen Herrn des Landes betrogenen und schmählich ausgebeuteten Indianer flohen in ihre undurchdringlichen Wälder zurück und versanken wieder in heidnische Unwissenheit und Lasterhaftigkeit. Bettelarm und sittlich ganz entartet fristen sie dort ein elendes Dasein, das eher dem Leben der Tiere der Wildnis als eines nach Gottes Bild geschaffenen Menschen würdig ist.

Nun sollte diesen verlorenen und verlassenen Kindern endlich Hilfe gebracht werden. P. Arnold Janssen entschloß sich im Jahre 1908, den Bitten des Bischofs von Assunción zu willfahren und Missionare für dieses Missionsfeld bereitzustellen. Er konnte jedoch seine Absicht nicht mehr selbst verwirklichen, da der Ausbruch einer Revolution in Paraguay verzögernd dazwischentrat. Erst ein Jahr nach seinem Tode, im Januar 1910, brach die erste Karawane Steyler Missionare, drei Priester und fünf Laienbrüder, geführt von P. Franz Müller, in dieses neue Missionsgebiet auf und gründete am linken Ufer des Monday die erste Station unter den Indianern Paraguays.

In Ekuador.

Im Jahre 1895 reiste der tatkräftige Bischof Schumacher[1] aus Portoviejo (Ekuador) in Europa umher, um für seine Diözese, die das ganze Küstenland der Republik umfaßt, Priester und Priestertumskandidaten zu erbitten. Er sprach auch bei P. Arnold Janssen vor, als dieser eben in Rom weilte, und schilderte ihm die traurigen

[1] Bischof Schumacher war ein Rheinländer von Geburt und gehörte dem Lazaristenorden an. Als der Präsident Garcia Moreno die deutschen Lazaristen zur Leitung des Priesterseminars seiner Hauptstadt Quito berief, kam auch P. Schumacher dorthin und wurde Regens. Unter dem ebenso frommen wie energischen und tüchtigen Präsidenten nahm das von Parteihader zerrissene und Freimaurertum verseuchte Land einen hoffnungsvollen Aufschwung. Da traf am 6. August 1875 die Kugel eines Mörders den Präsidenten, den einzigen fähigen Mann Ekuadors, und streckte ihn auf den Stufen zur Kathedrale nieder. Eine kirchenfeindliche neue Regierung brachte die Macht an sich und vernichtete das Reformwerk Garcia Morenos. – P. Schumacher mußte sich längere Zeit verborgen halten, bis 1885 eine konservative Regierung den Liberalismus ablöste. Jetzt wurde P. Schumacher Bischof von Portoviejo und suchte mit Tatkraft und unverdrossenem Mute das kirchliche Leben zu erneuern. Nach zehn Jahren wurde die konservative Regierung durch Revolution wieder gestürzt, und es begann für Bischöfe und Priester eine neue Leidenszeit. Auch Bischof Schumacher mußte flüchten und starb nach einem überaus opferreichen Leben am 15. Juli 1902 in Samaniego (Columbia).

religiösen Verhältnisse jener südamerikanischen Republik, die zwanzig Jahre zuvor der edle Präsident Garcia Moreno feierlich dem göttlichen Herzen Jesu geweiht hatte.

„Ich mußte", so erzählte der Bischof, „meine Tätigkeit damit beginnen, von den wenigen Priestern, die ich vorfand, die meisten ihrer geistlichen Wirksamkeit zu entheben und dann mit vieler Mühe mir Priester aus Europa verschaffen. Und da ich nicht genügend erhielt, war ich genötigt, auch gute Studenten anzunehmen und auszubilden."

Nach mehreren Verhandlungen, die in Rom, Steyl und Köln stattfanden, entschloß sich Generalsuperior Janssen, dem seeleneifrigen Bischof zu helfen, wenn er auch bei den politisch so unsicheren Verhältnissen Ekuadors nicht alle Bedenken zu überwinden vermochte. Zunächst bewilligte er zwei Priester. Die Patres Heinrich Neuenhofen und Heinrich Pierlo schifften sich am 9. Oktober 1893 ein und landeten am 16. November im Lande ihrer Bestimmung. P. Neuenhofen wurde Regens und P. Pierlo Lehrer im Priesterseminar zu Santa Cruz bei Portoviejo, das nur vier deutsche und sieben spanische Seminaristen zählte.

Laut Kontrakt sollte später den Steyler Priestern auch das Gebiet von Chone als Missionsfeld übergeben werden. Bischof Schumacher gedachte schon bald den P. Pierlo damit zu betrauen und schrieb dies dem Steyler Oberen: „Die Aussichten sind dort, wie es scheint, sehr günstig. Doch vorläufig wollen wir alle Pläne lassen, bis Ihre wackeren Söhne selbst Ihnen Bericht erstatten. Ich zweifle nicht, daß sie auch Ihre letzten Bedenken werden schwinden machen und Sie vollständig überzeugen, daß der abenteuerliche Bischof von Portoviejo Sie nicht aufs Eis geführt hat. Halten Sie mir schon für den nächsten Sommer eine tüchtige Kolonne von wenigstens acht Missionspriestern und -brüdern bereit; denn das Arbeitsfeld ist groß und herrlich[1]."

Doch die Bedenken des Steyler Superiors sollten sich nur zu bald als begründet erweisen. Schon im folgenden Jahre zeigten sich die Vorboten einer Revolution. An eine Eröffnung des Missionsgebietes war nicht zu denken, und P. Pierlo übernahm Allerheiligen 1894 die Leitung der Pfarrei Olmedo mit mehreren Außenstationen.

Im Sommer 1895 brach der Sturm los. Die konservative Regierung wurde gestürzt, und die liberalen Kirchenfeinde bemächtigten sich der Gewalt. Bischof Schumacher mußte mit fast allen seinen Priestern nach dem benachbarten Columbien flüchten. Die beiden Steyler Priester blieben aber im Lande und begannen nun ein Wanderapostolat, um den verlassenen Katholiken zu helfen. P. Pierlo erlag

[1] Brief vom 7. Dezember 1893.

dieser aufreibenden Arbeit am heiligen Pfingstfeste 1896. Selbst die Kirchenfeinde sprachen ihre Hochachtung vor diesem selbstlosen deutschen Priester aus und ehrten ihn durch Teilnahme an seinem Leichenbegängnis.

Für P. Neuenhofen war das ein sehr harter Schlag. „Ich stehe jetzt allein in fremdem Lande," schrieb er an seinen Generalsuperior. „Drei Priester sind wir jetzt im ganzen, die die Diözese zu versehen haben." — Noch fast drei Jahre harrte er mutig aus. Die Verhältnisse wurden aber immer hoffnungsloser, die priesterliche Tätigkeit immer schwieriger. Schließlich wurde der Pater noch von einem gewalttätigen Freimaurer mit dem Tode bedroht, so daß er sich ganz verborgen halten mußte und jede freiere Wirksamkeit unmöglich war. Er legte in einem ausführlichen Memorandum von 9. Febr. 1899 seinem Oberen die Verhältnisse dar, worauf dieser ihn am 5. März 1899 aus dem ungastlichen Lande zurückrief und ihm in Argentinien einen schöneren Wirkungskreis gab.

In Brasilien.

Seit einem Jahr erst wirkten die geistlichen Söhne P. Arnold Janssens in Argentinien, und schon fand ihre Tätigkeit in Rom Beachtung. Mit dem Hinweis auf diese segensreiche Arbeit lud der damalige Sekretär der „Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten", der spätere Kardinal Domenico Ferrata, den Steyler Generalsuperior ein, sich auch der deutschen Kolonisten im Staate Espirito Santo in der Republik Brasilien anzunehmen. Die deutschen Katholiken der großen Kolonien S. Leopoldina und S. Izabel hätten in Rom inständig um deutsche Priester gebeten. Er möge doch diesen seinen verlassenen Landsleuten Priester seiner Gesellschaft senden[1].

Hiermit wurde dem Steyler Generalsuperior ein neues südamerikanisches Arbeitsfeld angeboten. Er trat dem Anerbieten näher und schrieb um genauere Auskunft an den Erzbischof von Rio de Janeiro, dem damals das Gebiet von Espirito Santo noch unterstellt war. Als dieses Schreiben in Brasilien ankam, war sein Adressat gerade gestorben. Die Ernennung eines Nachfolgers zog sich länger hin, und die Angelegenheit wegen der Seelsorge unter den dortigen deutschen Kolonisten blieb zunächst unerledigt. P. Janssen erhielt keine Antwort.

Erst im Jahre 1895 kam die Sache wieder in Fluß. Die beiden Patres Franz Dold und Franz Tollinger waren für die Ausreise nach Ekuador bestimmt. Doch die Verhältnisse in dieser Republik verschlimmerten sich täglich und wurden so unsicher, daß

[1] Brief vom 12. September 1890.

es ratsam schien, vorläufig keine neuen Kräfte dort einzusetzen. P. Janssen gab deshalb den beiden Patres den Auftrag, sich nach Argentinien einzuschiffen, auf dieser Reise aber in Brasilien zu landen und über die religiöse Lage der dortigen deutschen Kolonisten nach eignen Beobachtungen Bericht zu erstatten. Die Folge dieser Sendung war, daß die beiden Priester in Brasilien blieben und dort ein neues großes Arbeitsfeld der Steyler Missionsgesellschaft eröffneten.

So betraten am 12. März 1895 die ersten Missionare aus Steyl in Viktoria, der Hauptstadt von Espirito Santo, den brasilianischen Boden, den an dieser Stelle 300 Jahre zuvor der heiligmäßige Jesuitenmissionar P. Joseph Anchieta durch sein opferreiches Wirken und Beten geweiht hatte.

Schon nach drei Tagen fuhren sie den Fluß Santa Maria hinauf zu den ausgedehnten deutschen Kolonien und wurden dort mit Jubel und Frohlocken empfangen. Am Feste des heiligen Joseph hörten die hier angesiedelten braven Tiroler, Rheinländer, Westfalen, Schlesier, Schweizer und Luxemburger seit zehn Jahren zum erstenmal wieder das Wort Gottes in den Lauten ihrer deutschen Heimat. Die beiden Patres hielten auf allen Stationen Volksmissionen ab, und das religiöse Leben nahm einen überaus erfreulichen Aufschwung.

Es wäre grausam gewesen, den guten Leuten die Priester wieder fortzunehmen. P. Janssen dachte auch nicht daran. Die Berichte seiner geistlichen Söhne aus Brasilien erfüllten ihn mit großer Freude, und er sandte bald weitere Hilfe. Von Espirito Santo, das inzwischen zur Diözese erhoben worden war, dehnte er die Arbeit der Seinigen im Jahre 1899 auch auf die Diözesen Marianna und Curityba aus. In Marianna übernahmen Steyler Priester in der Stadt Juiz de Fora die Stadtpfarrei nebst fünf Filialen mit zusammen 25000 Seelen. Hier eröffneten sie auch die seit längerer Zeit eingegangene „Akademia de Commercio", die sie in wenigen Jahren zu einer blühenden Handelshochschule mit Polytechnikum ausbauten. Die Regierung genehmigte ihnen auch, trotz des Einspruches der sonst in Brasilien so mächtigen Kirchenfeinde, die Eröffnung eines Gymnasiums mit Internat in der Akademia. Beide Anstalten zählten beim Tode P. Arnold Janssens bereits über 400 Schüler.

Im Jahre 1898 übernahm er auf Drängen der beiden hochwürdigsten Bischöfe von Viktoria und Petropolis auch die Gründung und Leitung der Priesterseminare für deren Diözesen, wobei er allerdings an der Lebensfähigkeit der Anstalten sofort seinen Zweifel aussprach. Die Zukunft gab ihm recht; aus Mangel an guten Berufen gingen beide Kollegien wieder ein.

Wie in Paraguay, so wollten sich die Steyler Missionare auch der noch heidnischen Indianer in den brasilianischen Urwäldern annehmen, sie für ein zivilisiertes und christliches Leben gewinnen. Im Jahre 1906 gab P. Arnold Janssen seine Zustimmung, daß von P. Gruber am Rio Doce in Espirito Santo und von P. Münster am Ivahi in Paraná der Anfang der Missionsarbeit unter den Rothäuten gemacht wurde. Bei der tiefen Kulturstufe, auf der auch hier diese Kinder der Wildnis stehen, und ihrer gänzlichen Verarmung müssen die Missionare zuerst eine materielle Grundlage durch Ausroden des Urwaldes und Anbau des Bodens schaffen, bevor sie daran gehen können, die Indianer zu einem seßhaften Leben anzusiedeln und ihr Bekehrungswerk planmäßig zu betreiben. Das ist eine opferreiche Aufgabe, zu der ebenso viel Ausdauer und Geduld wie Heilandsliebe und Seelenliebe gehört. Durch Ungunst der Verhältnisse genötigt, mußten die Steyler Priester die Indianermission vorläufig wieder einstellen.

Ende 1908 arbeiteten in den genannten drei Diözesen Brasiliens 47 Priester, 16 Brüder und 35 Missionsschwestern aus Steyl. Die Priester leiteten 13 Pfarreien mit zahlreichen Filialen. Ähnlich wie in Argentinien suchten sie auch hier durch religiöse Vereine, durch Förderung der Andacht zum heiligsten Herzen Jesu und zur Mutter Gottes, besonders aber durch Pflege der öfteren Kommunion das Glaubensleben aufzufrischen und zur Blüte zu bringen. Ihr geistlicher Vater ermunterte sie unablässig und freute sich ebenso an ihrer fleißigen Arbeit wie an ihren schönen Erfolgen. Wie groß diese Erfolge waren, ersehen wir z. B. aus den Berichten des Pfarrers von Viktoria, P. Benzerath. Während er im Jahre 1905 nur 200 Jahreskommunionen zählte, waren sie 1910 auf 11 116 gestiegen.

In Chile.

Das fernere Arbeitsfeld, das Generalsuperior Janssen in Südamerika für seine Gesellschaft übernahm, liegt in Chile. Im Jahre 1899 wandte sich der zum damals stattfindenden „Südamerikanischen Konzil" in Rom weilende Bischof von Ancud in Chile an den Steyler Gründer und bat ihn um Übernahme der Pfarrei und Gründung eines Kollegs in der Stadt Valdivia, wo viele zugewanderte Deutsche wohnten. Die Verhandlungen führten ziemlich rasch zum Abschluß eines Vertrags. Schon im Mai 1900 wurden von Argentinien aus die beiden Patres Eduard Albers und Johann Langenstein über die hohen Kordilleren an die Westküste Südamerikas entsandt, denen bald zwei weitere folgten.

Doch ihre Tätigkeit in Valdivia fand ein rasches Ende. Die Verhältnisse stellten sich so schwierig heraus, daß es nach zwei Jahren

zur Auflösung des Kontraktes und Zurückziehung der Steyler Priester kam. Der Bischof von Ancud bedauerte dies in einem längern Schreiben an den Generalsuperior sehr, lobte die Steyler Missionare ungemein und sprach den Wunsch nach ihrer Rückkehr aus. Doch blieb es bei der einmal gefallenen Entscheidung.

Inzwischen bemühte sich der Bischof der chilenischen Diözese La Serena sehr um deutsche Priester zwecks Gründung eines bischöflichen Kollegs. Generalsuperior Janssen gab seine Zustimmung und entsandte einige Patres dorthin. Sie fanden hier die tatkräftigste Förderung seitens der bischöflichen Behörde. Schon am 10. März übernahmen sie in der Stadt Copiapó mit 80 Schülern ein Kolleg, das sich vorzüglich entwickeln sollte. Da die deutsche Wissenschaft in Chile in hohem Ansehen steht, nannten sie die Schule Liceo aleman (deutsches Lizeum).

Die Kirchenfeinde taten ihr möglichstes, den leitenden deutschen Priestern und Lehrern die größten Schwierigkeiten zu bereiten und das Unternehmen zu zerstören. Es entwickelte sich ein schwerer Konkurrenzkampf mit dem von der liberalen Prüfungskommission auf jede Weise bevorzugten städtischen Gymnasium. Aber die Radikalen erreichten ihr Ziel nicht. Die Anstalt stieg immer höher in der Wertschätzung, und die besten Familien der Stadt sandten ihre Kinder in das Liceo aleman. Seine Schülerzahl stieg auf 130. Hier wirkten 1909 als Leiter, Lehrer und Seelsorgspriester 11 Steyler Priester, denen 3 Brüder beigegeben waren.

Im Jahre 1903 übergab der Bischof von La Serena den Patres der Gesellschaft des Göttlichen Wortes auch sein Diözesanseminar, ein Gymnasium mit Priesterseminar. Es entwickelte sich noch schöner als das Kolleg in Copiapó. Mit 100 Schülern wurde es übernommen, die aber in acht Jahren auf 270 stiegen. Auch hier gaben die ersten Familien der Stadt ihre Kinder in den Unterricht und die Leitung der deutschen Priester. Acht Priester aus Steyl, unterstützt von drei Brüdern, wirkten 1909 an dieser Anstalt.

Der Generalsuperior Janssen hegte für diese blühenden Studienhäuser ein lebhaftes Interesse, was schon aus der verhältnismäßig großen Anzahl tüchtiger Priester zu ersehen ist, die er für dieselben bereitstellte. Er freute sich insbesondere über den segensreichen Einfluß, der durch die gediegene christliche Erziehung so vieler Jünglinge, die berufen waren, später vielfach in einflußreichen Stellungen zu wirken, auf weite Kreise ausgeübt wurde.

Als P. Arnold Janssen starb, versahen 121 seiner geistlichen Söhne in Südamerika die Seelsorge in 25 Pfarreien mit zahlreichen

Filialen für 350 000 Katholiken, unter denen 40 000 Deutsche, 20 000 Italiener, 17 000 Polen und 24 000 Neger waren. Außerdem leiteten sie 3 Priesterseminare und 7 von ihnen gegründete Kollegien und Mittelschulen mit 1500 Schülern.

4. Die Heidenmission in Togo, Westafrika.

Die zweite Heidenmission, die Superior Janssen für seine Gesellschaft übernahm, sollte die kleine deutsche Kolonie Togo an der Westküste Afrikas sein.

Schon im Jahre 1885 hatte er in einer Audienz bei Papst Leo XIII. seine Bereitwilligkeit zur Missionstätigkeit in den deutschen Schutzgebieten ausgesprochen. Doch wünschte er die Entscheidung dieser Sache noch hinauszuschieben. Die Mission Südschantung stand in ihrer ersten Entwicklung und benötigte die ganze Kraft der jungen Steyler Missionsgesellschaft.

P. Janssen hielt sich auch noch zurück, als ihm 1887 ein Teil Deutsch-Ostafrikas angeboten wurde. Es war Erzbischof v. Steichele von München († 1889), der diesen Antrag vermittelte, und zwar auf Bitten des Freiherrn Karl v. Gravenreuth. Dieser war von der preußischen Regierung und der „deutschen Gesellschaft für Ostafrika" beauftragt, katholische Missionare nach Ostafrika einzuladen. Der Erzbischof schrieb als Referent Gravenreuths: „Es sei eine Ehrensache, daß auch katholische Missionare für jenes Land gewonnen werden, nachdem englisch-protestantische und deutsch-protestantische dort tätig seien. Es müßten aber absolut Deutsche sein. Freilich seien in Sansibar bereits Jesuitenmissionare, die eine sehr fruchtbare Tätigkeit entfalten. Aber mit Jesuiten wolle Fürst Bismarck nicht anknüpfen, wenn auch Deutsche darunter seien.

„Indem ich Ihnen hiervon Mitteilung mache, ersuche ich Sie, sich darüber erklären zu wollen, ob Sie bereit wären, auf den Plan einzugehen und in das Gebiet der ostafrikanischen Gesellschaft zwei bis drei Missionare abzugeben, welche deutscher Abkunft sind. Die zur Etablierung der Missionen nötige Summe würde sich, wie mir mitgeteilt wurde, auf etwa zwanzigtausend Mark belaufen, für deren Aufbringung in Bayern selbst die möglichsten Schritte geschehen würden[1]."

P. Janssen lehnte ab. Als Hauptgrund machte er geltend, daß in Ostafrika bereits katholische Missionare, die Väter vom Heiligen Geist,

[1] Brief vom 19. März 1887.

seien. Er wolle sich nicht in das Missionsgebiet anderer Missionsgesellschaften eindrängen.

Bis zum Jahre 1890 ruhte nun die Frage wegen Übernahme der Missionierung einer deutschen Kolonie durch die Steyler Missionsgesellschaft. Wir hörten bereits bei der Gründung des Missionshauses Heiligkreuz, daß in diesem Jahre Fürstbischof Kopp von Breslau im Auftrage der Deutschen Regierung an P. Janssen herantrat, um Verhandlungen einzuleiten über Gründung eines Missionshauses in Preußen und die Übernahme der Missionierung deutscher Schutzgebiete.

Bei dieser Gelegenheit (im März 1890) sprach der Generalsuperior zum ersten Male von Togo, und Fürstbischof Kopp teilte dies dem Kolonialdirektor Dr. Kayser mit, der sich zustimmend äußerte. Die große Zurückhaltung P. Janssens ließ es aber nicht zu einer Entscheidung kommen.

Auch als er im Winter desselben Jahres mit Bischof Anzer in Berlin weilte, verhielt er sich allem Drängen gegenüber zögernd. Dr. Kayser erklärte ihm selbst, es sei ihm lieb, wenn Steyl Togo übernähme; noch lieber, wenn es auch einen Teil von Deutsch-Ostafrika missioniere, denn dort sei Deutschlands Hauptkolonie.

Der Generalsuperior lehnte Ostafrika mit derselben Begründung wie früher ab. Es seien schon katholische Missionare dort, die doch mehr Anspruch hätten. Der Kolonialdirektor betonte, die Regierung wolle unbedingt deutsche Missionare, was aber P. Janssen nicht veranlaßte, seinen Standpunkt zu ändern. Die Verhandlungen führten noch zu keiner Entscheidung.

Im Februar des folgenden Jahres weilte der Steyler Gründer in Rom. Auf Veranlassung des Kardinals Simeoni verhandelte er mit dem Sekretär der Propaganda Msgr. Jacobini über die Mission in den deutschen Schutzgebieten. Dieser nannte ihm auch an erster Stelle Ostafrika, dann Südwestafrika. P. Janssen konnte sich für keines der beiden Gebiete entschließen. Togo hatte sein besonderes Interesse gewonnen; aber auch darüber machte er keine bestimmte Zusage, sondern reiste ohne Entschlußfassung ab. Er wollte die Angelegenheit mit seinem Rate weiter überlegen.

Da erhielt er am 16. Juli 1891 ein Schreiben der Propaganda mit dem bestimmten Ersuchen, eine Mission in Afrika zu übernehmen und seinen Wunsch hinsichtlich eines von ihm bevorzugten Gebietes auszusprechen. Nun war er zum Vorgehen genötigt. Am 27. Juli und 5. August beschloß er mit seinem Rate, sich für Togo an erster Stelle zu entscheiden. Er sei aber auch, wenn es gewünscht werde, bereit, einen Teil Ostafrikas zu übernehmen und bevorzuge das Gebiet Useguha, nördlich von Bagamojo.

„Ich habe in jenen Tagen", so erzählt der Gründer in seinen Erinnerungen, „alle mir zu Gebote stehende Zeit darauf verwandt, mich in die afrikanischen Missionsverhältnisse hineinzuarbeiten. Ich habe mir viele Werke kommen lassen und bis tief in die Nacht hinein studiert."

Erst am 22. Februar 1892 entschied sich der Generalkonvent der Propaganda für die Errichtung einer Apostolischen Präfektur in Togo[1] und übertrug sie der Steyler Missionsgesellschaft. Papst Leo XIII. bestätigte diesen Beschluß unter dem 13. März desselben Jahres.

So waren den geistlichen Söhnen P. Arnold Janssens auch die Tore des schwarzen Erdteils geöffnet, und sie sollten mit so vielen anderen opfermutigen Missionaren vereint an der Rettung der unglücklichen Negervölker arbeiten.

* * *

Das Interesse für die afrikanischen Missionen flammte damals infolge der Antisklavereibewegung mächtig auf. Darum war auch in der jungen Steyler Missionsgesellschaft die Freude groß über die Neugründung einer eignen Mission im „Mohrenlande", und an Bewerbern um die Ehre, als Missionar nach Togo ziehen zu dürfen, fehlte es nicht. Doch der vorsichtige Gründer dachte nicht daran, gleich eine ganze Karawane Glaubensboten in das gänzlich unbekannte Tropengebiet zu entsenden. Zwei Priester und drei Laienbrüder sollten das Fundament legen.

Zum Apostolischen Propräfekten für Togo wurde auf Vorschlag des Steyler Oberen P. Johannes Schäfer ernannt und als Begleiter ihm P. Matthias Dier zugesellt. Mit ihnen teilten die Brüder Johannes, Norbertus und Venantius die Freude, den Grundstein zur später so blühenden Togomission legen zu dürfen.

Die Abschiedsfeier für die ersten Togomissionare fand am 17. Juli 1892 statt. Erzbischof Krementz von Köln hielt die Festpredigt und überreichte den Glaubensboten das Missionskreuz mit den Worten: „Siehe hier, mein Sohn, das Kreuz, dein Schutz in Gefahren, dein Hüter auf allen Wegen, dein Trost im Leben und im Sterben!"

Die letzten Scheideworte des neuen Apostolischen Propräfekten, der mit seiner kleinen Apostelschar der ganz unsicheren und dunklen Zukunft entgegenging, waren voll Zuversicht und Vertrauen: „Mutig ziehen wir hinaus zu den Schwarzen, wir bangen und zagen nicht; denn wir wissen, daß in Deutschland sowie hier im Hause täglich viel

[1] Dieses Gebiet gehörte bis dahin zum Apostolischen Vikariat Dahomé, das die Lyoner Missionare verwalten.

für uns gebetet wird[1]." Nach fünfwöchiger Seefahrt betraten die Missionare am 27. August glücklich und wohlbehalten die Küste Togos, und zwar in dem damals ziemlich unbedeutenden Fischerdorf Lome.

Der neue Weinberg, der ihnen anvertraut worden war, stellt auf der Karte nur ein kleines Fleckchen Erde vor. Immerhin kommt Togo der Größe Bayerns und Württembergs gleich und wird von einer Million durchweg fleißiger und geschickter Neger bewohnt. Sie zählen zu den bildungsfähigsten Stämmen Afrikas[2]."

Daß unsere katholischen Missionare in dem kleinen Lome und nicht in dem Regierungssitz Anecho oder in der Stadt Togo ihre erste Niederlassung gründeten, geschah deshalb, weil dort bereits die Protestanten Stationen besaßen. Kolonialdirektor Kayser hatte gewünscht, daß dort die eine Konfession keine Station gründen solle, wo die andere bereits festen Fuß gefaßt habe, um so Störungen des Friedens möglichst vorzubeugen[3].

Als er diesen Grundsatz dem Steyler Generalsuperior bekannt gab, schrieb ihm dieser zurück: „Von ganzem Herzen wünschen wir ein friedliches Nebeneinanderwirken der Konfessionen, so weit das bei den einmal bestehenden Gegensätzen möglich ist, und wir werden alles möglichst vermeiden, dessen Vermeidung man zur Aufrechthaltung des Friedens mit Recht von uns verlangen kann. Zugleich aber möchten wir ein hohes Kolonialamt und die demselben unterstellten hochgeehrten Landesbehörden ganz ehrerbietigst ersuchen, darauf auch bei anderen dringen zu wollen.

---

[1] KlHJB 1895, 87.

[2] Seit am 5. Juli 1884 an der schmalen Togoküste zum ersten Male die deutsche Flagge hochstieg, hatte eine starke Hand begonnen, Friede und Ordnung unter den Hunderten sich befehdenden kleinen Stämmen dieses Landstriches auf der berüchtigten Sklavenküste zu schaffen. Der schmachvolle Sklavenhandel und die Haussklaverei hörten auf, Verkehr, Handel und Gewerbe hoben sich, und die Leutchen lernten ziemlich rasch über die Wohltat des neuen Regiments die verlorene Freiheit und alte Ungebundenheit vergessen. Togo wurde die friedlichste und rentabelste deutsche Kolonie.

[3] An protestantischen Glaubensboten missionierten in Togo bereits seit 1858 die englischen Wesleyaner und seit 1859 die Bremer Missionsgesellschaft, beide allerdings mit geringen Erfolgen. Während die katholischen Missionare sich von den Orten mit protestantischen Niederlassungen fernhielten, kamen beide protestantischen Missionsgesellschaften sofort nach Lome, als dieses Hauptsitz der Regierung wurde, und gründeten dort Stationen, obwohl doch dieser Ort den Katholiken ausdrücklich von der Regierung angewiesen worden. Da die Regierung die Handlungsweise der Protestanten durch Stillschweigen guthieß, hielten sich auch die katholischen Missionare nicht mehr an jenen Grundsatz Dr. Kaysers gebunden.

„Was die räumliche Trennung angeht, so werden wir auch diese anstreben, ohne aber damit die Verpflichtung auf uns zu nehmen, unbilligen Anforderungen, tendenziösen Hinderungen oder böswilligen Machinationen Rechnung zu tragen[1]."

Am 28. August, dem Feste des heiligen Augustinus, des größten heiligen Bischofs Afrikas, feierten unsere beiden Missionare in einer Faktorei das erste heilige Meßopfer auf afrikanischem Boden und flehten den Segen des Allerhöchsten auf den Anfang ihres schweren Werkes herab. Dann griffen sie mit Eifer ihre Aufgabe an. Der Kaiserliche Kommissar von Puttkammer schenkte ihnen ein Grundstück nahe der Küste, das sie durch Ankauf auf ihren Bedarf vergrößern konnten. Hier errichteten die Brüder das „Tropenhaus", das sie von Steyl mitgebracht hatten.

Die Priester begannen Land und Leute und die Sprache zu studieren. Durch einige aus Dahomé zugewanderte Christen wurde ihnen der schwere Anfang etwas erleichtert. Da auch in der Regierungsstation Anecho und dem benachbarten Adjido sich Altchristen vorfanden[2], so wurde die zweite Station in Adjido eröffnet, die dritte in der, wie es schien, recht gesund gelegenen Stadt Togo, dem Hauptsitz des Fetischismus an der Küste. Das waren bedeutende Leistungen in einem einzigen Jahre.

* * *

Leider forderte schon sehr bald das tückische Tropenklima von den fleißigen, aber im Tropenleben noch unerfahrenen Missionaren seine Opfer. Der Apostolische Propräfekt P. Schäfer erkrankte im Frühjahr 1894 schwer an den Pocken, er mußte die Mission für immer verlassen und nach Europa zurückkehren. Vorläufig verwaltete P. Dier die Mission, bis am 29. Juli 1896 P. Hermann Bücking, der seit Dezember 1894 in Togo wirkte, von der Kongregation der Propaganda zum ersten Apostolischen Präfekten für die Togo-Mission ernannt wurde. Sein geistlicher Vater in Steyl schrieb ihm bei dieser Gelegenheit:

„Indem ich Ihnen zu dieser Erhebung von ganzem Herzen Glück wünsche, ermahne ich Sie, sich selbst um so mehr zu erniedrigen, je mehr

[1] Brief vom 15. Juli 1892.

[2] Die ersten katholischen Glaubensboten in Togo waren zwei Lyoner Missionare, die vom benachbarten Apostolischen Vikariat Dahomé aus bei Atakpame eine Missionsstation eröffneten. Sie wurden leider schon bald von den Fetischdienern vergiftet. Der eine starb, der andere mußte krank das Land verlassen. Die Heiden zerstörten die Station. Die Lyoner Missionare hatten auch die Altchristen in Adjido unterrichtet und zuweilen besucht. Es handelte sich hauptsächlich um die Nachkommen einiger, während der Blüte des Sklavenhandels nach Togo eingewanderter Brasilianer.

Sie erhoben werden. Ich bitte Gott den Heiligen Geist, daß er seine reichste Gnade über Sie ausgieße und einen recht starken und erleuchteten Engel Ihnen sende, damit Sie dieses so schwierige Amt auf eine ihm wohlgefällige Weise verwalten und in demselben recht viel Gutes zu Ehren Ihres Schöpfers, Erlösers und Heiligmachers, und zum Nutzen der unsterblichen Seelen vollbringen mögen.

„Wollen Sie zu diesem Zweck auch ein guter Sohn der Gesellschaft bleiben, treu und eng verbunden mit dem Haupte derselben und ein gewissenhafter Beobachter der Regel und Gelübde, von deren treuen Erfüllung das neue Amt Sie keineswegs entbindet. Seien Sie ein eifriger Verehrer des Heiligen Geistes, den Sie als den Vater und Stifter unserer Gesellschaft verehren, und für dessen größere Ehre Sie aus allen Kräften eifern sollen. Wenn Sie das tun, wird sein Segen auch mit Ihnen sein, so daß Sie am Tage der großen Ernte viele und reiche Garben vor den Herrn der Ernte bringen können. Das walte Gott in Gnaden! —

„Sie sind nun der erste Präfekt der dortigen Apostolischen Präfektur. Welch ein Antrieb, das Fundament gut zu legen und auf dem, was durch die Mühen Ihrer Vorarbeiter bereits geschehen ist, gut fortzubauen! Indem ich Ihnen recht viele und gesegnete Jahre der Verwaltung wünsche, ermahne ich Sie, sich nicht übermäßig anzustrengen, damit Ihre Lebenskraft nicht zu bald erschöpft ist, und für Ihre und Ihrer Untergebenen Gesundheit gut zu sorgen[1]."

Ja, der Gesundheitszustand der Missionare machte ihm noch viele Sorge. Schon am 31. Juli 1895 schrieb er an alle: „Meiden Sie mit Vorsicht das Betreten sumpfiger Gegenden und das längere Schlafen zur ebenen Erde. Erwägen Sie, daß Sie, wenn Sie einmal Fieberstoff gefaßt, ihn sobald nicht mehr loswerden."

Bestand dies Kreuz bis Sommer 1896 erst in häufigen schweren Erkrankungen, so riß in den nächsten Jahren auch der Tod schmerzliche Lücken in die Reihen der Glaubensboten. In drei Jahren starben drei junge hoffnungsvolle Priester, ein Bruder und eine Missionsschwester und fanden ein allzu frühes Grab auf Togos fieberschwangernder Küste. Andere mußten ganz entkräftigt die Reise nach Europa antreten, um ihr Leben zu retten. Das waren schwere Heimsuchungen für die Mission und ihren eifrigen Apostolischen Präfekten. P. Generalsuperior Janssen tröstete ihn:

„Ich kann mir denken, daß so manche Verluste (ein Priester gestorben, zwei Priester und drei Brüder als Kranke nach Europa zurück!) Ihnen hart gewesen sind. Aber wollen Sie nicht verzagen! Alle sind gut in Europa angekommen und viele oder alle wollen gern wieder nach Afrika zurück. — Eine solche tropische Mission kostet ja Opfer; aber wenn die Zeit der Prüfung vorüber ist, kommt die Zeit des Trostes

[1] Brief vom 30. Juli 1896.

und des Segens. Schon beginnen sich zwei neue Kirchen und ein neues Haus zu erheben. So wird die Mission allmählich eine ganz andere Gestalt bekommen. Ich hoffe, Sie lassen den Mut nicht sinken und auch die hochwürdigen Patres und die Brüder nicht, an welche ich diesen Brief zugleich richten möchte. Nach dieser Zeit kommt wieder eine bessere.

„Ich bin in Rom und komme oft nach St. Peter und bete dort an den Gräbern der heiligen Apostel ... Da die Togomission besonders geprüft ist, so ist es meine Pflicht, auch besonders für sie zu beten. — Ich ermahne Sie, trösten und stärken Sie sich gegenseitig durch aufrichtige brüderliche Liebe, und seien Sie immerdar treue Söhne der Gesellschaft in frommer Übung und Bewahrung der heiligen Gelübde und unserer Regel [1]."

Die hier ausgesprochene Hoffnung auf Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse hat sich glücklicherweise bald erfüllt. Von Jahr zu Jahr gelang es den Missionaren besser, sich den klimatischen Bedingungen anzupassen. Daß mehrere aus ihnen jetzt schon über 20 Jahre in der Mission wirken, ist gewiß ein klarer Beweis, daß das Klima in Togo auch für Europäer durchaus erträglich ist.

* * *

Die klimatischen Schwierigkeiten, die Feindseligkeiten der Fetischdiener, der Gegensatz zu den protestantischen Sendlingen, der sittliche Tiefstand der erwachsenen Neger und so manche Entbehrungen verschiedener Art reichten völlig aus, um die Missionstätigkeit in Togo zu einem rechten Opferleben zu machen. Aber der jungen Mission sollten noch besondere Stürme nicht erspart bleiben. Die Missionare wurden vorübergehend in peinlichste Konflikte mit einigen deutschen Beamten verwickelt. Die nähere Erörterung dieser bedauerlichen Vorfälle sind in eine eingehende Geschichte der Togomission zu verweisen. Uns interessiert nur das Verhalten des Steyler Generalsuperiors in der Zeit, da diese Stürme über seine Missionare dahinbrausten, von denen einige sogar auf kurze Zeit verhaftet und in Prozesse verwickelt wurden.

P. Arnold Janssen war eine durch und durch friedliebende Natur. Um des Friedens willen verzichtete er bereitwillig auch auf bedeutende Vorteile und brachte gern Opfer. Aus dieser Gesinnung heraus ermahnte er auch die Seinigen, besonders aber die Missionare in fremden Ländern, für den Frieden recht besorgt zu sein. So schrieb er bereits im Jahre 1895, als in Togo die ersten Schwierigkeiten mit einem Regierungsbeamten sich eingestellt hatten und wieder überwunden waren, an seine dortigen Priester:

[1] Brief vom 8. April 1899.

„Es ist nötig, daß der Missionar, soweit es angeht, ein gutes Einvernehmen mit den europäischen Residenten, besonders aber mit der Regierung und den Häuptlingen des Landes sowie mit angesehenen Eingeborenen zu wahren sucht. Zu diesem Zwecke muß schon das eine oder andere Opfer gebracht werden und ist dadurch auch entschuldigt. Aber man kann natürlich darin auch zu weit gehen. — Ferner ist zu bemerken, daß eine intime Freundschaft weder gut noch auch überhaupt zu erreichen ist. Man behandle als gebildeter, wohlwollender Mann alle mit Freundlichkeit und einer gewissen, aber immer in den rechten Schranken bleibenden Offenheit und vermeide wo möglich alles, was Reibungen und Dissonanz hervorruft. Im übrigen dürfen, ja sollen alle wissen, daß Missionare andere Grundsätze und Lebensgewohnheiten haben als andere Leute [1]."

Die Togomissionare gaben sich redliche Mühe nach diesen soliden Anweisungen ihres geistlichen Vaters zu handeln. Nichtsdestoweniger wurden fünf aus ihnen im Mai und Juni des Jahres 1903 in einen schweren Konflikt mit Regierungsbeamten verwickelt. P. Generalsuperior forderte sie zu eingehendem Bericht über die Ereignisse auf und sandte ihnen dann nachstehenden schönen Trostbrief:

„Ich habe die Berichte erhalten betreffend die Vorgänge im Mai und Juni dieses Jahres. Als Fernstehender muß ich mich jedes autoritativen Urteils enthalten. Im übrigen aber zweifle ich gar nicht, daß die Sache sich ganz so verhält, wie sie mir berichtet worden ist.

„Ich ersehe aus diesen Berichten, daß Sie viele Leiden der mannigfachsten Art durchgemacht haben, selbst vor Haussuchung und Verhaftung nicht bewahrt geblieben sind. Das sind Leiden außergewöhnlicher Art. Da ich von ihrer Unschuld überzeugt bin, habe ich mich wegen dieser Vorkommnisse herzlich betrübt und großes Mitleid mit Ihnen getragen, daß Sie so schwer heimgesucht wurden. Anderseits weiß ich aber auch, wie ich als Christ nach der Lehre der Geistesmänner über derartige Dinge zu urteilen habe. Und da ich glaube, daß solche Dinge, so hart sie der Natur auch sind, auf der anderen Seite große Gnaden darstellen, so hoffe ich, daß daraus am Ende viel Gutes sowohl für Sie als auch für die ganze Mission hervorgehen wird.

„Ich darf glauben, daß Sie ungerecht verfolgt sind, und nicht bloß das, sondern auch um der Gerechtigkeit willen, weil Sie für die gute und gerechte Ordnung aufgekommen sind und versucht haben, dieselbe zu schützen. Unser göttlicher Heiland aber sagt: „Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen; denn ihrer ist das Himmelreich!" — Welche Freude wird es im Himmel für Sie sein, sich erinnern zu können, um der guten Sache willen auch in Haft gewesen zu sein!

[1] Brief vom 29. September 1895.

„Freilich ist die Sache noch nicht zu Ende, und wer weiß, was die Gegner alles tun werden, um sie zu verdunkeln. Darum seien Sie klug und vorsichtig. Übrigens werden Sie in dieser Beziehung wohl schon gewitzigt sein, daß Sie meines Rates nicht bedürfen.

„Noch einmal: Haben Sie gute Hoffnung, aber seien Sie außerordentlich klug und vorsichtig und hüten Sie sich, durch einen falschen Schritt Ihre Sache minder günstig zu gestalten. Wo die Obrigkeit als solche Ihnen entgegentritt und Sie zu gehorchen verpflichtet sind, werden Sie das nicht unterlassen.

„Zugleich freue ich mich, an das Vorstehende die Mitteilung anknüpfen zu können, daß Togo bei der diesjährigen Verteilung folgende Missionare zugewiesen erhalten hat: P. Porten, P. Heise, P. Striewe und P. Münch, also vier an der Zahl. Auch hoffe ich, daß sie Ihnen durch ihre Leistungen und ihren guten Geist Freude machen werden.

„Endlich benutze ich die Gelegenheit, Ihnen allen zu danken für Ihre Briefe, die Sie an mich sandten. Leider ist es mir zu meinem großen Leidwesen nicht möglich, jeden einzelnen durch einen eignen Brief zu beantworten. Darum bitte ich Sie, sich mit diesem Schreiben gefälligst begnügen zu wollen.

„Auch die guten Brüder Probus und Willibrord, die ebenfalls einige Stunden verhaftet worden sind, lasse ich freundlichst grüßen und zu ihren Leiden von Herzen kondolieren und beglückwünschen.

„Es macht mir viele Freude, geliebte hochwürdige Mitbrüder, zu sehen, daß Sie voll Mut und Vertrauen zusammenstehen, um mit kluger Ausdauer Ihre Sache und die Sache Gottes zu verteidigen. Gewiß wird Gott der Herr Sie nicht verlassen. Ich begrüße Sie alle freundlichst und bete für Sie. Ihr Schicksal hat auch hier große Teilnahme gefunden, und alle Mitbrüder vereinigen sich mit mir[1]."

P. Generalsuperior Janssen beschränkte sich in der ganzen schwierigen Angelegenheit auf persönliche Teilnahme. In die Entwicklung der Sache und ihren äußeren Verlauf griff er in keinerlei Weise ein, um nicht seine Gesellschaft als solche darein zu verstricken. Das deutsche Kolonialamt bestätigte ihm später, daß die Regierung an seiner Stellungnahme nichts auszusetzen habe.

Für die Mission hatten diese Ereignisse aber sehr schmerzliche Folgen, indem auf Drängen der Regierung drei der tüchtigsten Missionare, unter ihnen auch der verdiente Apostolische Präfekt P. Bücking, Togo verlassen mußten. Sein Nachfolger wurde P. Nikolaus Schönig.

*　*　*

Trotz dieser Heimsuchungen und Stürme entwickelte sich die Mission prächtig. Was unter Leiden gesät wurde, konnte mit Freuden geerntet werden. Die katholischen Missionserfolge überflügelten bald

[1] Brief vom 1. August 1903.

auf allen Gebieten die um 30 Jahre älteren protestantischen. Besonders verlegten sich die katholischen Missionare auf die Schule und brachten es dahin, daß die katholische Togomission schon nach fünfzehn Jahren die zahlreichsten Schulen und Schulkinder in allen westafrikanischen Missionsgebieten hatte.

Der Steyler Generalsuperior nahm lebhaftesten Anteil an diesem erfreulichen Fortgang und unterstützte mit Rat und Tat das Wirken seiner Priester im fernen Togo. Zu der wichtigen Frage z. B., wo neue Niederlassungen zu gründen seien, schrieb er an den Präfekten P. Bücking:

„Neue Niederlassungen sind gut auszuwählen und ist besonders zu sehen: erstens auf passende Lage, zweitens hinreichend große Bevölkerung, drittens vor allem, daß die Leute einigermaßen gut scheinen. Stationen in ganz verkommenen Orten, wie z. B. in Togo (Stadt), zu errichten, hat keinen Zweck[1]. Kommt die Gnade zu diesen Leuten, so haben sie eine größere Schuld, wenn sie sie abweisen. Das Christentum ist eine kostbare Perle, welche nicht für die Säue paßt; es kann nur blühen in und mit der Tugend der Keuschheit.

„Machen Sie sich keine zu großen Sorgen, wenn die Protestanten ihnen irgendwo zuvorkommen, wo Sie einer Bitte um Missionare und Schule nicht entsprechen können. Wenn Gott der Herr einen sehr raschen Vorausgang wollte, hätte er Ihnen nicht drei tüchtige Missionare sterben lassen. Zudem wissen Sie, daß Sie in so weiter Ferne keinen einzelnen postieren können, ja nicht einmal zwei, wenn Sie nach dem Tode des einen keinen Nachschub haben. Sie müssen nicht denken, dann telegraphiere ich (nach Steyl); wenn einer stirbt, muß ein anderer kommen. Ich wage es nicht, in eine so schwierige Mission einen zu schicken, der nicht gerne hingeht. Auch kann ich keine schicken, bis sie ganz ausgebildet sind, wenn ich auch hier und da im äußersten Notfall Ausnahmen gemacht habe[2]."

In einem anderen Briefe gibt er folgende Ratschläge: „Ich habe wohl vor, Ihre Mission, so weit als möglich, zu unterstützen, damit Sie in Lome und Kleinpopo zu einer Kirche kommen. Ich fordere dann aber eingehenden Bericht und ziemlich genauen Grundriß, woraus ich erkennen kann, daß die Lage gut und Grund und Boden hinreichend ist. Dabei darf nicht gescheut werden, für Bodenerwerb (in der Umgebung der Kirche) eine größere Summe anzulegen, und zwar **bevor** die Kirche gebaut wird . . .

---

[1] Die erste Gründung einer Missionsstation in Togo-Stadt, der Hochburg des Fetischdienstes und damit der Sittenlosigkeit, hatte tatsächlich so wenig Erfolg, daß sie nach einigen Jahren wieder aufgegeben werden mußte. Doch Schweiß und Tränen waren nicht dauernd vergebens. Nach einigen Jahren verlangten die Bewohner des Ortes die Rückkehr der Missionare. Die Wiederaufnahme der Missionstätigkeit hatte solchen Erfolg, daß jetzt dort eine schöne gotische Kirche sich erhebt, die jeden Sonntag mit katholischen Negern angefüllt ist.

[2] Brief vom 25. März 1899.

„Mein System ist: Anlegung von Zentralstationen, wo wenigstens zwei Priester sein müssen, und Beiseitelassen der kleineren Stationen mit einem Priester. Dann aber bei jeder Residenz Pflanzungen, woraus in Zukunft etwas gehofft werden kann, und wo die Schüler beschäftigt werden.

„Eine Hauptsorge sei, für Ihre eigne und der anderen Gesundheit zu sorgen und oft vor jedem Leichtsinn in dieser Beziehung zu warnen. Der Kampf mit der Ungunst des Klimas steht in Afrika an erster Stelle und noch vor dem Kampf mit dem Heidentum . . . Bitte, hüten Sie sich vor übertriebener Arbeit. Es ist mir viel lieber, daß Sie Ihre Sachen nur halb tun, als daß Sie sich vor der Zeit aufreiben[1]."

Der eingangs dieses Briefes erwähnte Kirchenbau in Lome lag dem Apostolischen Präfekten sehr am Herzen. Lome war inzwischen Hauptsitz der deutschen Regierung geworden und nahm eine ganz ungeahnte Entwicklung. Die katholische Mission hatte hier ihre Hauptstation, die meisten Christen und die besten Schulen. Die Missionskapelle war viel zu klein geworden.

So war es notwendig, der Erstarkung der Gemeinde auch nach außen einen entsprechenden Ausdruck zu geben durch ein würdiges Gotteshaus, in dem der schöne katholische Gottesdienst mit erhebender Feierlichkeit abgehalten werden konnte.

Im Jahre 1900 entschloß sich der Präfekt, den Bau im Vertrauen auf Gott und die Hilfe aus der Heimat in Angriff zu nehmen. Er fragte seinen Generalsuperior um Erlaubnis und bat um Unterstützung. Dieser antwortete nicht ohne Humor:

„Zum Kirchenbau in Lome haben Sie meine Erlaubnis nicht nötig. Aber Sie sind ein schlauer Mann. Sie denken: ‚Ich ehre ihn, indem ich um Erlaubnis frage, und dann muß er auch tüchtig helfen. Am besten wäre es, wenn er den Kirchenbau der Hauptsache nach ganz auf seinen Rücken nähme.' — Ich helfe den Missionen ja gern, so weit ich kann. Ich fürchte aber, ein Klagelied von P. Blum (Generalprokurator) und Bruder Angelinus (Schreinermeister in Steyl) zu hören zu bekommen . . . Genug, ich will die Sache noch nicht definitiv abschlagen wegen der von Steyl erbetenen Hilfe. Indessen kann ich im Augenblick auch noch nicht zusagen, wie ich es zu tun wünsche[2]."

Doch er half und half tüchtig. Unter Leitung des Zimmermeisters Bruder Johannes wuchs die neue Herz-Jesu-Kirche auf Togos Küste rasch und sicher empor. Bald strahlte ein schlankes Turmpaar weithin über das unermeßliche Meer und kündete den vorüberfahrenden Schiffern den beginnenden Sieg des Kreuzes Christi über den dunklen Fetischdienst der armen Togoneger.

[1] Brief vom 9. Juni 1897. [2] Brief vom 4. Februar 1900.

Der Generalsuperior freute sich sehr über dieses Werk. In einem Briefe an alle Missionare schrieb er: „Besonders freue ich mich darüber, daß der Neubau der Kirche in Lome sich seinem Ende nähert. 1892 hat die Mission begonnen. 1902, zehn Jahre später, hat sie nun bereits eine dreischiffige Kirche mit großer katholischen Gemeinde und zahlreichen Stationen. Das ist ein großer Erfolg bei so vielen Unglücksfällen, welche die arme Mission getroffen haben. Es waren aber nur vorübergehende Wunden, welche den Vorausgang der ganzen Mission, wenn auch stellenweise geschädigt, doch nicht dauernd aufgehalten haben. Gott dem Herrn sei Dank für alle Leiden wie für alle Freuden und Segnungen! Wenn die Kirche fertig ist und im Gebrauch sein wird, werden Sie bemerken, welchen Vorteil die ganze Präfektur in ihrer geistigen Erhebung daraus zieht[1]."

Am 21. September 1902 wurde das stattliche Gotteshaus feierlich eingeweiht. Die Freude der Missionare und der Jubel der guten Neuchristen waren sehr groß. P. Generalsuperior erhielt einen längeren Bericht über die für Togo so hochbedeutsame Weihe. Er antwortete:

„Die Mitteilung über den schönen Verlauf Ihres großartigen Kirchweihfestes haben uns alle sehr gefreut. Ich habe den Bericht bei Tisch vorlesen lassen, und man nahm mit Interesse Kenntnis davon. — Sie wären also so weit, daß Sie in Ihrer Hauptstadt eine neue Kirche hätten, die dem heiligsten Herzen Jesu geweiht ist. Ich wünsche von ganzem Herzen Glück und bitte dieses göttliche Herz, daß es recht viele Gnaden über Sie und die ganze Mission ergießen wolle.

„Auch von der staunenswerten Vermehrung Ihrer Schulen rings um Agome-Palime habe ich mit Freuden Kenntnis genommen. Gebe Gott, daß es so vorangehe, und daß Sie noch recht viel Gutes tun können. P. Schröder hat mir bereits von dort aus geschrieben, und ich sehe, daß er recht zufrieden ist. Nach den vielen traurigen Schicksalschlägen und Sterbefällen, welche die Mission durchgemacht hat, scheint sie ja jetzt einer besseren Zukunft entgegen zu gehen. Ich erbaue mich auch an dem Eifer, mit dem Sie und alle Ihre Mitarbeiter im Weinberg des Herrn tätig sind[2]."

Auf diese große Freude folgte leider schon im nächsten Jahre das große Leid des Konfliktes mit einigen Regierungsbeamten, den wir oben kurz gestreift haben. Doch der gesegnete Fortgang der Mission wurde dadurch nicht verhindert. Noch sieben Jahre konnte sich der Steyler Gründer an den fleißigen Arbeiten und schönen Erfolgen seiner Togomissionare erfreuen, und er erlebte die solide und gediegene Festigung des dortigen Missionswerkes. In seinem Todesjahr zählte die

[1] Brief vom 7. März 1902. [2] Brief vom 4. Februar 1902.

katholische Mission in Togo 31 Priester[1], 9 Brüder, 20 Missionsschwestern und 178 schwarze Lehrer; 8 Hauptstationen, 138 Schulen mit 6278 Schülern; 1 Handwerkerschule und 1 Lehrerseminar waren gegründet. Die Zahl der lebenden Neuchristen betrug 6163.

Wie erfolgreich sich auf diesem Fundament weiterbauen ließ, erkennen wir daran, daß acht Jahre später die Zahl der lebenden Neuchristen bereits 22000 betrug.

5. Die Heidenmission in Deutsch-Neuguinea.

Zu einer Missionsgründung im wiederholt angebotenen Deutsch-Ostafrika kam Generalsuperior Janssen nicht. Nach der Übernahme von Togo wird Ostafrika nicht mehr erwähnt. Dafür sollte er aber schon bald eine andere deutsche Kolonie in Angriff nehmen.

Im Jahre 1885 sicherte sich das Deutsche Reich durch Vertrag mit England einen Teil von Neuguinea, der zu Australien gehörenden größten Insel der Welt. Dieses deutsche Schutzgebiet in der fernen Südsee ist so groß wie das Königreich Preußen; seine noch unbekannte Einwohnerzahl wird auf ½—1 Million geschätzt.

Katholische Missionare gab es hier noch nicht. Zwar war der ganze Südteil der Insel der „Kongregation des heiligsten Herzens" von Issoudun in Frankreich anvertraut. Doch war es dieser noch nicht möglich gewesen, in dem nunmehr deutschen Anteil die Missionstätigkeit zu eröffnen. Protestantische Missionare kamen 1887 ins Land.

Die deutsche Regierung wünschte um der kulturellen Erschließung des Landes willen, daß auch katholische Missionare mit ihrer Tätigkeit in der neuen Kolonie einsetzten. Sie beantragte deshalb in Rom, daß Deutsch-Neuguinea (Kaiser-Wilhelms-Land) einer deutschen katholischen Missionsgesellschaft übertragen werde.

Unter dem 29. Mai 1895 fragte Kardinal Ledochowsky, Präfekt der Propaganda, beim Steyler Gründer an, ob er bereit sei, jenes Gebiet zu übernehmen. Der Generalsuperior verhandelte sofort mit seinem Rate, und bereits am 5. Juni beantwortete er das Schreiben des Kardinalpräfekten im bejahenden Sinne. Am folgenden Tage schon schlug er der Propaganda als ersten Apostolischen Präfekten für die in Aussicht stehende Mission den Chinamissionar P. Eberhard Limbrock vor, der bereits dreizehn Jahre in Südschantung erfolgreich wirkte. Er trat auch zugleich mit diesem in Verhandlung, der unter

[1] 6 waren inzwischen in Togo gestorben.

Zustimmung des Bischofs Anzer sich bereit erklärte, die schwierige Aufgabe der Gründung einer Tropenmission in der fernen Südsee zu übernehmen. So hatte der Generalsuperior mit einer sonst bei ihm nicht gewöhnlichen Schnelligkeit diese bedeutsame Sache zur Entscheidung gebracht.

In Rom zogen sich aber die Verhandlungen wegen Abtrennung und Errichtung der neuen Apostolischen Präfektur „Kaiser-Wilhelms-Land" noch bis zum Frühjahr 1896 hin. Am 24. Februar wurde endlich der Akt vom Heiligen Vater vollzogen, und am 4. März P. Limbrock zum ersten Apostolischen Präfekten bestimmt.

Nun wurde in Steyl gerüstet, um das neue Arbeitsfeld bald in Angriff zu nehmen. Als weitere Missionare bestimmte der Generalobere die beiden Patres Franz Dormann und Joseph Erdweg; ferner waren die Brüder Kanisius, Eustochius und Theodulf ausersehen, den Anfang zu machen. Wie für Togo wurde auch für Neuguinea ein Tropenhaus erbaut, das sich als sehr nützlich erwies.

Inzwischen suchte sich P. Janssen, bei seiner ins kleinste gehenden Besorgnis, möglichst genaue Kenntnis über das neue Missionsland zu verschaffen. Durch Vermittlung des deutschen Kolonialamtes kam er mit mehreren Herrn in Verbindung, die Neuguinea aus eigner Anschauung kannten und ihm bereitwilligst Aufschluß auf alle seine Fragen erteilten. Es kam im Laufe dieser Bemühungen zu einer Besprechung in Köln (27. Mai 1896), an der auch der Kolonialdirektor Dr. Kayser und der um die Missionen hochverdiente Prälat Hespers aus Köln teilnahmen.

Hier wurde die Aufmerksamkeit des Generalsuperiors besonders auf den beachtenswerten Umstand gelenkt, daß nicht das Deutsche Reich selbst, sondern die „Neuguinea-Kompanie", eine kaufmännische Gesellschaft, Eigentümerin des gesamten Bodens sei und die Landeshoheitsrechte ausübe[1]. Es wurde ihm geraten, mit dieser Gesellschaft noch vor Abreise der Missionare über die rechtliche Lage derselben zu verhandeln, was er auch sofort tat. Er stellte an den Verwaltungsrat der Kompanie die Anträge: Der Missionsgesellschaft des Göttlichen Wortes in Neuguinea die Rechte einer juristischen Person zu erteilen, ihrem Vertreter daselbst sogleich nach seiner Ankunft 10—15 Hektar passenden Bodens zu verkaufen und bei Auswahl dieses Grundstückes möglichst dessen Wünsche zu erfüllen.

Da die Neuguinea-Kompanie schon damals mit der Regierung in Unterhandlungen stand wegen Übertragung der Hoheitsrechte auf

[1] Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1899, wo das Reich alle Gerechtsame übernahm.

das Reich, hegte sie Bedenken, diesen Anträgen gemäß zu entscheiden. P. Janssen erneuerte am 3. Juni sein Gesuch, weil für die Abreise der Missionare schon alles vorbereitet und die Schiffsplätze schon belegt waren. Doch statt der bestimmt erwarteten Zusage erhielt er am 13. Juni den Bescheid, die Abreise möge verschoben werden. Das war fatal; denn das Tropenhaus und alle Kisten und Koffer standen bereits auf dem Bahnhof in Tegelen in zwei Doppelwaggons verpackt.

Der Generalsuperior reiste sofort nach Berlin, und unter vielen Bemühungen, wobei er von dem trefflichen Kolonialdirektor Dr. Kayser unterstützt wurde, erreichte er die verlangten Zusicherungen. Ein Telegramm nach Steyl kündete die glückliche Lösung an.

Die Missionare bestiegen am 30. Juni in Genua den Dampfer, trafen in Singapore mit ihrem von China kommenden Apostolischen Präfekten P. Limbrock zusammen und landeten am 13. August 1896 in Friedrich-Wilhelms-Hafen auf Neuguinea, dem damaligen Sitze des Landeshauptmannes.

Die Begründung dieser Mission war ein sehr mühevolles und opferreiches Werk. Die Papuaneger stehen sittlich und kulturell noch sehr tief. Zauberwesen, Geheimbündelei und Kindermord sind bei ihnen sehr im Schwung. Besonders bietet die Zersplitterung in schier zahllose kleine und kleinste Stämme mit sehr abweichenden Sprachen und Dialekten den Missionaren die größten Hindernisse. Gibt es doch an der langgestreckten Küste allein 300 verschiedene Sprachen. In der Missionsschule auf der Station St. Michael waren vor Kriegsausbruch Kinder von 26 verschiedenen Sprachen vereinigt. So bot dieses arme Naturvolk, dem noch nie das Licht des Christentums und christlicher Zivilisation geleuchtet hatte, ein sehr knorriges und ungefügiges Material für die seelenrettende Arbeit der neuen Glaubensboten.

Sehr erschwerend war ferner ihre äußerst dürftige Verbindung mit der Heimat. In diesem fernsten Winkel der Welt ließ sich nur sehr selten ein europäischer Dampfer blicken. So waren die Missionare in ihrer Lebensbedingung ganz auf sich angewiesen und gezwungen, sich selbst eine solide materielle Grundlage zu schaffen. Der Apostolische Präfekt P. Limbrock betrachtete das denn auch als seine Hauptaufgabe. Mit unverdrossener Tatkraft und zäher Ausdauer suchte er in landwirtschaftlicher wie technischer Hinsicht seiner Mission einen kräftigen Rückhalt im Lande selbst zu geben.

Der Generalsuperior in Steyl verfolgte diese Bemühungen mit regem Interesse, spendete Ermunterungen und Ratschläge und half tatkräftig, wo er nur konnte. Am meisten interessierte ihn der Versuch, Rindvieh, Schweine und Pferde in diese Tropengegend zu verpflanzen.

„Daß Sie eine Viehherde anschaffen wollen," schrieb er an P. Limbrock, ist gut. Wenn der Generalrat einverstanden und die Sache nicht zu teuer ist, will ich Ihnen das erste Paar Rinder schenken. Schreiben Sie mir bitte, was es kosten wird[1]."

P. Limbrock schickte statt Kostenvoranschlag gleich eine tüchtige Rechnung. Der Generalsuperior antwortete:

„Ich gratuliere zu der schönen Pflanzung und den zehn Kühen und drei Pferden, die P. van den Hemel mitgebracht hat. Ebenso zu dem überaus freundlichen Empfang, den er auf Java gefunden hat. Ich denke, daß Sie den dortigen Patres (Jesuiten) für den herzlichen Empfang Dank ausgesprochen haben; ich will es auch tun. Die Aufrechterhaltung des freundschaftlichen Verkehrs mit diesen Patres, die ja Ihre Nachbarn sind, scheint mir von großer Wichtigkeit zu sein. Wollen Sie suchen, sich auch Ihrerseits gefällig zu erweisen und Gegendienste zu leisten.

„Ihre Bemerkung hinsichtlich des ersten Rinderpaares, das ich schenken soll, hat mein Lachen erregt. Ich dachte mir, P. Limbrock ist in einer Beziehung den Juden noch über. Ja, ich erinnerte mich sogar an jenen, von dem man sagt: ‚Gibt man ihm den Finger, so nimmt er die ganze Hand.' — Sie haben nämlich aus zwei Rindern, da das eine oder andere der Krankheit zum Opfer fiel, gleich ein halbes oder ganzes Dutzend gemacht, für die ich alle aufkommen soll. Als ob die Tiere, die man schenkt, beständig am Leben bleiben müßten und nicht vom Tode hinweggerafft werden dürfen. So rechnen Sie anstatt der 350 Mark, die das erste Paar gekostet, nachträglich 1043 Mark heraus. Aber selbst da könnte ich Ihnen sagen, daß sie bereits in den 10000 Mark eingeschlossen seien, die Sie erhielten. Übrigens bitte ich um weitere Nachrichten über das vorhandene Paar, das die große Summe verschlungen hat[2]."

Noch wiederholt kommt er in seinen Briefen[3] auf diesen Versuch zurück und freut sich, als er gelungen war und die Mitteilung kam, daß die Rinderherde sich auf 100, die Anzahl der Schweine auf 30 vermehrt hatte.

In den Missionsplantagen und landwirtschaftlichen Betrieben konnten nun viele Eingeborene beschäftigt und zu arbeitsamen Menschen herangebildet werden. Diese Betriebe sichern den Missionaren den Unterhalt und sind noch eine willkommene Einnahmequelle.

Ein zweites wichtiges Unternehmen war die Anlegung eines eignen Dampfsägewerkes in der Hauptstation St. Michael. In Neuguinea kann man wegen der häufigen Erdbeben nur hölzerne Häuser bauen. Das Bauholz dazu mußte die Mission aus Australien beziehen, wodurch ihr große Auslagen erwuchsen. Die Einrichtung

[1] Brief vom 10. März 1903. [2] Brief vom 24. März 1904.
[3] So 30. Januar 1905 und 31. Dezember 1905.

eines eignen Sägewerkes gestattete es, den Holzreichtum des Landes auszunutzen und große Ersparnisse zu machen. Ja, die Mission lieferte bald auch Bauholz für die Regierung und die europäischen Faktoreien, und so machte sich die Anlage gut bezahlt.

Der Generalsuperior trug zuerst Bedenken wegen der großen Auslage von 13 000 Mark für Anschaffung und Aufstellung der Maschinen. Als er sich aber von dem Nutzen dieses Werkes überzeugt hatte, förderte er es tatkräftig und freute sich, als der Betrieb eröffnet werden konnte. „Ich gratuliere zu der glücklichen Ankunft der Maschinen," schrieb er. „Möge Gott der Herr alles Unglück abhalten und Ihnen helfen, daß sie ein mächtiges Werkzeug werden zur Ausbreitung der Mission und Ihnen die Erfüllung Ihrer Aufgabe erleichtern." Dann fordert er P. Limbrock auf, einen interessanten Artikel über die Vorgeschichte, Ausführung und den großen Nutzen der Anlage zu verfassen und ihn zur Veröffentlichung einzusenden. „Für so etwas haben viele Leute Sinn und Verständnis und freuen sich, wenn der Missionar wacker arbeitet, um sich das Nötige selbst zu verschaffen[1]."

Zu dieser materiellen Fundamentierung der Mission diente auch die Bereitstellung eines eignen kleinen Missionsdampfers, der den Verkehr unter den Missionsstationen an der 800 Kilometer langen Küste besorgte. Geradezu eine unersetzliche Notwendigkeit wurde dieses Missionsschiffchen, als im Jahre 1905 der „Norddeutsche Lloyd" für seine alle zwei Monate in der Südsee eintreffenden Dampfer die Landungsplätze stark beschränkte und speziell in Neuguinea keine einzige der bis dahin gegründeten katholischen Missionsstationen mehr anlief.

P. Generalsuperior gab sich die größte Mühe, um durch die deutsche Regierung eine Änderung dieser Neuordnung zu erreichen; er hatte jedoch wenig Erfolg. Da erhielt der Missionsdampfer „Gabriel" eine wichtige Rolle auch für die Dienste der Landesverwaltung, für die Anwerbung von Arbeitern und den Güterverkehr. Er dehnte unter seinem staatlich geprüften Kapitän Bruder Kanisius immer kühner seine Fahrten aus, sogar bis nach Sidney in Australien und nach Holländisch-Ostindien im Norden. Das Schifflein wurde der Mission und der ganzen Kolonie zum großen Vorteil und hat an der günstigen Entwicklung der Verhältnisse wesentlichen Anteil.

* * *

Diese wirtschaftlichen Anlagen sollten nur Mittel zum Zweck sein, und dieser Zweck war die Rettung der Heidenseelen. Darauf lenkte der Generalsuperior denn auch das Augenmerk des Missionsoberen im fernen Heidenland wieder und wieder hin. „Ich freue mich," schreibt

[1] Brief vom 21. Dezember 1905.

er ihm, „daß es Ihrer rastlosen Tätigkeit gelingt, in vieler Hinsicht solche Fortschritte zu machen. Man sagt: ‚Zuerst leben, dann philosophieren.‘ Ich bin nun der Meinung, daß Sie das Philosophieren, das ist hier die Bekehrungsarbeit, immer hochhalten und wo möglich an erster Stelle ins Auge fassen. Aber wegen der großen Schwierigkeiten des „Lebens" muß es in jenen Gegenden einen Hauptteil der Arbeiten bilden ... Fahren Sie also im Vertrauen auf Gott fort und suchen Sie ein gutes Fundament zu legen, damit alsdann die Bekehrungsarbeit um so nachhaltiger betrieben werden könne und Sie demnächst auch in das Innere des Landes vorgehen können[1]."

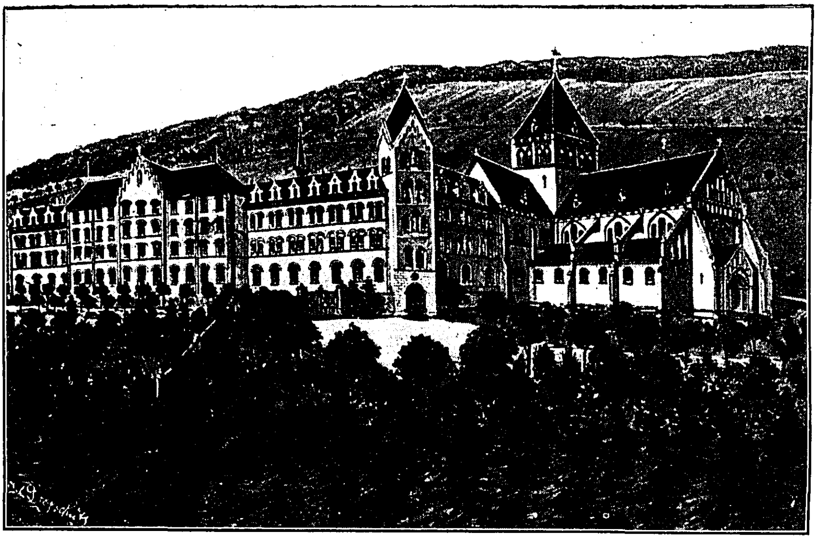
Hinsichtlich der Errichtung neuer Stationen spricht er auch für Neuguinea, wie er es für Togo tat, dem Apostolischen Präfekten seine Ansichten aus und rät zur Vorsicht. „Was die Errichtung neuer Stationen angeht, so hatte ich, wie ich meine, schon mehrmals vor Überstürzung gewarnt ... Bitte, wollen Sie sich dabei die Frage vorlegen: Was mache ich, wenn ein Drittel meiner Patres und Brüder krank oder zur Erholung abwesend ist? — Wollen Sie ferner erwägen: Von einem Volke, dem das Evangelium noch nicht gepredigt ist, verlangt Gott der Herr nur die Beobachtung des natürlichen Sittengesetzes. Wenn ihm aber das Evangelium gepredigt ist, wird es straffälliger, wenn es wieder ins Heidentum zurücksinkt. Deshalb haben Sie eine große Pflicht, dort, wo Sie einmal angefangen, auch fortzufahren und zu vollenden; es sei denn, man habe die Predigt zurückgewiesen[2]."

Es ist begreiflich, daß P. Limbrock mit seinen großen Unternehmungen wirtschaftlicher Natur und in der Auswahl der Orte für neue Niederlassungen nicht überall Beifall fand, sondern auch abweichende Meinungen zum Ausdruck kamen. Es scheint, daß er darüber bei seinem Generalsuperior sich aussprach. Die Antwort lautete:

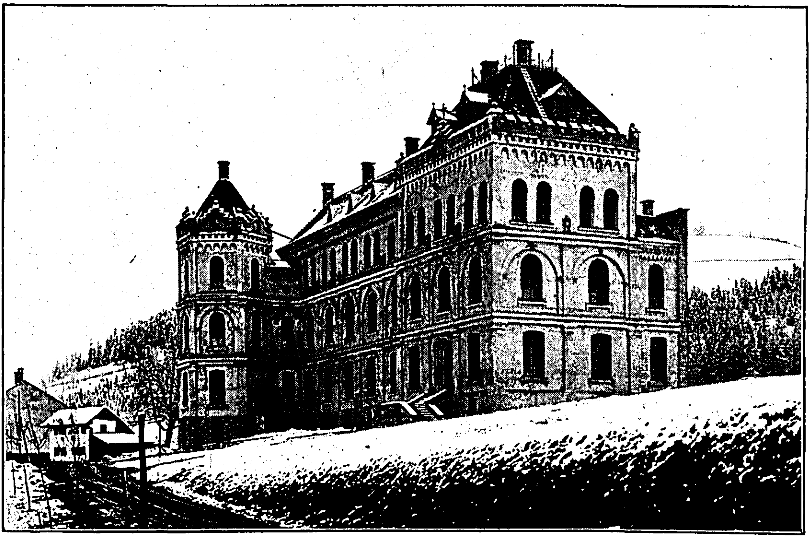
„Es freut mich, daß Sie sich viel Mühe geben, um die allerpassendsten Orte für die Errichtung Ihrer Niederlassungen zu suchen. Auch ich nehme es in dieser Beziehung nicht leicht, wenn ich auch durch die einlaufenden Offerten und Mitteilungen mehr in einen engeren Kreis gewiesen bin als Sie, dem fast die ganze lange Küste zu Füßen liegt. Ich hörte, daß der heilige Bonifatius und sein Schüler Sturmius sich auch tüchtig Mühe gaben, z. B. bei der Gründung des Klosters Fulda, um einen recht passenden Platz zu suchen, und weit entfernt waren, leicht zuzugreifen.

„Wenn Sie zuweilen der Kritik verfallen und weder Ihre Maßnahmen noch auch die Wahl der Plätze gebilligt werden, so wollen Sie das als Anteil am Kreuze Jesu ruhig auf sich nehmen und daraus nicht gleich die Folgerung ziehen, daß Ihre Gegner recht haben. Ich habe gefunden, daß kein einziger Diener Gottes diesem Schicksal entging.

[1] Brief vom 25. November 1904. [2] Brief vom 1. August 1901.



Das Missionshaus St. Wendelin bei St. Wendel im Rheinland. (S. 267)



Das Missionshaus St. Rupert bei Bischofshofen in Salzburg. (S. 275)

er ihm, „daß es Ihrer rastlosen Tätigkeit gelingt, in vieler Hinsicht solche 'Fortschritte zu machen. Man sagt: ‚Zuerst leben, dann philosophieren.' Ich bin nun der Meinung, daß Sie das Philosophieren, das ist hier die Bekehrungsarbeit, immer hochhalten und wo möglich an erster Stelle ins Auge fassen. Aber wegen der großen Schwierigkeiten des „Lebens" muß es in jenen Gegenden einen Hauptteil der Arbeiten bilden . . . Fahren Sie also im Vertrauen auf Gott fort und suchen Sie ein gutes Fundament zu legen, damit alsdann die Bekehrungsarbeit um so nachhaltiger betrieben werden könne und Sie demnächst auch in das Innere des Landes vorgehen können[1]."

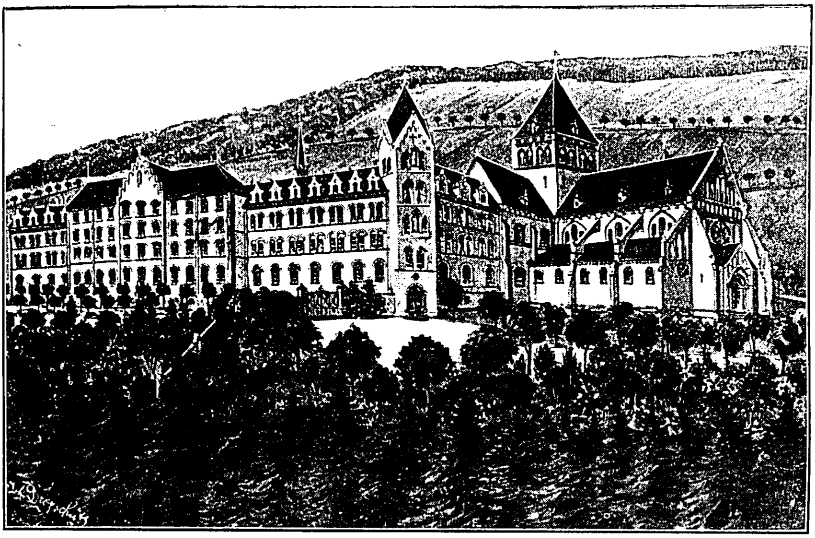
Hinsichtlich der Errichtung neuer Stationen spricht er auch für Neuguinea, wie er es für Togo tat, dem Apostolischen Präfekten seine Ansichten aus und rät zur Vorsicht. „Was die Errichtung neuer Stationen angeht, so hatte ich, wie ich meine, schon mehrmals vor Überstürzung gewarnt . . . Bitte, wollen Sie sich dabei die Frage vorlegen: Was mache ich, wenn ein Drittel meiner Patres und Brüder krank oder zur Erholung abwesend ist? — Wollen Sie ferner erwägen: Von einem Volke, dem das Evangelium noch nicht gepredigt ist, verlangt Gott der Herr nur die Beobachtung des natürlichen Sittengesetzes. Wenn ihm aber das Evangelium gepredigt ist, wird es straffälliger, wenn es wieder ins Heidentum zurücksinkt. Deshalb haben Sie eine große Pflicht, dort, wo Sie einmal angefangen, auch fortzufahren und zu vollenden; es sei denn, man habe die Predigt zurückgewiesen[2]."

Es ist begreiflich, daß P. Limbrock mit seinen großen Unternehmungen wirtschaftlicher Natur und in der Auswahl der Orte für neue Niederlassungen nicht überall Beifall fand, sondern auch abweichende Meinungen zum Ausdruck kamen. Es scheint, daß er darüber bei seinem Generalsuperior sich aussprach. Die Antwort lautete:

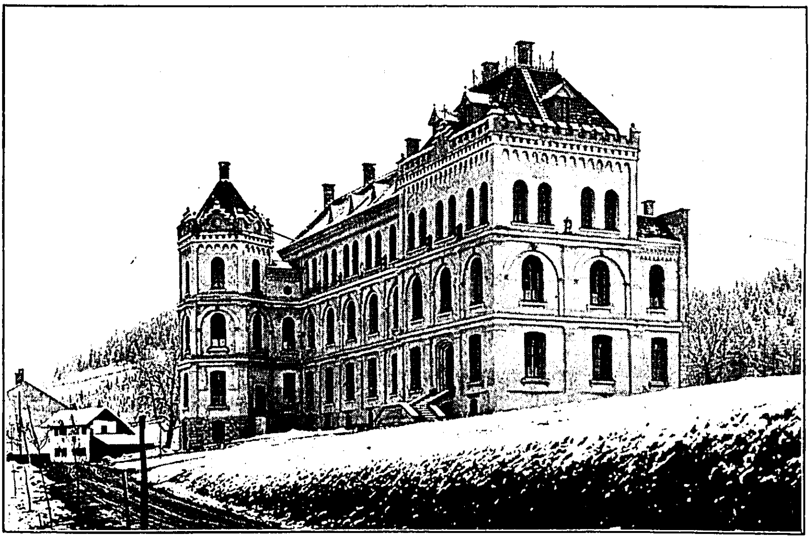
„Es freut mich, daß Sie sich viel Mühe geben, um die allerpassendsten Orte für die Errichtung Ihrer Niederlassungen zu suchen. Auch ich nehme es in dieser Beziehung nicht leicht, wenn ich auch durch die einlaufenden Offerten und Mitteilungen mehr in einen engeren Kreis gewiesen bin als Sie, dem fast die ganze lange Küste zu Füßen liegt. Ich hörte, daß der heilige Bonifatius und sein Schüler Sturmius sich auch tüchtig Mühe gaben, z. B. bei der Gründung des Klosters Fulda, um einen recht passenden Platz zu suchen, und weit entfernt waren, leicht zuzugreifen.

„Wenn Sie zuweilen der Kritik verfallen und weder Ihre Maßnahmen noch auch die Wahl der Plätze gebilligt werden, so wollen Sie das als Anteil am Kreuze Jesu ruhig auf sich nehmen und daraus nicht gleich die Folgerung ziehen, daß Ihre Gegner recht haben. Ich habe gefunden, daß kein einziger Diener Gottes diesem Schicksal entging.

[1] Brief vom 25. November 1904. [2] Brief vom 1. August 1901.



Das Missionshaus St. Wendelin bei St. Wendel im Rheinland. (S. 267)



Das Missionshaus St. Rupert bei Bischofshofen in Salzburg. (S. 275)

Es schützt uns auch vor den Gefahren des Stolzes und des Wohlgefallens an unsern Arbeiten und Erfolgen und macht uns vorsichtiger in allem Tun und Lassen. Insoweit ist es auch eine Wohltat für uns, so daß wir Gott dem Herrn dafür danken können. Jedenfalls macht Kreuz und Leid, das in Geduld ertragen wurde, uns Christo ähnlicher und verschönert unsere Krone. — Nötig aber ist in solchen Dingen erstens Geduld und zweitens, daß wir derartiges nicht von vornherein auf die Seite werfen, sondern darüber nachdenken, ob es wahr ist ... Im übrigen aber wollen wir auf Anerkennung von den Menschen verzichten. Dann werden wir um so mehr nach Gottes Willen arbeiten und ihm danken, wenn uns dennoch eine Anerkennung zuteil wird ...

„Sobald Sie Kräfte dazu haben, würde ich aber an Ihrer Stelle daran denken, auch ins Innere vorzudringen. Die Togomission hat sich ungeheuer gehoben seit der Zeit, da sie das getan [1]."

* * *

Wie in allen Tropenmissionen, so forderte auch in Neuguinea das tückische Klima seine Opfer unter den Missionaren. In den ersten dreizehn Jahren der Missionsarbeit hatten bereits fünf Priester und vier Brüder ihr Leben für die Rettung der Papuaneger von Neuguinea zum Opfer gebracht.

Für den väterlich fühlenden Generalsuperior in Steyl waren die Todes-Telegramme aus den Missionen immer sehr schmerzlich. Er trauerte über den allzufrühen Heimgang seiner geistlichen Söhne und ebenso über den Verlust, der das Werk der Seelenrettung in jenem Missionsgebiet getroffen hatte. Doch erhoben sich seine Gedanken allsogleich zu übernatürlicher Auffassung, und er war bemüht, auch den Seinigen diese Denkart einzuprägen.

Zu den beiden rasch aufeinanderfolgenden Todesfällen der Patres Schleiermacher (1900) und Spölgen (1901), die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, schrieb er dem hartgeprüften Apostolischen Präfekten: „Zum Todesfall des P. Spölgen wie zu dem früheren des P. Schleiermacher und dem Untergang des Antonius-Dampfers kondoliere ich herzlich. Solche Dinge sind Partikel vom Kreuze des Herrn. Man muß sie mit Geduld annehmen und sprechen: ‚Ich danke dir, o Herr, daß es dir gefallen hat, deinen Diener zu prüfen. Dein heiliger Name sei gebenedeit!' — Solches gefällt Gott ungemein und verschafft uns sein heiligstes Wohlgefallen. Wollen Sie das auch Ihren Untergebenen einprägen.

„Ebenso müssen Sie verfahren bei allen andern Schwierigkeiten, die Ihnen begegnen. Es ist ja nicht leicht, eine neue Mission zu gründen. Aber die es tun, sollen wissen, daß sie ein großes Schiff voll

[1] Brief vom 1. Oktober 1905.

Geduld mitbringen müssen. So ist es allerwärts, so auch in Neuguinea. Aber gottgefälliger als bloße Geduld ist Danksagung für Leiden und Schwierigkeiten [1]."

Daß übrigens das Klima von Neuguinea nicht im eigentlichen Sinne gefährlich genannt werden kann, sondern auch Europäern dauernden Aufenthalt wohl ermöglicht, sehen wir daraus, daß von den sechs Missionaren, die im Jahre 1896 den Anfang gemacht haben, 1919 noch vier, und darunter alle drei Priester, am Leben und im Dienste waren, also schon über 21 Jahre ausgehalten haben.

* * *

Bei den bedeutenden Betrieben wirtschaftlicher und technischer Natur hatten tüchtige Laienbrüder für die Neuguinea-Mission besonderen Wert. Der Generalsuperior schickte denn auch im Laufe der Jahre über zwanzig fachmännisch geschulte Brüder dorthin. An ihren Arbeiten und ihrem Wohlergehen nahm er herzlichen Anteil. Oft gedenkt er ihrer in seinen Briefen und läßt sie besonders grüßen. Er dankt ihnen für ihre treuen Arbeiten und ermuntert sie, stets „gute Kinder der Gesellschaft" zu sein und zu bleiben. Zuweilen sendet er ihnen ein gemeinsames Schreiben, das dann auf allen Stationen die Runde machen und mit den Unterschriften von allen Brüdern wieder an ihn zurückgelangen muß. Da heißt es in einem Neujahrsbrief von 1906:

„Heute, am ersten Tage des neuen Jahres, sende ich Ihnen allen vom Vaterhause in Steyl meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche. Möge der gute Gott Euch in Gesundheit erhalten und die Gnade verleihen, wenn es ihm so gefällt, noch recht lange viel Gutes zu wirken unter den dortigen Menschen, die durch Eure Beihilfe aus ungebildeten Wilden zu guten Christen gemacht werden sollen.

„Ich verfolge die Weiterentwicklung der dortigen Mission mit großem Interesse und bin dankbar für alle Mitteilungen, die mir darüber gemacht werden, wie ich solche in letzter Zeit von den Brüdern Ferdinand, Sylvester, Kletus und Kallixtus erhielt, wofür ich hiermit danke.

„Ich bitte Euch, helft fleißig mit an den äußeren Werken, die bestimmt sind, der dortigen Mission ein gutes Fundament zu geben. Noch eifriger aber befleißigt Euch jener Dinge, die dazu dienen sollen, Euch selbst besser und wohlgefälliger vor Gott zu machen und Eure Herzen mit jenen Tugenden zu zieren, die Ihr Euch hier erwerben müßt, damit sie einst Euren Schmuck im Himmel bilden können.

„Gott der Heilige Geist segne Euch, geliebte Brüder! Ich empfehle mich und die beiden Genossenschaften, deren Leitung mir Gott der Herr gegeben, in Euer frommes Gebet. Ich freue mich, daß Gott Euch be-

[1] Brief vom 6. Mai 1901.

rufen hat, dort im Verein und unter der Leitung der hochwürdigen Patres den ersten Grund zu legen, auf dem, wie ich hoffe, die ganze Mission sich immer schöner entfalte."

Infolge der großen Schwierigkeiten und materiellen Sorgen ging die eigentliche Missionsarbeit anfangs nur langsam voran. Im Jahre 1909 zählte die Präfektur 23 Priester, 17 Brüder und 29 Schwestern, 1150 Neuchristen und 9 Schulen mit 500 Schulkindern. Dann aber ging's flotter. Nach drei Jahren hatte die Schar der Christen sich bereits mehr als verdoppelt, und in 26 Schulen zählte man über 1500 Schulkinder. Der heimgegangene Gründer der Mission wird sich vom Himmel aus über diesen guten Fortgang freuen.

6. Die Einführung der Gesellschaft des Göttlichen Wortes in Nordamerika.

Der gewaltige Aufschwung der Vereinigten Staaten hat Nordamerika zu einem der zukunftsreichsten Länder der Erde gemacht. Auch die katholische Kirche hat in diesem Weltteil während der Zeit dieser einzig dastehenden Fortschritte eine ungeahnt blühende Entwicklung durchlebt. Nordamerika, vor fünfzig Jahren selbst noch ein Missionsland, fängt an, bei der Bekehrung der Welt tätigen Anteil zu nehmen. Das Werk der Ausbreitung des katholischen Glaubens wird von den vielfach sehr günstig gestellten Katholiken der Neuen Welt wertvolle Hilfe erwarten dürfen.

Es hätte für den Steyler Gründer der Gedanke naheliegen können, mit seiner Missionsgesellschaft schon bald in einem so bedeutsamen Lande Fuß zu fassen. Doch war es nun einmal nicht seine Art, selbst initiativ vorzugehen. Daß es schließlich zu einer Steyler Niederlassung in den Vereinigten Staaten gekommen ist, geschah auf äußere Anregung und nicht ohne ziemliche Umwege.

Es war der damalige Leiter der Steyler Missionsdruckerei, P. Generalprokurator Blum, der im Jahre 1895 den Plan aufbrachte und zu verwirklichen suchte, unter den vielen deutschen Katholiken Nordamerikas den Erzeugnissen der Steyler Druckerei ein neues Absatzgebiet zu erschließen.

Diese Idee griff der Bruder Wendelinus, ein früherer Volksschullehrer der Diözese Trier und eifriger Verbreiter Steyler Schriften, mit großer Begeisterung auf. Er erklärte dem P. Generalsuperior seine Bereitwilligkeit, nach Amerika zu reisen und dort in

dem gedachten Sinne zu wirken. Die Sache kam zur Ausführung, und am 3. Oktober 1895 reiste der Bruder ab. Mit ihm betrat das erste Mitglied der Gesellschaft des Göttlichen Wortes den nordamerikanischen Boden.

Diese ursprüngliche Idee war wie ein Keimling, aus dem der Wunsch nach einer regelrechten Steyler Zweigniederlassung in Nordamerika naturgemäß herauswachsen mußte. Die Lage der reisenden Brüder — ehe ein Jahr verflossen, waren ihrer schon zwei — im fernen fremden Lande war auf die Dauer unhaltbar ohne eignes Heim. Auch mußte die Verbreitung der Steyler Drucksachen bei günstiger Entwicklung von selbst zur Errichtung eines eigenen Verlags und zu einer eigenen Druckerei führen.

Schon im Frühjahr 1896 konnte Bruder Wendelinus seinem Oberen in Steyl melden, daß der Bischof von Newark ihn einlade, in seiner Diözese ein Haus seiner Gesellschaft zu eröffnen. Dabei dachte der Bischof vor allem daran, daß die Steyler Missionspriester sich der Abhaltung von Volksmissionen widmen sollten.

Der Generalsuperior trat auch mit dem Bischof wegen einer Niederlassung in der Stadt Greenville in Verbindung, und es war bereits ein passendes Grundstück ausgesucht. Doch wurde dieser Plan aus unbekannten Gründen wieder fallen gelassen.

Mit dieser Anregung erhielt aber das nordamerikanische Unternehmen einen neuen Gesichtspunkt, und es trat die Richtung, in der es verfolgt werden mußte, schärfer hervor. Da auch die beiden Laienbrüder sehr nach priesterlichen Mitbrüdern und einem eignen Heim verlangten, entschloß sich P. Janssen, zwei seiner Priester nach Nordamerika zu senden. Sie sollten dort — ähnlich wie es acht Jahre früher in Südamerika in Argentinien geschehen war — die Verhältnisse des Landes hinsichtlich einer entsprechenden Wirksamkeit der Steyler Missionspriester studieren. Am 15. September 1897 reisten die beiden Patres Johann Peil und Joseph Fischer mit dem Bruder Michael ab, verweilten einige Monate in den Diözesen Neuyork und Harrisburg und siedelten dann in die Erzdiözese Chicago über, wo sie unter den vielen Deutschen ein passendes Arbeitsfeld in Aussicht hatten. Es handelte sich um die Errichtung und Leitung einer Industrieschule für die aus dem katholischen deutschen Waisenhaus in der Stadt Chicago entlassenen Knaben. Diese Aufgabe entsprach den aufs praktische gerichteten Neigungen des Superiors P. Peil, und er wußte auch seinen Generalsuperior in Steyl dafür zu gewinnen.

* * *

Zu Shermerville auf der von der Waisenhausverwaltung übernommenen Russelfarm, fünf Stunden von Chicago und drei Stunden vom Michigan-See, wurde die Schule eröffnet. Daß im Mittelpunkt dieser industriellen Tätigkeit schon bald eine Druckerei stand, war nur der natürliche Abschluß des ersten Planes, der die Brüder Wendelin und Homobonus nach Amerika geführt hatte. In ziemlich kurzer Zeit erhoben sich unter Leitung des P. Johann Beckert große Bauten, die Zahl der Schüler wuchs rasch, und mit amerikanischer Geschwindigkeit entstand eine neue Bahn- und Poststation, die den Namen „Techny" erhielt.

P. Generalsuperior Janssen sandte eine größere Anzahl in den verschiedensten Handwerken und landwirtschaftlichen Betrieben erfahrene Brüder und für die Seelsorge und den Unterricht jährlich weitere Priester. Dem ganzen Unternehmen jedoch stand er abwartend gegenüber. Es war ihm klar, daß es im Rahmen jener Aufgaben, für die er seine Gesellschaft gegründet hatte, nicht Selbstzweck sein konnte, sondern daß es nur ein Mittel zu weiteren Zielen sein durfte.

Seine Bedenken wuchsen, als P. Superior Peil auch jüngere Schüler bis zu acht Jahren hinab als Interne aufnahm, wodurch der Charakter einer technischen Unterrichtsanstalt immer stärker verwischt wurde und die Gründung ein Internat für Volksschüler zu werden schien. Er glaubte dafür seine Priester nicht hergeben zu können. In einem Bericht an seine Räte sagte er zu dieser Angelegenheit:

„Es tritt die Frage an uns heran, ob wir uns darauf einlassen dürfen, für solche Ziele, die größtenteils über die Volksschulzwecke nicht hinausgehen, die genügende Anzahl Lehrkräfte zu stellen . . . Diese Verwendung unserer Priester steht zu ihren langjährigen Studien in gar keinem Verhältnisse und wird deshalb auf die Dauer wohl Unzufriedenheit wachrufen . . . Wie ich gehört habe, hat man es bereits getadelt, daß P. Peil mehr Patres gegeben würden, als er benötige. Es ist darum um so mehr unsere Pflicht, sorgsam auf diesen Punkt zu achten. — Dabei werden wir gut tun, dasjenige, was als Ziel der Gesellschaft in der Regel festgesetzt worden ist, immerdar vor Augen zu halten. Ich habe P. Peil schon nachdrücklich darauf hingewiesen [1]."

Immerhin glaubte er der Eigenart des Landes und Volkscharakters vorübergehende Zugeständnisse machen zu sollen, um den Weg zu höher gelegenen Zielen zu bahnen.

„Nordamerika", so heißt es in einem anderen Briefe an den Generalrat, „ist das Land einer großen technischen Entwicklung und eines hastigen Strebens. Wenn unsere Gesellschaft in diesem Lande Früchte erzielen will, so muß sie ihre Tätigkeit wenigstens zum Teil wohl mitten in diese zeitlichen Bestrebungen hineinsetzen und sie durch die Religion

[1] Brief vom 13. März 1904.

zu heiligen suchen. Doch darf sie auf die Dauer bei diesen Bestrebungen nicht stehenbleiben. Sie muß weitergehen, insofern Kräfte und Mittel dafür vorhanden sind[1]."

Unter diesem Gesichtspunkte, als Mittel für höhere Ziele, konnte er das Unternehmen um so eher unterstützen, da es mit seiner Druckerei und der Verbreitung guter Literatur doch in einem wichtigen Teile auf dem Boden der Steyler Gründung stand. Die neuen Zeitschriften „Amerikanisches Missionsblatt" und „The Christian Family" führten sich gut ein. Über diese Arbeiten freute er sich und er ermuntert die Brüder darin. „Mögen die Bücher und Schriften," so heißt es in einem Briefe an alle, „die Sie herstellen, viele gute Samenkörner ins Land hinausstreuen und das vorhandene Gute mehren und kräftigen! Nordamerika ist das Land der Freiheit. Möge es sich etwas mehr unter das süße Joch des Gesetzes Gottes beugen; denn dazu hat auch das freieste Volk die heiligsten Verpflichtungen[2]."

* * *

Wenn Generalsuperior Janssen die Lehr- und Erziehungstätigkeit unter Volksschülern auch nicht als entsprechende Hauptbeschäftigung für seine Priester gelten lassen wollte, so war er doch weit entfernt, sie zu unterschätzen oder dem Internat in Techny teilnahmlos gegenüberzustehen. Er zeigte vielmehr reges Interesse, verlangt Einsendung des Studienplanes und der Tagesordnung, erkundigt sich eingehend über alle Verhältnisse und erteilt seine Ratschläge. So schreibt er an einen der hochwürdigen Präfekten:

„Was mir besonders am Herzen liegt ist, daß Sie suchen, einen guten Geist unter die Knaben zu bringen. Ich weiß, daß das nicht leicht ist. Darum nehme ich es Ihnen auch gar nicht übel, wenn Sie schon manche haben entlassen müssen, und glaube gern, daß Sie schon manche bittere Erfahrung gemacht haben. Trotzdem müssen Sie das Ziel unentwegt vor Augen haben und lieber alle Opfer bringen, als auf die rechten Grundsätze verzichten. Denn was können und wollen Sie, wenn es nicht gelingt, den guten Geist einzuführen? Wenn Sie aber diesen pflegen und aufrechterhalten, dann wirkt Gottes Segen mit Ihnen, und er wird Ihnen zahlreiche Knaben zuführen. Auch werden Sie das Vertrauen des Volkes gewinnen, denn man wird mit der Zeit immer deutlicher erkennen, daß Sie nichts oberflächlich machen, sondern gut zu erziehen trachten. Freilich ist das bei solchen Knaben nicht leicht . . .

„Sie fragen mich: ‚Was halten Ew. Hochwürden von der achttägigen Beichte für Kinder, die nichts Höheres erstreben und später wieder in die Welt zurückkehren?' — Ich meine, die Frage hat Don Bosko bereits gelöst. Er hatte ja fast lauter solche Kinder und ist der achttägigen Beichte nicht entgegengetreten, sondern hat sie begünstigt. Natürlich muß das Verlangen danach aus den Kindern selbst herauskommen, und sie darf

[1] Brief vom 2. November 1904. [2] Brief vom 12. September 1903.

nicht vorgeschrieben werden. Wenn es Ihnen aber gelingt, einen Grundstock solcher Kinder zu bekommen, die alle acht Tage beichten, so wäre das ein fester Rückgrat in der Schar Ihrer Knaben."

Dann geht er auf die Einführung der Marianischen Kongregation bei den Knaben ein. „Sie wissen, daß die Lehrer der Jugend, die Jesuiten, ihre besseren Schüler in der Marianischen Kongregation zu vereinigen pflegen. Es ist das sehr klug; denn lose Sandkörner haben wenig zu bedeuten. Die Vereinigung macht stark [1]."

Auf diesen Punkt kommt er in einem späteren Brief nochmals zurück und nimmt Stellung zu der Frage, ob ein Aloisiusverein oder die Marianische Kongregation für die Zöglinge vorzuziehen sei.

„Ich würde der Marianischen Kongregation den Vorzug geben. Die Vorträge werden ja ohnehin öfters jene Tugend behandeln, die für die Jugend am entscheidendsten ist, die heilige Herzensreinheit. Als Nebenpatrone können ganz gut der heilige Joseph und der heilige Aloisius verehrt werden. — Zugleich müssen die Kinder angehalten werden, ihre Eltern zu ehren. Namentlich in Amerika, wo so vielfach gegen diese Kindespflicht gefehlt wird, ist diesem Punkte eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden . . .

„Ich interessiere mich für diese Fragen um so mehr, als ich sehnlich wünsche, daß Ihre Schule sich zu einer solchen Höhe entwickele, daß sie anderen Einrichtungen ähnlicher Art als Muster dienen kann [2]."

* * *

Der unternehmungsmutige P. Peil gab sich alle Mühe, die Gründung in Techny zur Blüte zu bringen, und sein Generalsuperior ließ ihm Zeit und Spielraum. Doch erinnerte er von Zeit zu Zeit daran, daß ihn das Werk in dieser Form noch nicht befriedige, und daß es keineswegs den Heidenmissionen oder den Seelsorgsarbeiten seiner Priester in Südamerika gleichgestellt werden könne.

So wurde P. Peil dazu geführt, die nordamerikanische Niederlassung nach den besonderen Zwecken der Gesellschaft des Göttlichen Wortes auszubauen und zu vervollkommnen. Zu diesem Ende entwarf er nach zwei Seiten hin neue Pläne: erstens wollte er die Missionierung der Neger Nordamerikas in sein Arbeitsprogramm aufnehmen; zweitens gedachte er, ein Missionshaus zur Heranbildung von Heidenmissionaren zu gründen.

In den Vereinigten Staaten leben etwa 10 Millionen Neger und Negermischlinge. Drei Millionen werden als Protestanten angesprochen, kaum 150 000 sind katholisch, der Rest ist heidnisch oder fast heidnisch. Sie bieten also ein großes Missionsfeld. Es ist gewiß ein dringendes Werk christlicher Karitas, diese armen Nachkömmlinge ein-

[1] Brief vom 19. Januar 1903. [2] Brief vom 11. Februar 1904.

stiger Sklaven zu den Segensquellen des wahren Christentums zu führen. Doch ist diese Aufgabe sehr schwer.

Das Haupthindernis liegt in der tiefen Verachtung, die die weißen Amerikaner der Südstaaten durchweg gegen die Neger und Negermischlinge hegen. Sie werden als außerhalb der Menschenrechte stehend angesehen, und man will sie von der höheren Kulturgemeinschaft und den Vorzügen religiös-christlicher Bildung ausgeschlossen wissen. Man hält die Neger überhaupt nicht fähig dazu und betrachtet sie als eine verlorene Masse. Manche Enttäuschungen, die man mit den Bekehrungsversuchen unter diesen Ausgestoßenen erlebt, haben auch in Priesterkreisen die Anschauung weit verbreitet, daß alle Mühe bei diesem Missionswerk verloren sei.

So berichtet P. Heik, der als erster Steyler Priester von Techny aus das Bekehrungswerk unter den Negern eröffnete: „Die meisten Priester, die wir zu Rate gezogen, meinen, es sei unter den Negern hier nichts anzufangen. Es sei vergebliche Mühe, sie katholisch machen zu wollen." — Als er zum Bischof von Natchez kam und ihm seinen Plan entwickelte, antwortete dieser, indem er ihm alle Vollmachten zu diesem Werk in seiner Diözese gab: „Wenn Sie ein Thaumaturg (Wundertäter) sind, dann kann man gewiß etwas von Ihnen erwarten; im anderen Falle nicht[1]." — Solche Urteile mußten natürlich auch den Steyler Gründer nachdenklich stimmen, und er gab zunächst nur die Einwilligung, daß ein Versuch mit der Missionierung der amerikanischen Neger gemacht werde.

Den Anstoß hierzu hatte ein reicher Farmer namens Bremner gegeben, der in Merigold im Süden der Vereinigten Staaten 9000 Acres Land gekauft hatte und zur Missionierung der Siedlungsneger durch katholische Missionare 300 Morgen und einen mäßigen jährlichen Unterhalt anbot. P. Generalsuperior Janssen hegte manche Bedenken. „Warum haben die gewinnsüchtigen Amerikaner diese ganze Gegend den Negern überlassen?" fragte er. „Sind die Neger geneigt, uns aufzunehmen[2]?"

Wie berechtigt diese Bedenken waren, sollte P. Heik rasch erfahren. Schon bald wurde er in diesem fieberschwangernden Lande von der Malaria befallen. Dazu brach der Haß der Weißen gegen das Missionsunternehmen bei den Negern los, und es mußte schon im Jahre seiner Begründung wieder aufgegeben werden.

Der opfermutige Neger-Missionar wandte sich nun nach Vicksburg in der Diözese Natchez. Hier war ihm ein besseres Los beschieden. Es gelang ihm, eine Schule zu eröffnen und Neger um sich

[1] Brief vom 5. September 1905. [2] Brief vom 4. Januar 1905.

zu sammeln. Nach Jahresfrist konnte er seinem Generalsuperior von seinen ersten Erfolgen und größeren Hoffnungen berichten.

Dessen Bedenken dauerten fort. „Es bestehen", so schreibt er, „viele religiöse Genossenschaften in Nordamerika. Man kennt dort die große Zahl der Neger und hat leicht sehen können, daß die geringe Zahl der Josephiten[1] nicht genügt für dieses große Werk. So muß man sich fragen: Warum hat sich keine dieser Genossenschaften dem Werke gewidmet, obwohl doch recht viele deutsche Jesuiten, Franziskaner und Benediktiner in Nordamerika sind? Das ist der Hauptgrund meines Bedenkens[2]."

Doch neigte er immer mehr zur Bejahung der an ihn gestellten Bitte. Er unterbreitete die Angelegenheit der Entscheidung der Propaganda, und Kardinalpräfekt Gotti ermunterte ihn. „Dein Plan gefällt unserer Kongregation gar sehr; denn es handelt sich um das geistliche Wohl einer so sehr vernachlässigten und verachteten Menschenklasse[3]."

So entschloß sich denn Generalsuperior Janssen im Verein mit seinem Rate, die schwierige und doch so notwendige Aufgabe in Angriff zu nehmen und nach besten Kräften an der Rettung dieses armen Negervolkes, „das auch durch das kostbare Blut Christi erlöst ist[4]", mitzuarbeiten. Er gab die Erlaubnis zum Bau einer Kapelle und geräumigen Schule in Vicksburg. Die Mittel spendete zum größten Teil die edle Mutter Katharina Drexel, die „Mutter der nordamerikanischen Missionen", die aus ihrem Vermögen über 4 Millionen Mark für die Bekehrung der Indianer und Neger geopfert hat. Nach zwei Jahren zählte die Negerschule in Vicksburg bereits 170 Kinder, und das Missionswerk machte gute Fortschritte. — Mit der Übernahme der Negermission war die Tätigkeit der Gesellschaft des Göttlichen Wortes in Nordamerika glücklich auf den Boden der Steyler Gründung gestellt.

* * *

Fast gleichzeitig mit dieser Angelegenheit wurde von P. Superior Peil auch die Gründung eines Missionshauses zur Heranbildung von Missionaren in Vorbereitung genommen. Er begann im Jahre 1905 damit, talentvollen Knaben in Techny Lateinunterricht erteilen zu lassen. Doch dem bedächtigen P. Generalsuperior war die Sache noch nicht allseitig genug durchdacht und erwogen; darum verfügte er die Aufhebung der Lateinklasse[5]. Den von Zeit zu Zeit sich er-

---

[1] Zweig der Millhiller Missionsgesellschaft. [2] Brief vom 1. Mai 1907.
[3] Brief vom 19. Juli 1907. [4] Brief vom 10. September 1907.
[5] Brief vom 18. Mai 1905.

neuernden Anregungen und Bitten gegenüber blieb er noch mehrere Jahre zurückhaltend. Auf eine dringendere Eingabe erklärte er kurz: „Die Frage eines amerikanischen Missionshauses ist noch nicht reif. Wer sich dafür interessiert, möge mit Gebet beginnen[1].

Der Grund seines Zögerns lag in den nationalen Schwierigkeiten, die mit einer solchen Gründung für seine Gesellschaft sich einstellen konnten. Ein rein deutsches Missionshaus hatte in Amerika eine zu begrenzte Entwicklungsmöglichkeit. Es mußte also international sein und allen katholischen Amerikanern offenstehen. Das machte ihn besorgt. „Während bisher alles in den Händen deutschredender Patres war," schrieb er auf ein erneutes Bittgesuch im Sommer 1908, „kommt nun ein neues nationales Element, das der Nordamerikaner, hinzu, und das ist so, daß daraus wohl einige Schwierigkeit erwachsen wird wegen der etwas starken Ellenbogenfreiheit, die dem Nordamerikaner eigen ist[2]."

Dieses Bedenken mußte aber schließlich aufgewogen werden durch den gewaltigen Vorteil, den die Auslösung der in Nordamerika größtenteils noch schlummernden katholischen Missionskräfte der heiligen Kirche bringen mußte. Hatte doch das protestantische Missionswesen gerade in Nordamerika seine stärksten Wurzeln und Kraftquellen gefunden. Welch ein Gewinn mußte es sein, wenn die vielen Millionen glaubenseifriger Katholiken Nordamerikas mit ihren großen Reichtümern, einmal vom Missionsgedanken erfaßt und dafür begeistert, ihre persönlichen und materiellen Kräfte für das Werk der Glaubensverbreitung einsetzen würden?

An dieser wichtigen und herrlichen Aufgabe wollte Generalsuperior Janssen gerne mitwirken. Ohne Gründung von Missionshäusern als praktische Zentren der Missionspropaganda ging das aber nicht. So entschloß er sich denn, der Gründung eines Missionshauses in den Vereinigten Staaten zuzustimmen. Er genehmigte durch Generalratsbeschluß vom 30. Oktober 1908 die Eröffnung des „Missionshauses U. L. Frau" in Techny.

Das war seine letzte bedeutende Amtshandlung. Als das Haus am 2. Februar 1909 eröffnet wurde, war Generalsuperior Janssen schon seit zwei Wochen zur ewigen Ruhe eingegangen.

[1] Brief vom 15. April 1907. [2] Brief vom 25. Juni 1908.

7. Die Heidenmission in Japan.

Das größte Missionsfeld der Erde liegt in Ostasien. Hier warten noch 500 Millionen Heiden auf die Frohbotschaft des heiligen Evangeliums.

Dem Steyler Gründer war es vergönnt, schon sehr früh im großen Chinesenreiche Südschantung als schönes Arbeitsfeld für seine Gesellschaft übernehmen zu können. Diese Mission blieb wegen ihrer Wichtigkeit auch während aller seiner ferneren Unternehmungen der erste Gegenstand seiner väterlichen Sorge. Darum verfolgte er mit großer Aufmerksamkeit die Entwicklungen und Umwälzungen in Ostasien. Die immer stärkeren Zuckungen in dem alten chinesischen Staatskörper, der staunenerregende Aufschwung des sich modernisierenden Japan kündeten ihm eine neue Zeit für den Osten an, die auch für das Missionswerk zu einer Stunde der Entscheidung werden mußte.

Es konnte ihm nicht entgehen, daß der auf allen Gebieten seinen Nachbarn weit vorausgeeilte kluge und zielbewußte Japaner schließlich die Führung unter den Völkern Ostasiens an sich reißen werde. Völlig klar wurde dies, als im Kriege 1904/05 Japan seinen gefährlichsten Nebenbuhler Rußland aus dem Felde schlug. Die Augen der ganzen Welt richteten sich auf das intelligente und mutige japanische Volk. Wie schade, daß es noch ganz heidnisch war! Welch ein Gewinn für das ganze ostasiatische Missionswerk, wenn diese führende Nation für die katholische Kirche gewonnen würde, wenn der christliche Gedanke Einfluß auf seine weitere Entwicklung erlangen könnte!

Unter dem Eindruck dieser Erkenntnis stieg in dem so sehr für die Ausbreitung des Reiches Gottes eifernden P. Janssen das Verlangen auf, an der Christianisierung des japanischen Volkes mitzuarbeiten. Es mußte zugleich auch seiner Mission in Südschantung Vorteil und Schutz bieten, wenn seine Missionsgesellschaft sich im japanischen Reiche bekannt und nützlich machte und dort Rückhalt besaß. Dieses Reich übte ja einen täglich wachsenden Einfluß auf die Neugestaltung der politischen und kulturellen Verhältnisse Chinas aus.

Diese Erwägungen fanden bei den Räten des Generalsuperiors in Steyl volle Würdigung, und es wurde im Prinzip beschlossen, eine passende Gelegenheit zur Teilnahme an der Missionsarbeit in Japan wahrnehmen zu wollen. Diese sollte sich schon bald von selbst anbieten.

* * *

Auch die römische Zentrale der Glaubensverbreitung erkannte rechtzeitig die hohe Bedeutung der japanischen Mission und daß es hier nötig sei, dem Bildungshunger der Japaner entsprechend, dem

Schulwesen eine besondere Stellung einzuräumen. Sie forderte daher die Bischöfe Japans auf, höhere Lehranstalten zu gründen. Da aber die vier Bischöfe, die alle dem „Pariser Missionsseminar" angehören, zu wenig Lehrkräfte und Mittel hatten, so sahen sie sich gezwungen, andere Missionsgesellschaften und Missionsorden zu Hilfe zu rufen.

Hauptsächlich aus diesem Grunde reiste auch Msgr. Berlioz, Bischof von Hakodate-Sendai auf den Inseln Nippon und Jesso, im Jahre 1906 in Europa umher. Er kam auch nach Wien. Hier wurde er vom Prälaten Schöpfleuthner auf das Missionsseminar St. Gabriel und damit auf die Gesellschaft des Göttlichen Wortes aufmerksam gemacht. Er besuchte es und war erstaunt und erfreut über alles, was er sah. Als er hörte, daß in dem Jahre in St. Gabriel 46 neue Missionare geweiht würden, hielt er es für eine besondere Fügung der Vorsehung, die ihn hierher geführt. Er bat den gerade anwesenden P. Generalsuperior dringend, doch in seiner Diözese Kollegien zu errichten, eine Bitte, die er am folgenden Tage schriftlich wiederholte[1]. Zunächst verlangte er eine solche Anstalt für seine Metropole Sendai; er schlug schon sofort ein geeignetes Kaufobjekt vor und drängte, möglichst rasch zuzugreifen.

In diesem Tempo pflegte nun allerdings Generalsuperior Janssen seine Unternehmungen nicht zur Entscheidung zu führen. Und wenn er auch über die Einladung des Bischofs, nach Japan zu kommen, recht erfreut war, so mußte dieser sich doch zu gründlichen Verhandlungen bequemen. Er kam nochmals nach St. Gabriel, später auch nach Steyl, und in einem umfangreichen Briefwechsel wurden alle Punkte des Werkes durchberaten und Vereinbarungen getroffen.

Die Kolleggründung in Sendai lehnte P. Janssen ab. Dort bestanden schon drei große protestantische Kollegien. Er hielt es für unklug und zu schwierig, daß seine erste Lehranstalt in Japan gleich einer so schweren Konkurrenz gegenübergestellt werden sollte. Auch mißfiel es ihm, daß seine Priester dort nur Lehrtätigkeit, aber keine Seelsorgsarbeit ausüben sollten.

„Gehen wir jetzt nach Sendai," schrieb er an seine Räte, „so müssen wir zunächst ein hübsches Sümmchen auslegen für den Ankauf des Grundstückes, dann ein Schulhaus darauf bauen, ohne daß wir in Sendai eine religiöse Wirksamkeit ausüben können. Ich fürchte, die Patres werden das leid, besonders wenn noch kleine Reibereien mit den Franzosen dazukommen, doppelt leid aber, wenn sie gegen die protestantische Konkurrenz nicht recht aufkommen können[2]."

---

[1] Brief vom 23. März 1906. [2] Brief vom 27. März 1906.

Er teilte diese Bedenken Bischof Berlioz mit. „Die Förderung der katholischen Wissenschaften ist ein Nebenzweck unserer Gesellschaft. Hauptziel bleibt immer die Ausbreitung des heiligen Glaubens. Es kommt also darauf an, uns Gelegenheit zu geben, nach dieser Bestimmung zu handeln."

Nun macht er dem Bischof den Vorschlag, von den siebzehn Provinzen seines Vikariates die drei westlichsten: Niigata, Yamagata und Akita, wo nur ein paar französische Priester unter einigen Dutzend Christen wirkten, den Steyler Missionaren nach und nach einzuräumen, damit sie dort, für sich abgeschlossen, aber unter des Bischofs Jurisdiktion, Kollegien und Erziehungshäuser gründeten, zugleich aber auch der Missionsarbeit im engeren Sinne sich widmeten. Es könne damit begonnen werden, daß Steyl zunächst nur eine Provinz, und zwar Niigata übernehme. Wenn die Missionare sich eingelebt und weiteren Kräftezuwachs erhalten hätten, könnten auch die anderen beiden Provinzen in Angriff genommen werden. Für später solle aber eine Trennung dieses Gebietes von der Diözese Hakodate-Sendai ins Auge gefaßt werden, wofern das Kollegium der japanischen Bischöfe und die zuständige kirchliche Behörde ihre Zustimmung gäben[1].

Bischof Berlioz antwortete am 6. Mai 1906. Er stellte sich mit edler Großzügigkeit auf den Boden der Vorschläge des Generalsuperiors Janssen, wenn er auch noch sehr das Kolleg in Sendai wünschte und daran festzuhalten suchte. Gern sei er bereit, den Steylern Missionspriestern ein eignes Arbeitsfeld im Westen seiner Mission zu überlassen.

Was die Teilung der Diözese für später anbetrifft, so habe er selbst schon bei der Propaganda davon gesprochen. „Es ist sicher," schreibt er, „daß früh oder spät sich die Schaffung neuer Diözesen notwendig machen wird. Bei ihrer Übertragung werden dann natürlich jene bevorzugt werden, die sie gerade verwalten. Das wird aber alsdann die Lage ihrer Missionspriester sein, wenn sie ihren Vorteil jetzt wahrnehmen. Sicher ist auf jeden Fall: wenn die Teilung wirklich stattfindet, so wird unser Pariser Seminar die Bürde einer neuen Diözese nicht übernehmen. Sie sehen, hier ist eine Pforte, die sich für Ihre Gesellschaft öffnet."

Den Anfang riet er, nicht in Niigata zu machen, wo die Schwestern des heiligen Vinzenz von Paul bereits ein Erziehungsheim unter seiner Leitung eröffnet hätten, sondern in Akita, wo nur ein Priester weile und noch alles zu tun sei. Von hier könnten dann nach und nach die südlichen Nachbargebiete ebenfalls in Angriff genommen werden.

[1] Brief vom 19. April 1906.

Auf dieser Grundlage kam am 15. August 1906, dem Feste Mariä Himmelfahrt, in Steyl ein Vertrag zwischen Bischof Berlioz und Generalsuperior Janssen zustande, nachdem die Propaganda unter dem 8. August dem Bischof ihre Zustimmung erklärt hatte.

Steyler Priester und Missionsschwestern erhielten das Recht, sich zur Übernahme aller Missionsarbeiten in Akita niederzulassen, insbesondere aber sollten sie sich der Erziehungs- und Lehrtätigkeit widmen. Sie wurden der Jurisdiktion des Bischofs von Hakodate-Sendai unterstellt, der ihnen nach Maßgabe ihrer Kräfte und Mittel später auch die benachbarten Provinzen übergeben werde. — Der Kolleggründung in Sendai geschieht keine Erwähnung mehr; sie war endgültig fallen gelassen.

Der Superior des Pariser Missionsseminars, Msgr. Delpech, erklärte sich mit allem einverstanden[1]. Am 27. November erteilte auch der Heilige Vater, auf die Bitte des Generalsuperiors Janssen, der getroffenen Vereinbarung seine Gutheißung.

* * *

Inzwischen hatte dieser Umschau gehalten, um geeignete Kräfte für die Eröffnung der Arbeiten seiner Gesellschaft in Japan zu gewinnen. Vor allem brauchte er einen älteren und erfahrenen Priester für das Amt des Oberen und Leiters. Seine Wahl fiel auf P. Johann Weig, einen Neffen des Bischofs v. Anzer, der bereits seit 15 Jahren als Missionar in Südschantung im fernen Osten arbeitete. Nur ungern willigten seine dortigen Vorgesetzten, Bischof Henninghaus und Provinzial Freinademetz, ein, einen so tüchtigen Missionar zu verlieren. Doch um der Bedeutung der japanischen Mission willen brachten sie dieses Opfer[2].

Nicht so rasch war P. Weig selbst zur Annahme des Amtes zu bewegen. In mehreren Briefen machte er mit der größten Eindringlichkeit, aber auch in demütiger Unterwerfung seine Gegengründe und

---

[1] Brief vom 29. August 1906. In diesem Schreiben beklagt der fromme Greis schmerzlich den religiösen Niedergang Frankreichs, wodurch es gehindert werde, auf dem Felde der Missionen mehr zu leisten. P. Janssen schrieb ihm einige Trostgedanken, die seine auch sonst wiederholt ausgesprochenen Anschauungen über Frankreich wiedergeben. Er schreibt: „Was die schlimmen Zeiten angeht, unter denen Ihr edles Vaterland gegenwärtig leiden muß, so hoffe ich, daß alles dazu dient, die Feinde der Kirche „ad absurdum“ zu führen, das Volk auf bessere Wege zurückzubringen und so eine glorreiche Zukunft vorzubereiten. Eine katholische Nation, die solche Heiligtümer errichtet wie die Basilika auf Montmartre und die schon so viel Gutes für die Missionen geleistet hat, wird gewiß nicht zugrunde gehen.“ (Brief vom 8. September 1906.)

[2] „Aegerrime consentimus“ (Höchst ungern stimmen wir zu), lautete ihre telegraphische Antwort vom 7. August 1906.

Bedenken geltend. Doch sein Generalsuperior hielt fest, zerstreute seine Schwierigkeiten und ermutigte ihn. So nahm er denn schweren Herzens an[1]. „Ich zittere", schrieb er noch kurz vor der Abreise, „vor der mir gestellten Aufgabe, tröste mich aber: Vir oboediens loquetur victorias[2]!" — Dem P. Generalsuperior gefiel dies Wort des Gehorsams ungemein, und er antwortete: „Tröstlich ist für mich das biblische Wort, das Sie anführen: Vir oboediens loquetur victorias! Vielleicht machen Sie selbst diese Erfahrung und bekommen dann ein mächtiges Schwert in die Hände, um es Ihren Untergebenen gegenüber auf die rechte Weise zu gebrauchen[3]."

In einem Ermutigungsbrief aus diesen Tagen aber heißt es: „Wollen Sie nicht verzagen, wenn Ihnen im Anfang vieles recht schwer wird, ja wenn Sie auch manche Leiden zu erdulden haben. Je geduldiger und gottvertrauender Sie dieselben ertragen, desto sicherer und besser ist der spätere Erfolg. Auch für die Japaner ist der göttliche Heiland gestorben; auch für sie der Heilige Geist vom Himmel gekommen. Und wenn manche auch stolz auf ihre Wissenschaft und Erfolge sind, so hat er im Laufe der Weltgeschichte schon so viele stolzen Herzen besiegt, daß Sie nicht zu verzagen brauchen. Ich will Sie in der heiligen Messe und im Gebet unterstützen[4]."

Am 31. August traf P. Weig in Schanghei mit seinen beiden aus Europa angekommenen ersten Mitarbeitern P. Ceska und P. Gerhards zusammen und bestieg mit ihnen den Dampfer „Prinz Heinrich", um nach Japan zu fahren. Wegen einer gerade verhängten Schiffssperre mußten sie die Quarantänestation Kobe anlaufen, und hier feierten sie am 6. September, dem ersten Freitag des Monats, das erste heilige Meßopfer auf japanischem Boden. Am Feste Mariä Geburt (8. Sept.) trafen sie in Yokohama ein, wohin ihnen der französische Priester Mathon aus Akita entgegengereist war, um seine deutschen Mitarbeiter und Nachfolger im Missionsdienst zu begrüßen und zu führen. Über Tokio, der Hauptstadt Japans, fuhren sie nach Sendai. Bischof Berlioz nahm die Ankömmlinge mit Freuden auf.

---

[1] Brief vom 8. Mai 1907.

[2] „Der Mann des Gehorsams wird von Siegen erzählen." (Brief vom 2. August 1907.)

[3] Brief vom 31. August 1907. Diese Hoffnung auf einen besonderen Segen für die Arbeiten des P. Weig erfüllte sich, und schon nach einem halben Jahr schrieb P. Generalsuperior an seine Räte: „P. Weig hat wirklich viel Glück in Japan." – Nur zwei Jahre sollte dieser in Japan wirken. Auf dem Generalkapitel im Sterbejahr des seligen Steyler Gründers wurde der Obere der japanischen Mission zum Generalrat und Sekretär des neuen Generalsuperiors erwählt. Sein Nachfolger in Japan wurde P. Jos. Reiners.

[4] Brief vom 2. August 1907.

Am 16. September trafen Sie in Akita, der Stätte ihrer ersten Wirksamkeit, ein.

Sobald die Nachricht ihrer Ankunft nach Steyl gelangte, beeilte sich ihr geistlicher Vater, ihnen seine Glück- und Segenswünsche zum Anfang der Missionsarbeit auf japanischem Boden zu senden. Er schreibt an alle drei Priester:

„Ein Brief des hochwürdigen Herrn P. Superior Weig belehrt mich, daß Sie an einem (von uns) dem Heiligen Geiste geweihten Tage, am 3. Montag im September, glücklich in Akita, dem Orte Ihrer Bestimmung, angekommen sind. Ich sende deshalb dieses Schreiben, um Sie zu beglückwünschen. Sie sind ja die ersten aus unserer Gesellschaft, die dorthin kommen. Sie sollen die Bahnbrecher werden für die folgenden und das Werk des Herrn, soweit es von uns geleistet werden kann, dort an der Nordwestküste der Insel Nippon begründen.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu dieser schönen Aufgabe, Glück zu allen Freuden und Leiden, womit der Herr Ihren Weg bezeichnen wird, und wollen Sie nicht unterlassen, für beides dem guten Gott zu danken. Dann wird aus allem reichlich Segen hervorgehen.

„Gewiß wird es noch manches kleine und große Opfer der Arbeit und Geduld kosten, bis Sie dort festen Fuß gefaßt haben. Aber zweifeln Sie nicht, daß Gott Sie dorthin berufen hat, und auch ich kann nicht daran zweifeln, wenn ich bedenke, wie wunderbar Gott alles in die Wege geleitet hat. Dafür war nötig, daß ein japanischer Bischof zu der Zeit, als wir an dieses Werk zu denken begannen, zu uns nach St. Gabriel kam. Aber wer hätte das für möglich gehalten?

„Ich gebe Ihnen meinen väterlichen und priesterlichen Segen und fordere Sie auf, in aller Trübsal auf den Herrn zu vertrauen. Ich habe, als ich die Gründung in Steyl begann, durch eine Dornhecke gemußt. Darum wundern Sie sich nicht, wenn es auch für Sie ein Dörnchen absetzt. Zeigen Sie, daß Sie Männer sind, würdig dort anzufangen, indem Sie Ihr Vertrauen gestellt haben auf den Herrn, der seine Sache durch alle Widerwärtigkeiten zum Siege zu führen versteht.

„Gott der Heilige Geist segne Sie! Lieben und verehren Sie ihn und widmen Sie ihm die Mission, da Sie an dem ihm geweihten dritten Montag des Monats in Akita ankamen. — Außer dieser Erinnerung an den Heiligen Geist, bringt diese Reise noch eine Fülle anderer, z. B. an das heiligste Herz Jesu, denn Sie lasen am ersten Freitag des Monats September Ihre erste heilige Messe auf japanischem Boden; an die heilige Gottesmutter, denn an ihrem Geburtstage verließen Sie das Schiff in Yokohama, dieser Tag ist auch der Gründungstag unserer Gesellschaft; endlich an die heiligen Engel, da Sie Ihre ganze Reise im Monat September, der ihnen geweiht ist, gemacht haben.

„Schließlich noch eine Mahnung, die vielleicht überflüssig, aber sonst wichtig ist. Wenn Sie das Wohlgefallen Gottes und das Wohlgefallen der Menschen erlangen wollen, so dürfen Sie nichts Großes von

sich selbst denken. Das ist dort um so nötiger, als eine gewisse Eifersucht sich leicht einstellen wird, wenn Sie irgend etwas Fortschritte machen. Die französischen Missionare werden glauben, Sie wären gekommen, um Sie zu verdrängen. Zeigen Sie, daß Sie das nicht wollen, sondern daß Sie nur bereit sind, Ihnen zu helfen, soweit sie diese Hilfe erbitten . . . Denken Sie, daß durch Demut und fleißiges Gebet die Bekehrung Japans erfleht werden muß[1]."

* * *

Unterdessen hatten die drei Missionare mit allem Eifer begonnen, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Die Befürchtung, daß Unannehmlichkeiten aus dem Zusammenarbeiten mit den französischen Missionaren entständen, erwies sich als unbegründet. Im Gegenteil, diese waren sehr edelmütig und dienstbeflissen, um die Neulinge in ihre Tätigkeit einzuführen. Besonders gab sich P. Mathon in Akita alle Mühe, den Unterricht in der Landessprache zu erteilen, und er half nach allen Seiten in der selbstlosesten Weise. Auch Bischof Berlioz förderte die Neugründung und wünschte, daß bald weitere Patres für Niigata und Schwestern für Akita kämen, wo ihnen bereits eine Schule angeboten wurde.

Die Berichte, die P. Superior Weig nach Steyl gelangen ließ, zeichneten sich durch wachsende Zuversicht aus. „Wenn der liebe Gott", so schrieb er, „unsern Anfang so sichtlich segnet, so weiß ich, daß ich das den vielen Gebeten zu danken habe, welche für uns verrichtet werden. Wie ergibt sich doch alles so von selbst! Es geht ganz anders, als ich geahnt hätte. Es zeigen sich Aufgaben, an die ich nie gedacht hätte. Von selbst werden uns ganz schöne Anträge gemacht. Möge der Heilige Geist weiter helfen[2]!"

Den wichtigsten dieser Anträge unterbreitete er seinem P. Generalsuperior schon nach kaum halbjähriger Wirksamkeit. Er erkannte, daß dessen Ausführung der Steyler Missionsgesellschaft ein herrliches Missionsgebiet in Japan sichern mußte. Unter dem 16. Februar 1908 schrieb er:

„Folgendes wird Sie, hochwürdiger Vater, überraschen. Aber ich bitte Sie, die Angelegenheit überlegen und in die Hand nehmen zu wollen.

„Die Zahl der Missionare in Japan ist viel zu klein. Wir könnten ohne viele Mühe einen Teil von der Erzdiözese Tokio erhalten, nämlich drei Regierungsbezirke entlang dem japanischen Meere: Toyama, Tschikawa und Fukui; dazu kommen hier: Niigata, Yämägata, Akita und die Insel Sado, alles zusammen mit 6 Millionen Einwohnern. Die Mission erstreckt sich dann bis zum Biwa-See und

[1] Brief vom 11. Oktober 1907. [2] Brief vom 26. Februar 1908.

stände in direkter Verbindung mit Kobe. Wir hätten den bedeutenden Hafen Tsuruga und wöchentlich dreimal Postverbindung über Sibirien. Ein Missionar der Mission von Tokio hat mich dringend gebeten, Ew. Hochwürden zu bitten, den hochwürdigsten Herrn Erzbischof um Abtretung dieser drei Bezirke anzugehen. Die Sache dränge, sonst würde es bald zu spät sein.

„Der Erzbischof und alle Missionare von Tokio sind mit uns sehr gut. Also ich bitte, diese günstig sich darbietende Gelegenheit zu benutzen. Wir hätten eine herrliche Mission. Schreiben Sie an den hochwürdigsten Herrn Erzbischof, ich hätte Sie gebeten, daß er uns die genannten Bezirke überlassen möge — vorläufig noch ganz unter seiner Jurisdiktion."

Das war allerdings eine sehr wichtige Nachricht, die vorzüglich zu den Wünschen des Steyler Gründers hinsichtlich einer japanischen Mission paßte. Er ging sofort auf den Vorschlag ein und schrieb im Sinne der Anregung des P. Weig an den Erzbischof Magabure von Tokio [1].

Der Kirchenfürst antwortete: „Ich habe die Vorsehung gepriesen, die Ihnen eingegeben hat, Ihre Patres für den Teil meiner Mission an der Westküste anzubieten ... Mit Freuden nehme ich die Mitarbeit des lieben P. Weig und seiner Mitbrüder an, und ich wünsche, daß sie sobald wie möglich sich nach Kanazawa [2] begeben. Der Augenblick ist sehr günstig, man muß ihn benutzen."

Dann bietet er für Kanazawa eine gute Residenz, Kapelle und große Schule an und schlägt dem P. Generalsuperior vor, einen Kontrakt abzuschließen, ähnlich der Vereinbarung, die er mit Bischof Berlioz getroffen. „Es erübrigt sich, Ihnen zu versichern, daß ich für Ihre Söhne in Japan bereits eine väterliche Zuneigung hege und daß ich sie mit ganzem Wohlwollen unterstützen werde. Möge Gott der Herr allen die Gnade geben, zu arbeiten für seine Ehre und das Heil der Seelen [3]!"

So kam dieser Plan ohne Schwierigkeit zur Ausführung. Es war die letzte wichtige Handlung des P. Generalsuperiors Janssen für seine japanische Mission. Die Abtrennung der genannten sechs Provinzen von den Sprengeln Hakodate-Sendai und Tokio wurde zwei Jahre nach dem Tode des Steyler Gründers eingeleitet und 1912 durchgeführt. Es kam zur Gründung der Apostolischen Präfektur Niigata, die der Steyler Missionsgesellschaft anvertraut wurde. P. Joseph Reiners wurde erster Apostolischer Präfekt.

---

[1] Brief vom 25. März 1908. [2] Kanazawa ist eine Stadt mit bedeutenden Lehranstalten und über 110000 Einwohnern. [3] Brief vom 6. Juni 1908.

8. Seelsorge und Heidenmission auf den Philippinen.

Das letzte Missionsgebiet, das die Gesellschaft des Göttlichen Wortes zu Lebzeit ihres Stifters übernahm, liegt auf den Philippinen. Generalsuperior Janssen konnte diese Angelegenheit noch im Prinzip entscheiden. Die Ausführung mußte er seinem Nachfolger im Amte überlassen.

Es war ein großes Unglück für die katholische Kirche auf der schönen philippinischen Inselflur, als dort im Jahre 1898 die Herrschaft des katholischen Spanien gestürzt wurde. Die neuen Machthaber, die Vereinigten Staaten, nötigten die spanischen Mönchsorden, das Land zu verlassen. Seit mehr als 300 Jahren hatten diese hier gearbeitet und fast die ganze Bevölkerung für den katholischen Glauben gewonnen. Sie waren auch bis zu ihrer plötzlichen Vertreibung stets die Hauptträger der Seelsorge geblieben. Durch ihren Abzug wurde die Mehrzahl der Gläubigen verwaist.

Infolge der vorhergegangenen mehrjährigen Revolution war das religiöse Leben ohnedies schon schwer geschädigt. Die Unwissenheit war erschreckend groß geworden. Das schlimmste aber war nun, daß die vielen protestantischen Sekten Nordamerikas ihre Sendlinge unter diese Herde ohne Hirten schickten, um sie vom alten katholischen Glauben abtrünnig zu machen. Die religiöse Gefahr stieg aufs höchste . . . Der katholischen Kirche auf den Philippinen mit fast sieben Millionen Gläubigen drohte der völlige Ruin. Welch ein Verlust für den Katholizismus in Ostasien!

Der Apostolische Stuhl nahm sich der Notlage auf den Philippinen an. Papst Leo XIII. regelte die kirchlichen Verhältnisse aufs neue[1], und auf seinen Wunsch eilten ausländische Priester, zumeist aus neueren Missionsgesellschaften, den Bischöfen auf den Philippinen zu Hilfe. In die Reihe dieser Helfer sollten auch die Steyler Missionare eintreten.

Den Anstoß dazu gab der Apostolische Präfekt P. Limbrock aus der Steyler Missionsgesellschaft. Durch sein Missionsgebiet auf Neuguinea war er den Philippinen benachbart und stand im geschäftlichen Verkehr mit dem Inselreich. So erfuhr er Genaueres über die schweren religiösen Gefahren, die dort ein großes katholisches Volk bedrohten.

[1] Bulle „Quae Mari Sinico“ vom 17. September 1902.

Seine Schilderungen und Bitten um Hilfe machten tiefen Eindruck auf P. Generalsuperior Janssen. Er beschloß der Sache näherzutreten. In seinem Auftrage unternahm P. Limbrock eine Informationsreise zu den Philippinen, um aus eigner Anschauung Bericht erstatten zu können.

Insbesondere galt sein Besuch der Diözese Vigan (Nueva Segovia). Schon früher war durch den inzwischen verstorbenen Apostolischen Delegaten Msgr. Guidi P. Janssen auf die traurige Lage der dortigen Katholiken aufmerksam gemacht worden. P. Limbrock besuchte den Bischof Dougherty von Vigan und auch den neuen Delegaten Msgr. Agius O. S. B., und es gelang ihm, guten Einblick in die trostlosen Verhältnisse zu bekommen. Gegen Schluß seines eingehenden Berichtes[1] an P. Generalsuperior Janssen heißt es:

„Zu einer gesegneten Wirksamkeit liegen hier für gute brave Missionare die Verhältnisse so günstig wie kaum in einem anderen Lande der Erde. Denn hier ist von katholischen Missionaren Jahrhunderte lang mit großem Erfolge gearbeitet worden. Die Früchte sind reif. Sie bedürfen sozusagen nur der Einsammlung und Sicherung. Tun es aber die Katholiken nicht, dann kommen die Irrlehrer um so mehr. Das Volk sehnt sich nach Belehrung. Überall sind „public scools" (öffentliche amerikanische Schulen) errichtet, und alle sind voll. Die wahre Religion hat dort natürlich keinen Zutritt. Helfen von uns nicht alle, die können, dann sind die Verluste unabsehbar.

„Überdies gibt es kein zweites Volk im weiten Osten, das auch nur entfernt so viel Empfänglichkeit, ja Verlangen zeigt für geistige und wirtschaftliche Hebung, Erziehung, Christianisierung, rechte Tugend, alle Künste und Fortschritt in jeder Beziehung. Mit welcher Verachtung und welchem Stolz setzen nicht alle Mohammedaner und Buddhisten dem Christentum und dessen Verbreitung den zähesten Widerstand entgegen. Wie ist das hier auf den Philippinen so ganz anders! Das Herz möchte einem brechen, wenn man diese gutgesinnten Leute aus Mangel an Missionaren dem Irrtum und einem schlimmeren Heidentum anheimfallen sieht. ‚Die Kinder schrien nach Brot, und es war niemand, der es ihnen brach.'

„Msgr. Dougherty und der Apostolische Delegat Msgr. Agius O.S.B. haben Ew. Hochwürden bereits mit aller Dringlichkeit und Zuversicht gebeten, doch möglichst bald fünf bis sechs Patres für Abra bei Vigan zu schicken. Aus den oben ausgeführten Gründen schließe ich mich diesen Bitten gern an und hege die frohe Hoffnung, daß es Ew. Hochwürden möglich sein wird, dieser unserer vereinten Inständigkeit in Güte zu willfahren. Hier auf den Philippinen wird unsere Gesellschaft zweifellos eines der dankbarsten Arbeitsfelder finden, und zudem sind hier bei

[1] Bericht vom 2. April 1907.

weitem nicht solche Schwierigkeiten, wie sie sonst vorzuliegen pflegen. Die Leute sind sehr willig und verlangen überall nach guten Priestern. Alles ist günstig[1]."

* * *

Noch eher als der Bericht des P. Limbrock waren die Bittgesuche von Bischof Dougherty und Msgr. Agius in Steyl eingetroffen. Der Bischof sagt eingangs seines Briefes: „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi und zur Rettung vieler Seelen bitte ich Ew. Hochwürden demütig, sechs Ihrer Missionspriester sobald als möglich in die Provinz Abra, die zu dieser Diözese Nueva Segovia gehört, zu senden. Es gibt in Abra noch viele Heiden zu bekehren und viele Neuchristen im Glauben zu bewahren. Es handelt sich um ein gutes Volk, das fleißig, mäßig und friedliebend ist. Bis zu Anfang der Revolution haben spanische Augustiner unter ihnen gearbeitet, die aber beim Ausbruch des Krieges es verließen[2]." Dann bietet der Bischof sechs verwaiste Pfarreien an, die am notwendigsten zu besetzen seien, und fleht zum allmächtigen Gott, daß er das Herz des P. Generalsuperiors mit Mitleid erfülle für jene, von denen er ihm berichtet. — Mit gleicher Eindringlichkeit bittet der apostolische Delegat um Hilfe. „Lassen Sie, guter Vater, diesen innigen Appell nicht ungehört. Ich fühle es, daß Gott Sie hierher wünscht. Ihre Mission auf den Philippinen wird ein Erfolg sein, und sie wird reichen Segen auf Ihre Gesellschaft herabziehen[3]."

P. Janssen verschloß sein Herz diesen herzlichen Bitten nicht. Er trat in Unterhandlungen mit Bischof Dougherty, die bei seiner Gründlichkeit und Genauigkeit sich ziemlich lange hinzogen. Der Bischof mußte ihm auf zahlreiche Fragen Antwort geben, die sich auf die einzelnen Pfarreien, Wegeverhältnisse, Unterhaltungsmittel der Missionare, ihr Zusammenwohnen, Errichtung einer Hauptstation, rechtliche Stellung der Steyler Priester usw. bezogen. Er teilt dem Oberhirten mit, daß er durch Bücher und Karten die Dinge auf Abra genauer studiere, und daß ihm bereits manche Bedenken gekommen seien. Vor allem schien ihm die Betätigungsmöglichkeit seiner Priester in den kleinen Pfarreien zu eng.

„Wenn eine geistliche Genossenschaft", so heißt es in einem Briefe, „ein Arbeitsfeld übernimmt, so geschieht das in der Hoffnung, dort auch eine entsprechende Tätigkeit zu finden. Auch verlangen die Mitbrüder, daß die Stationen so groß seien, daß je zwei Priester zusammenleben können, oder wenn einer allein exponiert ist, dann doch nicht so weit von den anderen entfernt, damit sie der Pflicht der öfteren

---

[1] Brief vom 2. April 1907. [2] Brief vom 27. März 1907.

[3] Brief vom 2. April 1907.

Beicht genügen und so den religiösen Eifer bewahren können. Wollen daher Ew. Gnaden mir gefälligst mitteilen, wie groß die Seelenzahl jeder einzelnen der angebotenen Pfarreien ist, wenn möglich auch die Zahl der Heiden und der Nichtkatholiken überhaupt. Ich fürchte nämlich, daß die Zahlen ziemlich gering sind, so daß die Priester nicht zufrieden sein werden, wenn sie nicht genügende Beschäftigung finden. In der Regel wünschen Regulare eine größere Pfarrei, wo sie zur Hebung des religiösen Geistes tüchtig arbeiten können [1]."

Dieser Punkt machte dem Generalsuperior besondere Sorge. Den auf verschiedenen Pfarreien zerstreuten Priestern fehlte der rechte Zusammenschluß. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Gesellschaft mußte dadurch geschwächt, der gute regulare Geist gefährdet werden.

Man merkt aus den Schreiben des Generalsuperiors deutlich, daß es ihm lieber wäre, wenn der Bischof den Steyler Missionaren die ganze Provinz Abra übertragen wollte, die übrigens nur 37 800 Katholiken und 14 000 Heiden zählt. So hätten sie einen geschlossenen Wirkungskreis unter einem eignen Superior, natürlich in kirchenrechtlicher Abhängigkeit vom Bischof von Vigan.

Als Vorbild für diese Ordnung schwebte ihm der Kontrakt vor Augen, den er in Japan mit Bischof Berlioz von Hakodate eingegangen hatte.

Bischof Dougherty antwortete eingehend unter dem 9. April 1908. Er sucht alle Bedenken P. Arnold Janssens zu zerstreuen, bietet nun acht Pfarreien an und schildert den Zustand, in dem sie sich befinden. In den meisten sind die Kirchen zerfallen, vielfach auch die Pfarrhäuser. Die Zahl aller Katholiken beträgt in diesen Pfarreien 13 000. Sie sind seit zehn und mehr Jahren ohne Priester. Von der Abschließung eines Kontraktes spricht der Bischof nicht; doch sichert er den Missionaren weitgehendste Selbständigkeit unter ihrem Regularoberen zu, der auch das Recht der Anstellungen und Versetzungen haben soll. Ebenso will der Bischof die Priester, soweit es in seiner Macht liegt, unterstützen. „Ich meine, Ew. Hochwürden sollten nicht fürchten," so schließt der Brief, „von seiten des Bischofs Unannehmlichkeiten zu haben. Obgleich er nicht auf seine kanonischen Rechte und Vorzüge verzichten und seine Privilegien nicht aufgeben kann, so wird er sich doch freuen, wenn der Lokalobere Ihrer Patres alle Verantwortung, soweit dies möglich ist, von seinen Schultern nimmt."

Unterdessen hatte P. Generalsuperior Janssen mit seinen Räten bereits beschlossen, Missionare zu den Philippinen zu entsenden. Zu-

[1] Brief vom 29. Dezember 1907.

nächst sollen zwei abreisen und als Pioniere sich in die neuen Verhältnisse hineinarbeiten, um den folgenden Mitbrüdern die Wege zu ebnen.

Da aber die Antwort des Bischofs Dougherty sich verzögerte, auch wohl nicht ganz befriedigte, so verschob P. Janssen die Ausführung des Beschlusses. Doch hielt er daran fest und schrieb in diesem Sinne am 2. Juni 1908 an seine Räte und am 12. Juli nochmals an den Bischof Dougherty.

Das waren seine letzten Schritte in dieser Sache, deren baldige Durchführung sich nun ein doppeltes Hindernis in den Weg stellte. Sowohl Bischof Dougherty als auch P. Arnold Janssen gingen im nächsten Halbjahr in die Ewigkeit ein.

Die Nachfolger dieser beiden Männer, Bischof Carrol von Vigan und P. Generalsuperior Blum, übernahmen es, das unvollendete Werk auszubauen. Am Feste Mariä Himmelfahrt des Jahres 1909 landeten die ersten Steyler Missionare auf den Philippinen.



Fünfter Teil.

Gründung und Entwicklung der Schwesternkongregation, Dienerinnen des Heiligen Geistes.

1. Gründung und Wachstum.

Die Bedeutung der Frauenhilfe in den Missionen wurde von Arnold Janssen früh erkannt. Schon in der zweiten und dritten Nummer seines „Kleinen Herz-Jesu-Boten“ vom Jahre 1874, also noch bevor er an die Gründung seines Werkes in Steyl dachte, veröffentlichte er eine Einladung an die Frauenorden in Deutschland zur Teilnahme an den Arbeiten in den Missionen. Äußeren Anlaß dazu bot ihm die infolge des Kulturkampfes diesen Ordensfrauen drohende Verbannung aus der Heimat. Was hier ein Unglück war, konnte nach seiner Meinung ein Segen für die Missionen werden. Es heißt in dem Artikel:

„Die folgenden Zeilen wenden sich an die Vorsteherinnen und Mitglieder der weiblichen religiösen Genossenschaften. Über dem Haupte von ihnen allen hängt eine drohende Gefahr. Wir meinen die zu befürchtende Verbannung aus dem deutschen Vaterlande. Wohin werden sie gehen, wenn die Gefahr Wirklichkeit würde? Werden die Missionsländer vielleicht vielen von ihnen ein frohes Willkommen zurufen können? Oder werden sie bloß an den Grenzen bleiben, oder in die fast europäischen Verhältnisse Nordamerikas übergehen?

„Nützen werden sie überall. Aber man sollte fragen, wo der meiste Nutzen zu schaffen ist. Man sollte sein Leben möglichst hoch für Gott einzusetzen streben. — Auch soll man nicht das Leichteste und Bequemste aussuchen. In einer Zeit, wo Bischöfe und Priester so große Opfer bringen, soll die Ordensfrau nicht zurückbleiben. Oder ist denn bloß der Mann des Heldenmutes fähig?

„Wir empfehlen diese Gedanken allen denen zur Beherzigung, welche auf die Entschlüsse unserer frommen weiblichen Genossenschaften irgendeinen Einfluß ausüben können. Wir wissen wohl, daß der gute Wille an der Macht der Verhältnisse seine Schranken hat. Aber auch das wissen wir, daß dem guten Willen vieles möglich ist. Sollte das Gefürchtete eintreten, so wollen wir gerne helfen, soweit es geht, und eine Sammlung von Beiträgen für die Reisekosten eröffnen. Tritt der

gefürchtete Fall nicht ein, so bleiben diese Zeilen immer noch eine Mahnung zur Errichtung von Missionsstationen. Solche sind eine Quelle des Eifers und des Segens für eine religiöse Genossenschaft . . .

„Gerade die weiblichen Genossenschaften scheinen in den Missionsländern einen besonderen Beruf zu haben. Das begriff schon der durch seine Klugheit so wirksame große Apostel Deutschlands, der heilige Bonifatius. Als er die eigne Kraft unzureichend fühlte, die religiöse Umgestaltung Deutschlands zu vollbringen, da rief er weibliche Klosterleute aus England, unter ihnen seine Verwandten, die heiligen Walburgis und Lioba. Und auch jetzt hat z. B. der berühmte Provikar von Zentralafrika, Herr Comboni, auf die ihn unterstützende weibliche „Genossenschaft vom heiligen Joseph“ seine größte Hoffnung gesetzt. Mit ihrer Hilfe bildet er Negerinnen tüchtig aus; sie werden teils christliche Familienmütter, teils Lehrerinnen. Hat er diese, so hat er nach den dortigen Verhältnissen auch bald christliche Schulen, und die Zukunft des Landes ist sein.“

Dann weist der Schreiber darauf hin, daß die Ordensfrau viel leichteren Zugang und größeren Einfluß auf den weiblichen Teil der Heidenwelt hat. Deshalb aber kann sie in hervorragender Weise daran mitwirken, aus den heidnischen Frauen fromme Mütter zu machen. Ohne diese wird es ja keine echt christlichen Familien, ohne zahlreiche christliche Familien keinen eingeborenen Klerus, ohne eingeborenen Klerus keine dauernde Festigung des katholischen Glaubens im Heidenlande geben.

„Der Priesterberuf ist eine Gnade Gottes. Und der liebe Gott gießt nur selten seine Gnade wunderbar vom Himmel. Meistens läßt er das Gute wie auf natürliche Weise aus dem Schoß seiner Kirche hervorwachsen. Eine Beobachtung aber fast aller Zeiten ist diese: Priesterberuf keimt fast nur im Schoße recht guter christlicher Familien. Namentlich sind es fromme Mütter, die sich vom Himmel durch ihre Gebete und Tugenden priesterliche Söhne erflehen müssen. Deshalb bedürfen wir in den Missionsländern recht viele fromme Mütter . . . Wen ruft also der liebe Gott für die Mission der Frauen? Es ist das Weib, es ist die Ordensfrau! Werden diese den Ruf Gottes hören? Gott gebe es!

„Wir trauen unsern Worten zu wenig Gewicht zu, um von diesen Erwägungen sogleich einen äußerlich hervortretenden Erfolg zu erwarten. Dafür ist die Sache selbst zu wichtig und zu schwierig. Dennoch hoffen wir zu Gott, daß sie als vorbereitende Samenkörner hier und dort nicht ganz vergebens seien. Mögen andere, die mehr Einsicht und Geltung besitzen als wir, durch ihr Wort und ihr Ansehen dafür eintreten. Bei einer Sache, die viel Schwierigkeit hat, aber auch sehr zur Ehre Gottes gereicht, ist es schon ein Großes, wenn man nur einmal herzhaft anfängt, sie zu erwägen. Man sieht dann oft, daß das, was man anfangs für unmöglich hielt, dennoch wohl ausgeführt werden kann.“

Diese Gedanken Arnold Janssens zeigen seine richtige Einsicht und sein lebhaftes Interesse für die Missionsschwesternfrage. An die Gründung einer derartigen Kongregation dachte er aber damals noch nicht. Hierzu sollte, wie es bei der Gründung des Missionsseminars in Steyl der Fall war, ebenfalls ein Missionsbischof den äußeren Anstoß geben.

Es war der vorhin genannte Apostolische Vikar Comboni[1], der im Jahre 1877 P. Janssen in Steyl besuchte und ihm den Gedanken nahelegte, auch eine Kongregation für Missionsschwestern zu gründen. Seine Schilderung über die segensreiche Wirksamkeit solcher Schwestern in seiner schwierigen Mission machte tiefen Eindruck auf den Steyler Stifter. Die Anregung des seeleneifrigen Missionsbischofs senkte sich wie ein gutes Samenkorn in sein Herz, und es sollte später reiche Frucht bringen. Vorläufig aber hatte der Steyler Obere genug zu sorgen und zu ringen, um seine erst zweijährige Gründung zur Heranbildung von Missionaren lebensfähig zu machen.

* *
*

Eine neue Anregung zur Gründung einer Missionsschwesternkongregation erhielt P. Janssen im Jahre 1881. Eine brave Jungfrau namens Helena Stollenwerk aus Rollesbroich, Bezirk Aachen, bat ihn schriftlich im Auftrage ihres Beichtvaters, ihr zu helfen, Missionsschwester zu werden. Er antwortete, daß er kein deutsches Haus für Missionsschwestern kenne. Es sei nicht unmöglich, daß er selbst später eines gründe, wenn er den Willen Gottes deutlicher erkenne. Aber bestimmte Aussicht könne er ihr nicht geben. Immerhin gebe er ihr anheim, sich einmal in Steyl vorzustellen.

Das geschah. P. Janssen bot ihr an, sich in der Weise dem Missionswerk nützlich zu machen, daß sie den Vorsehungsschwestern in der Missionshausküche als Magd helfe. Wenn er später ein Kloster für Missionsschwestern gründe, solle sie Aufnahme erhalten; doch verspreche er ihr in dieser Hinsicht nichts und gebe ihr Lohn als Magd.

Die Jungfrau ging darauf ein und kam am 29. Dezember 1882 dauernd nach Steyl. Sie wurde das erste Mitglied und war als Schwester Maria die erste Vorsteherin der späteren Steyler Missionsschwesternkongregation der „Dienerinnen des Heiligen Geistes".

[1] Msgr. Daniele Comboni, geb. 1831 zu Limone, Diözese Brescia, gest. 1881, wirkte seit 1857 in Zentralafrika, wurde 1872 Provikar dieser Mission und bald ihr Apostolischer Vikar. Durch seine rastlose und erstaunlich erfolgreiche Wirksamkeit hat er diese schwere Mission lebensfähig gestaltet. P. Janssen hatte für ihn schon als Vikar in Bocholt viele und erhebliche Missionsalmosen gesammelt und manchen Brief von ihm erhalten. So waren sich diese seelisch verwandten Männer nahegetreten.

Bis zu diesem Ziele gab es allerdings für die fromme Jungfrau, der sich bald drei andere unter gleichen Bedingungen anschlossen, noch einen weiten Weg. Sie mußten sich das Glück, Missionsschwestern zu werden, durch eine wirklich heroische Geduld und Treue verdienen. Bis zum Jahre 1888 sprach Generalsuperior Janssen kein Wort mehr mit ihnen über das, was ihr ganzes Sehnen und Verlangen ausmachte. Auch die vier Jungfrauen schwiegen und fragten nie, wie es mit ihrer Zukunft stehe. Sie arbeiteten, beteten und legten alles in Gottes Hand.

Dem Gründer gefiel diese Geduld und Treue sehr, und er bewunderte im stillen den Opfersinn dieser schlichten Jungfrauen. „Auch nicht ein einziges Mal", sagte er später, „fragte mich eine von ihnen, ob sie nicht bald Hoffnung haben dürften, Schwestern zu werden. Das flößte mir Vertrauen zu den Jungfrauen ein, und ich begann zu glauben, daß Gott der Heilige Geist sie berufe und nun zuerst diese Tugend der lautlosen Geduld und des stillen, zufriedenen Ausharrens in ihnen bewirke. Aber noch immer wartete ich zu, bis sich der göttliche Wille ganz deutlich zeige und zugleich geeignete Klosterräume für sie bereite[1]."

Einen Wechsel in dieser Lage brachte das Jahr 1888. Brüder des Missionshauses übernahmen die Küche. Mit den Vorsehungsschwestern verließen nun auch die vier Kandidatinnen ihren bisherigen stillen Wirkungskreis. Der Generalsuperior wies ihnen ein Häuschen als Wohnung an, das dort lag, wo sich jetzt der Eckbau des Werkhauses erhebt. Hier, im „Klösterchen zu den drei Linden", wie der winzige Bau scherzhaft von den Zöglingen des Missionshauses genannt wurde, blieben sie fast einundeinhalbes Jahr und flickten die Wäsche für das Missionshaus.

* * *

Inzwischen war P. Arnold Janssen mit sich einig geworden, eine Schwesternkongregation für die Aufgaben der auswärtigen Missionen ins Leben zu rufen. In den Umständen glaubte er den Willen Gottes erkennen zu dürfen.

Seine Gründungen dehnten sich immer mehr aus. In China blühte die junge Heidenmission von Südschantung kräftig empor. In Südamerika erschloß sich seiner Gesellschaft ein verheißungsvolles Arbeitsfeld. Der starke Nachwuchs an Priesterberufen legte den Gedanken an eine zweite Heidenmission bereits nahe. Das Bedürfnis nach tüchtigen Missionsschwestern mußte sich in diesen Wirkungskreisen seiner Missionare bald geltend machen. Es schien ihm vorteilhafter, mit Schwestern einer eigenen Kongregation als mit Fremden zu arbeiten.

Ferner schätzte sein tief frommer Sinn sehr hoch den Wert des Gebetslebens frommer Schwestern für das Werk der Glaubensverbreitung. Das stille Opfern und Beten der kleinen Schar braver Jungfrauen im „Klösterchen zu den drei Linden" erbaute ihn gar sehr.

[1] Herm. auf der Heide, Jubiläumsbuch, 543.

Eine ganze Kongregation solcher betenden Seelen mußte ein hoher Gewinn für seine Gründung sein und Gottes reichsten Segen auf sie herabziehen. — Dieser Grund stand bei ihm in der vordersten Linie bei der Stiftung der Missionsschwestern, wie wir noch sehen werden.

Seit zwölf Jahren hatte er diese Angelegenheit bei sich erwogen und Gott im Gebete empfohlen. Mehrfach wurde er von anderen dazu angeregt. Ein halbes Dutzend Jungfrauen war ihm ohne sein Zutun zugeführt worden als Erstlinge und Grundstock für eine solche Stiftung; dazu kam im November 1889 ein Angebot günstiger Räume. Das benachbarte Kapuzinerkloster wurde frei, weil seine Bewohner nach Frankreich zurückkehrten. P. Janssen übernahm dieses Haus und bestimmte es als erstes Heim der Steyler Missionsschwestern. Am 7. Dezember ließ er die Kandidatinnen dorthin übersiedeln, und der 8. Dezember 1889, das Fest der Unbefleckten Empfängnis, gilt als Gründungstag der neuen Schwesternkongregation.

Der Stifter machte sich nun daran, eine Ordensregel für seine neue Ordensgemeinde zu entwerfen. Dabei ging er sehr umsichtig und bedächtig voran, so daß er zwei Jahre darauf verwandte. Er legte den ersten Entwurf auch dem im Winter 1890/91 tagenden zweiten Generalkapitel der Gesellschaft des Göttlichen Wortes vor. Die dabei in einem Protokoll vom 22. April 1891 festgelegten Grundlinien dienten ihm als Vorlage für die zweite Bearbeitung. Am 18. November 1892 war er damit fertig, und Bischof Boermanns von Roermond erteilte unter dem 14. Januar 1893 die oberhirtliche Bestätigung.

Die kleine Schwesterngemeinde, die nun im ehemaligen Kloster der Augustinernonnen ihr Heim hatte, bestand bereits aus über 30 Mitgliedern. Sechzehn davon waren am 17. Januar 1892 eingekleidet worden. Der Stifter hatte ein blaues Kleid, blaues Skapulier und weißen Schleier gewählt. Diese Farben sollten die Schwestern erinnern an die Fundamentaltugenden ihres Standes, an die Demut und die Unschuld. Am 12. März 1894, dem Feste des heiligen Gregorius, fand die erste Gelübdeablegung von zwölf Schwestern statt. Damit war die neue religiöse Kongregation regelrecht begründet und in die Wirklichkeit überführt. Ihr Name lautete: „Genossenschaft der Dienerinnen des Heiligen Geistes“.

Als Aufgaben der Schwestern wurden neben den allgemeinen Zwecken des Ordensstandes festgesetzt: Die besondere Verehrung des Heiligen Geistes, wie es der Name schon besagt; die Teilnahme am Missionswerk durch Arbeit und Gebet, und zwar erst und vor allem in den Missionsgebieten der Gesellschaft des Göttlichen Wortes; endlich das Gebet für den Priesterstand und für die Heilighaltung der heiligen Sakramente.

Wichtiger als der äußere Aufbau war dem Stifter die Grundlegung und Pflege eines gediegenen inneren Geistes. Er hat sich dafür außerordentlich viele Mühe gegeben. Seit dem Frühjahr 1891 begann er, den Schwestern wöchentlich drei Vorträge zu halten, um sie mit dem wahren Geist der evangelischen Räte und des gottgeweihten Ordenslebens vertraut zu machen. Später hielt er ihnen jede Woche einen Vortrag und ließ sich selten darin vertreten. Bis zum Jahre 1906, also fünfzehn Jahre hindurch, setzte er diese frommen Belehrungen und Unterweisungen fort. Er hat sich viele Aufzeichnungen dafür gemacht und Stoff aus der Heiligen Schrift und dem Leben der Heiligen gesammelt. Hauptziele seiner Bemühungen waren: gründliche Demut, treue Opferliebe, zarte Gewissensreinheit, kindlich willige Hingabe an Gott, Eifer in der besonderen Verehrung des Heiligen Geistes und Liebe zum Gebete. Er wollte nur wahrhaft fromme Schwestern haben. Jede sonstige Tüchtigkeit ohne Frömmigkeit galt ihm nichts.

Als eines der wichtigsten Mittel, um den inneren Bestand seiner Schwesterngenossenschaft solide zu festigen, gebrauchte und verlangte der Generalsuperior große Vorsicht, ja Strenge bei der Aufnahme der Kandidatinnen und der Beförderung der Novizinnen zu den heiligen Gelübden. Für diese schwierigen Aufgaben und Entscheidungen arbeitete er eingehende Richtlinien für die Vorsteherinnen aus. Es ist erstaunlich, mit welch großer Lebenserfahrung, Genauigkeit und Allseitigkeit er sie belehrt, worauf sie ihr Augenmerk richten müssen, um vor Täuschungen und Irrungen bewahrt zu bleiben.

Für die Aufnahme legte er besonderes Gewicht auf gutes Talent und gute Gesundheit. Weniger intelligente und schwächliche Schwestern sind für den Missionsberuf ungeeignet. — Bei der Prüfung der eingesandten Zeugnisse soll man klug unterscheiden. „Ein gutes Dienstzeugnis kann oft wichtiger sein als ein gutes Zeugnis von einem Geistlichen. Die Dienstherrschaften kennen ihre Leute oft besser, als der Pfarrer sie kennen kann [1]."

Nach der Aufnahme kommt es dann besonders darauf an, den guten Geist zu erkennen und über die Beförderung zu den heiligen Gelübden weise zu entscheiden. Sehr warnt der erfahrene Obere davor, sich in dieser Zeit durch eine trügerische Tugend täuschen zu lassen. „Die Schwestern wissen ja, daß sie in der Zeit der Beobachtung, der Auswahl

[1] Schreiben vom 8. Oktober 1903. — In der Frage, ob uneheliche Kandidaten oder Kandidatinnen zum Ordensstande zuzulassen seien, neigte P. Arnold Janssen zu einem milden Urteil. Er sprach die Überzeugung aus: „Auch solche Kinder haben oft eine schöne Seele vom lieben Gott erhalten." Wichtig aber sei, daß die Mutter nachher brav geblieben und ein gutes christliches Leben geführt habe.

stehen. Darum werden sie sich möglichst in acht nehmen, namentlich der Vorsteherin und Novizenmeisterin gegenüber. Darum müssen diese ihrem eigenen Urteil mißtrauen und viel auf das Urteil solcher Schwestern halten, denen gegenüber die neuen Schwestern sich etwas gehen lassen[1]."

„Bei der Würdigung der Charakterfehler ist man leicht zur Milde geneigt. Man sagt: ‚Die Schwester hat sich gebessert,' während die ganze Besserung im Grunde doch nichts anders war, als daß die Betreffende sich etwas mehr in acht genommen hat. Später aber läßt sie sich gehen, und der Fehler wird zu spät eingesehen. Deshalb ist große Weisheit erforderlich, um zu erkennen, über welche Dinge man wegsehen kann, und bei welchen man ein herzhaftes „Entlassen!" zu schreiben hat. Das ist unangenehm. Aber besser eine kurze Zeit Unannehmlichkeit und dann Freisein von einer ungeeigneten Person als das Gegenteil[2]."

An eine Oberin in der Mission schreibt er in derselben Angelegenheit: „Ein paar Tränen macht nichts. Unsere Schwestern sollen lernen, sich selbst zu verachten, auf kräftige, männliche Weise Gott zu dienen und ihre Tugend vollkommen zu machen. — Wie nötig ist hier etwas Strenge, um einerseits den rechten frommen und ernsten Geist zu fördern und andrerseits das Haus nicht mit Kranken zu füllen. Wie schwer ist das; denn ich kann die Schwestern doch nicht in Badeorte schicken. Also sprechen Sie hierin ein ernstes Wort. Wenn Gott Ihre Gebete nicht erhört, so zeigt er, daß er es anders will. Mit recht gediegenen Schwestern übe ich aber schon etwas Nachsicht[3]."

Mit großer Entschiedenheit in der Sache will er aber Milde und Güte in der Ausführung verbunden wissen. „Man verwirft ja keine Schwester, die man entläßt. Man begegne vielmehr jeder mit Achtung und sage ihr: ‚Gute Schwester, Sie sind nicht für uns berufen. Gott will Sie anderswo haben. Gehen Sie ruhig und in Frieden nach Hause und betrüben Sie sich nicht zu sehr. Bleiben Sie brav, so wird es Ihnen gewiß gut gehen. Vertrauen Sie auf Gott, er wird Sie nicht verlassen. Gedenken Sie des Wortes der Heiligen Schrift: ‚Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten!' Und ferner des Wortes: ‚Ohne den Willen des himmlischen Vaters fällt kein Haar von eurem Haupte' . . . Tragen Sie dieses Leid mit Geduld; es bleibt Ihnen ein anderes dafür erspart. Wenn der erste Schmerz vorüber ist, werden Sie in der Folge vielleicht schon selbst einsehen, daß es so besser ist.'

„Auch soll man sonst suchen, Abgehenden so viel Liebe zu erweisen, als die Umstände gestatten. Für den Aufenthalt im Kloster suche man sie, so weit es geht, schadlos zu halten, z. B. was sie während dieser Zeit an ihren Kleidern verschlissen haben, suche man zu ersetzen. Man gebe ihnen dafür andere Kleider, nach Umständen auch eine Geldentschädigung. Namentlich tue man das stets, wenn die Schwester dessen bedarf, besonders auch in Form eines Reisegeldes[4]."

[1] Schreiben vom 6. November 1900. [2] Schreiben vom 7. Mai 1904.
[3] Brief vom 7. Mai 1899. [4] Schreiben vom 11. April 1901.

Die vielen Bemühungen des Generalsuperiors, in dieser Angelegenheit den Vorsteherinnen die richtigen Grundsätze und Richtlinien beizubringen, beweisen, wie sehr diese Sache ihm am Herzen lag und welche Bedeutung er ihr beimaß. Am Schlusse einer langen schriftlichen Belehrung heißt es: „Sie können sich wohl denken, daß ich mich bei meinen vielen Arbeiten nicht leicht dazu entschlossen habe, so weitgehende Auseinandersetzungen zu machen. Ich hielt es aber für meine Pflicht, von den vielen, vielen Erfahrungen, die ich in den beiden Genossenschaften bereits gemacht, etwas mitzuteilen, damit es ihnen zum Nutzen gereiche, auch wenn ich nicht mehr bin. Ich bitte deshalb, diese Ausführungen mit gelehrigem Geiste aufnehmen zu wollen[1]."

Bei diesen ständigen Bemühungen für die Hauptsache, für die Fundamentierung des gediegenen inneren Geistes seiner Schwesterngenossenschaft, unterließ der Stifter aber nichts, um die Schwestern auch tüchtig für ihre späteren Aufgaben in den Missionen vorbilden zu lassen. Missionsschwestern müssen ja vielseitig sein und Kräfte für die verschiedensten Arbeitsgebiete stellen. Vor allem gebrauchte er viele Lehrerinnen für die Mädchenschulen. Zu diesem Zwecke richtete er dreijährige Lehrkurse ein für die begabtesten Schwestern, um sie für das Lehrfach vorzubilden. Sehr zustatten kam es ihm, daß ziemlich viele Lehrerinnen sich meldeten. Auch entsandte er Schwestern in auswärtige Institute, um Lehrkräfte für seine Lehrkurse zu gewinnen.

* * *

P. Arnold Janssen behielt die Leitung der Schwestern lange Jahre ganz in seiner Hand. Er wollte sicher sein, daß die Fundamente nach allen Seiten hin gut gelegt wurden, daß sich die richtigen Grundsätze und Gewohnheiten fest eingebürgert hatten. Erst im Jahre 1906 glaubte er alles hinreichend eingerichtet, so daß er die Weiterführung des Werkes in andere Hände legen konnte. Er gab den Schwestern einen Generaldirektor in der Person des P. Hermann auf der Heide, der von nun an seine Stelle bei den Schwestern vertrat und ihm den größten Teil dieser Arbeit abnahm.

Und es war Zeit. Denn die Arbeit war sehr groß, ja zu groß geworden. Die Genossenschaft der Missionsschwestern war in den verflossenen 16 Jahren erstaunlich stark herangewachsen. Betrug doch die Zahl aller Schwestern bereits über 400, und sie hatten ihre Tätigkeit ausgedehnt auf Argentinien, Togo und Neuguinea. Drei Jahre später, beim Tode des Stifters, finden wir die Steyler Missionsschwestern auch in Brasilien, den Vereinigten Staaten, China und Japan. Ihre Gesamtzahl aber einschließlich der Kandidatinnen war auf 558 gestiegen.

[1] Schreiben vom 20. Dezember 1904.

2. Tätigkeit in den Missionsländern.

Ein Hauptziel bei der Gründung der Steyler Missionsschwestern-kongregation war ihre Verwendung in den auswärtigen Missionen. Der heutige Missionsbetrieb kann die Mitarbeit opferfreudiger Missionsschwestern gar nicht entbehren. Er hat darin einen großen Vorzug vor den älteren Missionsepochen. Daß Ordensfrauen planmäßig beim Werke der Glaubensverbreitung im Heidenlande tätig sind, finden wir erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

„In früheren Zeiten kannte man das nicht. Es war ja auch unmöglich, die Klosterfrauen den furchtbaren Strapazen damaliger Reisen und den allzu großen Gefahren der wilden Missionsländer schutzlos auszusetzen. Doch mit den herrlichen Fortschritten des Weltverkehrs und der größeren Sicherheit und geordneten Festigkeit des Missionslebens konnten auch weibliche Kräfte in den Dienst der Glaubensverbreitung eintreten. Es liegt auf der Hand, wie wertvoll sie sind für Mädchenschulen, für Waisen- und Siechenhäuser, für den Unterricht der Frauen, für die häusliche Missionstätigkeit, Armen- und Krankenpflege [1]."

Es war darum ein besonderer Freudentag, als der missionsbegeisterte Steyler Stifter seinen ersten Missionsschwestern das Missionskreuz weihen und in die Hand legen konnte, um sie dann hinauszusenden in die Ferne. Zwar zogen diese Erstlinge noch nicht gleich ins Heidenland. Die junge Genossenschaft sollte ihr erstes Arbeitsfeld in Argentinien in Südamerika finden. Doch auch hier erwarteten sie Missionsaufgaben in der Rettung und Erziehung vieler gefährdeter Kinder. Die Schwestern sollten die Arbeiten der Steyler Priester in der Kolonistenseelsorge besonders durch Übernahme von Schulen unterstützen. Wir hörten früher schon, wie verlassen diese Kolonisten in religiöser Hinsicht waren und wie dringend hier die Hilfe not tat.

Vier Schwestern traten am 11. September 1895 die Ausreise an. Das gab die erste Abschiedsfeier von Missionarinnen im Mutterhause der Steyler Missionsschwestern, gleich bedeutsam für die junge Genossenschaft wie für ihren Stifter. In seiner Ansprache bei der feierlichen Weihe und Übergabe des Missionskreuzes führte P. Generalsuperior aus, daß Christi Gebot: „Gehet in die ganze Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen!" für alle Glieder der heiligen Kirche gelte, daß also auch die Frauen in geeigneter Weise an seiner Verwirklichung mitarbeiten müßten. So sei es ja auch schon

[1] Vergl. H. Fischer S. V. D., Jesu letzter Wille (Steyl 1912), 115.

zur Zeit des Heilandes und der Apostel geschehen. Die neuere Zeit erlaube eine weitergehende Anteilnahme. Dann ging er auf den Zweck des Steyler Schwesternhauses ein, auf die Bedeutung der Feier des Tages und die fernere Aufgabe der abreisenden Schwestern in der Sorge für die Kinderseelen.

„Es ist ein Werk", sagte er, „der Obsorge für die unsterblichen Seelen, das ihrer wartet. O wie herrlich ist dieses Werk! Es ist ein wahrhaft göttliches Werk, ein Werk, für das der Sohn Gottes selbst vom Himmel gestiegen ist, dreiunddreißig Jahre lang gearbeitet hat, ein Werk, das den reichsten himmlischen Lohn einbringen wird. So haben wir allen Grund, diese Missionsschwestern zu beglückwünschen, daß sie am heutigen Tage diese heilige Aufgabe übernehmen. Auch den Angehörigen dieser Schwestern, die sich hier versammelt haben, um von ihnen Abschied zu nehmen, wahrscheinlich fürs ganze Leben, müssen wir, ungeachtet des berechtigten Abschiedsschmerzes, der manche Träne fließen läßt, dazu Glück wünschen, daß sie solche Töchter, Schwestern und Verwandten haben, die einen so hohen heiligen Beruf ergreifen. Wir beglückwünschen sie, daß sie in ihrer Tochter und Schwester Opfer eingestimmt und sie Gott geschenkt haben. Sicher wird ihnen dafür reicher Lohn und Mitverdienst an allen Werken dieser Schwestern zuteil werden.

„Gewiß ist es den scheidenden Schwestern nicht leicht, sich auf Nimmerwiedersehn zu trennen von Vater und Mutter, Bruder und Schwester, von den lieben Mitschwestern, mit denen sie jahrelang in schwesterlicher Liebe zusammengelebt haben, und hinauszuziehen in die weite Ferne. Aber Gott, geliebte Schwestern, wird Euer Lohn sein. Fürchtet Euch nicht, daß Ihr Euch dort vereinsamt fühlt; denn Euer himmlischer Bräutigam ist auch dort Euch so nahe wie hier, ja noch näher in dem Maße, als Ihr mehr Opfer für ihn bringt. Fürchtet Euch nicht, wenn Ihr vor dem großen Weltmeer steht; denn Gottes starke Hand hält Euch und seine heiligen Engel, in deren Monat wir stehen, geleiten Euch. Eure Angehörigen, Eure zurückbleibenden Mitschwestern, die Bewohner des Missionshauses begleiten Euch mit ihren Gebeten. Ganz besonders empfehlen wir Euch dem Schutze der lieben Gottesmutter Maria; sie ist ja unsere Beschützerin und gütigste Mutter. Vertrauet auf den Schutz aller heiligen Patrone der Genossenschaft und auf den Segen des allmächtigen Gottes!"

Die Schwestern fanden in Argentinien ein segensreiches Arbeitsfeld, und im Jahre 1909, dem Todesjahr ihres Stifters, betrug ihre Zahl bereits 56.

Die Abschiedsfeier von Missionsschwestern wiederholte sich in Steyl seit 1895 ebenso regelmäßig wie die Aussendung der Missionare. P. Janssen konnte immer weitere Missionsgebiete mit Schwestern versorgen. 1896 landeten die ersten Steyler Schwestern auf der Westküste Afrikas in T o g o, 1899 im fernen Australien in N e u g u i n e a, 1901

kamen sie nach **Nordamerika**, 1902 nach **Brasilien**, 1905 nach **China** und 1908 nach **Japan**. Bis zu seinem Tode hatte er 283 Schwestern in die auswärtigen Missionen entsandt. Sie waren tätig im niederen und höheren Schulwesen, in der Erziehung und Krankenpflege, in Waisenhäusern und Altenheimen.

* * *

Doch mit der Ausbildung der Schwestern und ihrer Verteilung auf die verschiedenen Missionsgebiete hielt der Generalsuperior seine Aufgabe noch nicht für erledigt. Er bekümmerte sich unausgesetzt um das Wohlergehen und die Wirksamkeit seiner Schwestern in den fernen Ländern. Er verlangte genaue Berichte über die Wohnungsverhältnisse, den Gesundheitszustand, das religiöse Leben und die Tätigkeit.

Besonders besorgt war er, daß der gute Geist treu gehütet und gepflegt werde. Diesen Punkt empfahl er immer wieder den Provinzialoberen der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, denen er die Schwestern unterstellte. Darauf kommt er in seinen vielen Briefen oft zu sprechen. „Ich bitte," heißt es da z. B., „seien Sie darauf bedacht, für die Schwestern die nötigen und nützlichen Einrichtungen zu schaffen, z.B. im allgemeinen mit ihnen der Regelbestimmung gemäß in ihrem Hause nur hinter dem Gitter zu sprechen, und wenn sie zu Ihnen zur Kirche kommen und mit Ihnen reden wollen, nie anders als in einem Zimmer mit durchsichtiger Glastür sie zu empfangen, wie sie überhaupt alle Fremden empfangen sollen; Frauen aber nie anders.

„Erwägen Sie wohl, wie wichtig es ist, das Fundament der Frauengenossenschaft dort gut zu legen. Ich mache Sie vor Gott dafür verantwortlich, daß Sie darauf bedacht sind, dies gut zu tun, und ebenso darauf zu achten, daß in Ihrer Abwesenheit dasselbe von dem stellvertretenden Priester geschieht. Sorgen Sie, daß die Schwestern monatlich wenigstens ein- bis zweimal einen Vortrag bekommen, wenn es ohne Ihre Überbürdung möglich ist auch noch öfter. Ferner daß sie die Mädchen gut erziehen, in etwas kräftigem, männlichem Geiste. Zeigt es sich dann, daß sich die rechten Gewohnheiten dort gebildet haben, so bin ich erbötig, Ihnen bald weitere Schwestern zu schicken[1]."

Wenn er um Schwestern für ein neues Missionsgebiet angegangen wurde, dann war es seine erste Sorge, festzustellen, ob in dem neuen Wirkungskreis auch in religiöser und klösterlicher Beziehung alles Nötige für die Schwestern geschehen werde. Dafür wollte er Sicherheit haben, zögerte und erhob Bedenken, bis alles zugesichert wurde. So schrieb er an P. Freinademetz, als dieser um Missionsschwestern für Südschantung einkam: „Es wird genug Schwierigkeiten haben, eine

[1] Brief vom 25. Januar 1897.

weibliche Genossenschaft dort einzurichten, wie es sein soll. Natürlich muß der Geist der Einfachheit, Demut und Opferwilligkeit gepflegt werden. Sollten wir jemals Schwestern schicken, so müßte das ganz besonders betont werden und namentlich die ersten, grundlegenden Schwestern recht mustergültig sein. Bis jetzt haben unsere Schwestern mir viele Freude gemacht. Es wird auch in den Missionen anerkannt, daß sie brav und gut sind. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß sie in jeder Beziehung vollkommen sind[1]."

Über das fortdauernd segensreiche Wirken der Steyler Missionsschwestern haben die Missionare in ihren Berichten sich oft lobend ausgesprochen. Sie können diese wertvolle Hilfe gar nicht mehr entbehren. Würden sie fehlen, der Verlust wäre unersetzlich groß. So manche verirrte und verlorene Seele ist durch ihr Wirken gerettet worden, die sonst, unerreichbar für den Missionar, zugrunde gegangen wäre. Wie unermeßlich viel Not und Elend haben sie in treuer Sorge für kranke und alte Leute gelindert, wie viele Kinder und Jungfrauen dem Heiland zugeführt, auf den Weg der Tugend und des ewigen Lebens gebracht.

Von Jahr zu Jahr wächst dieser Segensstrom, der von den „Dienerinnen des Heiligen Geistes" durch die fernen und fernsten Länder geleitet wird. Ist doch ihre Schar heute schon über 1100 gestiegen, von denen 500 in außereuropäischen Ländern wirken.

Das Werkzeug des Allerhöchsten aber, wodurch die Quelle erschlossen wurde, die nun zu einem solchen Segensstrom geworden ist, war der Gründer des Steyler Missionswerkes. Was immer durch die Genossenschaft der Steyler Missionsschwestern in Europa und in den fernen Weltteilen zum zeitlichen und ewigen Heile hilfsbedürftiger Menschenkinder geschieht, es geht in seinen letzten Ursachen zurück auf den frommen Priester Arnold Janssen.

3. Die Abteilung der Klausurschwestern.

Generalsuperior Janssen hegte von Anfang an die Absicht, eine Doppelkongregation von Schwestern zu gründen. In dem Entwurf seiner Schwesternregel vom Jahre 1890 bildet die Zweiteilung bereits das Fundament.

Als Vorbild für diese Gründung hatte er sich das Geschwisterpaar Maria und Martha aus dem Evangelium gewählt. Nach ihrem Beispiel sollte sich ein Teil seiner Schwestern dem beschaulichen Kloster-

[1] Brief vom 31. März 1903.

leben, der andere dem tätigen Missionsberufe weihen. So unterscheidet er schon in den einleitenden Erörterungen Klausurschwestern und Missionsschwestern. Doch sollten beide Teile nach seinem Plane eine einzige Kongregation bilden.

„Das Verhältnis der Klausur- und Missionsschwestern", so heißt es in jenem Entwurf, „ist das der Nebenordnung. Beide sind selbständige Teile eines einzigen Ganzen. Maria und Martha waren Schwestern, und so sollen auch die Klausur- und Missionsschwestern sich als Mitschwestern in Gott dem Heiligen Geiste betrachten ... Ihr gemeinsamer, unsichtbarer Vater ist Gott der Heilige Geist, der Gott der ewigen Liebe, der sie zum heiligen Ordensstande berufen und geführt hat. Durch seine Gnade sind sie, was sie sind: Kinder seiner unendlichen Liebe. Der sichtbare Vater aber und Vertreter des Heiligen Geistes bei den Schwestern sind der Generalobere der Gesellschaft des Göttlichen Wortes und diejenigen, welche dieser als seine Stellvertreter bestimmen wird."

Wenn man jenen Regelentwurf durchgeht, erkennt man deutlich, wie sehr der Stifter bei der Gründung der Schwesternkongregation von dem Plane, eine beschauliche Schwesternabteilung zu schaffen, beherrscht war. Das war für ihn ein Hauptziel. Er stand ganz unter dem Einfluß des Heilandswortes: „Maria hat den besten Teil erwählt!" So sehr aber dieser Teil der Gründung für ihn im Vordergrund stand, bei der praktischen Ausführung kam es doch zuerst zur Stiftung der Missionsschwesternabteilung.

Das Werk konnte seiner doppelten Gliederung nach nicht sofort verwirklicht werden. Dazu fehlten vor allem die nötigen Kräfte. Das Bedürfnis nach tätigen Missionsschwestern machte sich aber so stark geltend, daß dafür zuerst gesorgt werden mußte. Darum legte der Stifter zuerst den Grund für sie und arbeitete sieben Jahre hindurch am soliden Ausbau dieses Teiles der neuen Genossenschaft.

Sobald er aber die Gründung hinreichend entwickelt und gefestigt sah, nahm er die Vollendung des Werkes in Angriff. Am 8. Dezember 1896 wurde die Abteilung der Klausurschwestern eingerichtet. Den Grundstock dazu nahm er aus der Schar der Missionsschwestern. Es waren sechs Professen, denen er auf ihre Bitte gestattete, in die Klausurabteilung überzutreten. Dazu gesellten sich zwei Postulantinnen. Als Ordensgewand bestimmte der Stifter ein rosarotes Kleid, dazu weißen Schleier und weißes Skapulier. Die Pfingstfarbe des Kleides soll die Schwestern an ihre besondere Aufgabe erinnern, den Heiligen Geist mit Vorzug zu verehren und sein göttliches Feuer auf die kalte heidnische Welt herabzuflehen. Sie behielten in der Hauptsache die

Ordensregel der Missionsschwestern bei, die aber der Eigenart ihrer Aufgabe angepaßt wurde.

Für diese Schwestern nun wurde die ständige Klausur eingeführt, die sie nur im Falle großer Not oder mit vorheriger Genehmigung der kirchlichen Obrigkeit verlassen dürfen. Ihre Beschäftigung wird sein Gebet und Handarbeit. In weltabgeschiedener Einsamkeit verborgen und begraben, sollen sie ein ausschließlich Gott geweihtes, durch Gebet und Entsagung geheiligtes Leben führen und dadurch den Gnadensegen des Heiligen Geistes auf die ganze heilige Kirche, mit Vorzug aber auf den katholischen Priesterstand und insbesondere auf die Arbeiten der Priester der Gesellschaft des Göttlichen Wortes herabziehen.

* * *

Der Stifter führte bei den Schwestern das Chorgebet und, sobald eine genügende Anzahl vorhanden war, auch die Ewige Anbetung ein. Als Chorgebet schrieb er ihnen das Offizium der Pfingstoktav vor. Einmal wöchentlich müssen sie auch das Totenoffizium beten und dieses insbesondere aufopfern für die verstorbenen Priester.

Zur Ewigen Anbetung vor dem Tabernakel wechseln die Schwestern stündlich ab, und dieses Gebet wird ununterbrochen bei Tag und Nacht fortgesetzt[1]. Gott loben und anbeten und für alle Menschen auf dem weiten Erdenrunde bitten und flehen: das ist die erste und wichtigste Lebensaufgabe dieser Ordensfrauen, das ist nach der Absicht ihres Stifters ihr Missionsdienst.

Oft kam er in seinen Vorträgen auf diese ihre Hauptpflicht zu sprechen, und er suchte ihre Herzen groß und weit zu machen und mit selbstloser Hingabe an die Ehre Gottes und das Heil der Welt zu erfüllen.

„Was von Ihnen verlangt wird," sagte er einmal, „ist nicht, daß Sie für die kleinen armseligen Anliegen beten, die Sie selbst betreffen. Die soll man der Güte Gottes überlassen. Sie aber sollen beten für die großen Anliegen der Welt. Die heilige Theresia wurde auch oft für geringe Dinge um ihr Gebet ersucht. Aber sie ermahnte ihre Töchter eindringlich, die wichtigen Anliegen, welche die Ehre Gottes, die Erlangung der ewigen Güter, die Bekehrung der Welt betreffen, nicht aus dem Auge zu verlieren. — Dafür müssen Sie beten. Sie müssen sein wie Moses. Er hatte seine Hände ausgestreckt zum Gebete als Israel in den Kampf zog. Wenn er sie emporhielt, siegte Israel; wenn er sie aber sinken ließ, siegte Amelek. Diese Gebetsaufgabe ist

[1] Seit dem Jahre 1915 haben die Steyler Klausurschwestern die Erlaubnis, die Ewige Anbetung vor dem immerfort ausgesetzten hochwürdigsten Gute abzuhalten. Seitdem thront der Heiland in ihrer Kapelle Tag und Nacht in der Monstranz; ausgenommen sind nur die letzten Tage der Karwoche.

Ihnen zugefallen, und dereinst werden Sie darüber gerichtet werden, ob Sie sie treu erfüllt haben[1]."

„Ein Klausurkloster", so führte er ein anderes Mal aus, „muß ein Kloster sein, aus dem beständig der Duft der Frömmigkeit, der Andacht und heiligen Gottesliebe emporsteigt. Sie sind nicht dafür da, um beständig an sich selbst zu denken. Sie sollen beten für die heilige Kirche Gottes, den Heiligen Vater, die Bischöfe und Priester. Welch große heilige Aufgabe haben Sie! Wenn Sie das bedenken, müssen Sie gleichsam in Entzücken geraten[2]."

Unter den Gebetsaufgaben dieser Schwestern stellte der Generalsuperior das Gebet für den ganzen Priesterstand an die erste Stelle. Schon am Anfang dieser Gründung bezeichnete er das als die erste und vornehmste Aufgabe der Klausurabteilung.

„Die Klausurschwestern haben besonders die Aufgabe zu beten. Da könnte es wohl den Anschein haben, als ob sie am meisten für die Verbreitung des Glaubens beten sollten. Das sollen sie auch, aber nicht an erster Stelle. Zunächst nämlich für den Priesterstand. Durch die Heilighaltung des Priesterstandes werden auch die christlichen Familien geheiligt und die Berufe zum Priesterstande und Missionarsleben vermehrt werden[3]."

P. Janssen wollte aber mit der Gründung der Klausurabteilung seiner Schwestern auch ein Chor von Beterinnen für seine ganze Missionsstiftung schaffen. „Sie sollen", so schrieb er den Schwestern einmal, „die Abgesandten und Stellvertreterinnen aller unserer Häuser und der ganzen heiligen Kirche sein[4]." — Auch für sich selbst erwartete er viele Gebetshilfe aus dieser Einrichtung. „Ich rechne", so versicherte er, „auf das Gebet der Missionsschwestern und die Aufopferung ihrer täglichen Arbeiten. Insbesondere aber auf die Klausurschwestern; denn ihre Arbeit besteht ja an erster Stelle darin, zu sein, wie Moses auf dem Berge, der für das Volk betete, während es kämpfte[5]."

Der fromme Stifter war eben tief davon durchdrungen, daß ohne Gnade Gottes nichts erreicht werden kann, jede Gnade und Hilfe aber erfleht werden muß. Für ihn war deshalb Missionsarbeit vor allem Gebetsarbeit.

Den Gedanken, die „Ewige Anbetung" in seine Steyler Stiftung aufzunehmen, hegte P. Janssen schon in den ersten Tagen der Gründung. Es war dies auch ein Punkt der Meinungsverschiedenheit zwi-

[1] Vortrag vom 31. August 1903. [2] Vortrag vom 29. September 1904.
[3] Vortrag vom 16. Dezember 1896. [4] Brief vom 28. Mai 1899.
[5] Brief vom 14. April 1906.

schen ihm und seinen Mitgründern. Doch erkannte er schon bald selbst, daß er diese Lieblingsidee im Missionsseminar St. Michael bei dem Charakter dieses Hauses nicht verwirklichen konnte.

Sobald aber der Plan, eine Missionsschwesternkongregation zu gründen, feste Gestalt bei ihm angenommen hatte, stand der langgehegte Wunsch wieder im Vordergrund. Dieser hat zweifellos einen starken Einfluß auf seine Entschließung hinsichtlich der Gründung der Schwesternkongregation gehabt.

Die Ewige Anbetung in den Dienst des Heidenmissionswerkes zu stellen, ist kein zufälliger Plan bei Arnold Janssen, keine Nebenerscheinung in seiner Steyler Gründung. Es bekundet sich vielmehr darin seine innere Gesinnung, sein tiefstes Denken und Verlangen. Wir haben hier eine Offenbarung seiner religiösen Innenwelt, einen Schlüssel, um den wichtigsten Grundzug seines eigenartigen Charakters zu verstehen.

Dem Studium dieses Charakters wenden wir uns nunmehr zu, nachdem wir das äußere Wirken P. Arnold Janssens überblickt haben.

Sechster Teil.

Das Werkzeug Gottes.

(Charakteristik.)

1. Grundlinien des Charakters.

Arnold Janssen war kein Durchschnittscharakter. Mit landläufigem Maßstab gemessen, blieb er vielen, ja den meisten unverständlich. Wie bei Beginn seiner Steyler Gründung, so hat mancher auch später noch über ihn den Kopf geschüttelt. Der eine fand dieses, der andere jenes an ihm unbegreiflich.

Und doch war sein Wesen voll Einheit und Harmonie, eine geschlossene Persönlichkeit von ausgeprägter Individualität, festen Grundsätzen und planvollem Handeln. Das fühlten auch jene heraus, die ihn nicht verstanden oder nicht mit ihm übereinstimmten. Sein Wesen, so anspruchslos und einfach es war, nötigte jedem Respekt und stille Hochachtung ab. Von dem schlichten Manne strahlte etwas aus, das ihn ehrwürdig machte und mit ungewöhnlicher Autorität ausstattete. Rechenschaft über die Ursachen dieser Eigenart konnten sich wenige geben.

Der Schlüssel zum schwerverständlichen Charakter Arnold Janssens ist sein durch und durch aszetisches Denken und Urteilen. Es war ihm fast natürlich geworden, die Dinge, die an ihn herantraten, unter übernatürlichem Gesichtswinkel anzuschauen und zu behandeln. Das gab sich aber bei seinem stillen Wesen nach außen gewöhnlich nicht zu erkennen. So kam es dann, daß seine Worte und Handlungen, vom natürlichem Standpunkte aus bewertet, nicht selten fremdartig, unbegreiflich und selbst unvernünftig erschienen.

P. Arnold Janssen war eine stark mystisch veranlagte Natur. Mit dieser Kennzeichnung denken wir nicht an die außerordentlichen Erscheinungen der Mystik, an Gesichte, Verzückungen, Offenbarungen usw. Derartiges ist bei ihm nie bekanntgeworden. Es soll vielmehr damit nur die große Leichtigkeit des Verkehrs mit Gott, des Wandels in Gottes Gegenwart, das Durchdrungensein von übernatürlichen Gesinnungen, die Liebe und Freude an dieser Geistesverfassung

und -beschäftigung bezeichnet werden. Trefflich kennzeichnete ihn einer seiner Sekretäre mit dem Ausspruch: „Besondere Gebetstunden hatte er wenige; seine vielen Arbeiten ließen ihm dazu nicht die Zeit. Aber er war immer in Gebetsstimmung.“

Seine mystische Geistesrichtung kam auch vielfältig in der Art der religiösen Gedanken zum Ausdruck, die ihn beschäftigten. Seine Vorliebe für die besondere Andacht zum Heiligen Geiste, zur heiligsten Dreifaltigkeit, zu den heiligen Engeln, zumal zu den sieben Geistern vor Gottes Thron, seine tiefe Ehrfurcht vor den heiligen Sakramenten, den Reliquien der Heiligen, den Weihungen und Segnungen der Kirche, die besondere Verehrung der stigmatisierten Heiligen und Seligen, die große Hochschätzung ihrer Gesichte und privaten Offenbarungen verraten dies deutlich.

Der letztgenannte Punkt gehört besonders in diesen Zusammenhang. Er schreibt in seinem „Geistlichen Testament“[1]: „Aus den Offenbarungen Gottes an die Heiligen und begnadigten Seelen, z. B. aus den Schriften der heiligen Hildegard, Birgitta, Gertrudis, Theresia, Katharina von Genua, der gottseligen Katharina Emmerich und anderer ist vieles zu lernen. Aber wie schade ist es, daß alles dieses von so vielen Katholiken und selbst Priestern noch mit so eigentümlichen Augen betrachtet wird und auch andere gehindert werden, daraus rechten Nutzen zu ziehen. Gewiß ist alles das keine Glaubenslehre und bleibt auch noch bei vielem Raum für berechtigte Kritik. Aber haben diese Schriften nicht höheren Wert als die eines gelehrten Professors, von dem kein Mensch behaupten wird, daß er aus einem höheren als rein menschlichen Lichte geschrieben hat? Warum denn jene Brunnen heilsamen Wassers verachten, und nicht bloß das, sondern durch unnötige Zäune, die Gott nicht gewollt hat, heilsbegierige Menschen hindern, an diesen Quellen

[1] „Geistliches Testament“ nennt er selbst eine Anzahl kleinerer Aufzeichnungen von 37 Quartseiten aus den letzten drei Lebensjahren. Sie enthalten nur religiöse Ermahnungen und Gedanken, die ihm besonders am Herzen lagen, und die er den Seinigen dauernd einprägen wollte. Sie sind mit zitternder Hand, aber sehr sauber geschrieben und mit Nummern von 1—71 versehen. Wir werden sie in diesem Abschnitt öfters erwähnen müssen und als „Geistliches Testament“ zitieren.

Über das Zustandekommen dieser für die Beurteilung seines Charakters wertvollen Blätter schreibt er selbst unter Nr 50: „Mögen unsere Mitbrüder mir verzeihen! Ich habe diese Notata (Aufzeichnungen) begonnen, um mir selbst desto besser vorzuhalten, worauf ich besonders aufmerksam sein will, um mein Leben zu heiligen und mich noch besser auf den Tod vorzubereiten. Und nun beginnt das Ganze mehr und mehr auszuklingen wie ein geistliches Testament, das ich Ihnen hinterlassen will. Nun, auch das ist vielleicht gut. Möge Gott der Hl. Geist mir deshalb beistehen, es recht nach seinem Geiste und nach seinem heiligsten Willen zu vollenden.“

sich zu laben, die aus Gott geflossen sind, um Leib und Seele daran zu stärken.

„Mögen die Mitbrüder S.V.D. das nicht tun, sondern vielmehr daran arbeiten, die im Schottergestein zerstreut herumliegenden Perlen, welche die göttliche Güte auf die Erde herabträufeln ließ, zu sammeln, sie von Verunreinigung zu befreien, zu waschen und zu fassen, und, wenn nötig, zu kostbaren Steinen zu schleifen [1]."

P. Janssen war selbst in den obengenannten Schriften gut belesen und brachte in seinen Vorträgen gern Beispiele daraus. Besonders gilt das von den Gesichten der gottseligen Katharina Emmerich, die er zeitlebens fleißig benutzte und die sein religiöses Innenleben zweifellos viel beeinflußt und gefördert haben.

Sein kindlichfrommer Sinn brachte Privatoffenbarungen überhaupt einen willigen Glauben entgegen. Er fürchtete, durch Zweifel respektlos gegen das Wirken Gottes zu sein und einer angebotenen Gnade entgegen zu handeln. Natürlich konnte er bei einer solchen Gesinnung der Täuschung verfallen, wie das auch ein paarmal geschah, was er aber rechtzeitig erkannte. Aus seinen obigen Worten gehen übrigens klar seine kirchlich korrekten und menschlich gesunden Grundsätze in dieser Sache hervor.

Den Leiden der Stigmatisierten legte er hohe Bedeutung für das Reich Gottes hienieden bei. Sie mußten nach seiner Überzeugung ihm besondere Hilfe des Himmels verdienen. An einer Stelle im Geistlichen Testament schreibt er: „Heiliger seraphischer Franziskus! Ich empfehle mich und meine Untergebenen in deine fünf heiligen Stigmata und durch sie in die Wunden Jesu. Ebenso bete ich zu allen stigmatisierten Heiligen und insbesondere zur gottseligen Emmerich. Auch will ich besonders an Freitagen den lieben Heiland, seinen himmlischen Vater und den Heiligen Geist bitten, daß sie durch die Kraft des heiligen Meßopfers den Leiden der noch lebenden Stigmatisierten eine größere Heilswirkung für die heilige Kirche verleihen wollen [2]."

* * *

Wovon das Herz voll war, floß auch bei P. Arnold Janssen der Mund naturgemäß über. Er sprach sehr gern und leicht über religiöse Dinge. Während der Arbeit erinnerte er sich stets des von ihm in seinen Genossenschaften eingeführten Viertelstundengebetes und verrichtete es mit seinem Sekretär. In der Unterhaltung kam er mit erkennbarer Vorliebe auf religiöse Gegenstände. So sprach er bei Tisch gern von dem Heiligen des Tages und wußte oft recht seltene Züge aus dessen Leben zu erzählen, was seine Vertrautheit mit der heiligen Legende offenbarte.

[1] Geistliches Testament 6. [2] Geistliches Testament 15.

Mit großer Leichtigkeit hielt er religiöse Vorträge. Nach Form und Inhalt waren sie ganz schlicht, ein getreues Abbild seines Wesens. Doch merkte der aufmerksame Zuhörer gut heraus, daß er es mit einem wahren Geistesmann zu tun hatte, dem tiefere und seltenere Gedanken geläufig waren. Lieblingsthemata waren: Die Hingabe an Gott, die Vereinigung mit Gott, die kindliche Liebe zu Gott, der Geist des Opfers, die Nachfolge Christi in seinem sakramentalen Leben (verborgen, demütig, sich hingebend, gebetseifrig), der dreifache Thron der heiligsten Dreifaltigkeit im Himmel, in der Eucharistie und im Menschenherzen, das Wohnen der drei göttlichen Personen in den Menschenseelen und ähnliche. Wie sehr ihn der letzte, tiefmystische Gedanke erfüllte, erkennt man daraus, daß er den Mitgliedern seiner Genossenschaften vorschrieb, an den Kopf der Briefe, die sie aneinander richten, den Spruch zu setzen: „Es lebe der heilige dreieinige Gott in unsern Herzen!"

Auch in den Exerzitienvorträgen, die er den Weihekandidaten der Priesterweihe hielt, wählte er mit Vorliebe solche Punkte, die seine mystische Neigung bekunden. So hielt er Konferenzen über: Die Zunge des Priesters als Werkzeug des Heiligen Geistes, die gesegneten und segnenden Hände des Priesters, die heilige Hostie in der Hand des Priesters, die Engel des Priesters, der geistige Kampf des Priesters, das Offizium des priesterlichen Herzens, das Offizium des Priesters gegen das göttliche Blut.

Ein Lieblingsthema bei dieser Gelegenheit waren auch die Gebete und Zeremonien des kirchlichen Weiheritus, die er gründlich nach allen Seiten besprach. Es war ungemein erbauend und erhebend, wie er dies alles mit so glaubensvollen Augen anschaute, wie ihm die heiligen Handlungen im übernatürlichen Lichte verklärt vor der Seele standen.

Sein kindlichfrommes Herz war der Biene gleich, die auch in den unscheinbaren und schlichten Blüten wie in den herrlichsten Blumen Honig entdeckt und begierig aufsaugt. Für ihn war das kirchliche und religiöse Leben, die Gemeinschaft der Heiligen, das Reich der Engel und die sichtbare Schöpfung ein lieblicher Gottesgarten in köstlicher Blütenpracht, woran seine Seele sich erquickte.

Eine direkte Erinnerung an die poesievolle Mystik mancher Heiligen des Mittelalters ist die vom Steyler Gründer im Missionshause St. Michael eingerichtete Weihnachtsprozession zur Mitternachtsstunde. Die für die Kirche bestimmte Krippenfigur des göttlichen Kindes ließ er dann in der Aula nahe am Boden auf Stroh betten und mit einem Strahlenkranz von Kerzen und bunten Lichtern umgeben. Die ganze Aula und die Hauptgänge des Hauses mußten mit Lampions festlich erleuchtet werden. Um Mitternacht wurden die Bewohner durch Choralklänge des Blechmusikkorps der Missionsbrüder geweckt. Alle eilten zur Kirche. Von



Papst Pius IX. (S. 118)



Papst Leo XIII. (S. 119)



Papst Pius X. (S. 231)



Kardinal Melchers,
Erzbischof von Köln. (S. 21)



Kardinal Kopp,
Fürstbischof von Breslau. (S. 252)



Kardinal Fischer,
Erzbischof von Köln. (S. 466)

Mit großer Leichtigkeit hielt er religiöse Vorträge. Nach Form und Inhalt waren sie ganz schlicht, ein getreues Abbild seines Wesens. Doch merkte der aufmerksame Zuhörer gut heraus, daß er es mit einem wahren Geistesmann zu tun hatte, dem tiefere und seltenere Gedanken geläufig waren. Lieblingsthemata waren: Die Hingabe an Gott, die Vereinigung mit Gott, die kindliche Liebe zu Gott, der Geist des Opfers, die Nachfolge Christi in seinem sakramentalen Leben (verborgen, demütig, sich hingebend, gebetseifrig), der dreifache Thron der heiligsten Dreifaltigkeit im Himmel, in der Eucharistie und im Menschenherzen, das Wohnen der drei göttlichen Personen in den Menschenseelen und ähnliche. Wie sehr ihn der letzte, tiefmystische Gedanke erfüllte, erkennt man daraus, daß er den Mitgliedern seiner Genossenschaften vorschrieb, an den Kopf der Briefe, die sie aneinander richten, den Spruch zu setzen: „Es lebe der heilige dreieinige Gott in unsern Herzen!"

Auch in den Exerzitienvorträgen, die er den Weihekandidaten der Priesterweihe hielt, wählte er mit Vorliebe solche Punkte, die seine mystische Neigung bekunden. So hielt er Konferenzen über: Die Zunge des Priesters als Werkzeug des Heiligen Geistes, die gesegneten und segnenden Hände des Priesters, die heilige Hostie in der Hand des Priesters, die Engel des Priesters, der geistige Kampf des Priesters, das Offizium des priesterlichen Herzens, das Offizium des Priesters gegen das göttliche Blut.

Ein Lieblingsthema bei dieser Gelegenheit waren auch die Gebete und Zeremonien des kirchlichen Weiheritus, die er gründlich nach allen Seiten besprach. Es war ungemein erbauend und erhebend, wie er dies alles mit so glaubensvollen Augen anschaute, wie ihm die heiligen Handlungen im übernatürlichen Lichte verklärt vor der Seele standen.

Sein kindlichfrommes Herz war der Biene gleich, die auch in den unscheinbaren und schlichten Blüten wie in den herrlichsten Blumen Honig entdeckt und begierig aufsaugt. Für ihn war das kirchliche und religiöse Leben, die Gemeinschaft der Heiligen, das Reich der Engel und die sichtbare Schöpfung ein lieblicher Gottesgarten in köstlicher Blütenpracht, woran seine Seele sich erquickte.

Eine direkte Erinnerung an die poesievolle Mystik mancher Heiligen des Mittelalters ist die vom Steyler Gründer im Missionshause St. Michael eingerichtete Weihnachtsprozession zur Mitternachtsstunde. Die für die Kirche bestimmte Krippenfigur des göttlichen Kindes ließ er dann in der Aula nahe am Boden auf Stroh betten und mit einem Strahlenkranz von Kerzen und bunten Lichtern umgeben. Die ganze Aula und die Hauptgänge des Hauses mußten mit Lampions festlich erleuchtet werden. Um Mitternacht wurden die Bewohner durch Choralklänge des Blechmusikkorps der Missionsbrüder geweckt. Alle eilten zur Kirche. Von



Papst Pius IX. (S. 118)



Papst Leo XIII. (S. 119)



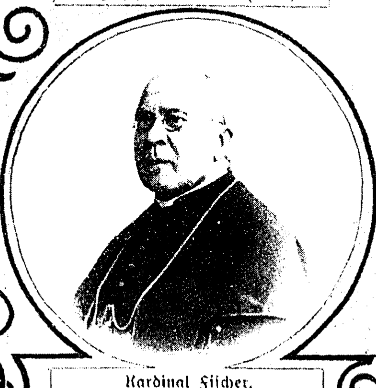
Papst Pius X. (S. 231)



Kardinal Melchers,
Erzbischof von Köln. (S. 21)



Kardinal Kopp,
Fürstbischof von Breslau. (S. 252)



Kardinal Fischer,
Erzbischof von Köln. (S. 466)

hier aus bewegte sich nun unter Absingen von Weihnachtsliedern die Prozession zur Aula, um das Christkindlein abzuholen und in die Krippe der Kirche zu bringen. Die kleinsten Zöglinge in Ministrantenkleidern trugen eine zierliche, mit seidenen Tüchern bedeckte Bahre.

In der Aula angekommen, knieten alle vor dem Bilde des menschgewordenen Gottessohnes nieder. Generalsuperior Janssen, der die Funktionen bei dieser Feier stets selbst vornahm, betete nun von ihm verfaßte Wechselgebete mit großer Inbrunst und Wärme vor. Sie beginnen mit dem Freudenruf: „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit des Heilandes, unseres Gottes!" Begrüßung, Anbetung, Dank, Bitten und viele Fürbitten folgten.

Dann bettete der Generalsuperior das Kindlein ehrfürchtig auf die Bahre, und die Prozession bewegte sich singend zur Kirche, wo er das Kindlein in die schöne Krippe legte. Mit Gebeten wurde die Feier beschlossen[1].

Wer den Priestergreis in dieser Stunde vor dem auf Stroh liegenden Christkindlein am Boden knien gesehen, wer seine innigen Gebete gehört und sein von Andacht und heiliger Freude verklärtes Antlitz geschaut, konnte den weihevollen Eindruck nicht mehr vergessen. Über Tags kam der fromme Priester sicher wieder auf die schöne Feier der Nacht zu sprechen, und dann leuchteten seine Augen in überirdischem Glanze und innerem Glück auf.

Das war P. Arnold Janssen nach seiner wahren Gesinnung, das war eine Offenbarung seiner kindlich warmen und tiefen Frömmigkeit. Bei solchen religiösen Veranstaltungen war er ganz in seinem Element. Es war köstlich, mit welchem Eifer er alles selbst bis ins einzelne anordnete. Er bestimmte die Gebete und Gesänge, die Zahl der Kerzen und Ministranten, die Plätze und Reihenfolge der Teilnehmer, bekümmerte sich um Fahnen und Schilder und um die genaue Innehaltung seines Programms.

Als mystischer Zug muß es auch gedeutet werden, daß er, der trockene Mathematiker, sich häufiger in r e l i g i ö s e n G e d i c h t e n versuchte. Es finden sich eine größere Anzahl in seinem schriftlichen Nachlaß, besonders auch aus seinem letzten Lebensjahr. Dichterisch sind sie allerdings minderwertig; er hatte kein Talent zum Dichten. Aber inhaltlich erschließen sie einen guten Einblick in sein kindlichfrohes und tieffrommes Gemüt. Seine Seele fließt über von Dank und Liebe gegen den guten Gott und seine heiligste Mutter, von Anhänglichkeit an Gottes heilige Freunde und seine lieben Engel, und ist voll Sehnsucht nach der ewigen Vereinigung mit dem höchsten Gut im schönen Himmel.

Vor der Kritik der nüchternen Vernunft mochten hier und da die Betätigungen seiner kindlichen Frömmigkeit nicht immer Gnade finden und manchmal belächelt werden. Wer aber die diesbezüglichen Äuße-

[1] Diese Krippenprozession wird noch immer so abgehalten.

rungen seines religiösen Lebens übernatürlich zu bewerten verstand, wurde von Ehrfurcht vor einem solchen lebendigen und warmen Glaubensleben erfüllt. Er erkannte darin die Offenbarung einer gotterfüllten Seele.

* * *

Ein Leben in bewußter Gottesnähe strahlt seine Wirkungen notwendig in die natürlichen Verhältnisse hinein. Das war bei Arnold Janssen sehr stark der Fall. Wie er in der sichtbaren Schöpfung die Macht, Weisheit und Güte Gottes erkannte, so sah er in den Ereignissen und Geschehnissen des Lebens nicht minder überzeugungsvoll die göttliche Vorsehung und den stets anbetungswürdigen Willen Gottes.

Es war ihm überraschend leicht, die Dinge unter diesem Gesichtspunkt aufzufassen und zu beurteilen, und man muß sagen, daß er eine große Fertigkeit darin hatte. In seinen vielen religiösen Vorträgen und zahlreichen Briefen ist der Hinweis auf den göttlichen Willen der am häufigsten wiederkehrende Gedanke, bald um zu seiner Erfüllung anzueifern, bald als Quelle des Vertrauens. So heißt es da z. B.:

„Der Wille Gottes ist überaus kostbar; er enthält alle Seligkeit. Der liebe Gott meint es ja so gut mit uns. Möchten wir doch seinen heiligen Willen immer treu erfüllen und auf die Einsprechungen des Heiligen Geistes achten[1]."

„Der wahre Weg zur Glückseligkeit ist die Erfüllung des göttlichen Willens. Wer sein Glück auf anderen Pfaden sucht, findet Dornen und Disteln schon hier auf Erden und im Fegfeuer empfindliche Strafe. Darum laßt uns dahin trachten, Gott treu zu dienen. Das möge die Leuchte unseres Lebens sein[2]."

Einem Lokaloberen, der beweglich Klage führte, daß er mit seinen Plänen nicht durchdringen könne, schreibt er ganz gelassen: „Was Sie nicht vollbringen können, ist auch nicht der Wille Gottes für Sie." — „Halten wir", so schrieb er einem Missionsoberen, „bei allen widrigen Ereignissen fest, daß Gott der Herr alles in großer Weisheit und Liebe lenkt und fügt und aus allem, wenn wir Vertrauen und Geduld üben, die besten Folgen hervorgehen läßt."

Diese Grundsätze, die sehr oft in den verschiedensten Anwendungen bei ihm wiederkehren, übte er auch selbst praktisch und zog mit großer Treue die Folgerung aus seiner Überzeugung von der Leitung der göttlichen Vorsehung in seinem Leben. Sein ganzes Verhalten war tief davon beeinflußt, und wir erhalten hier den Schlüssel, um manche Unbegreiflichkeiten in seinem Leben zu begreifen.

[1] Vortrag vom 12. Januar 1892. [2] Brief vom 27. November 1903.

Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln das Wirken und die Werke des Steyler Gründers kennengelernt. Wer das alles überschaut und den Urheber persönlich nicht näher gekannt hat, dürfte wohl erstaunt ausrufen: „Welch eine schöpferische Kraft und welch einen Unternehmungsgeist muß der Mann gehabt haben, der das alles geplant und ausgeführt hat!" — Ja, so scheint es. Und doch, wie irrig ist dieses Urteil!

P. Arnold Janssen war gar wenig initiativ. Die ersten Gedanken und Anregungen zu seinen Schöpfungen gingen fast nie von ihm aus. Von der Anregung des Msgr. Raymondi, die ihm Anstoß gab, selbst die Hand an die Gründung eines deutschen Missionshauses zu legen, bis zur letzten Gründungsgenehmigung einer Missionsanstalt in den Vereinigten Staaten, die ihm von den dortigen Priestern seiner Gesellschaft vorgetragen und in jahrelangen Bitten abgerungen wurde, lassen sich für alle seine Unternehmungen als erste Ursache äußere Anregungen und Einflüsse nachweisen. Er selbst griff neue Aufgaben nicht aus sich an, sondern die Aufgaben kamen zu ihm; ja er wartete planmäßig, bis sie sich herandrängten.

Kam nun eine Einladung, dann begann er sie zu prüfen, und zwar ganz und gar unter dem Gesichtspunkte: „Ist es der Wille Gottes, daß ich das tue?" Er trug die neue Idee lange mit sich herum und erwog sie nach allen Seiten sehr gründlich. Inzwischen aber achtete er ebensosehr darauf, wie die äußeren Verhältnisse und Geschehnisse sich zu der Ausführung des Projektes stellten, ob sie günstig oder ungünstig, fördernd oder hindernd waren. In diesen Umständen sah er die göttliche Vorsehung den Weg bereiten oder verschließen, zustimmen oder abraten. Daraus bildete er dann sein Urteil, und er fühlte sich innerlich zu der Sache, wie er selbst sagte, angeregt oder von ihr abgehalten.

Fehlten solche Wegweiser aber, dann hielt er gewöhnlich, besonders aber in wichtigen Dingen, zurück. Mochte man ihn auch noch so sehr zur Entscheidung drängen, er konnte jahrelang eine Sache hinziehen, „um noch besser den Willen Gottes zu erkennen". Sein Bruder Johannes drängte ihn einst von St. Gabriel aus sehr zur Entscheidung in einer Angelegenheit, die tatsächlich eilig war. Brief auf Brief folgte. Zuletzt wurde Johannes ungestüm und verlangte unbedingt bestimmte Antwort. P. Arnold aber schrieb auf den Brief die Worte: „Noch mehr den Willen Gottes abwarten," und legte ihn unerledigt in seine Mappe.

Natürlich konnte und mußte ein solches Verhalten denjenigen, die mit ihm zu tun hatten, recht unangenehm werden, und manchem ist die Geduld dabei ausgegangen. Besonders Fernstehende konnten ihn

nicht begreifen; sie hielten sein Betragen für unklug und unvernünftig, ihn selbst auch wohl für beschränkt und unfähig.

Aber wie andere sein Verhalten beurteilten, kümmerte ihn gar nicht. Glaubte er den göttlichen Willen noch nicht genug erkannt zu haben, dann war die Sache auch noch nicht spruchreif. Das war der Grund seines rätselhaften Betragens. Nicht Energielosigkeit oder Mangel an Einsicht oder gar an gutem Willen machten ihn zögernd und untätig. Es war ein reiner und heiliger Beweggrund, der ihn bestimmte, so und nicht anders zu handeln; es lag ein fester Plan, ein System dieser Eigenart zugrunde.

P. Arnold Janssen war sich über dieses Prinzip seines Lebens auch vollkommen klar. In einem Brief an einen Oberen in Amerika spricht er sich folgendermaßen darüber aus:

„Aus der Lebensbeschreibung des heiligen Vinzenz von Paul ist bekannt, daß dieser Heilige die Gelegenheit zum Wirken nicht selbst aufsuchte, sondern durch die Führung Gottes sie an sich herantreten ließ. War das nicht ganz klug von ihm? Allerdings läßt sich von rein natürlichem Standpunkte aus manches dagegen sagen; aber es gibt weit mehr Gründe, die das Betragen des heiligen Vinzenz rechtfertigen. Er betrachtete sich als Kind der göttlichen Vorsehung und dachte, der gute himmlische Vater wird schon zeigen, was er will. Auf diese Weise blieb er vor manchen Enttäuschungen bewahrt, und man durfte ihm nachsagen, daß alles, was er unternahm, ihm auch gelang. Er bemühte sich in allem ein Werkzeug Gottes zu sein.

„Andrerseits kann man auch von einem Vertrauen, wie es der heilige Vinzenz hatte, wohl annehmen, daß der gütige Gott dadurch bewogen wird, für alles das, was besonders wünschenswert ist und sich passenderweise von jemand ausführen läßt, diesem Gnade und Antrieb dazu zu geben.

„Wollen Sie das, mein lieber P. Superior, reiflich erwägen und mir Ihre Meinung darüber sagen. Ich denke, Sie werden zustimmen und das dann auch auf den Fall von H. anwenden [1]."

Diese Sätze geben tatsächlich genau die Praxis des P. Arnold wieder. Er lebte so bewußt unter den Augen des allmächtigen Gottes, war so tief durchdrungen vom Glauben an seine alles ordnende und leitende Vorsehung, daß er sich ganz in ihrer Hand fühlte. Dabei erwartete er nicht etwa außerordentliche, wunderbare Führung, sondern in den täglichen Ereignissen des Lebens und in der inneren Neigung und dem Drang seines Herzens sah er ihr Wirken. Für gewöhnlich sprach er diesen seinen Standpunkt nicht aus. Aber hin und wieder geschah es doch, und wer dann diesen Schlüssel richtig ansetzte, hatte gleich Klarheit über so manche Rätsel, die sein Verhalten aufgab. Es mögen hier einige seiner diesbezüglichen Selbstkennzeichnungen Platz finden.

[1] Brief vom 22. Januar 1903.

An einen Missionsobern schrieb er: „Heute sende ich Ihnen eine Kopie meines Briefes an N. N., indem ich das Original an ihn selbst schicke. Gebe Gott der Herr, daß es nutze. Ich ließ denselben einige Tage liegen und habe ihn heute aufs neue durchgelesen. Danach fühlte ich inneren Antrieb, denselben ihm zu schicken. Will er nicht auf mich hören, so habe ich wenigstens meine Pflicht erfüllt. Wie Sie sehen, habe ich mich bemüht, väterlich mit ihm zu reden und ihn zu überzeugen gesucht, daß er sein Auftreten ändern muß. Bitte, beten Sie, daß es geschehe [1]."

In einem Brief an seinen Bruder Johannes heißt es in bezug auf eine wichtigere Aufgabe: „Ich habe öfters in der heiligen Messe und sonst um Gnade und Kraft gebetet, es mit Energie zu vollenden, habe aber dieselbe nicht recht gefunden, dagegen viel Zurückhaltung... ich fühle mich abgehalten, vorzugehen [2]."

„Wichtig ist bei allen Dingen," so heißt es in einem anderen Briefe, „der beständige Hinblick auf Gottes heiligen Willen. Das bewahrt vor Unruhe, wenn man Schwierigkeiten findet, vor übertriebener Hast, indem man glaubt, diesem oder jenem vorbeugen zu müssen. Man denke stets: ich kann das jetzt noch nicht fertig bringen, also ist es auch nicht der Wille Gottes; sonst hätte er bereits die nötigen Mittel gegeben. Geduld und Vertrauen auf Gott schützen vor übermäßigem Eifer und Vorgreifen, ehe die rechte Stunde gekommen ist, wo die Schwierigkeiten schwinden [3]."

Ließ er sich einmal gegen seine so gewonnene Überzeugung zu einer abweichenden Handlung drängen, was allerdings sehr schwer war, dann schrieb er den Mißerfolg ganz dem Ungehorsam gegen die bessere Erkenntnis zu; es war eine Handlung gegen den Willen Gottes gewesen, und darum mußte sie fehlschlagen.

Ein Missionsoberer drängte ihn sehr, ihm einen bestimmten Pater zu schicken. Der Generalsuperior sträubte sich lange. Endlich gab er nach. Doch der gute Pater starb in kürzester Zeit, so daß die Mission keinen Nutzen davon hatte. Darauf schrieb P. Janssen jenem Oberen: „Vielleicht habe ich hier aus Gefälligkeit gegen Sie gefehlt; denn ich hatte die Überzeugung, daß P. S. nicht für Sie berufen sei. Aber P. G. sprach auch entschieden dafür, freilich, wie mir nachträglich geschienen hat, aus Gefälligkeit gegen Sie. Und so habe ich meine entgegengesetzte Überzeugung niedergekämpft. Was aber ist bei diesem Menschendienst herausgekommen? Nichts! Hätte ich ihn nicht geschickt, so lebte er wahrscheinlich noch, und Sie hätten — sei es damals gleich oder ein Jahr später — jemand an seiner Stelle bekommen, der dann wahrscheinlich auch noch leben würde. Was lehrt uns das? Bescheidenheit in den Wünschen und immerwährende Unterwerfung unter den heiligen Willen Gottes [4]."

[1] Brief vom 18. Dezember 1906. [2] Brief vom 1. September 1889.
[3] Brief vom 26. Januar 1901. [4] Brief vom 1. August 1901.

Die schwere Schlußfolgerung zeigt deutlich, wie stark er unter dem Einflusse der oben geschilderten Grundsätze stand. Seine durch lange Überlegung und Erwägung aller Umstände gewonnene Überzeugung und Entschließung war dem Willen Gottes gemäß. Er hatte ja von vornherein nichts anders gesucht.

Die Wirkung eines solchen Standpunktes mußte, gerade bei einem Charakter wie Arnold Janssen ihn hatte, ganz erheblich sein. War er schon durch die strenge Erziehung im Vaterhause zur treuesten Pflichterfüllung angehalten worden, so hatte seine ernst-aszetische Geistesschulung diese Treue und Beharrlichkeit in einer höheren Sphäre verankert und gesichert. Gewiß hat auch sein Lieblingsstudium und langjähriges Hauptlehrfach, die Mathematik, nicht wenig dazu beigetragen, ihn an zäheste Ausdauer in der Lösung einer einmal angefangenen Aufgabe zu gewöhnen.

Hatte er sich nun einmal über eine Anregung zu dieser oder jener Aufgabe das Urteil gebildet: Gott will sie von mir, dann war er der Mann der Tat. Mit erstaunlicher Energie und Zähigkeit erstrebte er die Ausführung. Schwierigkeiten und Widersprüche, Enttäuschungen und Leiden konnten ihn nicht mehr abschrecken. Er ging auf dem vorgezeichneten Weg beharrlich und unbekümmert um Lob und Tadel vorwärts. Seine Überzeugung: Gott will es! gab ihm Kraft und Mut und nicht zu ermüdende Geduld.

Ihn dann noch von seinen Ideen und Plänen abzubringen, war äußerst schwer. Er mußte erst durch die stärksten Beweise oder augenscheinliche Tatsachen davon überzeugt werden, daß es doch nicht der Wille Gottes sei, daß er sich in dieser Annahme geirrt.

Manche haben seine große Zähigkeit im Festhalten an seinen Plänen unangenehm zu fühlen bekommen. Es fielen dann auch unmutige Worte und bittere Urteile über ihn, und man zog sich ärgerlich von ihm zurück. Wir haben die stärksten Proben dieser Art in den Ereignissen aus den ersten Monaten der Steyler Gründung kennengelernt. Den tiefsten Beweggrund seines Verhaltens kannten aber seine Gegner nicht. So kam es, daß P. Arnold Janssen nicht selten in seinem Leben mißverstanden und mißdeutet wurde. Er teilte darin das Los so mancher anderer Ordensstifter.

Andrerseits kann und soll nicht über jene ohne weiteres der Stab gebrochen werden, die in Gegensatz zu ihm gerieten. Er konnte es einem in der beschriebenen Weise wirklich schwer machen, stets mit ihm auszukommen.

Aber sehr beachtenswert ist, daß auch bei solchen Konflikten seine gute Meinung und seine reine Absicht nicht in Zweifel gezogen wurden. Nie führte jemand sein zähes Festhalten an den eignen Ideen und das

starre Durchsetzen der eignen Pläne auf Stolz oder Herrschsucht zurück. Man hielt ihn wohl für schulmeisterhaft, einseitig, kleinlich, hartköpfig, aber nie für unedel.

Tiefer Schauende kamen aber der Wahrheit nahe mit der Ansicht, die ein ihm engbefreundeter Priester kurz nach seinem Tode aussprach: „Arnold Janssen hat an sich selbst geglaubt; das ist das Geheimnis seines Erfolges[1].“

In der Tat, er mußte an sich selbst glauben, und er hat es getan. Das war die einzig richtige Schlußfolgerung von seinem Standpunkt aus, der Schlußstein in der Gedankenkette, womit er das Wirken der göttlichen Vorsehung in seinem Leben und seinen Gründungen betrachtete.

Schon bei Besprechung der großen Hindernisse, die er am Anfang seiner Gründung in Steyl zu überwinden hatte und wider alles Erwarten glänzend überwand, haben wir darauf hingewiesen, wie sehr dieser Erfolg den Gründer bestärken mußte in dem Glauben, daß Gott mit ihm sei.

Nun blieb ihm aber der Erfolg durch das ganze Leben treu. Was er in Angriff nahm — und zwar in der Überzeugung: „Gott will, daß ich es tue!“ — gelang fast immer und oft überraschend gut. Aus kleinsten Samenkörnern sah er seine beiden Missionsgesellschaften ungeahnt emporblühen und sich über alle Weltteile ausbreiten. Zahlreiche Anstalten und Kirchen konnte er, der gänzlich mittellose Priester, bauen, immer größere Scharen von Missionaren und Missionsschwestern aussenden und an ihrem gesegneten Wirken sich erfreuen. Sein tiefgläubiger Sinn sah in all dem reichsten Gottessegen. Ja, Gott war mit ihm, Gott half ihm, Gott erleuchtete und führte ihn: er selbst war ein Werkzeug Gottes!

P. Arnold Janssen hätte nicht der mathematisch exakte Denker sein müssen, wenn er nicht zu dieser Überzeugung gekommen wäre, daß Gott ihn erwählt habe und Gott ihn gebrauche zur Verwirklichung seiner heiligen Absichten.

Man mag wegen der Grundlage dieses Glaubens Zweifel erheben und Bedenken äußern, und es darf gewiß nicht jeder sich ohne weiteres auf den gleichen Standpunkt stellen. Tatsache aber ist: der starke Glaube an den von Gott gegebenen Beruf war für P. Arnold Janssen der mächtige Hebel, womit er die Berge von Schwierigkeiten hinweghob, die zu meistern seine natürliche Begabung nimmermehr ausgereicht hätte, war die unerschöpfliche Quelle seines Starkmutes und seiner Geduld, die so viele an ihm bewundert haben. Dieser

[1] Professor Hüls in Münster.

Glaube, daß er Gottes Werkzeug sei, bewahrte ihn aber auch vor jeder Selbstüberhebung und machte, daß er auch in den größten Erfolgen der schlichte demütige Priester blieb, der Gott und nichts als Gott suchte.

2. Kreuzessiegel.

Das Experiment, wodurch die Tugend des Dulders Job erprobt wurde, wird immer am sichersten die wahre Herzensgesinnung offenbaren. Leiden und Demütigungen sind und bleiben der untrügliche Prüfstein solider Tugend. Die Kreuzesprobe gibt ihr das Kreuzessiegel.

Wenn Arnold Janssen so von lebendigem Glauben an die Leitung der göttlichen Vorsehung beseelt war, wie es nach der vorstehenden Darstellung scheint, dann wird das durch starkes Gottvertrauen und christliche Geduld im Leiden sich erproben müssen. Sehen wir zu, wie es darin bei ihm stand.

Am meisten Gelegenheit, ihn genauer zu beobachten, hatten seine Sekretäre, die täglich mit ihm umgingen und Einblick in die Dinge bekamen, die an ihn herantraten. Sie haben übereinstimmend ihr Erstaunen ausgesprochen über die Fassung und Ruhe, womit er schmerzliche Vorkommnisse und herbe Enttäuschungen hinnahm und ertrug. Und sein Leben war sehr reich daran.

„Wenn erschütternde Nachrichten ihn trafen," so erzählt einer der Sekretäre, „und ich ihm mein Beileid aussprach, pflegte er zu sagen: ‚Solche Schläge bin ich gewohnt. Beten Sie nur, daß auch Segen daraus hervorgeht.' — Nicht im mindesten verlor er seine Fassung; er war gleich darauf in der gemeinsamen Unterhaltung so leutselig und heiter wie immer; keiner ahnte, welch schwerer Schlag ihn wieder getroffen."

„Ich habe oft gestaunt," berichtet ein anderer, „und staune noch, wenn ich zurückdenke, wie stillschweigend und ruhig er ‚bittere Pillen' hinnahm. Sein Gottvertrauen war der Fels, auf dem er ruhig stand inmitten aller Stürme und Versuchungen."

„Im größten Leid war er bald gefaßt," sagt sein vertrautester Kenner, „so daß man ihm äußerlich nichts anmerkte, z. B. beim Tode seiner Mutter und seines Bruders Johannes. Einst kam ich in den Abendstunden zu ihm. Er las in einem langen Briefe, der ihm eine der schwersten Kränkungen seines Lebens bereitete. Er sagte mir mit wenigen Worten, worum es sich handle, und fügte dann ernst, aber doch

lächelnd hinzu: ‚Das ist etwas für die heilige Demut. Gott möge mir die Gnade geben, meine Fehler zu erkennen. Ich werde darüber nachdenken, ob ich nicht mein Amt als Generalsuperior niederlegen soll.' — Schon vor dem Morgengebet des folgenden Tages aber suchte er mich auf und sagte: ‚Sprechen Sie nicht von der Sache; ich bin schon darüber hinweg.' — Und doch handelte es sich für ihn um eine so sehr schmerzliche Enttäuschung."

Auch sein vertrauter Freund P. Medits drückte seine Bewunderung aus über den Starkmut in Leiden, den er öfters an ihm wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Dabei erzählte er folgenden Zug. „Tief rührte mich sein Benehmen gegen solche, die ihm nicht wohlwollten. Ein hochgestellter Herr hat ihn oft gekränkt und beleidigt. Einmal war ich dabei, als dies geschah. Ich fragte mich gespannt: ‚Was wird jetzt Janssen tun?' — Zu meinem größten Erstaunen sah ich, wie der Generalsuperior auch nicht eine Miene verzog, wohl aber zum Schluß der Unterredung seinem Beleidiger die Hand küßte. Ich aber dachte: ‚Wie werden jetzt wohl die Schutzengel des Beleidigten und Beleidigers auf dies edle Benehmen hinschauen?"

Selbst ganz einfachen Leuten fiel dieses ruhige, gelassene und starkmütige Wesen unseres Gründers angenehm auf, und sie erbauten sich daran. Während der großen Widerwärtigkeiten, die gleich am Anfang seiner Stiftung auf ihn einstürmten, wo er in eine finstere Wolke von Leiden eingehüllt war, zeigte er diese Geduld. Der Hausdiener Joseph Althoff staunte darüber und sagte einmal zu Bruder Juniperus: „Der hochwürdige Rektor ist ein ganz eigner Mann; der sucht gewiß nur Gott und stellt seine Person und sein Werk ganz Gott anheim. Er segnet und betet, wenn man ihn beleidigt, und deshalb wird Gott selbst ihn verteidigen und beschützen. Er gießt in keine fremden Ohren aus, was er leiden muß. Nur Gott sind seine Leiden und Opfer bekannt."

Um diese Geduld richtig einzuschätzen, muß man bedenken, wie unruhig, sorgenvoll und leidgeprüft sein Leben als Generaloberer so großer religiöser Gesellschaften und so vieler Untergebener sein mußte. An ihn kam ja alles heran und das Unangenehme zuerst; er sollte überall helfen. Täglich liefen Dutzende von Briefen aus allen Weltteilen ein; alle enthielten Wünsche und Bitten, viele auch Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, Klagen und Enttäuschungen, oft auch sehr schmerzliche Nachrichten von Krankheiten und Todesfällen unter seinen geistlichen Söhnen und Töchtern. Und wieviel Menschliches, Kleinliches und Armseliges war dazwischen! Wie viele Unannehmlichkeiten und Sorgen wurden ihm bereitet, die gar nicht nötig waren, die so gut, so leicht ihm hätten erspart werden können!

Und doch, alle seine Untergebenen müssen bestätigen, daß er mündlich oder in Briefen nie zornig oder heftig wurde, auch dann nicht, wenn er glaubte, streng und energisch auftreten zu müssen. In den Tausenden von Briefen seines schriftlichen Nachlasses dürfte folgende Stelle der schärfste Ausdruck sein, der ihm aus der Feder geflossen. Ein Missionsoberer beklagte sich in starken Wendungen, als ob gerade ihm mit Absicht die am wenigsten tüchtigen Missionare zugewiesen würden. Der Generalsuperior antwortete: „Ich muß es mir sehr verbitten, daß mir Intentionen (Absichten) unterschoben werden, welche ich durchaus nicht gehabt habe [1]." — Diese Stelle, die man übrigens auch ohne Erregung und Ungeduld niederschreiben kann, springt aber aus seinem gewöhnlichen Ton als etwas ganz Fremdartiges heraus.

Seine Weise zu tadeln war nie heftig und aufgeregt. Er sprach langsam und bestimmt, was ihm aber ein solches Übergewicht an Autorität verlieh, daß die Wirkung tief und nachhaltig war. Ein Bruder erzählte: „Einst sprach er einen öffentlichen Tadel aus über Unzufriedene. Er sagte, die Unzufriedenheit sei die Pest für den guten Geist im Kloster. Solchen, die Unzufriedenheit stifteten, werde es ergehen wie jenen Israeliten, die gegen Moses murrten. — Obwohl er das mit ganz ruhigen Worten aussprach, war die Wirkung doch tief und unvergeßlich. Sein Blick war dabei ganz majestätisch und würdevoll."

Wenn jemand erregt gegen ihn auftrat, reizte ihn das nicht zum Widerspruch. Es war das allerdings das unglücklichste Mittel, ihn zum Nachgeben zu bewegen. Er ließ sich nicht schrecken oder nötigen, schloß alsdann vielmehr auf einen unguten Geist. Aber ebensowenig versagte in solchen Stunden seine Ruhe und Geduld.

Es war nicht etwa natürliche Unempfindlichkeit, der dieses Verhalten entsprang; vielmehr hatte er ein gefühlvolles Herz, wie wir das noch besonders in seiner Teilnahme gegen die Kranken sehen werden. Daß seine Geduld Tugend war, erkennt man am besten daraus, daß er sich zur Leidensfreudigkeit erhob, weil er ganz erfüllt war von der Überzeugung, daß im Leiden die Gottesliebe sich bewährt und die wirksamste Segensquelle sich erschließt.

„Ohne Schmerz und Leid", sagte er, „kann man hienieden Gott nicht wahrhaft lieben [2]." — „Gott liebt jene, die im Leiden ihm danken [3]."

---

[1] Brief vom 2. September 1903. [2] Vortrag vom 7. Dezember 1902.
[3] Vortrag vom 22. November 1902.

Einem Missionssuperior schreibt er: „Für einen Superior ist es notwendig, die Flinte nicht leicht ins Korn zu werfen. Er trage mit Geduld die gegenwärtigen Unannehmlichkeiten, suche in allem recht zu verfahren und hoffe für die Zukunft viel von der Hilfe Gottes. Ich denke, wenn Sie in der Vergangenheit manches zu leiden hatten, so werden Sie auch in Zukunft noch manche Freude erleben, besonders, wenn die Früchte sich zu entfalten beginnen, die Sie grundgelegt haben. Denken Sie an das Wort der Schrift: „Sie gingen und weinten, indem sie ihren Samen streuten; kommen aber werden sie mit Freuden, indem sie ihre Garben tragen . . ."

„Gestern abend erhielt ich die Trauerbotschaft: ‚P. Holthausen ist gestorben.' — Also seit dem letzten Generalkapitel fünf ältere und, wie es schien, unentbehrliche Mitbrüder: mein Bruder, P. Reinke, P. Eikenbrock, P. Breidenbach und P. Holthausen. Sie sehen, es fehlt auch mir nicht an Kreuzen. Doch habe ich die Hand des Herrn geküßt, die mich schlug, und mit seiner Hilfe habe ich im Vertrauen auf ihn festgehalten. Aber, bitte, beten Sie für mich; wenn Sie zu kämpfen haben, so fehlt es auch mir nicht an geistigen Kämpfen[1]."

In einem anderen Briefe heißt es: „Kreuze sind Schläge, die Gott der Herr den Geliebten schickt. Sie sollen mit Liebe und Danksagung empfangen werden; wenn sie auch noch so wehe tun; denn sie sind Vorboten von Gnaden, die der gute Gott geben will[2]."

Kardinal Fischer von Köln hatte dem Generalsuperior die Genehmigung einer Niederlassung in seiner Diözese in Aussicht gestellt. Als dieser nun um eine solche für Werden einkam, erhielt er unerwartet abschlägigen Bescheid. In seiner Antwort an den Kardinal, der ihm sonst sehr gewogen war, schreibt er: „Ich suche Gott zu danken für alles Angenehme und Unangenehme, das er mir schickt[3]."

* *
*

Gehen wir auf die Fundamente des geistigen Gebäudes bei P. Arnold Janssen zurück, so erkennen wir, daß sein Starkmut und seine Geduld von zwei soliden Säulen getragen wurden: von unerschütterlichem Gottvertrauen und aufrichtiger Demut, beides Früchte seines lebendigen Glaubens und seines Wandels an der Hand der Vorsehung.

Sein Gottvertrauen hat am Gelingen seiner Gründung das Hauptverdienst. Ohne diese feste Stütze hätte er verzagen müssen. Wir haben manche Proben davon kennengelernt, mit welchen Hemmnissen und Schwierigkeiten er zu tun hatte. „Wie oft", schreibt P. Me-

---

[1] Brief vom 19. April 1906. [2] Brief vom 11. April 1903.
[3] Brief vom 20. November 1906.

dits, „habe ich sein felsenfestes Vertrauen auf den lieben Gott bewundert. Nur mir ist es bekannt, mit welch enormen Schwierigkeiten er bei der Gründung von St. Gabriel zu kämpfen hatte." Und so war es mehr oder weniger bei allen größeren Unternehmungen. Ja, er äußerte Besorgnis, wenn die Dinge sich glatt abzuwickeln schienen. Jedes Werk für Gott mußte nach seiner Auffassung mit dem Kreuz bezeichnet sein. „Wie die leiblichen, so werden auch die geistigen Kinder nur unter großen Schmerzen geboren und nicht ohne viel Mühe und Kummer großgezogen[1]," schrieb er einmal, um einen Missionsvorsteher zu trösten.

In seinen Briefen und Vorträgen ist die Mahnung zum Gottvertrauen wohl die häufigste, und er schrieb und sprach da aus einer Fülle von Erfahrung, wenn er ermunterte, vom Vertrauen alles zu erwarten. Dieses Vertrauen ist ihm ein schöner Liebesakt gegen Gott, ist fester Anker in Leiden und Prüfungen, ist der Wunderstab, der aus dem steinichten Felsen erquickendes Wasser schlägt.

„Überlassen wir uns dem lieben Gott," sagte er einst; „setzen wir auf ihn unser ganzes Vertrauen! Wer Gott liebt, vertraut auf ihn; wer nicht auf ihn vertraut, liebt ihn nicht[2]."

„Sagen Sie niemals," ermuntert er einen Missionsoberen, „wenn Leid und Trübsal über Sie kommen, sondern danken Sie Gott dafür! Gott gefällt es, seine Diener zu prüfen, ob sie Vertrauen zu ihm haben. Namentlich verlangt er diese Tugend von Missionaren und am meisten von ihrem Anführer, wie Sie einer sind nach seiner Anordnung. Wenn Leiden da sind, sagen Sie Deo gratias! Das sind Vorboten großer Freuden. Denken Sie, daß der Ostermorgen unmittelbar auf den Karfreitag gefolgt ist[3]."

„Im übrigen lasset uns", schreibt er einem anderen, „um so fester auf Gott vertrauen, je widriger eine Sache steht. Sie wissen, wieviel der heilige Franz Xaver auf das Vertrauen hielt und wie sehr er alles dieses seinen Missionaren eingeschärft hat. Ja, danken wir Gott dem Herrn für alle Leiden! Denn wie soll unsere Tugend mannhaft werden, wenn sie nicht durch Leiden hindurchgeführt wird[4]?"

Als eine schwere Heimsuchung über ihn hereinbrach, schrieb er einigen Priestern, die mit darunter zu leiden hatten: „Es gefällt Gott dem Herrn, uns zu prüfen und in den Sturm hineinzuschicken. Danken wir auch dafür und tragen wir unser Kreuz mit Geduld und Freude; denn es wird sich zeigen: In Cruce salus! Nach dem Sturm wird dann ein um so zuverlässigerer Friede kommen." — Nach sachlicher Behandlung der Frage schließt er: „Was nun tun? Auf Gott vertrauen, beten,

[1] Brief vom 24. Januar 1904. [2] Vortrag vom 15. Januar 1892.
[3] Brief vom 8. März 1902. [4] Brief vom 30. Oktober 1901.

arbeiten und sehr ruhig und freudig sein; weil man um der Gerechtigkeit willen leiden muß, wie der Heiland uns ermahnt hat ... Also rufen Sie den Heiligen Geist an um sein Licht, seine Kraft und Stärke, und dann tun Sie, was Sie für recht erkennen, ohne Furcht und Zögern[1]."

Mit dem letzten Rat, mutig im Vertrauen auf Gott gegen die Schwierigkeiten anzugehen, spricht er seine eigne Übung aus. Sie wuchs aus seinem Vorsatz, stets nach dem Willen Gottes zu handeln und aus seinem lebendigen Glauben an die göttliche Vorsehung heraus. „Man muß", erklärte er, „in solchen Dingen, die notwendig sind, nicht furchtsam sein. Wenn sie nötig sind, will Gott sie; und wenn er sie will, hilft er auch, daß sie werden, wenn man nur im Vertrauen auf ihn die Sache in die Hand nimmt[2]."

* * *

Wie P. Arnold Janssen mit starkem Vertrauen alle Hilfe von Gott erwartete, so schrieb er auch ihm allein alle Erfolge und alle Ehre zu. Er war und blieb wie in Leiden starkmütig so bei allen Erfolgen demütig. Viele kannten das Steyler Missionswerk; aber sie wußten kaum etwas von seinem Stifter. Er suchte nur Gottes Ehre und das Heil der Seelen. Seine Gründung hat seiner Person nie als Sockel gedient; er hielt sich in ihrem Schatten.

Mußte er öffentlich von seinen Werken sprechen, dann gebrauchte er meist die Wendung „unsere kleine Gesellschaft". Um des Missionszweckes willen mußte er wünschen, daß seine Stiftung bekannt wurde, Unterstützung und Förderung fand. Aber er war ein abgesagter Feind von aller Wichtigtuerei und von Lobsprüchen. „In Europa", sagte er manchmal, „wollen wir nicht im Vordergrund stehen; überlassen wir das anderen. Aber in den Missionen wollen wir bemüht sein in die vorderste Reihe zu kommen, indem wir etwas Tüchtiges leisten."

Sprach er vor den Seinigen von der Entwicklung, die seine Stiftung genommen, dann geschah es immer mit überströmendem Dank gegen Gott; seine Person erwähnte er nicht; man mußte ihn fragen und drängen, etwas darüber zu erfahren. So führte er am 30. Jahrestag seines Werkes in einem Vortrag aus:

„Es ist heute der 30. Jahrestag der Gründung des Missionshauses. Es war damals ein ganz kleines Häuschen, und fast allgemein herrschte die Meinung, es werde aus dem neugeborenen Kinde nichts; vielmehr werde es bald eines natürlichen Todes sterben. Nur ganz wenige dachten anders. Aber Gott der Herr hat alles wunderbar gefügt in seiner Güte und Barmherzigkeit. Er, der geschickteste Baumeister, legte Hand an; und wenn er sich die armseligsten Werkzeuge erwählt, so zeigt

[1] Brief vom 20. Juli 1902. [2] Brief vom 27. Juni 1903.

er eben, daß die Ehre nicht den Menschen zukommt, sondern ihm allein. — Wenn wir heute zurückblicken auf den Anfang vor dreißig Jahren und dann Umschau halten, so finden wir, daß der Unterschied sehr groß ist. Damals nur eine winzige Kapelle ohne Tabernakel, heute schöne Kirchen, und der Heiland wohnt (in Steyl) an sieben Stellen im Tabernakel unter uns. Es sind viele Zöglinge und Brüder erzogen worden, und die Gesellschaft zählt jetzt über 300 Priester. Sie sind alle im Dienste Gottes beschäftigt, verkündigen die Lehre des göttlichen Heilandes und unterrichten. Sie haben Tausende und Tausende, die noch Heiden waren, zu Christen gemacht, haben Götzen gestürzt und viele Oratorien, Gebetshäuser und große Kirchen errichtet. Es ist gut, dieses Segens uns heute zu erinnern und dem lieben Gott recht innig zu danken [1]."

Hob man in seiner Gegenwart seine persönlichen Verdienste hervor, dann war ihm das sehr peinlich. Einer seiner Sekretäre erzählte: „Ich hatte oft meinen Spaß, ihn zu beobachten, wenn ihm Lob gespendet wurde. Es war ein Vergnügen, zu sehen, wie er die Stirn runzelte, wie es ihm ungemütlich wurde, wie er hin- und herrückte, mit den Händen abwehrte und ein- über das anderemal sagte: ‚Ach nein, nein, Sie machen es zu arg!' Er strengte sich an, das Lob weiterzuleiten, und Blitzableiter war häufig der gute P. Wegener, der dann auch in die Schwüle kam und sich wehrte."

In Rom erhielt der Generalsuperior einst den Besuch eines durch seine Wohltätigkeit daselbst bekannten polnischen Priesters. Bei Schluß der Mahlzeit fing dieser Herr an über das Steyler Werk und seinen Stifter die wärmsten Anerkennungen zu äußern. Er wurde um so mehr begeistert in seiner Lobeshymne, je dringlicher P. Janssen abwehrte. Schließlich griff dieser zu einem Teller mit Kirschen, der noch auf dem Tische stand, und sagte: „Aber diese Kirschen sind gut, die müssen Sie noch essen!" und er nötigte den Widerstrebenden, den Mund voll Kirschen zu stopfen, und brachte ihn so zum Schweigen.

Es sind rührende Beispiele seiner Demut in lebhafter Erinnerung geblieben. Wenn die Klerikernovizen nach der feierlichen Gelübdeablegung zu ihm kamen, um ihm für die Aufnahme in seine Gesellschaft zu danken, dann beglückwünschte er sie in herzlichen Worten und schloß: „Nun will ich Sie als meine neuen Mitbrüder im Herrn begrüßen." Er umarmte dann jeden und gab ihm den Friedenskuß.

Ähnlich handelte er am Tage der Priesterweihe. Dann kniete er vor jedem der Neugeweihten nieder, bat um den priesterlichen Segen und küßte voll Ehrfurcht die eben gesalbten Priesterhände. Man merkte allen Anwesenden die Ergriffenheit an, die diese Handlungsweise hervorrief.

[1] Vortrag vom 8. September 1905.

Als im Jahre 1907 der in China geweihte Missionsbischof Henninghaus zum erstenmal nach Europa kam, weilte P. Janssen gerade in Rom. Als ihm die Ankunft des hochwürdigsten Herrn gemeldet wurde, eilte er rasch zur Pforte, fiel vor dem Eintretenden, der einst Zögling in seinem Hause war, auf die Knie und bat um seinen Segen. Der Bischof aber kniete ebenfalls nieder und wollte zuerst den Segen seines Generalsuperiors empfangen. So knieten die beiden hochgestellten Männer einander gegenüber und boten den gegenwärtigen jungen Priestern des Raphaelkollegs ein ergreifendes Schauspiel der Demut.

Einst wollte ein holländischer Rechtsanwalt den Generalsuperior in einer Rechtsfrage zu einer Zusage bestimmen, die dieser nicht geben wollte, weil er darin eine ungerechte Zumutung sah. Schließlich kam der Jurist auf den Einfall, es mit einem verlockenden Versprechen zu versuchen. Er versicherte, er habe vorzügliche Verbindungen zum Apostolischen Internuntius im Haag; es werde ihm ein leichtes sein, dem Generalsuperior einen Prälatentitel zu verschaffen.

P. Arnold Janssen sagte kein Wort, stand auf, lüftete sein Käppchen ein wenig und verließ das Sprechzimmer. Der Versucher schaute ihm verdutzt nach. „Ja," sagte lachend der anwesende Generalprokurator P. Blum, „die Verhandlungen sind aus, Herr Rechtsanwalt, daran ist nichts mehr zu machen!" — Und sie waren wirklich aus. Der Generalsuperior wollte nichts mehr von der Angelegenheit wissen.

Wie P. Janssen für Anerkennungen und Ehrungen unzugänglich war, so blieb er bei Kränkungen gefaßt und gelassen. Wir haben schon einige Proben kennengelernt. P. Medits schreibt: „Gar sehr erbaute mich sein Verhalten bei Verdemütigungen, besonders wenn ihm von Nahestehenden dieser bittere Becher gereicht wurde. Er nahm ihn wie aus der Hand des Herrn ruhig an. Öfters hatte ich dann Gelegenheit, ihn die Worte aussprechen zu hören: „Des Herrn Will' gescheh', tut's auch noch so weh'!" — Einige Male erhielt er Briefe, welche ihm viel Bitterkeiten verursachten. Er aber vergalt dann nicht Gleiches mit Gleichem, sondern erwiderte solche Briefe mit Würde und Ruhe. Er wurde nie persönlich, blieb immer sachlich; das war das Geheimnis seiner Ruhe."

In seinen persönlichen Bedürfnissen war P. Arnold Janssen sehr anspruchslos. Er hielt sich, obwohl Stifter und Generalsuperior, stets in Reih' und Glied mit den ihm unterstellten Priestern und wollte keine Ausnahmen für sich. Stets aß er am gemeinsamen Tisch und von den gemeinsamen Speisen. Nur in den letzten vier Jahren seines Lebens trat hierin eine Änderung ein, weil seine Krankheit ihn zur Diät zwang. Er war in Speise und Trank nichts weniger als wählerisch, aß ordentlich von allem mit und fand alles gut. War die Suppe mal schlecht aus-

gefallen, dann aß er sicher einen zweiten Teller davon. Von alkoholischen Getränken nahm er sehr wenig[1].

Auf seinen Reisen, auch auf den großen Strecken nach Wien oder Rom, fuhr er immer dritter Klasse und brachte auch die Nächte auf den harten Bänken zu. Erst im hohen Alter gab er dem Drängen seiner Räte nach und benutzte die zweite Klasse. Den Mundvorrat nahm er mit, um nichts kaufen zu müssen, genoß übrigens auf Reisen sehr wenig. Seinen Koffer trug er selbst, und sein Begleiter mußte eine List gebrauchen, um ihn in seine Hand zu bringen. Wo er nur konnte, sparte er und brachte gern Opfer dafür. Die Gründe dieser Einschränkungen gibt er gelegentlich einmal in einem Briefe an einen Missionsoberen an.

„Ihr System[2] der Sparsamkeit gefällt mir gut. Es ist nötig, die Missionare daran zu gewöhnen. Das verlangt die Tugend der Armut, das die Rücksicht auf die Gaben der Gläubigen, das auch die apostolische Klugheit, um etwas zu sparen, das man zum Heile der Seelen wird verwenden können. Ich habe auch stets diesen Grundsätzen angehangen und mir zu diesem Zwecke öfters persönliche Opfer auferlegt. Wie oft bin ich in früheren Jahren zu Fuß von Steyl nach Kaldenkirchen gegangen, um einige Groschen für apostolische Zwecke zu sparen. Wie oft habe ich die Nächte auf den harten Brettern gewöhnlicher Züge dritter Klasse zugebracht, wiewohl ich in meinem Alter und meiner Stellung mir etwas Besseres hätte zugute kommen lassen können. Aber ich tat es aus Rücksicht auf die apostolischen Werke, denen wir dienen. Ich habe immer gedacht, daß die Abtötung, die man zu diesem Zwecke sich auferlegt, die wohlgefälligste bei Gott sei. — Ich führe diese Dinge hier an, damit Sie nötigenfalls darauf hinweisen können. Auch habe ich mich veranlaßt gefunden, dieses Jahr den Neopresbytern zur Ermutigung etwas, wenn auch nicht viel, davon zu sagen. Ebenso, sie seien verpflichtet, bei ihrer Ankunft in der Mission dem Missionsoberen oder seinem Stellvertreter Rechenschaft abzulegen.

„Natürlich werden Sie trachten, in all diesen Dingen langsam und klug vorzugehen. Anfangs erreicht man schon viel, wenn man nur das Prinzip zur Geltung bringt. Man muß hier und da auch

[1] P. Anno Joseph Neumann O. Pr. († 12. Dez. 1912), der hochverdiente Bahnbrecher und Führer in der katholischen Antialkoholbewegung in Deutschland, erzählte, daß er durch P. Arnold Janssen zur Abstinenz und zum Kampf gegen die Trunksucht veranlaßt worden sei. Als Kaplan habe er einmal aus P. Janssens Mund das Wort gehört: „In vino luxuria" (im Wein ist Lüsternheit). Das habe so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß es für seinen späteren Lebensweg entscheidend geworden sei.

[2] „Ich sage System. Ihr Verfahren im einzelnen kenne ich nicht; es unterliegt also nicht meinem Urteil."

auf den Charakter des einzelnen Rücksicht nehmen und zuweilen Milde vor Gerechtigkeit walten lassen. Auf diese Weise gewöhnt man sie an die rechte Ordnung, und sind sie einmal gewöhnt, so kommt man leichter durch[1]."

* * *

P. Arnold Janssen liebte das schlichte, bescheidene Auftreten ungemein. Eitelkeit, Strebertum und gesuchtes Wesen waren ihm in der Seele verhaßt. Bemerkte er so etwas an jemand, dann konnten auch die glänzendsten Talente und Leistungen den Mangel an Einfachheit und Anspruchslosigkeit nicht ersetzen. Er konnte solche Leute nicht gebrauchen, sondern schob sie beiseite. Bescheidenheit und einfache Natürlichkeit aber waren die beste Empfehlung bei ihm.

So wenig er aber aus seiner Person machte und gemacht wissen wollte, so sparsam und arm er lebte, er duldete doch keine Unordnungen und Nachlässigkeiten an sich. Seine Kleidung war, wenn auch oft recht abgetragen und immer von einfachen Stoffen, doch stets ganz sauber und in guter Ordnung. So hielt er es auch mit seinen anderen Gebrauchsgegenständen: alles mußte einfach, aber reinlich und ganz sein.

Mit seinem demütigen Auftreten und Handeln stimmt seine innere Gesinnung vollkommen überein. Viele gelegentlich in seine Briefe oder sonstige schriftliche Sachen einfließende Bemerkungen offenbaren dies. Immer wieder bittet er auch weit unter ihm Stehende in demütigen Worten um ihr Gebet, oft um Nachsicht mit seinen Schwächen und um Verzeihung seiner Fehlgriffe.

So schließt er nach einer ernsten Ermahnung seinen Brief: „Bitte, beten Sie auch für mich armen Sünder, damit ich, was ich anderen ans Herz lege, auch selbst aufs treueste beobachte[2]." — Nachdem er einem Missionsoberen in einer wichtigen Sache seine Ratschläge vorgetragen hat, fügt er bei: „Doch erachten Sie alles, was ich gesagt habe, nicht für maßgebend. Es sind das bloß so meine armseligen Gedanken. Ich denke aber, Sie verstehen alles besser als ich[3]."

Demselben Provinzial gab er einst eine Mahnung, die er schon früher in einem Briefe ausgesprochen hatte. Dieses Zurückgreifen auf eine erledigte Sache erregte die Ungeduld des Empfängers, und er beklagte sich in seiner Antwort. Der Generalsuperior schrieb ihm: „Ich bitte Sie sehr um Verzeihung, daß ich Sie durch meinen letzten Brief betrübt habe. Wenn ich mich klar erinnert hätte, daß ich über die betreffende Sache Ihnen schon das Nötige gesagt, so hätte ich die Angelegenheit gewiß nicht aufs neue berührt. Vielleicht war irgendein

[1] Brief vom 27. März 1903. [2] Brief vom 30. August 1904.
[3] Brief vom 30. Oktober 1901.

Brief, den ich erhalten, die Veranlassung, auf einige Punkte aufmerksam zu machen, die ich noch nicht genauer auseinandergesetzt. Ich bitte also nochmals, vergeben Sie mir, und nehmen Sie zugleich die Versicherung entgegen, daß ich Sie auf das höchste schätze[1]."

Besonders tritt seine demütige Gesinnung in seinem Geistlichen Testament hervor. „Möge Gott der Heilige Geist", so heißt es an einer Stelle, „meine Mitbrüder in ihrem öffentlichen Auftreten erleuchten und stärken. Vielleicht gibt er ihnen eine noch größere Wirksamkeit, wenn ich armer Sünder nicht mehr unter ihnen bin[2]."

An einer anderen Stelle bedauert er es, daß seine vielen Bemühungen, die besondere Verehrung des Heiligen Geistes zu fördern, noch so wenig Früchte getragen. Dann fährt er fort: „Übrigens verdiene ich auch nicht, daß ich geschätzt und geehrt werde, da ich in so manchen Punkten Gottes Willen so schlecht erfüllt habe und überhaupt ein armer Sünder bin. Darum vergebe ich auch gern allen, die mich beleidigt haben, wie ich auch meinerseits alle um Verzeihung bitte, gegen die ich mich, auf welche Weise auch immer, verfehlt habe. Ich habe mir öfters vorgenommen und mich bestrebt, allen Untergebenen ein guter, weiser Vater und eine liebevolle Mutter zu sein. Aber Gott der Herr weiß, wie schlecht ich dieses gehalten habe[3]."

Wahre Demut ist der Mut der Heiligen. Ihre Echtheit und christliche Weihe erweist sie dadurch, daß sie nicht verzagt und energielos macht, sondern zur höchsten Betätigung aller Fähigkeiten anspornt. Je weniger der Demütige selbst gelten will, um so mehr will er Gott verherrlichen. „Ich muß abnehmen, er soll wachsen!" Die Ehre des Allerhöchsten treibt die demütige Seele zu einem sich selbst verzehrenden Eifer an. Dafür entfaltet sie alle Kräfte nach dem Arbeitsprogramm: ora et labora! — Wie stand es damit bei P. Arnold Janssen? Sehen wir zu!

---

[1] Brief vom 21. April 1907. [2] Geistliches Testament, 5.
[3] Geistliches Testament, 30.

3. Ora et labora!

Dieses alte Klosterprogramm wollte P. Arnold Janssen von seinen Untergebenen treu befolgt wissen. Mit Wort und Beispiel, durch Anleitungen und Anordnungen war er unablässig bemüht, diese Fundamentaltugenden einer Klostergemeinde in die Herzen der Seinigen zu pflanzen, sie zu pflegen und zur Entfaltung zu bringen. G e b e t s - l i e b e und A r b e i t s w i l l e sind denn auch sicherlich das wertvollste Vermächtnis, das er ihnen hinterlassen hat. So lange sie dieses Erbe ihres Stifters hoch in Ehren halten, wird es um das Steyler Missionswerk gut bestellt sein.

Den Gebetsgeist P. Janssens haben wir in seinen Grundlinien bereits kennengelernt. Er war fast immer in Gebetsstimmung, sagen jene, die am vertrautesten mit ihm verkehrten. Wir müssen dazu noch einiges aus seiner G e b e t s p r a x i s ergänzen.

„Wer gut betet, ist ein guter, wer schlecht betet, ein schlechter, und wer gar nicht betet, ist gar kein Christ [1].“ Mit diesen energischen Worten spricht er sich über die entscheidende Bedeutung des Gebetes im Leben des Christen aus. Darum will er, daß dem Gebete die erste Stelle unter allen Aufgaben eingeräumt werden soll. „Wir dürfen uns nicht in solcher Weise in äußere Geschäfte einlassen,“ sagte er, „daß der Geist davon ganz eingenommen und hingerissen wird. Im Gegenteil, halten wir den Geist mit Gott vereinigt, durch inneren Verkehr mit ihm im Gebete, besonders in frommen Stoßgebetchen. Üben wir fleißig und mit Eifer sowohl das mündliche wie das betrachtende Gebet. Dieses letztere soll kein totes, kaltes Hinbrüten sein; sondern man mache es zu einem herzlichen lieberfüllten Zwiegespräch mit Gott, zu einer Hingabe unserer Seele an ihn in Dank, Liebe und Opfer. Damit verbinde man die Demut in der Anbetung der göttlichen Majestät und Unendlichkeit, in dem aufrichtigen Bekenntnis unserer eignen Nichtigkeit und unseres Sündenelendes [2].“

Mit den letzten Worten werden wir aufmerksam gemacht auf die Kernhaftigkeit seiner Frömmigkeit, die sich darin zeigt, daß er oft und nachdrücklich der u n m i t t e l b a r e n G o t t e s v e r e h r u n g das Wort redet.

„Wir sollen aus der Fülle des Glaubens zu leben trachten,“ mahnt er, „deshalb die Verehrung der heiligsten Dreifaltigkeit und der einzelnen göttlichen Personen an die erste Stelle setzen. Denken wir dabei, wie die Herrlichkeit der Engel und der Heiligen nicht den

[1] Vortrag vom 12. Januar 1892. [2] Geistliches Testament, 63.

Vergleich aushält mit der unendlichen Vollkommenheit Gottes, aus der alles geflossen ist, und ferner, wie die Kirche selbst an den Festtagen der Heiligen ihre Gebete unmittelbar an Gott den Herrn selbst richtet. Deshalb auch öfters reden über die Größe und Heiligkeit, Macht, Liebe und Gerechtigkeit Gottes[1]."

„Die Verehrung der Heiligen ist katholisch; denn Gott will, daß seine Freunde geliebt, verehrt und als Fürsprecher an seinem Throne angerufen werden. Auch ist die Verehrung der Heiligen eine mittelbare Gottesverehrung. Er will diese aber so, daß er selbst vor allem angebetet, angerufen und unmittelbar verehrt wird. Wir sehen das aus dem Vaterunser, das Jesus uns gelehrt hat[2]."

„Die Heilige Schrift sagt von Gott: „„Alle Völker sind vor ihm, als ob sie nicht seien." (Is 40, 17.) Das gilt streng genommen auch von den Heiligen. Aus Güte und Erbarmen hat er ihnen Wert gegeben an seinem Throne. Gott nimmt es nicht übel, wenn ein armes, wenig gebildetes Weib, das in die Kirche kommt, um ihre Anliegen vorzutragen, öfters den Tabernakel nicht finden kann, sondern nur zur Madonna geht. Von einem Gebildeten erwartet er es freilich anders. Gewiß hat er viel Nachsicht mit den Menschen; denn er weiß, daß ihnen das rein Geistige, Göttliche oft zu hoch steht, während sie das Menschliche besser verstehen und darum auch von einem Bilde der holden, liebevollen Mutter Maria viel mehr angezogen werden. Der Geistliche muß das berücksichtigen und soll darum die Muttergottesverehrung fleißig pflegen; sie ist Gott angenehm und zieht manche Menschen zur Kirche, die sonst nicht kommen würden. Unsere Mitbrüder sollten aber die unmittelbare Anbetung und Lobpreisung Gottes und der drei göttlichen Personen besonders zu pflegen suchen. Ja, sie mögen das als ein Werk betrachten, das ihnen ganz besonders zusteht, weil das Fest der heiligsten Dreifaltigkeit unser Hauptfest ist, und die besondere Verehrung des Heiligen Geistes uns namentlich ans Herz gelegt wird[3]."

Am wirksamsten hat der Steyler Gründer diese seine Gesinnung dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er von den beiden von ihm gegründeten Ordensgesellschaften die eine der zweiten göttlichen Person, dem göttlichen Worte, die andere der dritten göttlichen Person, dem Heiligen Geiste, weihte. Für beide Gesellschaften aber schrieb er das Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit als Hauptfest vor.

Für ihre Verherrlichung eiferte er sehr. Wo es nur eben anging, mußte die bildliche Darstellung der drei göttlichen Personen auf den

[1] Geistliches Testament, 47. [2] Geistliches Testament, 60.
[3] Geistliches Testament, 61.

Hauptaltären der von ihm erbauten Kirchen angebracht werden. Oft sprach er von ihrem Wohnen in den Seelen der Gerechten und suchte diesen Gedanken lebendig in den Herzen der Seinigen zu bewahren. Wir erkennen das auch aus dem Segenswunsch, den sie, wie wir schon gehört, an die Spitze ihrer Briefe setzen sollen, die sie einander schreiben. In einem seiner Briefe, den er am letzten Dreifaltigkeitssonntag seines Lebens aus St. Gabriel an die Steyler Brüder richtete, heißt es:

„Es ist der heutige Tag das Hauptfest unserer Gesellschaft, das Fest der hochheiligen Dreifaltigkeit. Darum sende ich Euch diese Zeilen. Ich verbinde damit meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche zur Festoktav. Möge der heilige dreieinige Gott Euch immer mehr in seine göttliche Liebe aufnehmen und durch dieselbe die reichsten Gaben seiner göttlichen Milde nach Leib und Seele Euch spenden. Wir sind auf den Namen der heiligsten Dreifaltigkeit getauft. Ich hoffe, daß Vater, Sohn und Heiliger Geist durch die heiligmachende Gnade in Euren Herzen wohnen, daß ihr auf diese Weise Kinder des himmlischen Vaters, Brüder Jesu Christi und Geliebte des Heiligen Geistes seid. Mögen wir an diese große Wohltat fleißig denken, die erhabenen Gnadenschätze des dreieinigen Gottes sorgsam bewahren und uns derselben immer mehr würdig zu machen suchen."

* * *

Diesen Grundsätzen entsprechend finden wir bei Generalsuperior Janssen eine große Ehrfurcht vor der Majestät Gottes. Sie verlieh seinem religiösen Leben und allen seinen religiösen Übungen und Handlungen eine höhere Weihe. Er verrichtete sie nicht mechanisch, sondern man merkte deutlich, daß sein Geist sich in der Gegenwart seines Gottes fühlte. Dabei vermied er nach außen hin alles Auffällige; wenn er sich aber allein glaubte, kam seine innere Ehrfurcht und Andacht auch in ungewöhnlichem Verhalten zum Ausdruck.

Wenn er spät abends oder nachts seine Arbeit beendigte, pflegte er nochmals zur Kirche zu gehen und einige Zeit vor dem Tabernakel zu beten. Dabei ist einige Male beobachtet worden, wie er sich ganz zu Boden warf und auf dem Angesicht liegend betete. — Bei diesem stillen Gebete breitete er auch wohl die Arme kreuzweise aus, und man hörte ihn leise seufzen und inbrünstig dringend flehen und beten. Das Gebet mit ausgebreiteten Armen empfahl er auch gelegentlich als besonders wirksam. So sagte er einmal: „Moses betete in solcher Weise, und nur bei diesem Gebete mit erhobenen Armen errang er seinem Volke den Sieg. Wir können uns dabei den Heiland am Kreuze vorstellen, wie er mit ausgespannten Armen betete, und wie

der himmlische Vater das Gebet seines eingeborenen Sohnes am Stamme des Kreuzes aufnahm. Ein Gebet in dieser Weise verrichtet, ist recht wirksam[1]."

Auf seinem Zimmer betete er sein Brevier am Boden kniend. Selbst in seiner letzten Krankheit, als er schon sehr hinfällig war und das Knien ihm recht schwer wurde, hat man ihn so betend angetroffen. In gleicher Haltung wurde er auch einige Male überrascht, als er über eine Reliquienkapsel sich tief verbeugte und betete. Dann küßte er auch den Boden, um sich vor dem allgegenwärtigen Gott zu verdemütigen.

Doch, wie schon gesagt, solche ungewöhnliche Übungen der Frömmigkeit hielt er geheim. Wahrhaft erbaulich und vorbildlich aber war sein Eifer und sein Benehmen in der regelmäßigen Teilnahme an allen Gottesdiensten und Andachten im Missionshause. Obwohl er durchweg der letzte war, der im Hause zur Ruhe ging, war er früh doch meist der ersten einer in der Kirche. Dann betete er gewöhnlich schon vor dem gemeinsamen Morgengebet den Kreuzweg. So hielt er es auch, wenn er zur Visitation kam. Dann sah man ihn z. B. in St. Gabriel früh zwischen den Theologen den Kreuzweg beten wie einen aus ihnen.

Die heilige Messe las er mit sichtlich großer Andacht, vollendete sie aber innerhalb einer halben Stunde. Darauf verbrachte er längere Zeit, sicherlich aber eine halbe Stunde, in Danksagung. Das war dann die kostbarste Gelegenheit, wie er einmal gestand, um seine vielen und großen Anliegen Gott zu empfehlen und seinen Segen herabzuflehen. Bei dieser Danksagung verrichtete er auch immer ein längeres Gebet der Fürbitte, das er selbst verfaßt hat, und worin sich sein weites, großmütiges Herz offenbart. Es beginnt mit den für seine Gottesverehrung charakteristischen Worten: „Erkannt, geliebt und verherrlicht möge werden von allen Menschen der heilige dreieinige Gott, die Macht des Vaters, die Weisheit des Sohnes und die Liebe des Heiligen Geistes!" Er schrieb dieses Gebet auch in seinen Missionshäusern vor, wo es an Sonn- und Feiertagen nach der heiligen Kommunion verrichtet wird. In seinem Geistlichen Testament spricht er die herzliche Bitte aus, daß seine Priester nach ihrer heiligen Messe dieses Gebetes sich stets bedienen möchten[2].

Wie den heiligen Kreuzweg, so betete er täglich auch den heiligen Rosenkranz. Im übrigen fand er aber wenig Zeit, um noch besondere Gebetsstunden anzusetzen. Dafür verstand er es aber um so meisterhafter, sein ganzes Arbeiten mit Gebet zu durchweben.

[1] Vortrag vom 13. Januar 1892. [2] Geistliches Testament, 66.

Nicht nur, daß er mit seinen Sekretären stets das schon erwähnte Viertelstundengebet verrichtete, auch zwischendurch wurde noch oft ein kurzes Gebet von ihm gesprochen. Hatte er einen wichtigen Brief abzufassen, so forderte er den Sekretär wohl auf, erst mit ihm niederzuknien und zu beten. Ebenso tat er auch während des Diktierens, wenn er nach einer Wendung oder einem Ausdruck suchte, von dessen guter Wahl viel abhing, oder wenn er brieflich eine Mahnung oder einen Tadel aussprechen mußte. Dann nahm er auch zuweilen eine Reliquienkapsel, die stets auf seinem Arbeitstisch lag und die ihn auch meist auf Reisen begleitete, zur Hand und küßte sie ehrfürchtig. Versprach er jemand im Briefe sein Gebet, dann sagte er zum Sekretär: „Jetzt wollen wir niederknien und das versprochene Gebet gleich verrichten." Die abgehenden Briefe segnete er häufig, auch hieß er den Sekretär zuweilen, dies zu tun. Diese Art, Gebet und Arbeit zu verbinden, war der gewöhnliche Gang den Tag hindurch.

Wenn er auf der Reise war, grüßte er vom Zuge aus das heiligste Sakrament in den Kirchen, an denen er vorüberfuhr. Auch lud er seinen Begleiter mitunter ein, mit ihm zu beten für die Leute in den Städten und Dörfern, die sie passierten. — Kam er nach Rom — er war achtmal dort —, so galt sein erster Ausgang den Gräbern der Apostelfürsten. Dann kniete er lange auf dem Boden vor der Konfessio in inbrünstigem Gebet. Darauf besuchte er die Altäre und Reliquien von St. Andreas und Jakobus, Leo dem Großen und Gregor dem Großen. Das wiederholte sich während des römischen Aufenthaltes oft. So besuchte er regelmäßig auch die anderen Heiligtümer der Heiligen Stadt, mit besonderer Andacht S. Maria Maggiore, wo in der prächtigen Sakramentskapelle das Grab des heiligen Papstes Pius V. ihn sehr anzog.

Man merkte es ihm an, daß er eine wichtige Aufgabe seines Besuches in Rom mit darin sah, sich einmal gründlich auszubeten. Einer seiner Begleiter berichtet, wie er einmal drei Stunden hindurch in St. Peter von einem Altar zum anderen pilgerte und inbrünstig betete. Und wie ehrfürchtig und andächtig war dabei sein Verhalten! Einer seiner Sekretäre erzählt: „Ich bemerkte oft, wie die Leute stehen blieben und ihn lange betrachteten. Die Art, wie sie nach ihm schauten, ließ erkennen, daß sie etwas Besonderes in ihm vermuteten. Deshalb auch die Fragen: „Chi e questo Signore[1]? Ist er ein Bischof?"

Derselbe Sekretär berichtet noch folgende Beobachtung: „Auf einer Reise waren wir einmal gezwungen, in Tarvis in Kärnten zu übernachten. Im Hotel wurde uns ein Zimmer mit zwei Betten

[1] Wer ist dieser Herr?

angewiesen. Der hochwürdigste P. Generalsuperior bat mich, bald zu Bett zu gehen, da ich müde sei. Er selbst verweilte aber noch lange, lange auf den Knien vor seinem Bett, und ich hörte an seinen Seufzern, mit welcher Inbrunst er betete."

Fragen wir nach der Pflege einzelner Andachten, so erfahren wir, daß P. Janssen ein treuer Verehrer des göttlichen Herzens Jesu war. Diese Andacht hatte er schon als Direktor des Gebetsapostolats mit Begeisterung verbreitet, und sie stand in den ersten zehn Jahren seiner Steyler Gründung immer im Vordergrund. Dem Herzen Jesu weihte er die kleine Zeitschrift, die er herausgab. Sein Wahlspruch lautete: „Es lebe das Herz Jesu in den Herzen der Menschen!" Dieser Spruch mußte nach seiner Anordnung im Anfang des Steyler Hauses als Wechselgruß beim Verlassen des Speisesaales gebraucht werden. Den ersten Monatsfreitag ließ er in seinen Missionshäusern feierlich begehen. Alle seine Priester mußten an diesem Tage das heilige Meßopfer auf seine Meinung zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu darbringen, die übrigen Bewohner die heilige Sühnekommunion empfangen. Der Monat Juni wurde als Herz-Jesu-Monat gefeiert wie der Mai als Marienmonat.

Bei dieser Andacht galt sein Eifer vor allem dem eucharistischen Herzen Jesu, und so wurde sie praktisch zu einer Verehrung des allerheiligsten Altarsakramentes. Diesem war er sehr zugetan, und es war ihm eine Wonne, wenn von seiner Gesellschaft aus dem eucharistischen Könige und seinem Gottesherzen wieder ein neuer Thron errichtet werden konnte. So sehr er die Armut liebte und auch eine ganz schlichte Bauart seiner Häuser bevorzugte, die Kirchen mußten recht schön sein. Vor allem galt das vom Tabernakel, der Wohnung Jesu. Diesen wollte er möglichst kostbar, aus feuervergoldetem Metall oder doch wenigstens handvergoldet. Die festlicheren Gottesdienste mußten mit großer Pracht begangen werden und, wenn sie mit der Aussetzung des Hochwürdigsten Gutes abgehalten wurden, dann mußte der Altar in einem Meer von Lichtern erstrahlen.

Lange bevor durch Papst Pius X. der mächtige Impuls zur öfteren heiligen Kommunion gegeben wurde, hatte der Steyler Gründer die häufige heilige Kommunion schon in seinen beiden Gesellschaften gepflegt. Durchschnittlich gingen die Laienbrüder, die Missionsschwestern und größeren Zöglinge wöchentlich viermal zur heiligen Kommunion. Als jedoch das neue Kommuniondekret vom 20. Dezember 1905 herauskam, wurde es Generalsuperior Janssen, wie vielen älteren Priestern, doch schwer, seine sechzigjährige Anschauung über die erforderlichen Vorbedingungen zum häufigen Empfang der heiligen Kommunion preis-

zugeben. In vertrautem Kreise äußerte er seine Befürchtung, daß das „Quotidiana vilescunt[1]" bei der so sehr erleichterten täglichen heiligen Kommunion seine nachteiligen Wirkungen ausüben werde. Praktisch stellte er sich aber korrekt auf den Standpunkt der päpstlichen Verordnung. In einem Rundschreiben an die Oberen seiner Häuser und Missionen machte er alle mit den neuen Bestimmungen und Grundsätzen bekannt und erklärt: „Was unsere Brüder und Schwestern angeht, so will ich den vorhin angeführten Kundgebungen der heiligen Kongregation in keiner Weise entgegentreten, sondern mich hierdurch anschließen[2]."

Seit dem Jahre 1884 pflegte und förderte P. Janssen mit größtem Eifer die besondere Verehrung des Heiligen Geistes. Angeregt wurde er hierzu von außen, und es hat der Lazaristenpater Medits dabei viel Einfluß auf ihn ausgeübt. Es war auch in der Kirche des Lazaristenklosters in Wien, dem damaligen Wohnort des P. Medits, wo P. Arnold Janssen sich persönlich ganz dem besonderen Dienste des Heiligen Geistes zum Opfer brachte[3].

Dieses Samenkorn der Anregung fand aber in seiner Seele einen sehr günstigen Boden vor. Seine mystische Veranlagung bot ihm reiche Nahrung und fand dabei selbst die kräftigste Förderung. Das wunderbare Wirken des vom Vater und Sohn ausgehenden und ausgesandten Heiligen Geistes in der Kirche, in den heiligen Sakramenten, in den Menschenherzen, sein geheimnisvolles und unendlich gnadenreiches Innewohnen in den Seelen der Gerechten, seine Liebesarbeit in der Erhebung des Menschen zu übernatürlicher Gottebenbildlichkeit und zur Vereinigung mit Gott dem höchsten Gut und einzigen Endziel, seine Aufgabe in der Vollendung des Werkes der Erlösung und der Zuwendung und Auswirkung seiner Heilsströme für die ganze Menschheit und jegliche Kreatur: dieses allgütige Hinabreichen und Sichhinablassen der persönlichen göttlichen Liebe in die Welt der Menschenkinder und dies gnadenverklärte Hinaufsteigen der Menschenseele zur wirklichen Anteilnahme an der göttlichen Heiligkeit und Seligkeit mußte einen Geistesmann wie P. Arnold Janssen ganz gefangennehmen, sobald er sich aufmerksamer mit diesen tieferen mystischen Glaubenswahrheiten befaßte. Das tat er fürderhin mit lebhaftestem Eifer, und er betrachtete die Veranlassung dazu als eine der größten Gnaden seines Lebens.

Seine Hingabe an den besonderen Dienst der dritten Person in der Gottheit hat er auf jede Weise praktisch zum Ausdruck zu bringen

[1] Alltägliches verliert an Wertschätzung. [2] Brief vom 9. April 1906.
[3] Am Montag, dem 3. Oktober 1887.

gesucht. Den Heiligen Geist nannte er den Vater der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, ihm weihte er die Genossenschaft der Dienerinnen des Heiligen Geistes, ihm erbaute er die prächtige Heilig-Geist-Kirche in St. Gabriel und regte an, daß mehrere andere schöne Kirchen in China, Südamerika und Togo sowie die Missionen von Südschantung, Neuguinea und Japan ihm geweiht wurden. Er gab eigenhändig lange Jahre eine Beilage zum Kleinen Herz-Jesu-Boten heraus unter dem Titel „Komm, Heiliger Geist, hernieder!“ Er ermunterte seinen Bruder Johannes, eine Reihe wirklich gehaltvoller Bücher zu Ehren des Heiligen Geistes herauszugeben. Die bildliche Darstellung des Heiligen Geistes in Gestalt einer Taube, von der sieben Strahlen und feurige Zungen ausgehen, ließ er, wo immer es passend geschehen konnte, anbringen. Insbesondere veranlaßte er den Entwurf und die Herstellung einer Relieftafel mit der Darstellung des göttlichen Herzens und des darüber schwebenden Heiligen Geistes. Die Inschrift: „Et Verbum caro factum est!“ weist hin auf die Mitwirkung des Heiligen Geistes bei der Menschwerdung des Sohnes Gottes, insbesondere bei der Bildung seines gottmenschlichen Herzens. P. Janssen hoffte und wünschte durch die Verbindung mit einer so sehr beliebten Andacht, wie es die Herz-Jesu-Verehrung ist, den Kult des Heiligen Geistes volkstümlicher zu machen. Aus demselben Grunde hegte er auch den stillen, aber innigen Wunsch, die heilige Kirche möge gestatten, daß auch der Heilige Geist wie Gott Vater und Sohn in menschlicher Gestalt abgebildet werden könne. In seinen beiden Gesellschaften führte er auch die Heilige-Geist-Bruderschaft ein, und er förderte nach Kräften den von seinem Bruder Johannes ins Leben gerufenen „Meßbund zu Ehren des Heiligen Geistes“.

Unablässig war er bemüht, die Liebe zum Heiligen Geiste in die Herzen der Seinigen einzupflanzen, sie zu seiner Verehrung anzueifern und seine Priester zur Ausbreitung dieser Andacht anzuregen. Wie oft hat er vom Heiligen Geiste gesprochen in seinen zahlreichen Predigten und religiösen Vorträgen. Er dürfte wohl selten öffentlich geredet haben, ohne wenigstens einige Sätze zu Ehren des Heiligen Geistes einzuflechten. In seinen Briefen kehrt dies Lieblingsthema ebenfalls immer wieder, er bittet und ermahnt, drängt und ermuntert, daß man doch die Verehrung des Heiligen Geistes fleißig pflegen und fördern möge. Die häufigste Schlußwendung in seinen Briefen lautet: „In der Liebe des Heiligen Geistes grüßt“ usw. In seinem schriftlichen Nachlaß findet sich noch ein Entwurf zu zwölf Betrachtungen über den Heiligen Geist. Sie sollten je für den dritten Montag der zwölf Monate dienen, die nach seiner Anordnung in den Häusern seiner Gründung der besonderen Verehrung des Heiligen Geistes geweiht sind.

Die Ausführung dieser Arbeit, zu der er viele Stellen aus der „Summa" des heiligen Thomas von Aquin gesammelt hatte, ist ihm nicht mehr möglich gewesen.

Auch in seinem kleinen Geistlichen Testament handelt der größere Teil von diesem seinem Herzensanliegen. „Wie wichtig ist," so beginnt er diese Ausführung, „die besondere Verehrung des Heiligen Geistes für die geistige Lebenserneuerung aller Stände, vorzüglich der Priester, und für eine weitgehende Bekehrung der Irr- und Ungläubigen. Ich habe mich nach Leib und Seele ihm gänzlich zum Opfer gebracht und ihn um die Gnade gebeten, die Größe seiner Liebe zu erkennen und für ihn allein zu leben und zu sterben. Möge er mir beistehn, sündenrein durch dieses Leben zu wandeln und dem heiligen Willen Gottes in allem vollkommen zu entsprechen."

Dann führt er in zwangloser Weise nochmals alle seine Gründe für die eifrige Verehrung des Heiligen Geistes an, spricht von den verschiedenen Andachtsübungen zu seiner Ehre und den Gelegenheiten, sie zu verbreiten, endlich von dem Segen, der daraus hervorgehen werde. „Ich habe die feste Überzeugung," heißt es an einer Stelle, „wenn der Heilige Geist in der Kirche mehr verherrlicht wird, daß er auch die Kirche mehr verherrlichen und ihr diejenigen Gnaden schenken wird, deren sie bedarf, um alle Irrtümer zu überwinden und zu bewirken, daß wieder ein Hirt und eine Herde werde."

Eine besondere Empfehlung gibt er auch den Schriften seines Bruders Johannes über den Heiligen Geist und wünscht sehr, daß drei von diesem verfaßte Gebete[1] in seiner Gesellschaft im Gebrauch bleiben. „Es würde mich tief betrüben," schreibt er, „wenn man aufhören würde, diese Gebete in der Gesellschaft des Göttlichen Wortes zu sprechen."

Im Anschluß an diese Ausführungen richtet er einen warmen Appell an die Priester seiner Gesellschaft, um sie einzuladen, auf seine Wünsche hinsichtlich seines Herzensanliegens einzugehen. Er tut das in folgender eindringlicher Weise.

„Da aber meine eignen Worte nur schwach und unbedeutend sind, so bitte ich Euch, geliebte geistliche Söhne, sie zu Eurem Besten in der Weise formulieren zu dürfen, daß ich sie Gott dem Heiligen Geiste, den ich als den wahren Vater unserer Gesellschaft betrachte, in den Mund lege. Zugleich bitte ich Euch, sie so aufzunehmen, als wenn nicht ich, sondern Gott der Heilige Geist sie an Euch richten würde.

„Worte des Heiligen Geistes. Ich habe Euch berufen und in der Gesellschaft des Göttlichen Wortes vereinigt, damit Ihr das vollbringet, was ich von Euch will. Ihr sollt meinen Namen sowie den des Vaters und des Sohnes verherrlichen unter den Völkern. In meiner Gnadenkraft sollt Ihr ihre Irrtümer auflösen und sie in die christ-

[1] Es sind die Hymnen: „Lobt den Tröster, lobt die Liebe!" und „Komm, Hl. Geist, erfülle uns!" Ferner das Preisgebet: „Sei gelobt, Gott Hl. Geist, um Deiner süßen Liebe willen . . ."

liche Wahrheit einführen. Dabei sollt Ihr trachten, daß Gott mit kindlicher Liebe und emsiger Klugheit gedient werde. Ihr selbst aber sollt Jesu in seiner eucharistischen Demut nachfolgen, sein sakramentales Leben verherrlichen, das Menschenlob aber fliehen.

„Mein Verlangen ist, daß meine große Liebe zu den Menschen besser erkannt und wiedergeliebt werde. Besonders wünsche ich das von meinen Söhnen, den Priestern. Mit ihnen mich enger zu vereinigen, ist mein Verlangen. Ich wünsche das Mahl der Liebe und Heiligkeit mit ihnen zu feiern. (Offenb 3, 20.) Und da ich der Gott der Heiligkeit bin, die Tugend liebe und die Sünde verabscheue, so sollen sie auf alle Weise jene befördern, diese aber bekämpfen. Unter den Sünden sollen sie aber besonders gegen die Unkeuschheit eifern, denn aus ihr entspringt der Unglaube und der Untergang unermeßlich vieler Seelen. Dagegen sollen sie den Segen der standesmäßigen Keuschheit predigen und für die Hochschätzung des jungfräulichen Standes tätig sein.

„Die heiligen Sakramente der Kirche aber, deren Verwaltung ich meinen Söhnen übertragen habe, sollen sie heilig halten und nach Möglichkeit dafür sorgen, daß sie würdig empfangen und gespendet werden. Besonders aber sollen sie die heilige Messe recht fromm und würdig feiern.

„Damit dies aber geschehe, sollen meine Söhne Männer des Gebetes zu werden suchen, die Betrachtung und Vereinigung mit mir fleißig üben, und sich nicht zu sehr in äußere Werke ausgießen.

„Beachtet, o Priester, daß die Gnade des Priesterstandes Euch durch sein bitteres Leiden und schmerzvolles Blutvergießen von Jesus Christus verdient worden ist! Ihr seid als Erstlinge der Erde erkauft durch das Blut des Lammes. In mir aber wurdet Ihr wiedergeboren durch das heilige Salböl; ich schenkte Euch eine höhere Natur, so daß ihr nun meine Söhne seid. Wie ich Jesus aus Maria der Jungfrau bildete, so Euch aus ihm, damit Ihr zweite Christus seid, Opferpriester und Opfergabe mit ihm am Altare. Darum sollt Ihr makellos eingehen in das sakramentale Leben Jesu und ihn, das heiligste Opferlamm, dem Vater und mir darbringen. So verherrlicht Ihr die streitende, leidende und triumphierende Kirche, Euch selbst aber bereitet Ihr die erhabenste Himmelsfreude.

„Seid aber auch Mitopfer mit Jesus und bleibt nicht kalt inmitten des göttlichen Feuers, das Ihr auf den Altar herabruft! Ertötet also den sündigen Menschen in Euch, arbeitet unverdrossen für die Kirche und die durch Christi Blut erkauften kostbaren Seelen und bietet Euch an, alles mit Geduld zu leiden, was dieser heilige Dienst für Euch mit sich bringen wird. Selig seid Ihr, wenn Ihr so durch dieses Leben wandelt. Ich werde mit Euch sein, und in meiner Kraft werdet Ihr die Welt besiegen. In meinem Freudenreiche aber werdet Ihr die Nächsten an meinem Throne sein[1]."

[1] Geistliches Testament, 54 und 64.

Nicht ohne Rührung und Ergriffenheit kann man sich vorstellen, wie der von Krankheit und Arbeit gebrochene Greis mit zitternder Hand diese herzlichen väterlichen Ermahnungen für seine geistlichen Söhne, die Priester der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, niederschrieb.

Die außerordentliche Verehrung des Heiligen Geistes hat sicherlich im Leben P. Arnold Janssens einen sehr tiefen und heiligenden Einfluß ausgeübt. Und ob seine großen Erfolge in allen Unternehmungen nicht gerade im ungewöhnlich reichen Segen des Creator Spiritus, den er unablässig herabgefleht hat, ihre Erklärung finden? Kardinal Simeoni, Präfekt der Propaganda, hat das Wort gesprochen: „Ich staune nicht über die starke Entwicklung der Gesellschaft des Göttlichen Wortes; sie verehrt ja in besonderer Weise den Heiligen Geist!“ —

* * *

Nahm der heilige dreieinige Gott im religiösen Leben P. Arnold Janssens unbedingt den Mittelpunkt ein, so pflegte er doch auch eifrig die Verehrung der Engel und Heiligen. Seine Engelverehrung dürfte sogar selten ihresgleichen finden. Er bevorzugte dabei sehr die Andacht zu den sieben Geistern vor Gottes Thron, zu den großen Erzengeln und den Seraphim, die er als die besonderen Anbeter des heiligsten Sakramentes glaubte ansehen zu sollen. Die erste Kirche, die er erbaute, die Mutterkirche seiner Gesellschaft in Steyl, weihte er den heiligen Engeln. Im Presbyterium ließ er in den unteren neun Fenstern Darstellungen der neun Engelchöre anbringen, im Radfenster über der Orgel die sieben großen Erzengel, im Hochaltar vor dem Throne des göttlichen Lammes Symbole der sieben Geister. Drei Seitenaltäre sind den heiligen Erzengeln Michael, Gabriel und Raphael geweiht. Ihnen weihte er auch seine drei ersten Gründungen, die Niederlassungen in Steyl, Rom und Mödling.

In der Regel seiner Gesellschaft vom Jahre 1891 widmet er der Verehrung der heiligen Engel einen eignen Abschnitt und ordnet an: „Zu Ehren des Heiligen Geistes und der sieben Geister, die vor dem Angesichte Gottes stehen, mögen in jedem größeren Hause jährlich sieben Hochämter gesungen werden.“

Auf die heiligen Schutzengel kam er oft zu sprechen. Auch in seinem Geistlichen Testament erinnert er nochmals an sie und sagt: „Verehren wir nicht bloß unsern eignen Schutzengel, sondern auch die unserer Pflegebefohlenen. Das geht alle Oberen, Priester, Katecheten, Lehrer und Lehrerinnen an. Auch sind die Schutzengel aller Ordnungen zu verehren, in denen wir leben, aller unserer Häuser, Provinzen, Pfarreien, Diözesen und Länder[1].“

[1] Geistliches Testament, 59.

Jeder Katholik und vor allem jeder Priester hält die Mutter Jesu hoch in Ehren. So finden wir es auch bei P. Arnold Janssen. „Maria", sagt er, „wird als die Gründerin und Beschützerin fast aller religiösen Genossenschaften verehrt. Wir wollen suchen für die Gesellschaft des Göttlichen Wortes ein gleiches zu tun[1]." Dem reinsten Herzen Mariä weihte er schon in den ersten Tagen seine Gründung und stellte es an die erste Stelle in der Reihe der von ihm erwählten heiligen Patrone. Die Bruderschaft zu Ehren dieses Herzens für die Bekehrung der Sünder liebte und förderte er sehr.

Mit Vorzug verehrte er Maria unter den Titeln „Königin der Engel" und „Unbefleckte Braut des Heiligen Geistes". Der Königin der Engel und zugleich dem heiligen Wendelin weihte er das Missionshaus St. Wendel. Seine letzte Gründung aber, die erste Niederlassung seiner Gesellschaft in Nordamerika erhielt den Titel „Missionshaus Unserer Lieben Frau".

Ganz besonders aber eiferte er, der große Freund des Gebetes, für den Rosenkranz. Er betete ihn selbst täglich. In der Steyler Engelkirche begründete er die Rosenkranzbruderschaft mit einer Muttergottesprozession an jedem ersten Monatssonntag. Bei den Exerzitien ließ er jedem Teilnehmer ein Dutzend Rosenkränze schenken — also jährlich mehrere tausend Dutzend — um dies schöne Gebet auszubreiten. Für die Übung des „Lebendigen Rosenkranzes" hatte er schon vor Beginn der Steyler Gründung gearbeitet. Zur Zeit, da er in Kempen weilte, verfaßte er eigne Verteilungszettel, die das betreffende Rosenkranzgesetz, eine Tugendübung, eine Gebetsmeinung und eine Anrufung von Heiligen enthalten. Diese „Anrufung der Heiligen" ist eine ungemein fleißige und originelle Arbeit, und sie führt uns zur Verehrung der Heiligen durch P. Arnold Janssen überhaupt.

Die Anrufungen sind wie Litaneien zusammengestellt, und zu jedem Gesetz findet sich eine andere. Da haben wir z. B. eine „Anrufung der Gerechten des Alten Bundes", „Anrufung der heiligen Dulder", „der heiligen Glaubensboten", „der besonderen Verehrer des Leidens Christi", „der heiligen Bußprediger und Kirchenlehrer", „der heiligen Dienst- und Eheleute", „der heiligen Martyrer" usw.

Und wieviel Bienenfleiß steckt in jeder einzelnen Anrufung! Z. B. die letztgenannte zählt außer mehreren Sammelbezeichnungen noch 108 einzelne Martyrer und Martyrinnen, die in folgende Ordnungen gruppiert sind: Heilige Martyrerbischöfe Asiens, Europas, Afrikas, in der Kirche ermordete Bischöfe, Martyrerpriester, Martyrerdiakone, Martyrerjungfrauen mit Feuer gepeinigt, von Krallen zerrissen, von Flammen verzehrt, jugendliche Martyrinnen, Martyrerknaben, gemarterte Diener,

[1] Geistliches Testament, 2.

Arbeiter und Handwerker, gemarterte Ärzte, gemarterte Soldaten, gemarterte Hauptleute, Martyrer unter den Moslems, unter den Irrgläubigen, gemarterte Fürsten. Ähnlich nach Umfang und Anordnung sind auch die „Anrufungen" der vierzehn anderen Geheimniszettel.

Mit welch liebevollem Eifer muß der Verfasser diese vielen, oft wenig oder gar nicht bekannten Namen aus der ganzen Heiligenlegende gesammelt und für seine Zwecke geordnet haben! Die schlichten und wenig beachteten Zettel des „Lebendigen Rosenkranzes" von P. Arnold Janssen legen Zeugnis dafür ab, wie gern und fleißig er den geistigen Umgang mit den lieben Heiligen Gottes gepflegt hat.

Unter den vielen Heiligen verehrte er besonders und erwählte als Patrone seiner Gründung: St. Joseph, den Nährvater Jesu, St. Joachim und Anna, die heiligen Eltern Marias, die heiligen Apostel Petrus, Paulus, Johannes und Andreas, endlich den heiligen Papst Gregor den Großen, den heiligen Bischof Augustinus und den heiligen Priester Vinzenz von Paul. Den letzten Heiligen nahm er sich persönlich zum Vorbild. Die Verehrung der heiligen Eheleute Joachim und Anna empfahl er sehr zur Heiligung der christlichen Familie und ließ große bildliche Darstellungen von ihnen besonders in Südamerika verbreiten.

Die Hochschätzung der Heiligen Gottes übertrug er auch auf ihre Reliquien. Sehr freute er sich, wenn er solche für seine Häuser geschenkt erhielt, und am Allerheiligenfeste ließ er sie in feierlicher Prozession durch die Gänge der Häuser tragen. Auf seinem Arbeitstisch lag immer, wie schon erwähnt, ein Reliquiar, das er oft während der Arbeit küßte.

* * *

P. Arnold Janssen war sicherlich ein Mann des Gebetes, und er hat in seinem Leben viel gebetet. Wenn wir nun fragen, wofür er insbesondere betete und gebetet wissen wollte, so weist uns die Antwort hin auf sein echt apostolisches, großes Herz. Er konnte es nicht haben, daß man hauptsächlich für sich selbst und seine eignen kleinen Anliegen betete. Auch hier solle die Ehre Gottes und das Heil der Seelen im Vordergrunde stehn.

„Es werden Ihnen gewiß mancherlei Anliegen empfohlen," sagte er einmal den Klausurschwestern, „und es ist gut, dafür zu beten. Aber der Hauptanteil gehört Christus und seiner heiligen Kirche, seinen Anliegen, seinem Dienste, seiner Liebe und der Rettung der unsterblichen Seelen [1]."

[1] Vortrag vom 24. Mai 1906.

Einst empfahl er einen Neubau dem allgemeinen Gebete, fügte aber bei: „Aber ich möchte nicht, daß hierfür am meisten gebetet wird, da das doch nur zeitliche Anliegen sind. Es gilt auch hier das Wort des Herrn: ‚Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und das übrige wird euch zugegeben werden[1].'"

P. Janssen hat selbst viele Gebete verfaßt, und sie atmen alle diesen Geist. Entweder dienen sie in der Hauptsache der größeren Verherrlichung Gottes, der Vermehrung seiner Liebe, der Ausbreitung seiner Kirche, oder sie haben fürbittenden Charakter. Am Schlusse seiner Aufzeichnungen im „Geistlichen Testament" kommt er auf diesen Punkt mit folgenden Worten zu sprechen:

„Von meiner Jugend an war mir stets das fürbittende Gebet tief eingeprägt. Ich sah ein, wie nötig das Gebet für andere Menschen, namentlich für die Bekehrung der Heiden, der Irr- und Ungläubigen und der armen Sünder ist. Darum schmerzte es mich, daß nicht genug für ihre Bekehrung gebetet wurde und fast alle Gebete in Gebetbüchern, bei Kreuzwegen und in öffentlichen Andachten sich um die eigne arme Person drehen. Gewiß muß jeder denken, ich bin arm und habe das Gebet sehr nötig. Aber wenn er trotzdem aus Gottes- und Nächstenliebe die meisten seiner Gebete für andere aufopfert und an letzter Stelle an sich selbst denkt, so wird der gütige Gott ihn so erhören, als wenn er das Doppelte und Dreifache für sich selbst beten würde. Aus diesem Grunde habe ich auch die Bruderschaft vom heiligsten Herzen Mariä zur Bekehrung der Sünder sehr geliebt und meine erste Predigt, die ich am Feste Mariä Geburt 1861 in Kaldenkirchen hielt, diesem Gegenstande gewidmet. Ebenso habe ich mich auch für den Franziskus-Xaverius-Verein und Bonifatiusverein interessiert und für das Gebetsapostolat, weil es seine Mitglieder anleitet, alle täglichen Gebete, Werke und Leiden für die Anliegen des göttlichen Herzens Jesu aufzuopfern[2]."

Seine fürbittende Liebe nahm sich auch sehr der Armenseelen im Fegfeuer an. Er erweiterte bedeutend einen Gebetszettel „Gedenktafel der Armenseelen" genannt, auf dem Fürbitten für die Armenseelen aus den verschiedensten Ständen und Berufen sich finden. Innerhalb dreier Jahre ließ er 300 000 Stück dieser Zettel verschenken. Besonders empfahl er die Fürbitte für die verstorbenen Priester; den Schwestern schrieb er sie ausdrücklich in ihrer Regel vor.

So nahmen die Werke der Gottesverehrung in ihren verschiedenen Formen einen breiten Raum im Leben P. Arnold Janssens ein. Wenn er dabei noch so ungewöhnlich viel arbeiten konnte, so hat das

[1] Vortrag vom 20. Oktober 1901. [2] Geistliches Testament, 70 und 71.

seinen Grund darin, daß er es vorzüglich verstand, beides miteinander zu verbinden.

* * *

Die Verbindung von Gebet und Arbeit war bei dem Steyler Gründer tatsächlich Lebensgesetz und gewöhnliche Praxis. „Ihr sollt allzeit beten und nicht nachlassen!" Dies Gebot seines göttlichen Meisters erfüllte er mit großer Treue. Wie die Arbeit ihn nicht hinderte, im Gebet mit Gott verbunden zu bleiben, so hinderte ihn das viele Gebet nicht, viel, sehr viel und fleißig zu arbeiten.

Wir haben die weiten Arbeitsfelder überschaut, auf denen er gewirkt hat, haben ihn gesehen als Gründer fünf großer Missionshäuser mit mehr als 1000 Zöglingen, als Stifter zweier großen Missionsgesellschaften mit über 2100 Mitgliedern [1].

Welche Summe von Arbeit sind mit dieser kurzen Angabe ausgesprochen, zumal Generalsuperior Janssen eine jener Naturen war, die alles möglichst selbst tun wollen, oder doch selbst leiten und fest in der Hand halten. Man kann es kaum fassen, wie er seine Riesenaufgabe bewältigen konnte. Es ist selbstverständlich, daß er mit ungewöhnlichem Fleiß und sparsamster Ausnutzung der Zeit arbeitete. Er war früh der erste und abends der letzte Arbeiter im Hause. Meist ging es in die Nacht hinein. In seinen Briefen findet sich das manchmal angedeutet. „Ich schließe", heißt es da; „es ist 11¼ Uhr nachts [2]." „Es ist 12¼ Uhr nachts [3]." Und um 4 Uhr oder 4½ Uhr stand er stets pünktlich schon wieder auf, um sein schweres Tagewerk mit gleichem Eifer zu beginnen.

Die außerordentliche Belastung fühlte er sehr wohl, und zuweilen floß ihm eine kurze Notiz darüber wie ein Seufzer in die Feder. „Ich bin so wenig Herr meiner Zeit", schrieb er an seinen Bruder Johannes, „und muß so vielen zu Diensten sein, so viele Leute empfangen. Dabei habe ich 7—8 Stunden Unterricht und fünf aszetische Vorträge wöchentlich [4]." — „Ich bin eben vor einen sehr großen Karren gespannt und kann allem nicht so, wie ich es wünsche, nachkommen. Ich muß mich oft auf das Wichtigste beschränken. Der liebe Gott hat mir zu viele geistliche Söhne und Töchter gegeben [5]." — „Ich Armer!" ruft er einmal aus. „Ich habe noch so viel zu besorgen. Bitte, beten Sie für mich, damit ich die Last bewältigen kann [6]!"

Zuweilen muß ihm auch die Überbürdung als Entschuldigung dienen für verzögerte Antwort. „Ich habe Ihr Schreiben lange in

---

[1] Die Zahlen gelten vom Todesjahr des Stifters. [2] Brief vom 8. Oktober 1902. [3] Brief vom 11. April 1903. [4] Brief vom 8. August 1889. [5] Brief vom 9. Juli 1902. [6] Brief vom 14. Mai 1902.

meiner Mappe liegen gehabt," heißt es in einem Brief nach Argentinien, „damit ich daran erinnert würde, und habe schon längst Ihnen antworten wollen. Leider habe ich so viel Arbeit und allerlei Geschäfte, daß ich öfters nicht dazu komme, das zu tun, was ich gern und bald tun möchte[1]."

Seine Aufgaben wurden wesentlich dadurch erschwert, daß er mit einer gewissen Umständlichkeit arbeitete. Er war sehr gründlich in allem, ging bedächtig und vorsichtig zu Werke, überlegte und erwog alles genau. Oberflächlichkeit war ihm verhaßt, und er war nicht schnell zufrieden, weder mit seinen eignen Arbeiten noch mit den Leistungen anderer. Es mußte alles sorgfältig und gut gemacht werden. „Pilze, die in einer Nacht emporschießen," erklärte er, „gefallen mir nicht. Dagegen gute, gediegene Bäume, die zu ihrem Wachstum Zeit gebrauchen, dann aber auch um so fester wurzeln und Bestand haben, gefallen mir[2]."

„Wenn Sie bauen wollen," schrieb er an P. Superior Weig in Japan, „müssen Sie dem Studium der Pläne viel Zeit widmen. Sie müssen gut nachdenken über die zukünftigen Bedürfnisse, sich auch die Frage stellen: ‚Kann ich und wie werde ich weiterbauen, wenn es notwendig wird?' Je sorgfältiger Sie alles erwogen haben und je besser alle Gedanken zukünftiger Möglichkeiten zu Papier gebracht werden, um so eher ist eine gute Entschließung möglich. Auch wenn man gut überlegt, kann man noch Fehler machen. Aber wenn man nicht besonders gut überlegt, werden die Fehler sicher nicht ausbleiben[3]."

Was er hier anrät, war genau seine Praxis. Bevor er Entscheidungen fällte, Genehmigungen erteilte, Briefe schrieb oder diktierte, überlegte er die Angelegenheiten möglichst sorgfältig und betete dafür. Er kam dann oft auf Gesichtspunkte und Ideen, an die sonst niemand dachte. Über Dinge, die andere spruchreif glaubten, sandte er dem Bittsteller statt der erbetenen und sicher erwarteten Genehmigung ein Dutzend neuer Rückfragen. Bei diesem Zögern spielte allerdings häufig auch die Absicht mit, den Willen Gottes noch klarer zu erkennen.

Eine solche Arbeitsweise schützte ihn vor den gerade bei einem Oberen sehr nachteiligen Folgen der Überstürzung und Halbheit, aber sie hemmte natürlich auch die rasche Erledigung seiner Geschäfte. Er erkannte das selbst sehr wohl und bedauerte es, nicht schneller arbeiten zu können. „Das Briefschreiben ist P. Blum wohl dreimal so leicht als mir", heißt es in einem seiner Briefe. „Der hat im Handumdrehen

[1] Brief vom 1. September 1903. [2] Brief vom 24. Juni 1904.
[3] Brief vom 4. August 1908.

einen Brief fertig, und ich muß mich oft tief betrüben, daß ich nicht alles bewältigen kann, wie ich gern wollte[1]."

Trotz dieser Hemmnisse brachte P. Janssen doch sehr viel fertig, und zwar durch seinen vorbildlichen Fleiß und seine große Ausdauer. Er war und blieb eine echte Mathematikernatur, die es verstand, alle Geisteskräfte auf die vorliegende Arbeit einzustellen und mit unerschütterlicher Geduld und zähester Beharrlichkeit an ihrer Lösung zu schaffen.

In der äußeren Ausführung seiner Arbeiten war er sehr akkurat, sauber und ordnungsliebend. Seine Handschrift war dünn und von charakteristischer Schärfe, etwas steif, aber gut leserlich. „Wichtigere Sachen ließ er abschreiben und behielt das Original zurück. In den letzten fünfzehn Jahren bediente er sich eines Priesters als Sekretär, schließlich waren zwei nötig. Er diktierte ihnen zum Stenogramm oder direkt in die Schreibmaschine. Sie mußten von allen Ausgängen Duplikate anfertigen, wovon er eins in sein Archiv nahm. Da er auch sonst alle schriftlichen Sachen, selbst kleine Vorentwürfe und Konzepte, wohlgeordnet aufbewahrte, entstand ein sehr umfangreiches Aktenmaterial, das bei Abfassung dieses Lebensbildes wertvolle Dienste geleistet hat.

Bei schriftlichen Arbeiten war klare Übersichtlichkeit sein Steckenpferd. Darum liebte er Statistiken, Formulare und Listen, die er selbst anlegte und zum Gebrauch vorschrieb. Hier möge auch seine große Gewandtheit im Aufstellen von Fahrplänen Erwähnung finden. Gab er einen Reiseauftrag, dann bekam man gewöhnlich zugleich die genaueste Angabe über die beste Bahnlinie, über Abfahrt, Anschlüsse und Ankunft der Züge.

Der Übersicht wegen pflegte er auch in seinen gewöhnlichen Briefen die einzelnen Punkte zu numerieren, und er sah es gern, wenn dies auch in Briefen an ihn geschah. Mit großer Beharrlichkeit suchte er seine Untergebenen zu wohlgeordneten und übersichtlichen Arbeiten anzuleiten und ließ nicht nach, bis sie auf seine Ideen eingingen. Darin war und blieb er der Professor von ehemals. Seinen Tadel pflegte er dann in eine originelle Form zu kleiden. Z. B. sagte er wohl: „Wenn mein Oberer mir einen solchen Auftrag gäbe, dann würde ich ihn vielleicht so und so ausführen." Dabei lächelte er verständnisvoll, und sein klares Auge ruhte aufmerksam auf dem Angeredeten, als wollte er in die Tiefe der Seele blicken, um zu erfahren, wie sein Wort verstanden und aufgenommen wurde.

„Obgleich ich Ihre Schrift ziemlich gut kenne," schrieb er einem, der gar zu schnell die Feder führte, „so kann ich hier und da einige

[1] Brief vom 18. April 1899.

Worte doch nicht gut lesen. Vielleicht sind Sie so freundlich, ein andermal auf diese meine Armseligkeit Rücksicht zu nehmen[1]."

Halbe Arbeit mißfiel ihm sehr, und er konnte dann auch energischer werden. Einen Pater hatte er mit der Revision und Neuordnung der Verhältnisse in einem außereuropäischen Hause beauftragt. Seine Berichte genügten ihm nicht, und er schrieb ihm: „Sie sind ein kluger Mann, wenn Sie sich einfach zum Vermittler der dort geäußerten Wünsche machen. Ich wünsche freilich etwas anderes von Ihnen, nämlich eine recht gründliche Prüfung der Vorschläge, die Sie herüberschicken, und zwar von unserm Standpunkte aus. Warum laden Sie uns armen Leuten die Last auf und namentlich mir, der ich mich immer zuerst vorspannen muß? Ich habe ausgezeichnete Mitarbeiter und Confratres. Aber sie tun sich hier und da doch nicht sehr weh mit längerem Nachdenken über schwierige Sachen, die ich ihnen sende. Ich kann es ihnen ja auch nicht übelnehmen, da manche schon recht viel zu tun haben. Darum überlassen sie solches gerne mir, und so fällt alle Last auf mich. — Sie sind aber dort mein Stellvertreter und haben sonst nichts zu tun. Deshalb könnten Sie den Hauptteil der Aufgaben lösen. Das ist meine Antwort auf Ihre Bitte um eine Anweisung de modo procedendi[2]."

Fleißige und prompte Arbeit aber, die mit dem rechten Geiste Hand in Hand ging, fand bei ihm verdiente Anerkennung. So sparsam er sonst mit Lob umging, dann sprach er gern seinen Beifall und seinen Dank aus. Auf jede Weise suchte er den Seinigen seinen Arbeitsgeist einzuflößen und sie zu frischem, unverdrossenem Schaffen anzuregen und zu ermuntern. Wenn er eine Ehre für sie erstrebte und wünschte, dann war es der Ruf, daß sie tüchtige und fleißige Arbeiter im Weinberge des Herrn seien.

4. Apostelgeist.

Missionsliebe offenbart apostolische Gesinnung. Engherzige und selbstsüchtige Seelen sind ihrer nicht fähig. Der Gründer und Baumeister des Steyler Missionswerkes war vom edelsten Apostelgeist erfüllt. Wohl fehlten ihm jene glänzenden äußeren Gaben, die das Wirken eines Mannes ins volle Tageslicht rücken, die Bewunderung und Beifall wecken. Aber nicht fehlte ihm das große und weite Herz eines Apostels, nicht der gotterfüllte Eifer und die weltumspannende Liebe, die niemals sagt: „Es ist genug!" — Wir haben die äußere

[1] Brief vom 29. Juni 1904. [2] Brief vom 15. April 1907.

Betätigung seines Eifers kennengelernt. Lassen wir ihn uns jetzt auch einiges von seiner apostolischen Gesinnung offenbaren.

Das Hauptanliegen seiner Gottes- und Nächstenliebe war das Missionswerk unter den Heiden, die Verherrlichung des göttlichen Namens und die Rettung der Seelen. Um für diesen Zweck zu arbeiten, gab Arnold Janssen seine angenehme Lehrerstelle in Bocholt auf. Er wollte fürder ganz seinem Herzensanliegen leben und in seiner kleinen Zeitschrift seine Stimme für die Missionssache erheben. Das Verlangen nach der Ausbreitung des Reiches Gottes, von dem er selbst erfüllt war, wollte er auch in anderen wecken. „Möge es dem Kleinen Herz-Jesu-Boten gelungen sein," so schreibt er nach Schluß des ersten Jahrganges, „hier und da ein gutes Samenkorn auszustreuen und vor allem eine größere Sehnsucht nach der Verbreitung des wahren Glaubens hervorgerufen zu haben. O heilige Sehnsucht frommer Erdenpilger, wie mächtig bist du! Mit stiller, aber starker Gewalt ziehst du die kostbaren Gnaden der göttlichen Erbarmung auf die dürre Erde herab. Hast du doch einst die göttliche Liebe sogar in der Gestalt des ewigen Menschensohnes selbst auf die Erde herabgezogen[1]."

Aus dieser „Sehnsucht" heraus suchte Arnold Janssen eifrig Missionsberufe zu wecken, noch ehe er selbst daran dachte, ein Missionsseminar zu gründen. Wenn er auf dieses Thema kommt, dann schlägt er warme, eindringliche Saiten an, und man merkt deutlich, wie sehr ihm dies Anliegen am Herzen liegt. So schreibt er im Anschluß an eine Schilderung des Martertodes von P. Augustin Chapdeleine[2]:

„Wie gut hat der gelebt, der sein Leben um Gottes willen verliert! Welch andere Persönlichkeit ist P. Chapdeleine in China geworden: Stifter mehrerer neuen christlichen Gemeinden in einem heidnischen Lande, erster Apostel einer Provinz, größer als zwei deutsche Königreiche, glorreicher Martyrer, der durch sein Beispiel Millionen erbaut und ewig im Andenken jenes Landes und in der Geschichte der katholischen Missionen leben wird. Wäre er in Frankreich geblieben, so hätte er gewiß auch dort manches Gute getan, und es müssen ja auch dort Priester bleiben. Aber, was meinen wir? Soll nach seinem Weggang wohl die Kanzel, wo er gestanden, verödet, der Beichtstuhl, in dem er gesessen, leer geblieben sein? O gewiß nicht! Ein anderer ist an seine Stelle getreten, und es hat den heilsbegierigen Christen seines alten Wirkungskreises weder an dem Brote des Wortes noch an dem der Sakramente gefehlt.

„O möge doch noch mancher Priester und Priestertumskandidat, welcher der Größe des Missionarberufes fähig ist, das beherzigen. Wer die Kürze der Zeit und die Länge der Ewigkeit erwägt, der wird wünschen müssen, sein Leben recht teuer für Gott zu verkaufen und sich nicht

[1] KlHJB 1875, 1. [2] Gemartert in China am 28. Februar 1856.

einen kleinen, sondern einen guten Platz in der himmlischen Herrlichkeit zu erobern[1]."

Um die Schar der Verkünder des wahren Evangeliums zu mehren, eiferte Arnold Janssen ja auch für die Gründung eines deutschen Missionsseminars und legte schließlich voll Gottvertrauen selbst Hand an dieses schwierige Werk. Es gelang, und nun suchte er die zur Ausbildung für den Apostelldienst ihm anvertrauten jungen Leute mit seinem großen Eifer zu erfüllen und sich selbst in ihnen gleichsam zu vervielfältigen.

Für die Heidenmission hatte er seine Gesellschaft gegründet, und dieser Zweck sollte unter allen Umständen ihre erste und wichtigste Aufgabe sein und bleiben. In den Statuten vom Jahre 1891, der ersten gedruckten Regel seiner Gesellschaft, in der sich so recht sein eigner Geist offenbart, bestimmt er:

„Alle müssen mit großer Kraft für die Rettung der Seelen eifern. Denn kein Werk ist so hoch und erhaben, keines so wichtig und umfangreich als die Rettung der Seelen. Denn was ist so hoch und erhaben als jenes Werk, zu dessen Ausführung das Wort Gottes Fleisch geworden ist? Welches Werk ist so wichtig als jenes, dessen Früchte bleiben in Ewigkeit? Was ist so umfangreich als jenes, welches alle Werke der Barmherzigkeit in sich einschließt? Denn durch die Bekehrung der Sünder gibst du Speise dem Hungrigen, bietest du Obdach dem Wanderer, reichst du ein Kleid dem Entblößten, verschaffst du Gesundheit dem Kranken, Freiheit dem Gefangenen und Leben den Toten.

„Die Verbreitung des Glaubens und die Bekehrung der Heiden betrachten wir als speziellen Zweck unserer Gesellschaft. Deshalb müssen wir mit großem Eifer uns bemühen, daß der christliche Glaube sein Licht verbreite in jenen ausgedehnten Gegenden, wo der Götzendienst noch unzählige Menschen in der Knechtschaft des Satans gefangenhält. Die Ehre Gottes, welche wir zu fördern streben, fordert von uns, daß wir alle Kräfte der Seele und des Leibes darauf verwenden, daß nicht so viele und so große Gegenden vom Fürsten der Finsternis in Besitz gehalten werden. Unzählbar sind noch die Menschen, welche den Dämonen Opfer darbringen; denn sind nicht alle Götter der Heiden Dämonen? (Ps 95, 5.) Sehr unglücklich sind jene Menschen schon in diesem Leben, und wie unglücklich erst in der Ewigkeit, wenn sie sich nicht bekehren und den Vater sowie den er gesandt hat, Jesus Christus, im Heiligen Geiste nicht erkennen!

„Alle unsere Mitbrüder mögen wissen, daß sie zur Verbreitung des Glaubens berufen sind, aber jeder an seiner Stelle: denn verschieden sind die Gnaden, aber es wirkt derselbe Geist. Ein jeder Mitbruder soll dorthin gehen, wohin auch immer der Generalobere ihn schickt, sei es auch in die entferntesten Länder, und zwar schnell und

[1] KlHJB 1874, 46.

freudig, wie auch die Apostel vom Heiligen Geiste geschickt wurden, das Evangelium zu verkündigen. — Öfters soll für die Bekehrung der Heiden gebetet werden. Im besonderen sollen die Priester unserer Gesellschaft siebenmal im Jahre die heilige Messe zu Ehren des Heiligen Geistes aufopfern für die Bekehrung der Heiden, namentlich in unsern Missionen. Die übrigen Mitbrüder aber mögen öfters die heilige Kommunion in derselben Meinung zu Ehren des Heiligen Geistes aufopfern."

Was er hier als Grundsatz ausspricht, wollte er auch in der Praxis durchgeführt sehen. So gerne er überall helfen wollte, wo seine Hilfe erbeten wurde, so ausgiebig er für Südamerika Kräfte bereitstellte: Hauptsache war und blieb ihm für die Seinigen das Heidenapostolat. Dafür suchte er sie zu erziehen und zu entflammen. Wenn er von diesem heiligen Berufe sprach — und wie oft und gern kam er auf dieses Thema! — dann wurde der sonst so schlichte Prediger warm und begeistert. „Spannen wir uns an", rief er einst aus, „zu feurigem Eifer, zu großer Andacht und großer Liebesfülle. Erinnern wir uns, wie es so viele, viele Tausende gibt, die Gott nicht kennen und nicht lieben. Auch sie sollen wissen, was Gott für sie getan, und was sie ihm zu danken haben. Auch sie sind berufen, ihm zu dienen und in seinem Dienste glücklich zu werden[1]."

Auch im Geistlichen Testament legt er seinen geistlichen Söhnen noch recht dringend die Heidenmission ans Herz. „An erster Stelle möge die Gesellschaft ihre Hauptaufgabe ins Auge fassen: die Tätigkeit in den äußeren Missionen, die Bekehrung der Heiden. Möge Gott der Heilige Geist uns helfen, diese Aufgabe nach seinem heiligsten Willen mit Opfergeist, Weisheit und hingebender Liebe zu vollbringen. Tun wir das und verbinden wir nach dem Beispiele Jesu mit der Arbeit das Gebet und die Aufopferung unserer Werke und Leiden für diese und die anderen Zwecke, so wird der Erfolg nicht ausbleiben und das um so mehr, je eifriger wir zugleich für die Ehre des Heiligen Geistes tätig sind. Er hat den Israeliten geholfen, Jericho und die Städte Kanaans zu erobern; er wird auch uns bei unsern geistigen Eroberungen hilfreiche Hand leihen, damit die Erkenntnis und Liebe Gottes auf Erden zunehme[2]."

Der Missionseifer des Steyler Gründers war aber keineswegs einseitig. Gerade darin zeigte sich sein echt apostolischer Geist, daß er Auge, Hand und Herz offenhielt für alle religiösen Aufgaben in der heiligen Kirche und besonders in der Heimat. Er wollte — wie er sich ausdrückte — wirken für alle großen Anliegen Jesu.

---

[1] Vortrag vom 25. Dezember 1903. [2] Geistliches Testament, 32.

Wir hörten schon, mit wieviel Eifer er arbeitete durch das Apostolat der guten Presse, durch Pflege und Förderung der Exerzitien für Priester und Laien und die Aushilfen seiner Priester zur Unterstützung der seelsorglichen Arbeiten des Weltklerus. Die Aufgabe des Bonifatiusvereins blieb ihm zeitlebens ein Herzensanliegen und nicht minder die Wiedervereinigung der getrennten Christen.

„Die Heidenmission", so sagte er den Seinigen, „ist und bleibt unser Hauptwerk. Aber die Irrgläubigen stehen uns doch näher, weil sie Christen sind, die zur Einheit der Kirche zurückgeführt werden müssen. Auch sind auf dem Gebiete der Heidenbekehrung schwerlich größere Erfolge zu hoffen, falls es nicht gelingt, im Schoße der irrgläubigen Völker eine Bewegung zu entfachen, die viele wiederum zur Kirche zurückführt. Bis dahin aber wollen wir nicht unterlassen, Gott den Herrn zu bitten, von dem großen Strome seiner Güte in den heiligen Sakramenten der Taufe und des Altars etwas in die Heidenwelt und die Länder der Irrgläubigen zu leiten, damit sie nicht ganz an der Seele verhungern. O wie gut ist ein solches Gebet, besonders in der heiligen Messe[1]!"

„Man möge", so mahnt er an einer anderen Stelle, „die Wirksamkeit in den katholischen Ländern, zumal in jenen, die etwas zurückgegangen sind, nicht verachten. Wir haben hier getaufte Christen vor uns, die darum einen Vorzug vor anderen Menschen haben, wenn auch die Heiden wegen der Bestimmung in unsern Konstitutionen den ersten Anspruch auf unsere Hilfe haben[2]."

Klar erkannte der Steyler Gründer, daß die Sorge für die Schule die brennendste Frage in der Heimat sei. Welche Bedeutung er der katholischen Volksschule in den katholischen Ländern beilegte, ersehen wir daraus, daß er die Leitung des Lehrerseminars in Wien-Währing übernahm und ein halbes Dutzend seiner Priester dafür hergab[3].

Vor allem aber hegte P. Arnold Janssen den heißen Wunsch, seine Gesellschaft möge dereinst fähig und berufen sein, dem Priesterstande zu nützen, nicht nur selbst recht fromme Priester heranzubilden, sondern auch den guten Geist in anderen Priestern zu fördern. Zu diesem Zwecke öffnete er sein Steyler Haus schon im ersten Jahr auf Anregung des Erzbischofs Melchers für Priesterexerzitien, und er freute sich sehr, daß die Zahl der Teilnehmer von Jahr zu Jahr zunahm. In Südamerika übernahm er die Leitung mehrerer Priesterseminare, und er gab auch dem Bischof Döbbing von Nepi und Sutri bei Rom einige

[1] Geistliches Testament, 39. [2] Geistliches Testament, 37.
[3] Übernommen am 7. Juni 1904.

Priester für dessen Seminar zur Aushilfe, obwohl die Steyler Gesellschaft damals noch zu jung für derartige Aufgaben war. Aber der Eifer für den Priesterstand drängte ihn zu helfen, und für die Zukunft hoffte er, daß noch mehr von den Seinigen geschehen könne.

Sehr oft kommt er auf dieses Anliegen seines Herzens zu sprechen. Wir wollen uns darauf beschränken, einige Gedanken darüber aus seinem „Geistlichen Testament" zu vernehmen.

„Herr, gib uns," so leitet er diese Gedanken ein, „daß wir die Sorge für die Priester lieben und ihr nach unsern schwachen Kräften entsprechen. Wir werden so auch mehr Gott dem Heiligen Geiste gefallen, dessen begnadigte Söhne die Priester sind. Besonders ist alles hochwichtig, was zur Erneurung des priesterlichen Geistes geschieht.

„In bezug auf die Priester soll die Gesellschaft des Göttlichen Wortes folgendes tun: Sie soll viele fromme und eifrige Priester heranbilden. Unsere Priester sollen öfters von der hohen Würde des geistlichen Standes reden, durch eifriges priesterliches Wirken und makelloses Leben die Achtung vor diesem Stande heben und selbst den Priesterstand ehren und achten. Sie sollen Priesterexerzitien halten und durch gute Verwaltung des heiligen Bußsakramentes für jene Priester, die zu ihnen zur Beichte kommen, das möglichste tun, damit diese Perlen des Hauses Gottes zur Verherrlichung des Herrn dienen. Man bedenke, die Rettung eines Priesters ist wie die Eroberung einer Stadt. Ferner ist die Priesterwürde eine der höchsten Gaben aus Gottes Hand. Wie wichtig ist es also, daß sie gepflegt wird.

„Für die lebenden Priester sollen sie beten und beten lassen, damit sie ihr Amt gut verwalten, das Wort Gottes im Geiste lebendigen Glaubens mit Frucht verkünden, das heilige Meßopfer recht würdig darbringen und die heiligen Sakramente segensvoll spenden. — Für die verstorbenen Priester sollen sie beten, damit sie bald zur Anschauung Gottes gelangen.

„Wenn die Priester unserer Gesellschaft auf ihrem Wirkungsfelde recht eifrig arbeiten, so ist das gut und nötig. Aber geschieht damit genug für ein priesterliches Herz, das ganz in die Anliegen Jesu eingegangen ist? Nein, es möchte gewiß, wenn es könnte und sich paßte, mehr tun. Es denkt, was sind die paar hundert Mitglieder der Gesellschaft, selbst wenn alle so wären, wie sie sein sollten, gegen die vielen tausend Mitglieder des Weltklerus? Wie wichtig wäre es also, wenn wir auf diese gut einwirken könnten. Freilich darf man sich nicht auf eine unbescheidene Weise aufdrängen. Und dann wäre es auch zuerst nötig, daß wir selbst etwas mehr vom Heiligen Geiste erfüllt und durchdrungen wären. Ob es in Zukunft damit besser werden wird? Gott wird es geben, wenn es so sein heiliger Wille ist. Mögen wenigstens die eifrigen Mitglieder der Gesellschaft Verlangen danach tragen. Und wenn Gott der Herr es will, wird er es geben, daß die Gesellschaft des Göttlichen Wortes die Stelle einer guten geistigen Mutter an manchen Priestern vertrete.

„Ich sage, die Eifrigen sollen danach verlangen, d. h. sie sollen jenes heilige Verlangen haben, das die Liebe einflößt, die wünscht viel Gutes zu tun für die Ehre Gottes. Dies Verlangen soll aber begleitet sein von der Erkenntnis unserer eignen Nichtigkeit und Unwürdigkeit. Bis jetzt haben wir ja noch so wenig getan (Exerzitien und Priesterseminare), daß wir es für ein reines Nichts halten müssen.

„Folgendes müssen wir aber sicher tun. Wir müssen alles unterlassen, was die Weltpriester uns mit Recht übelnehmen können; besonders dürfen wir uns nicht in Dinge eindrängen, die ihre Sache sind. Wir sollen ihnen in allem ein gutes Beispiel geben, z. B. durch eifriges Studium, in Vertretung der richtigen kirchlichen Grundsätze, durch würdige Feier des Gottesdienstes, durch Flucht der äußeren Ehre und Bescheidenheit im Auftreten (einschließlich Eisenbahnfahrt 3. Klasse!), durch Eifer in der Aushilfe und allen priesterlichen Dienstleistungen und Barmherzigkeit gegen die Armen und Kranken [1]."

Die große Hochschätzung und Verehrung, die P. Janssen vor der Priesterwürde hegte, erfüllte ihn auch mit höchster Ehrfurcht vor der kirchlichen Autorität, zumal gegen den Apostolischen Stuhl.

„Was für unser Verhalten gegen den ganzen Priesterstand gilt," schreibt er, „gilt in höherem Maße für die Bischöfe, Kardinäle und den Heiligen Vater. Sie haben eine erhabenere Salbung empfangen und sind in höherer Weise als die gewöhnlichen Priester Söhne des Heiligen Geistes und Stellvertreter Jesu Christi. Möge es doch immer in unseren Häusern Übung bleiben, am Oster- und Pfingstmontag und am Feste Petrus und Paulus das Hochamt für den Heiligen Vater und seine Ratgeber darzubringen. Je mehr wir in die Anliegen Jesu eingehen, um so mehr wird der Geist der Gesellschaft ein wahrhaft katholischer werden [2]."

P. Janssen hat viel für Papst, Bischöfe und den Priesterstand gebetet und beten lassen. Wir hörten schon, daß er seinen Missionsschwestern das Gebet für den Priesterstand als Hauptaufgabe vorschrieb. Er verfaßte selbst ein Gebet „für alle Mitglieder und Kandidaten des Priester- und Ordensstandes" und fügte es dem gemeinsamen Abendgebet in seinen Genossenschaften bei, wo es auch heute noch verrichtet wird. Er war eben tief davon durchdrungen, daß alles Gute und alles Böse in der heiligen Kirche vom Klerus seinen Ausgang nimmt, daß das Wohl der Welt von einer frommen Priesterschaft abhängt. Aus dieser lebhaften Überzeugung heraus muß man auch folgenden Schritt erklären, der zugleich ein Zeugnis für seinen erstaunlichen apostolischen

[1] Geistliches Testament, 8, 43, 45, 46 und 47. — Die Klammer steht in der Urschrift. [2] Geistliches Testament 44.

Freimut ist. Er hat den Vorfall seinem Vertrauten, P. Medits, erzählt, der ihn uns überliefert hat.

Zur Zeit, da P. Janssen in Wien wegen der Gründung des Hauses St. Gabriel verhandelte, fühlte er sich einst innerlich stark angetrieben, zum Kaiser Franz Joseph zu gehen und ihn zu bitten, für die Kirche in Österreich-Ungarn tüchtige Bischöfe zu berufen. Er erzählte es selbst wie folgt: „Diese Mahnung stand ganz klar vor meinem Geistesauge, so daß ich an der Echtheit ihres göttlichen Ursprunges gar nicht zweifelte. Ich bat daher um Audienz und wurde vorgelassen. Als ich vor Seiner Majestät erschien, sagte ich ganz unerschrocken und fest: ‚Majestät, die Kirche Gottes ist Ihre festeste Stütze. Solange Majestät die Kirche Gottes schützen und ihr in Österreich-Ungarn erleuchtete Bischöfe geben, wird der Thron Ew. Majestät gefestigt sein. Darum bitte ich im Namen Gottes: Majestät, geben Sie der Kirche in Österreich-Ungarn stets gute Bischöfe!'"

Der gute Kaiser Franz Joseph mag nicht wenig erstaunt auf den fremden Priester geschaut haben, der mit so kühner und freimütiger Bitte vor ihm stand. Doch nahm er, wie P. Janssen berichtete, die Handlungsweise nicht ungnädig auf. Er erteilte vielmehr kurz darauf die Genehmigung zur Niederlassung der Gesellschaft des Göttlichen Wortes in Österreich, und beehrte später St. Gabriel selbst mit seinem hohen Besuche.

P. Arnold Janssen suchte in lauterster Gesinnung nur Gott und die Seelen. Darum freute er sich über alles Gute, das geschah, gleichviel, von wem es ausging. Er förderte, wo er konnte, gern die Tätigkeit und Erfolge anderer und verlangt noch in seinem Geistlichen Testament von den Seinigen: „So weit wir können, sollen wir die frommen Bemühungen anderer unterstützen[1]." An dieser Gesinnung hielt er besonders anderen Orden und Genossenschaften gegenüber fest.

Wir haben schon Proben davon kennengelernt. Es ist uns noch in Erinnerung, wie hochherzig er bei der preußischen Regierung eine Niederlassung der Väter vom Heiligen Geiste befürwortete, und sich sogar bereit erklärte, selbst zurückzutreten; wie er mit Rücksicht auf die anderen Missionsorden und Missionsgesellschaften das verlockende Anerbieten ablehnte, für sein Werk das ihm angebotene alleinige Recht zur Missionstätigkeit in den deutschen Kolonien und zu Niederlassungen in Preußen anzunehmen; wie er ferner die schöne Mission in Ostafrika ausschlug, um den dort tätigen Missionsgesellschaften nicht zu nahe zu treten; wie er ebenso zögerte, die Indianermission in Paraguay zu besetzen, da er glaubte, die Jesuiten würden ihr ehemaliges

[1] Geistliches Testament, 36.

Arbeitsfeld wieder zu übernehmen wünschen. Und als die holländischen Jesuiten in Venlo, also dicht bei Steyl, das Exerzitienhaus Manresa bauen wollten und bei Generalsuperior Janssen anfragten, ob er das vielleicht ungern sähe mit Rücksicht auf die Steyler Exerzitien, erwiderte dieser: „Ach, lieber Pater, warum sollte ich dagegen Bedenken haben? Es ist doch alles zur größeren Ehre Gottes." — Als ihm jemand schrieb, daß nun auch noch die Salesianer nach Deutschland kämen und ein Haus gründen würden, was für die andern Missionshäuser gerade nicht günstig sei, antwortete er kurz: „Gegen die Niederlassung der Salesianer in Deutschland habe ich nichts einzuwenden. Ich denke, sie werden sich dort in manchen Dingen verdient machen[1]."

Der Steyler Gründer wünschte aufrichtig, mit allen Ordensgemeinschaften in einem herzlichen Einvernehmen zu bleiben. „Den Lazaristen verdanken wir manches," schreibt er in seinem Testament. „Behalten wir das im Andenken und suchen wir mit den Lazaristen wie mit guten Brüdern zu leben. Mit Semenenko, dem Stifter der Resurrektionisten, war ich eng befreundet. Mögen denn auch unsere drei Gesellschaften eng verbunden bleiben[2]."

Nie hörte man aus dem Munde P. Janssens ein Wort der Besorgnis oder gar des Unmutes, als ob andere Gründungen und Unternehmungen seinem Werke schadeten, und er hätte solche Äußerungen auch bei den Seinigen nicht geduldet. Sein Herz war tatsächlich erfüllt von jener herrlichen apostolischen Gesinnung, mit der St. Paulus sein hochherziges Bekenntnis niederschrieb: „Was liegt daran? Wenn nur auf alle Weise Christus verkündigt wird, sei es zum Vorwande, sei es in Wahrheit; darüber freue ich mich, ja werde ich mich auch ferner freuen." (Phil 1, 18.)

Bei seiner eignen edlen Gesinnung mußte es dem Steyler Generalsuperior natürlich sehr schmerzlich sein, wenn er auf religiöse Engherzigkeit stieß und sehen mußte, wie die kleinen eignen Angelegenheiten über die großen weltumspannenden Aufgaben der Kirche gestellt wurden. Und doch, wie oft hat er und seine Stiftung unter solchem Verhalten leiden müssen! Gewöhnlich schwieg er dazu, trauerte und betete. Doch zur rechten Stunde konnte er auch mit großem Freimut seine Überzeugung aussprechen.

Als Anfang der neunziger Jahre sich endlich die durch den Kulturkampf geschlossenen Pforten der Heimat den katholischen Orden und religiösen Gesellschaften wieder öffneten und die Gründung von Missionshäusern angeregt und in Angriff genommen wurde, erhoben sich auch sofort ängstliche Stimmen, die eine Benachteiligung der religiösen

[1] Brief vom 28. Juli 1905. [2] Geistliches Testament, 4 und 10.

Bedürfnisse der heimatlichen Diözesen fürchteten. In dieser entscheidenden Stunde wollte P. Janssen nicht schweigen. In einer „Promemoria" wandte er sich an die deutschen Bischöfe, um aufklärend und vorbeugend zu wirken. Er reichte diese Denkschrift zu Händen des Erzbischofs Krementz von Köln ein und sagte in seinem Begleitschreiben:

„Ich selbst arbeite natürlich für das, was mir obliegt; aber ich begrüße es mit großer Freude, wenn ich sehe, daß die Anstalten für die Heranbildung eines tüchtigen einheimischen Klerus recht vermehrt werden, und ich hüte mich wohl, irgendeinen Aspiranten des Weltklerus auf die Missionsbahn zu lenken. Ja, es ist mir an sich unangenehm, wenn ein hochwürdigster Bischof, der großen Mangel an Priestern hat, einen Priester oder Priestertumskandidaten verliert. Darum hüte ich mich, in den seltenen Fällen, wo dieses uns gegenüber geschieht, dazu mitzuwirken, es sei denn, daß in einem ganz offenbaren Missionsberuf sich der Wille eines höheren Herrn offenbart, dem wir alle gehorchen müssen.

„Gemäß unserer Regel gehört es mit zu unsern Aufgaben, für den ganzen Priesterstand zu beten und für seine größere Heiligung zu tun, was in unsern Kräften steht. — Möge die Blüte unserer Missionshäuser, die Gott der Herr in Gnaden geschenkt, nach allen Seiten hin Ermunterung geben auch auf anderen Gebieten. Je mehr Gelegenheit geboten und je gründlicher gearbeitet wird, um so mehr Berufe wird Gott der Heilige Geist schenken. Auch werden die nötigen Geldmittel nicht fehlen, wenn nur im Vertrauen auf den lieben Gott vorangegangen und nicht gewartet wird, bis alles nötige Geld da ist . . .

„Wir verkennen die Wichtigkeit der religiösen Arbeit in der Heimat nicht; im Gegenteil, wir helfen durch Exerzitien und Aushilfen und wo immer wir können daran mit. Und wenn gesagt wird, der entscheidende Geister- und Glaubenskampf wird in Europa gekämpft werden, so widersprechen wir dem nicht, sondern geben es gerne zu, auch das, daß dieser Kampf schon begonnen hat. Aber wir sagen auch, daß in diesem Kampfe nicht gesiegt werden kann als durch Vergrößerung unseres Eifers und Vertiefung unserer Gesinnung.

„Je mehr die katholische Kirche in ihren Mitgliedern sich hervortun wird auf den Gebieten des Glaubens, der christlichen Liebe und der Wissenschaft, desto schneller und sicherer wird sie die Herrschaft über die Geister an sich reißen und desto eher und vollständiger als die Braut des himmlischen Königs erkannt werden.

„Daraus ergibt sich aber auch, wie notwendig die Arbeit für die Missionare ist. Eine Kirche, die in dieser Beziehung kein entschiedenes Ringen offenbart, offenbart auch Andersgläubigen gegenüber nicht ihr Bewußtsein vom Werte der Seelen und von ihrer Sendung, die ganze Welt zu umfassen.

„Wie sehr ist die katholische Kirche schon im öffentlichen Ansehen gestiegen, seit die Erfolge ihrer Missionstätigkeit allgemeiner bekannt geworden sind. Und welche Güter sind ihr dadurch nicht zugeflossen!

Also fahren wir auf der betretenen Bahn weiter fort, und das um so mehr, als das Wort des obersten Hirten uns alle dazu ermahnt und aufmuntert[1]."

In der Denkschrift an die Bischöfe entwickelt er ähnliche Gedanken. Dabei kommt er auch auf den Einwurf: „Aber die Steyler haben doch schon genug Leute und Häuser!" und antwortet darauf: „Ich sage, wir allerdings! Ich selbst habe bei Beginn des Werkes nicht den siebten Teil dessen erwartet, was ich jetzt vor mir sehe. — Aber es fragt sich nicht, ob wir genug Leute haben, sondern ob in den Missionen genug sind. Und das ist sicher nicht der Fall. Dafür sind die Missionsländer viel zu ausgedehnt. Z. B. kommen in unserer Mission (Südschantung) 23 Missionare auf 10 Millionen Menschen. Das ist noch nicht ein Missionar auf eine Bevölkerung größer als sie ein holländisches Bistum hat[2]."

Als später nach der Gründung von Heiligkreuz in Schlesien auch hier die Furcht nicht schwinden wollte, daß dieses Missionshaus die Berufe zum Weltklerus schmälern werde, wandte sich P. Janssen in einem Schreiben an Kardinal Kopp, um diese Sorgen zu zerstreuen.

„Es ist wahr, Eminenz," heißt es darin, „neben den auswärtigen Missionen gibt es auch im Inlande sehr große und wichtige Interessen, für die gesorgt werden muß und die darunter nicht leiden dürfen. Aber ich vertraue, sie werden auch nicht darunter leiden. Es ist ja ein und derselbe Gott, der für alles sorgt und nach den Dispositionen seiner göttlichen Weisheit verfährt. Er ist es, der die Berufungen gibt; er ist es auch, der die Herzen zum Geben bereitmacht. In den letzten fünfzehn Jahren haben die Berufungen zum Missions- und Ordensstande sehr zugenommen. Aber ich höre überall, die Berufe zum Weltpriesterstande haben ebensosehr und noch mehr zugenommen.

„Groß sind die Bedürfnisse im Inlande, und für sie muß gearbeitet werden. Groß sind auch die Bedürfnisse im Auslande, und auch sie dürfen nicht vernachlässigt werden. Das Wort: „Gehet hin und lehret alle Völker!" muß erfüllt werden. Und das deutsche Volk mit seinen, Gott sei Dank! noch so zahlreichen katholischen Familien, die auch im praktischen Leben als solche sich erzeigen, ist gewiß berufen, daran in hervorragender Weise teilzunehmen. Auch darf es sich nicht beschämen lassen von den Nichtkatholiken, die auf dem Gebiete der Missionen gegenwärtig so große Regsamkeit zeigen[3]."

Wir erkennen deutlich: in P. Arnold Janssen hat der Missionsgedanke seine läuternde und idealisierende Kraft offenbart. Mit der Liebe zu den Missionen war sein Herz zugleich groß und weit geworden für alle Anliegen der heiligen Kirche. Es schlug nur für Gott und für die Seelen.

[1] Brief vom 15. August 1892. [2] Denkschrift vom 15. August 1892
[3] Brief vom 14. August 1899.

P. Medits erzählt, unter welch unsäglichen Mühen P. Janssen die Gründung von St. Gabriel erkämpfen und mit Leiden erringen mußte. Tag um Tag zog er wochenlang durch Wien von einem hohen Herrn zum andern, mußte stundenlang in den Vorzimmern warten und kehrte schließlich spät und ganz ermattet und erschöpft ins Lazaristenkloster zurück. „Wenn ich ihn dann bemitleidete," berichtet der Pater, „so sagte er: ‚Sei still, lieber Freund! Gute Werke verlangen Opfer; und Gott und die Seelen verdienen es, daß wir zu allen Opfern für sie bereit sind.'"

5. Führer und Vater.

Die Vorsehung hatte den Steyler Stifter an die Spitze zweier großer Ordensgemeinden geführt. Diese mit dem rechten Geiste zu erfüllen, darin zu festigen und zu bewahren, mußte er als seinen Hauptberuf betrachten. Wie suchte er nun dieser Aufgabe zu entsprechen? Was war er seinen Untergebenen als geistiger Führer und Vater?

Nach dem Einblick, den wir bereits in die Gesinnungen des Generalsuperiors Janssen tun konnten, erwarten wir es als selbstverständlich, daß die Pflege des guten aszetischen Klostergeistes unter den Seinigen ihm obenan stand. Davor mußte alles andere Streben zurücktreten. Gewiß freute er sich sehr über die erstaunlich rasche Entwicklung seiner Gründungen, über den starken Zustrom von Kandidaten und Kandidatinnen zu seinen Gesellschaften, über die Vermehrung seiner Missionshäuser und die Erfolge seiner Missionare. Aber das *innere Wachstum* und geistige Erstarken galt ihm weit mehr als der äußere Fortschritt.

Unter den Mitteln für die Beförderung und Bewahrung des guten Geistes erkannte er als das wichtigste: große *Sorgfalt in der Aufnahme der Kandidaten und in der Prüfung vor den Gelübden*. Schon im Kapitel über die Gründung der Missionsschwestern-Kongregation haben wir etwas von seinen diesbezüglichen Anschauungen vernommen. In diesen Punkten sollte mit einer vernünftigen, aber ernsten Strenge verfahren werden. Oft und oft ermahnt er die Oberen, die mit dieser Prüfung zu tun hatten, doch ja recht vorsichtig zu sein und sich vor Sorglosigkeit und einer falschen Milde zu hüten. Er gab bis ins Kleinste sich erstreckende Vorschriften über die Art und Weise, wie die Prüfung angestellt werden sollte, und führte eigne Formulare mit zahlreichen Rubriken ein, die von jedem Oberen, der ein Urteil abzugeben hatte, gewissenhaft ausgefüllt werden mußten. So

wollte er einer allgemeinen und oberflächlichen Urteilsabgabe vorbeugen und die Aufmerksamkeit auf alle in Betracht kommenden Punkte und Umstände hinleiten.

Und er begnügte sich nicht mit weisen Vorschriften, sondern kontrollierte ihre Befolgung genau. Darin sparte er nicht mit Belehrungen, Ermahnungen und energischen Zurechtweisungen, wenn er merkte, daß diese Angelegenheit zu leicht genommen wurde.

Während mit zunehmendem Alter sein ganzes Wesen von einer größeren Milde verklärt wurde, blieb er in diesem Punkte, in der Zulassung zu seiner Gesellschaft, streng; ja er wurde unter dem Einfluß der Erfahrungen eher strenger als nachsichtiger. Immer klarer wurde es ihm, wieviel für die Zukunft seines ganzen Werkes von der rechtzeitigen und sorgfältigsten Prüfung der Kandidaten und Kandidatinnen abhinge. Ungeeignete und Zweifelhafte sollten beizeiten und mit aller Entschiedenheit entlassen werden.

An einen Oberen in Südamerika, der aus Mitleid für die Zulassung einer nicht genügend empfohlenen Novizin zu den heiligen Gelübden stimmte, schrieb er: „Bei der Frage kommt hauptsächlich das Wohl des Klosters, nicht das der Schwester in Betracht. Es ist nicht leicht, den Geist eines Klosters auf der Höhe zu erhalten; ohne Strenge in der Beförderung geht es nicht. Freilich sind die Klostervorsteher im allgemeinen in dieser Beziehung zur Milde geneigt, was mich zwingt, die Sache in Händen zu behalten, bis ich sehe, daß sie die richtigen Prinzipien erfaßt haben und anwenden . . . Ich habe jetzt so lange zwei große Genossenschaften geleitet und viele Erfahrung gesammelt. Ich bitte also wohl auf meine Worte zu achten[1]."

Wie sehr ihm diese Sache am Herzen lag, erkennt man aus einem langen Rundschreiben „an die hochwürdigen Oberen der Gesellschaft in Europa und in den Missionen", das aus dem Jahre vor seinem Tode stammt. In 27 Punkten legt er nochmals alle Grundsätze nieder „über die Vorsicht in der Aufnahme und Beförderung" der Kandidaten des Priester- und Laienbrüderstandes. Einleitend heißt es darin:

„In den Briefen, die der heilige Franziskus Xaverius an einen Oberen richtete, lesen wir, wie er ihn zu großer Vorsicht in der Aufnahme ermahnte. ‚Seien Sie in der Auswahl der in die Gesellschaft Aufzunehmenden recht streng, ich möchte fast sagen, kleinlich. Die wenigen, die den genauen Fragen des sogenannten vorläufigen Examens genügt haben, müssen der Reihe nach durch alle Experimente des Noviziats geprüft werden.'

„Ferner lesen wir, wie eine hochgeehrte Ordensfrau („Schwester von der Geburt") vom göttlichen Heiland des Genaueren darüber belehrt

[1] Brief vom 11. April 1901.



Generalsuperior P. Nikolaus Blum S. V. D.
Erster Nachfolger von P. Arnold Janssen.

wollte er einer allgemeinen und oberflächlichen Urteilsabgabe vorbeugen und die Aufmerksamkeit auf alle in Betracht kommenden Punkte und Umstände hinleiten.

Und er begnügte sich nicht mit weisen Vorschriften, sondern kontrollierte ihre Befolgung genau. Darin sparte er nicht mit Belehrungen, Ermahnungen und energischen Zurechtweisungen, wenn er merkte, daß diese Angelegenheit zu leicht genommen wurde.

Während mit zunehmendem Alter sein ganzes Wesen von einer größeren Milde verklärt wurde, blieb er in diesem Punkte, in der Zulassung zu seiner Gesellschaft, streng; ja er wurde unter dem Einfluß der Erfahrungen eher strenger als nachsichtiger. Immer klarer wurde es ihm, wieviel für die Zukunft seines ganzen Werkes von der rechtzeitigen und sorgfältigsten Prüfung der Kandidaten und Kandidatinnen abhinge. Ungeeignete und Zweifelhafte sollten beizeiten und mit aller Entschiedenheit entlassen werden.

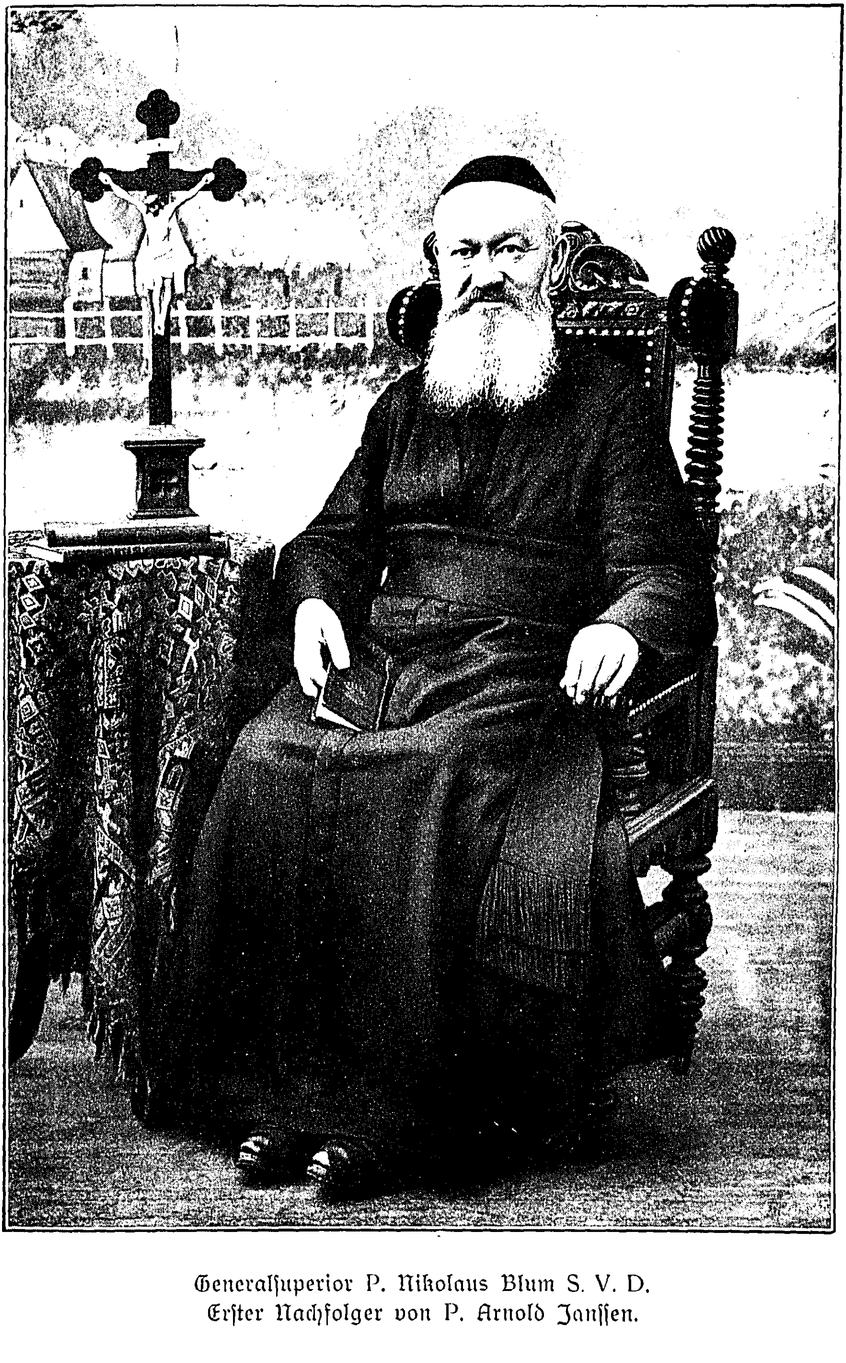
An einen Oberen in Südamerika, der aus Mitleid für die Zulassung einer nicht genügend empfohlenen Novizin zu den heiligen Gelübden stimmte, schrieb er: „Bei der Frage kommt hauptsächlich das Wohl des Klosters, nicht das der Schwester in Betracht. Es ist nicht leicht, den Geist eines Klosters auf der Höhe zu erhalten; ohne Strenge in der Beförderung geht es nicht. Freilich sind die Klostervorsteher im allgemeinen in dieser Beziehung zur Milde geneigt, was mich zwingt, die Sache in Händen zu behalten, bis ich sehe, daß sie die richtigen Prinzipien erfaßt haben und anwenden . . . Ich habe jetzt so lange zwei große Genossenschaften geleitet und viele Erfahrung gesammelt. Ich bitte also wohl auf meine Worte zu achten[1]."

Wie sehr ihm diese Sache am Herzen lag, erkennt man aus einem langen Rundschreiben „an die hochwürdigen Oberen der Gesellschaft in Europa und in den Missionen", das aus dem Jahre vor seinem Tode stammt. In 27 Punkten legt er nochmals alle Grundsätze nieder „über die Vorsicht in der Aufnahme und Beförderung" der Kandidaten des Priester- und Laienbrüderstandes. Einleitend heißt es darin:

„In den Briefen, die der heilige Franziskus Xaverius an einen Oberen richtete, lesen wir, wie er ihn zu großer Vorsicht in der Aufnahme ermahnte. ‚Seien Sie in der Auswahl der in die Gesellschaft Aufzunehmenden recht streng, ich möchte fast sagen, kleinlich. Die wenigen, die den genauen Fragen des sogenannten vorläufigen Examens genügt haben, müssen der Reihe nach durch alle Experimente des Noviziats geprüft werden.'

„Ferner lesen wir, wie eine hochgeehrte Ordensfrau („Schwester von der Geburt") vom göttlichen Heiland des Genaueren darüber belehrt

[1] Brief vom 11. April 1901.



Generalsuperior P. Nikolaus Blum S. V. D.
Erster Nachfolger von P. Arnold Janssen.

wurde, daß der böse Feind die Ordensfamilien dadurch im guten Geist zu schwächen sucht, daß er ungeeignete Personen veranlaßt, ins Kloster zu gehen und während der Probezeit sich so zu benehmen, daß man keinen hinreichenden Grund findet, sie zu entlassen.

„Die Erfahrung zeigt ja auch, daß viele Ordensgenossenschaften im Laufe der Zeit an Geist und Disziplin sehr nachgelassen haben. So können wir nicht umhin, zu befürchten, daß dieselbe Gefahr auch uns droht. Deshalb müssen alle, besonders aber die Oberen, dahin arbeiten, daß wir durch Eifer, Umsicht und Entschiedenheit mit Gottes Hilfe dieser Gefahr womöglich entgehen. Dazu ist große Vorsicht in der Aufnahme und Beförderung notwendig."

Zu diesem Zwecke empfiehlt er, daß die Oberen sich genaue Kenntnis der in Frage kommenden Kandidaten verschaffen. Er mißtraue seinem alleinigen Urteil, verschaffe sich eifrig die Urteile jener, die mit dem Kandidaten viel umgehen und ihn besser kennen. Auch wäge er die Urteile richtig ab. „Gewöhnlich fehlen die Urteilenden durch zu große Milde und Nachsicht. Es ist das ja begreiflich; man will nicht schuld sein an einer Entlassung. Deshalb beschränkt man sich darauf, mehr anzudeuten, als die wahrgenommenen Fehler mit den Worten zu schildern, womit sie bezeichnet werden sollten. Dadurch gerät der entscheidende Obere in große Verlegenheit. Er fühlt, daß die Sache doch wohl schlimmer ist, als der Berichterstatter klar ausspricht. Nun ist es ohnehin schon schwer, durch das Entlassungsurteil einen scharfen Schnitt zu machen, und es führt ja für den Entscheidenden oft auch allerlei Unannehmlichkeiten herbei. So kommt es, daß im allgemeinen die bei der Entscheidung Beteiligten mehr zur Milde als zur Strenge neigen."

Weiter schildert er nun, wie man auf diese Weise verführt wird, die richtige Lösung aufzuschieben, wartet und experimentiert zum Schaden der Gesellschaft und der unbrauchbaren Kandidaten selbst. Darum ermahnt er alle eindringlich, doch in dieser Sache mit „weiser Strenge" zu verfahren. Besonders wenn sittliche Bedenken bestehen, „so ist die Entscheidung auf Entlassung fast immer am Platze".

Am Schlusse des Rundschreibens sagt er: „Der Segen Gottes für eine religiöse Gesellschaft hängt davon ab, je reiner und pflichttreuer die Mitglieder in der Erfüllung ihrer Aufgaben arbeiten. Sie erleidet aber große Schädigung, je mehr sich halb oder ganz unberufene Leute in ihrer Mitte befinden. — Wie notwendig hätte der hl. Franziskus Xaverius mehr Leute gebraucht zur Erfüllung jener großen Aufgaben, die die Jesuiten damals hatten; und doch hat er so sehr zur Strenge in der Prüfung der Berufe aufgefordert. Wie viele unangenehme Erfahrungen muß er also wohl gemacht haben. Wie er, so haben auch viele andere heilige Männer und Frauen gesprochen. Darum beten wir, daß die Gesellschaft in dieser Beziehung ihre Pflicht erfülle, und tue jeder an seiner Stelle, was dazu notwendig ist[1]."

---

[1] Schreiben vom 3. Dezember (Fest des hl. Franz. Xaver.) 1907.

Die wichtige Auswahl der Kandidaten und Novizen für den Eintritt in seine Gesellschaft war das äußere Mittel, den guten Ordensgeist zu schützen. Um ihn innerlich zu pflegen und zu erhalten, drang er auf die Erziehung zum Opfergeist. Er selbst konnte seine Untergebenen darin einer guten Belastung unterwerfen, um sie zu prüfen, und von den angestellten Spiritualen und Erziehern verlangte er, daß sie auf die Pflege der Opfergesinnung größten Wert legten. In einem Rundschreiben an alle geistlichen Vorsteher sagt er:

„Jedenfalls ist eins der wichtigsten Dinge im geistlichen Leben, die Erstrebung eines wahren Opfergeistes. Glücklich die Gesellschaft, wo der Opfergeist herrscht. Da wird es den Oberen nicht schwer, die Untergebenen zu leiten. Da wird fernbleiben alle Empfindlichkeit, wenn Ermahnungen nötig sind; aller Groll, weil man sich nicht genug geehrt glaubt, und jene hundert und tausend Verdrießlichkeiten, wie sie das Zusammenleben gebrechlicher Menschen in einer Genossenschaft mit sich zu bringen pflegt, wenn sie nicht im rechten Opfergeist geschult sind. — Darum möchte ich an die Leiter der Probationsübungen die herzliche und innige Bitte stellen, die Beförderung dieses Opfergeistes zu einem Hauptziel ihrer Übungen zu machen. Erreichen sie das, so haben sie ein großes und wichtiges Werk vollbracht. Erreichen sie es nicht, so ist ihr Wirken in vielem vergleichbar der Arbeit eines Gärtners, der den Boden nur wenige Zentimeter tief bewässert hat. Sonne und Luft werden dieses Wasser alsbald zum Verdunsten bringen, und vom Erfolg der Arbeit wird wenig wahrzunehmen sein[1]."

Diese Mahnung kehrte öfters in seinen Briefen wieder. „Wir müssen Männer von Opfergeist erziehen," schreibt er an einen Missionsoberen, „dann steht alles gut. Dringen wir mit der Erziehung aber nicht bis dahin durch, so ist die Sache immer mißlich[2]." — „Sorgen Sie nur," schreibt er einem anderen, „daß denen, die etwas Anlage haben, nicht der Kamm schwillt, sondern daß sie hübsch demütig bleiben[3]."

In der Erziehung zum Opferbringen huldigte er dem Grundsatz: „Jung gewohnt, alt getan!" Darum wollte er, daß bei den Zöglingen von den ersten Gymnasialklassen an dieser Geist planmäßig gepflegt werde. So ordnete er für sie auch körperliche Arbeiten an. Die Studentlein mußten helfen beim Kehren und Schrubben, beim Falzen der Zeitschriften und besonders bei Erdarbeiten auf den Steyler Hügeln. Ebenso hielt er auf Gewöhnung an Abhärtung, Einfachheit

[1] Schreiben vom 8. Februar 1906. [2] Brief vom 29. Januar 1906.
[3] Brief vom 14. April 1906.

und Entsagung. So gern er ihnen eine Freude bereitete, es mußte schlicht und einfach dabei sein. Für größeren Aufwand, besonders für weite Ausflüge, die mit Geldausgaben verbunden waren, war er nicht zu haben.

„Welche Eltern erziehen ihre Kinder am besten?" schreibt er an seine Räte. „Jene, die den Wünschen der Kinder in allem entgegenkommen, oder jene, die sie nicht verwöhnen, sondern knapp und in den richtigen Grenzen halten? Offenbar die letzteren. Die Erfahrung zeigt, daß die Kinder am besten werden, die ziemlich streng erzogen worden sind. Gilt das nicht auch für Missionszöglinge? Ist es für sie nicht gut, wenn sie von ihren Erziehern darauf aufmerksam gemacht werden, welche Entbehrungen so viele in der Welt lebende Leute sich auferlegen müssen, und daß es auch für sie nicht gut ist, alles nach ihren Wünschen zu haben und den Erholungs- und Vergnügungsdusel der Gegenwart mitzumachen. Ich gebrauche den Ausdruck „Dusel"; denn er ist berechtigt, wenn die Erholungen und Vergnügen nicht in den richtigen Grenzen bleiben. Auf der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Straßburg hat der Abgeordnete Gröber es als einen Vorzug des Christentums hervorgehoben, daß es die Menschen lehrt, Opfer zu bringen und mit den gegebenen Verhältnissen zufrieden zu sein. Es sei das notwendig fürs Leben, und es könne kein gesundes Volk geben, wenn diese Tugend, welche die glaubenslose Moral nicht kennt, ihm mangele.

„Mögen also unsere hochwürdigen Präfekten Gelegenheit nehmen, diese ernsten und notwendigen Wahrheiten einzuprägen. Sie werden dadurch viel beitragen zu jener Erziehung, die für unsere Zöglinge nötig ist. Auch mögen sie zum besseren Verständnis daran erinnern, welche Opfer der Missionar zu bringen fähig sein muß, und den Opfergeist recht entschieden betonen [1]."

* * *

Der wahre Opfergeist wird in einer klösterlichen Gemeinde getragen von den drei Säulen der heiligen Ordensgelübde. Der Religiose, der entschlossen ist, praktisch alle Folgerungen aus seinem heiligen Gelöbnis zu ziehen, wird sich auch in jeder anderen Tugend seines Standes bewähren. Generalsuperior Janssen war deshalb stets bemüht, die Hochschätzung und gewissenhafte Beobachtung der drei heiligen Gelübde bei den Seinigen zu fördern.

Wir hörten schon, wie er selbst die Einfachheit und Anspruchslosigkeit liebte und übte. Der Wert der heiligen Armut liegt ja weniger im geduldigen Entbehren als im freiwilligen Entsagen. Ihr geheimnisvolles tiefes Glück wird nur dort verkostet, wo das ganze Leben den Stempel christlicher Bescheidenheit trägt. Darin hatten nun die Mitglieder des Steyler Missionswerkes in ihrem geistlichen

[1] Schreiben vom 12. September 1905.

Vater ein wahrhaft vollkommenes Vorbild. Generalsuperior Janssen tat alles, um den Geist der Bescheidenheit in seiner Gründung zu pflegen und zu hüten. Bescheiden und einfach sollten die Seinigen sein in allen Lebensansprüchen, in Wohnung, Kleidung, Nahrung, im Auftreten und Gelten vor den Menschen. Sie sollten den wahren Lebenswert in ihren Leistungen vor Gott und nicht in ihrem persönlichen Ansehen suchen. Wie er deshalb einerseits sorgfältig darauf achtete, daß in allen materiellen Dingen Sparsamkeit herrsche, „damit um so mehr übrigbleibe zur Verwendung für das Heil der Seelen", so wachte er andererseits nicht minder, daß weltliche Denkart und Streberei nicht den einfachen Sinn gefährde.

„Ich habe Ihren Bericht über die Januarkonferenz erhalten," schreibt er einem Oberen, „habe aber leider keine Mahnung zur Sparsamkeit darin gefunden, was mir nicht angenehm war[1]."

Um die Anspruchslosigkeit und den schlichten klösterlichen Geist zu schützen, war er auch ein Gegner vom vielen Zeitungslesen. Besonders sollten die Brüder keine politischen Zeitungen lesen. „Was die Brüder angeht," so heißt es in einem Briefe an einen Oberen, „so mögen sie höchstens Zeitungen von der Natur der Sonntagsblätter lesen, was sicherlich genügt[2]."

Als er hörte, daß einige Missionare Tageszeitungen aus der Heimat zugesandt erhielten, wandte er sich sofort dagegen. „Es will mir nicht recht gefallen," schrieb er dem Oberen jener Mission, „wenn Missionare, die soweit von Deutschland entfernt sind, große politische Zeitungen aus Deutschland halten oder lesen. Jeder sieht leicht ein, daß für solche, die im Inlande leben, die Sache etwas anders ist, obwohl auch für sie, wenn nicht besondere Gründe da sind, das viele Zeitunglesen nicht zu empfehlen ist. Aber für unsere guten Brüder genügt es ganz gewiß, wenn sie den monatlichen Bericht lesen, den die Stadt Gottes bringt[3]."

Die freiwillige Entsagung im Gelübde der Armut erhebt sich durch das Gelöbnis der jungfräulichen Keuschheit auf eine viel höhere Stufe des christlichen Opfergeistes und Tugendstrebens. Sie ist mit Vorzug die Tugend des gottgeweihten Standes. Generalsuperior Janssen kannte den unersetzlichen Wert dieser Tugend für den guten Geist einer Ordensgesellschaft. Mit großer Wärme legte er sie den Seinigen in seinen Vorträgen ans Herz. „Die Keuschheit", sagte er, „macht starke Herzen und gibt einen fröhlichen Geist. Sie ist ein geistiger Wagen, womit man in die Höhe fährt. Christus hat für die

[1] Brief vom 18. Juli 1908. [2] Brief vom 12. März 1899.
[3] Brief vom 6. Februar 1900.

jungfräulichen Seelen einen besonderen Kaufpreis gezahlt, besondere Leiden, besondere Blutvergießungen. Möge der Herr uns Liebe zu dieser Tugend geben, daß wir sie hüten wie unsern Augapfel[1]."

„Wie schön ist doch der Weg zum Himmel für die reinen Seelen!" sagte er ein anderes Mal. „Es ist ein mit Lilien bepflanzter Weg. Er führt mitten ins himmlische Jerusalem. Die ihn wandern, bleiben nicht auf der untersten Stufe im Königssaale stehen; nein, sie steigen hoch hinauf. Soweit der Himmel über der Erde, soweit ist der jungfräuliche Stand über dem Ehestand erhaben. Wie ist die Jungfräulichkeit doch ein so kostbares Gut! Die Tugend der Reinheit verleiht dem Menschen einen fröhlichen Geist; die Liebe zu dieser Tugend schützt ihn vor der Sünde und stärkt in der Versuchung[2]."

Er war sehr besorgt, daß die jungen Kandidaten für den Priester- und Brüderstand gerade in dieser Tugend gefestigt würden. Der Missionsberuf erfordert darin ja eine besondere Stärke. Alles, was hierzu dienen konnte an äußerem Schutz und innerer Kräftigung, wollte er benutzt wissen. Die eifrige Verehrung der lieben Gottesmutter und des heiligen Aloisius empfahl er nach dieser Seite hin oft und eindringlich. Besonders aber versprach er sich die Haupterfolge vom Wirken tüchtiger Beichtväter. Er verfaßte selbst eine lange Instruktion für die Beichtväter in seiner Gesellschaft mit genauen Richtlinien in der Behandlung dieser wichtigen Materie. Diese Abhandlung beweist, welche Bedeutung er der heiligen Keuschheit für die ganze Lebensführung einräumt. Ebenso offenbart sie eine solche Klugheit und Zweckmäßigkeit, daß auch Priester anderer Orden ihre Bewunderung darüber aussprachen und versicherten, sie würden es sehr begrüßen, wenn auch bei ihnen eine solche weise Praxis Gemeingut aller Beichtväter würde.

Unter den drei heiligen Gelübden stand bei Generalsuperior Janssen das Gelübde des G e h o r s a m s obenan, weil er Gott das Kostbarste zum Opfer bringt, den eignen Willen.

„Gott will treue Diener und Dienerinnen in den Klöstern," sagte er einst, „die ihm das Edelste, was sie haben, schenken. Das aber ist der eigne Wille; er ist der König der Seele. Wer Gott treu dient, läßt ihn auch in seinem Herzen herrschen; er gehorcht ihm gern. — Der eigne Wille ist das Edelste, aber auch das Verkehrteste. Die heilige Katharina von Genua pflegte zu sagen, daß der Eigenwille mehr Unheil anrichte als alle Teufel der Hölle; denn alle Teufel vermöchten es nicht, einen Menschen in die Hölle zu bringen, wohl aber vermöge es der Eigenwille[3]."

[1] Vortrag März 1894. [2] Vortrag vom 15. Januar 1892.
[3] Vortrag vom 16. Januar 1892.

Einem seiner Priester, der schwere innere Prüfungen durchmachte, schrieb er: „Die Hauptsache ist dies: vergessen Sie nicht, daß Sie Regulare sind. Ein Regulare aber muß den Gehorsam lieben und suchen, sich mit den Oberen in ein gutes Verhältnis zu erhalten. Bitte, tun Sie das, so wird alles gut gehen. Je enger Sie sich an Ihren Oberen anschließen, um so mehr wird dieser Ihnen mit Vertrauen entgegenkommen, und um so mehr wird das gegenseitige Zusammenwirken angenehm und erfolgreich sein. Gott der Herr segne Sie und helfe Ihnen, daß Sie zu dem vielen Guten, das Sie schon im Schoße der Gesellschaft gewirkt haben, noch vieles hinzufügen[1]."

Generalsuperior Janssen besaß eine große Autorität über die Seinigen. Daß er ihnen als Gründer gegenüberstand, trug gewiß viel dazu bei. Aber es war auch in seinem Wesen ein geheimnisvolles Gewicht, wodurch er ohne Mühe und ohne seine Stellung zu betonen, die Untergebenen und die von ihm eingesetzten Vorsteher und Oberen in der rechten Abhängigkeit erhielt. Die Umsicht und Ruhe, womit er seine Anordnungen und Entscheidungen traf, die Genauigkeit, mit der er die Ausführung kontrollierte, ein Abweichen von seinen Bestimmungen bald bemerkte und auch in kleinen Stücken nicht duldete, waren in seiner Hand starke Erziehungsmittel zum klösterlichen Gehorsam. Dabei kannte er kein Ansehen der Person; alle mußten treu im Gehorsam sein. Auch seinem Bruder Johannes gegenüber, dem er doch sehr zugetan war, blieb er Oberer in allen Angelegenheiten, die seine Gründung und ihre Leitung betrafen. Als Johannes z. B. einmal mit einer gewissen Ungeduld etwas von ihm erreichen wollte, schrieb er ihm:

„Insbesondere möchte ich Dich bitten, wenn Du gern etwas durchsetzen willst, nicht ein Auftreten anzunehmen, das jenes gute Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen scharf berührt, wenn nicht gar verletzt. Vielleicht erreicht man auf solche Weise seine nächste Absicht, schadet sich aber für die Zukunft sehr, indem man das Herz des Vorgesetzten von sich abkehrt. Viel besser ist es da doch, wenn man die Erfüllung einer Bitte für notwendig hält, sie noch einmal bescheiden und dringend zu wiederholen und zugleich zu Gott im Gebete seine Zuflucht zu nehmen. Übrigens verzeihe ich Dir das alles gern, und bitte auch mir zu verzeihen, was ich gegen Dich gefehlt habe. Offenbar hat der liebe Gott Dich mir zu Hilfe gesandt, und Du bist es gewesen in der Errichtung der Gesellschaft, in der Förderung der Andacht zum Heiligen Geiste und in der Abfassung verschiedener Bücher, die für die Gesellschaft nützlich sein werden. Und ich freue mich von ganzem Herzen darüber. Nur bitte ich Dich, nicht unwillig zu werden, wenn ich manchmal als Bremsschuh wirken muß.

[1] Brief vom 12. November 1905.

Auf diese Weise wird alles mehr gezeitigt und bewirkt, daß es als reife Frucht an die Öffentlichkeit tritt. Ich bitte den Heiligen Geist, diese Erkenntnis meiner moderierenden (mäßigenden) Aufgabe Dir zu verleihen, damit Du Dich ihr um so williger unterwirfst und damit um so eher das gottgewollte Verhältnis zwischen uns vorhanden ist[1]."

* * *

Die Vollmachten der Lokaloberen hielt er in ziemlich engen Grenzen. Sie sollten das Bewußtsein der regularen Abhängigkeit bewahren und genötigt sein, in regen Verkehr mit ihm zu verbleiben. Ein zu selbständiges Handeln mißbilligte er sehr und griff sofort energisch ein. Einem Oberen, der wiederholt darin fehlte, hielt er mit großer Eindringlichkeit seine Übergriffe vor und schloß den Brief mit den Worten:

„Ich bitte Sie nun aber recht inständig und beschwöre Sie bei Gott dem Herrn, suchen Sie im Geiste wahrer Demut zu erkennen, daß Sie gefehlt haben. Wie sehr würde der gute Gott Ihnen das lohnen. Wie viele Gnaden würden Sie dadurch erlangen. Um wieviel brauchbarer würden Sie für den Dienst Gottes. Um wieviel mehr würde er alle Ihre Arbeiten auch zum Wohle der Gesellschaft segnen! — Weigern Sie sich aber, auf diese ernsten und liebevollen Ermahnungen Ihres Generaloberen einzugehen, so wird der Schaden für Sie selbst am größten sein. Gebe Gott der Heilige Geist Ihnen die Gnade, das Rechte zu tun[2]!"

Wir haben hier auch ein Beispiel, wie Generalsuperior Janssen zu tadeln pflegte. Er wurde dabei nie heftig oder gereizt, viel weniger noch spöttisch und persönlich kränkend. Die religiösen Beweggründe rückte er meist stark in den Vordergrund, und der Tadel war stets von der edlen Absicht verklärt, zu gewinnen und die Wege zur Besserung leicht zu machen. Gewöhnlich kleidete er den Tadel so ein, daß er zuerst eine Anerkennung aussprach, indem er die guten Eigenschaften des Angeredeten hervorhob. Dann leitete ein „Aber" den Gegenstand seiner Mißbilligung ein, wobei er sich bestimmter, aber doch schonender Worte bediente. Zuletzt versicherte er den Getadelten seines ungeschwächten Vertrauens und seiner väterlichen Liebe. Dabei pflegte er sehr gütige Worte zu gebrauchen. So schloß er einen derartigen Brief wohl mit dem Satze: „Im Geiste umarme ich Sie und begrüße Sie in der Liebe des Heiligen Geistes." — In dieser Weise behandelte er Fehlende, solange er noch Hoffnung hatte auf Besserung.

Dabei verstand er es aber, einen energischen Ton anzuklingen,

[1] Brief vom 1. Januar 1890. [2] Brief vom 29. August 1905.

wo es ihm nötig schien. An einen Pater in Südamerika, der mit scharfer Feder die öffentlichen Mißstände in der Presse geißelte, schrieb er:

„Es ist Pflicht der Oberen, über die Publikationen zu wachen, die von Mitgliedern der Gesellschaft herrühren. Das verlangt die Welt, die sich des Urteils nicht begibt; das verlangt vor allem Gott der Herr. Wollen Sie mir also nicht zürnen, daß ich Sie auf einiges aufmerksam mache." — Nun folgen die beanstandeten Punkte. Dann fährt er fort: „Es ist keine Kunst, seine Feder in Galle zu tauchen und so zu schreiben. So etwas liegt dem natürlichen Menschen nahe. Aber der in Gott gebildete und veredelte Mensch folgt höheren Rücksichten und versteht die Regungen des niederen Teiles der Natur durch die Vernunft und religiöses Nachdenken zu beherrschen ... Nicht alles ist Sache aller. Die scharfe politische Feder müssen wir andern überlassen. Der Geistliche hat ein anderes Feld der Tätigkeit und schadet diesem, wenn er glaubt, berufen zu sein, den Gewalthabern entgegenzutreten[1]."

Einem etwas ungeduldigen Missionsoberen schrieb er: „Wenn Sie sich zu einem vollkommenen Briefschreiber machen wollen, so dürfen Sie die benevolentia lectoris (das Wohlgefallen des Lesers) nicht übersehen und die Mahnung des heiligen Franz v. Sales, daß man mit einem Tropfen Honig mehr Fliegen fängt als mit einer Tonne Essig. Es ist ja gut, geliebter Mitbruder, daß Sie die Schwierigkeiten auseinandersetzen, die Sie mit der Prokur schon gehabt haben. Aber betrübt hat mich doch etwas der herbe Ton, in dem Sie das getan haben. Ich habe gedacht, wenn P. N. in diesem Tone an die Prokur schreibt, dann gemahnt das wohl an die Tonne Essig[2]."

An denselben Oberen schrieb er später: „Sie haben große Fähigkeit darin, wenn Sie wollen, etwas recht kräftig und auch derb zu sagen. Aber glauben Sie nicht, daß das immer nach dem Geiste Jesu Christi ist! Er hat dem heiligen Petrus seine Fehler nicht direkt vorgehalten, sondern ihn dreimal gefragt: ‚Simon, Joannis diligis me?' Das verstand der fromme geisteseifrige Apostel schon als Hinweis auf seine Verleugnung. Aber diese Art der Zurechtweisung entflammte seine Liebe zum Heilande.

[1] Brief v. 12. März 1901. — Über das Schreiben in politischen Zeitungen spricht er für seine Priester einmal folgende Grundsätze aus. „Im allgemeinen sollen wir nicht in die Zeitungen schreiben. Wenn wir es aber tun, sollen wir die Regeln der Klugheit und die Vorschriften unserer Konstitutionen beobachten. Selbst wenn man öffentlich angegriffen oder beleidigt wird, gewinnt man am meisten, wenn man schweigt und spart sich viel Ärger und Verdruß. Wieviel werden z. B. die Minister angegriffen, und doch schweigen sie. Jedermann weiß, daß Angriffe noch keine Beweise sind. Erst wenn man sich wehrt, wird das Interesse wach und oft nicht zu unsern Gunsten." (Brief v. 12. März 1902.)

[2] Brief vom 5. Juni 1902.

„Kommen Verstöße vor, so müssen Sie suchen, ridendo dicere verum, mit lächelndem, freundlichem Gesicht die Wahrheit zu sagen. So belehren Sie und stoßen nicht ab. Wie leicht kann man sagen: ‚Es sind folgende Versehen vorgekommen; ich bitte freundlich, darauf zu achten.' Oder: ‚Ich habe früher schon auf folgendes aufmerksam gemacht, kann Ihnen aber nicht übelnehmen, daß Sie bei der Menge Ihrer Arbeiten das vergessen haben'[1]."

Diese letzten Briefe geben uns Proben, wie P. Janssen die Lokaloberen für ihre Aufgaben anzuleiten suchte. Gerade in dieser Tätigkeit lernen wir seine eignen Grundsätze und seine Praxis als Vorgesetzter am besten kennen. Es sind wertvolle Richtlinien, die er bei solchen Gelegenheiten gibt, und sie verdienen unsere Beachtung.

An einen neuernannten Missionsoberen schreibt er:

„Zunächst wenden Sie sich in vertrauensvollem Gebete zu Gott dem Heiligen Geiste. Da Sie ordnungsgemäß zu Ihrer Stelle gelangt sind, so vertrauen Sie, daß er es ist, der Sie berufen hat, und daß er Ihnen auch helfen wird, Ihr Amt entsprechend zu verwalten zu Ihrem und Ihrer Untergebenen geistlichen Nutzen. Verlieren Sie nie den Mut, auch wenn Ihnen Mißvergnügen und selbst Ungehorsam entgegentritt! Werden Sie nie heftig! Wie sehr auch ein Untergebener sich gegen Sie verfehlt, Sie werden doch Sieger sein, wenn Sie ruhig bleiben, Beleidigungen gelassen hinnehmen und den Augenblick abwarten, wo Sie selbst Vorstellungen machen können. Hören Sie gern andere, besonders Ihre Räte; denken Sie demütig nach, wenn man Sie tadelt! Im übrigen aber halten Sie die richtigen Prinzipien fest[2]."

Die Grundgedanken dieser kurzen Anweisung kehren oft in seinen Briefen wieder, und sie gipfeln darin, daß der Obere mit Mut, Geduld und Güte seine Untergebenen behandeln muß.

„Bitte, verlieren Sie nicht den Mut," schreibt er einem Vorsteher, der mit einem Untergebenen Schwierigkeiten hatte. „Gewisse Charaktere werden am erfolgreichsten dadurch gebessert, daß sie eine Ungehörigkeit begehen, die man dann geduldig erträgt. Auf diese Weise gelangen sie am ehesten zur Einsicht und schämen sich ihres Betragens. Ich werde dem betreffenden Mitbruder schreiben. Möge Gott der Herr mir die rechten Worte einer gewissen väterlichen Milde und Betrübnis verleihen, welche am ehesten Einfluß ausüben werden! Ich hoffe, daß es mir mit Gottes Hilfe möglich sein wird, ihn zur Einsicht zu bringen, daß ein solches Verhalten ungerecht ist ...

„Ein Oberer muß viel Geduld haben, viel schweigend zu ertragen wissen und für jedes Wort die rechte Zeit abwarten. Außerdem muß er Vertrauen haben. Es kommt öfter vor, daß solche, die ihm anfänglich Schwierigkeiten bereiten, später, wenn sie zur Besinnung kommen, ganz anstellige Leute werden. Also Mut und Vertrauen!

[1] Brief vom 21. April 1906. [2] Brief vom 28. Oktober 1898.

„Auch muß ein Oberer denken, wenn er Schwierigkeiten hat, daß er selbst nicht so ist, wie er sein soll. Das Amt eines Oberen ist schwer. Da ist es nicht genug, Gerechtigkeit zu üben, sondern man muß sich auch zur Schwäche der Untergebenen herablassen und manches tun, um ihr Vertrauen und Wohlwollen zu gewinnen. Namentlich soll ein Oberer damit nicht zu sehr kargen, seinen Untergebenen durch freundliche und liebevolle Worte es auszudrücken, daß er Vertrauen zu ihnen habe, daß er es gut mit ihnen meine, daß er sie liebe. Ja, er soll sie auffordern, wenn sie etwas haben, voll Vertrauen zu ihm zu kommen.

„Wollen Sie also, lieber Mitbruder, überlegen, ob Sie sich nicht durch den Ernst Ihres Charakters haben verleiten lassen, die Tropfen der Freundlichkeit und Liebe etwas weniger reichlich auszuspenden, als wohl gut wäre. Erkennen Sie das, so wenden Sie sich an die Gnade des Heiligen Geistes und die Liebe des heiligsten Herzens Jesu, um von ihnen das zu erflehen, was Ihnen noch fehlt. Sehen Sie ein, daß Ihnen noch etwas fehlt, so erkennen Sie das offen an und bitten Sie Ihre Untergebenen, Ihnen die Gabe einer herzlichen Liebe von Gott zu erflehen. Ich habe solches schon öfters getan, und es hat mir nie geschadet[1]."

Ähnliche Belehrung schickte er einem anderen Lokaloberen, der bei aller persönlichen Gediegenheit doch im Umgang mit seinen Untergebenen den rechten Ton nicht zu treffen verstand.

„Ich möchte Ihnen, lieber P. N., dringend raten, suchen Sie sich die Liebe Ihrer Untergebenen zu erwerben. Ein Oberer muß manches sehen und doch tun, als wenn er es nicht sähe ... Unsere Gesellschaft bedarf so sehr der guten Vorsteher. Halten Sie unentwegt die rechten Prinzipien fest; aber verbinden Sie mit der Festigkeit Milde der Formen. Beschneiden Sie die Schärfe Ihres Urteils, so wird man Sie achten und lieben. Wenn Sie die Herzen der Untergebenen in der Hand haben, werden Sie leicht regieren. Wenn Untergebene plump, unzufrieden, störrisch und unehrerbietig auftreten, ist es um so nötiger, ruhig die Unbill zu ertragen, ohne Groll und Haß. Unbändige Geister werden dadurch gebändigt, daß der Obere ihre Ungezogenheiten geduldig erträgt und das Leiden für ihre Besserung aufopfert, wodurch die Gnade der Erkenntnis am sichersten für sie erfleht wird[2]."

In einem späteren Brief an denselben Pater heißt es: „Sie müssen festhalten, daß an jungen Leuten immer manches auszusetzen bleibt. Wohl glauben sie meist, vieles besser zu wissen. Aber es fehlt noch die rechte Reife des Geistes, was man ihnen freundlich nachsehen muß; sie sind eben noch jung und haben noch manche Jahre vor sich, in denen sie etwas lernen und sich vervollkommnen können. In diesen Fällen gewinnt man mehr durch Güte als durch das Entgegengesetzte ... Je mehr Ihre Untergebenen Sie als einen liebevollen väterlichen Freund und nachsichtigen Beurteiler schätzen lernen, desto mehr haben Sie dieselben in der Gewalt[3]."

---

[1] Brief vom 28. Juli 1903. [2] Brief vom 12. März 1902.
[3] Brief vom 23. Juli 1904.

Auch jüngere Vorsteher sollten nachsichtiger beurteilt werden. „Jugend ist allerdings ein Nachteil oder Fehler (bei einem Vorgesetzten), aber einer, der alle Tage kleiner wird. Und wenn ein solcher Vorgesetzter nur ein offenes Auge hat und einen demütigen Sinn, so lernt er oft in einem Jahre mehr als ein anderer in drei bis vier Jahren. Die Demut macht ihn fähig der besonderen Erleuchtung des Heiligen Geistes, und aus einem Fehlgriff, den er begeht, profitiert er mehr als andere aus sieben[1]."

Bei Beurteilung der Fehler eines Untergebenen sollen auch seine Vorzüge und die Umstände, die ihn entschuldigen, berücksichtigt werden. Bezüglich einer Klage, die gegen einen verdienten Bruder vorgebracht worden war, schrieb P. Janssen an seine Räte: „Ich meine, wir müssen überhaupt diejenigen in Ehren halten, die sich bewährt haben. Wenn ihnen, wie das bei allen Menschen der Fall ist und Gott der Herr zur Demütigung aller zuläßt, gewisse kleine Gebrechen anhaften, so müssen wir das nachsehen und sie selbst bei vorkommenden Gelegenheiten kräftig in Schutz zu nehmen suchen[2]."

„Bei allen derartigen Vorkommnissen", so schreibt er einem Oberen, „ist es gut, sich auch dessen zu erinnern, was die Fehlenden einigermaßen entschuldigt, z. B. ihre Nervosität, die Einflüsse des heißen Klimas und ihr jugendliches Alter. Verstand kommt ja nicht vor den Jahren. Nicht wenige müssen sich erst manches Horn abstoßen, bevor sie recht gescheit werden. Das ist eine Wahrheit, die ich auch im Collegium practicum vorzutragen pflege[3]."

Über die Art, Mißstände zu beseitigen, gibt er folgende Anleitung für einen Oberen, der allzu schneidig vorging.

„Liebe und Vertrauen lassen sich nicht erzwingen, sondern müssen mit Gottes Hilfe durch ein entsprechendes Betragen gesucht werden. Das menschliche Herz ist ein kurioses Ding und läßt sich nicht erobern als durch viel Nachsicht, Liebe und Freundlichkeit. Ein Oberer muß imstande sein, vieles zu hören und zu sehen, und es doch nicht, wenigstens nicht sofort merken lassen, daß er es wahrgenommen hat, und es ihm unangenehm ist. Er muß vielmehr auf eine gute Gelegenheit warten, wo er Bemerkungen darüber machen kann.

„Was Ihr Vorgehen bei der Ankunft auf einer Station angeht, so tun Sie am besten, Ihre Freude zu zeigen, daß Sie wieder dort sind, und sprechen dann in aller Liebe und Freundlichkeit mit den Mitbrüdern. Machen Sie mit dem Vorsteher (der Station) die Runde, so ist alles gut nachzusehen; aber es ist nicht gut, alles, was verbesserungsbedürftig ist, gleich zu tadeln. — Wenn Sie dann am folgenden Tage sagen: ‚Lieber P. N., darf ich Ihnen vielleicht einiges sagen, was mir beim Rundgang aufgefallen ist?' Dann weiter: ‚Warum machen Sie das so und so? Sollte es nicht besser sein, wenn Sie es so machten?' — Auch

[1] Brief vom 6. April 1901. [2] Brief vom 27. Juni 1904.
[3] Brief vom 25. September 1903.

können Sie aufschreiben, was Sie geändert sehen möchten. Je freundlicher Sie das machen, desto besser kommen Sie aus.

„Wollen Sie, lieber Mitbruder, nicht einmal auf diese Weise verfahren? Dabei werden Sie in Ton und Stimme alles, was herb oder kränkend klingt, beiseite lassen. Ich glaube, Sie würden so nicht nur Ihre Untergebenen mehr gewinnen, sondern auch Gott dem Heiligen Geiste mehr gefallen [1]."

* * *

Die Milde und Geduld, die der Generalsuperior so oft empfahl, sollte aber nicht in Schwäche ausarten. Die rechten Grundsätze sollten nicht dabei verleugnet werden. „Suchen Sie klug und zurückhaltend und doch auch mit einer gewissen Entschiedenheit aufzutreten und für den Frieden und alles Gute zu wirken [2]," schrieb er einem Missionsoberen; einem anderen: „Ich glaube, daß es Gottes heiliger Wille ist, daß wir für die richtigen Grundsätze treu einstehen und kämpfen. Der Erfolg steht in Gottes Hand. Oft wird er ausbleiben; oft aber auch durch kluge Beharrlichkeit und Anklopfen an der rechten Tür gewiß zu erlangen sein [3]."

Sehr entschieden war das Verhalten P. Arnold Janssens, wo es galt, gefährliche moderne Geistesströmungen von seiner Gesellschaft fernzuhalten. Korrekte und strenge Kirchlichkeit war der Grundton seines Wesens, und er fühlte bald heraus, wo es darin nicht stimmte. Ein römischer Prälat sagte einmal von ihm: „Er hat eine katholische Nase."

So achtete er auch genau auf die Vorgänge im Gebiete der kirchlichen Wissenschaften. Z. B. war er äußerst besorgt während der erregten Auseinandersetzungen, die sich an die Namen der Professoren Hermann Schell und Albert Ehrhard knüpften. Das Buch Ehrhards „Der Katholizismus und das 20. Jahrhundert" gestattete er seinen Priestern nicht zu lesen, bis tüchtige kritische Gegenschriften vorlagen, die dann zuerst gelesen werden mußten. Darin war er unerschütterlich. Bei dieser Gelegenheit übersandte er den Oberen seiner Gesellschaft nachstehende „Grundsätze in bezug auf das Lesen von Büchern [4]".

„Die Oberen müssen ein offenes Auge haben für die Bedürfnisse der Zeit und suchen, darin möglichst entgegenzukommen, jedoch nicht mehr als wahrhaft recht und nützlich ist; denn sie müssen stets das Bewußtsein ihrer eignen Verantwortlichkeit behalten. Darum können sie nie gezwungen werden, ein Buch anzuschaffen oder zum Lesen zu geben, wenn ihr Gewissen es verbietet.

---

[1] Brief vom 28. Oktober 1906. [2] Brief vom 29. November 1895.
[3] Brief vom 12. Oktober 1900. [4] Rundschreiben vom 5. April 1902.

„Manches kann ohne Schaden gelesen werden, aber noch lange nicht alles. Namentlich ist es bedenklich, zu viele gegnerische Schriften und zu wenig gute zu lesen. Das wirkt fast immer nach dem Sprichwort: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.

„Der Priester muß andere vor dem Lesen schlechter Bücher warnen und diese Grundsätze auch auf sich selbst anwenden. Sonst kann es ihm ergehen, wie es so manchen schon ergangen ist, die entweder ganz schlecht wurden oder doch in ihren Anschauungen und Grundsätzen eine bedeutende Einbuße erlitten.

„Besonders muß geachtet werden auf Bücher, die Gefahr bringen, unsere Anschauungen in bezug auf den Glauben oder die guten Sitten zu verderben, also auch die Schriften raffinierter Feinde des Glaubens....

„Außerdem sind aber auch höchst gefährlich solche Schriften, die von Zeit zu Zeit von Katholiken herausgegeben werden, die aber infolge einer herrschenden Zeitströmung oder blendender Scheingründe dahin wirken, eine verkehrte religiöse Richtung wachzurufen. Da ist es besonders Pflicht der Oberen, über ihre Untergebenen zu wachen. Haben diese einmal das Gift falscher Anschauungen eingesogen und dieselben im Kampfe mit anderen längere Zeit verteidigt, so ist es ungemein schwer, sie zu heilen.

„Beispiele hierfür sind jene Bücher und Lehren, die seinerzeit in Frankreich die jansenistische und in Deutschland und Österreich die febronianische, hermesianische und güntherianische Richtung hervorriefen. Da hat zuletzt die kirchliche Autorität die Heilung gebracht. Aber wie viele geistige Kämpfe und geistige Leichen hat es vorher und nachher gegeben, bis man zuletzt sich mit vieler Mühe und Anstrengung wieder sammelte und die Verkehrtheit der Richtung erkannte.

„Alles das muß der Obere wohl vor Augen haben und gewissenhaft erwägen. Deshalb soll er nicht zu leicht denken: Ich muß dieses oder jenes Buch zum Lesen geben; es wird so dringend verlangt. Im Gegenteil, die regulare Autorität ist dafür da, bei Gefahr die Untergebenen zu schützen, wie man die Früchte eines Gartens durch Zäune und Mauern vor Dieben und Räubern zu schützen pflegt.

„Wenn in einem speziellen Falle es einigermaßen oder gar dringend nötig scheint, ein Buch, worüber viel hin und her geschrieben wird, zum Lesen zu geben, so möge das auf jene beschränkt bleiben, für welche eine größere Notwendigkeit besteht. Und auch das möge nicht eher geschehen, bis infolge der Gegenwirkung die Gefahr sehr gering geworden oder gänzlich geschwunden ist.

„Im allgemeinen halte der Obere fest: auch wenn über ein Buch viel hin und her gestritten wird, so ist es darum doch nicht notwendig, es gelesen zu haben. Namentlich gilt das, wenn es Irrtümer enthält, die in einer glänzenden oder bestechenden Weise vorgetragen werden und durch ihre Umhüllung mit viel Wahrem noch schmackhafter gemacht sind. Wird viel darüber geredet oder geschrieben, so genügt es, das Nötige zu wissen. In dieser Beziehung ist es meistens schon hinreichend,

zu wissen, was in dem Buche Irriges und Verdächtiges gelehrt wird, und warum es irrig und verdächtig ist. Dies aber lernt man aus den Gegenschriften, welche darum an erster Stelle zur Kenntnis zu bringen sind, namentlich, wenn es ohne großen Zeitverlust geschehen kann. In wichtigen Fällen soll der Obere um so ruhiger und bedächtiger zu Werke gehen, je schwieriger der Fall ist, um den es sich handelt. Und wenn Kritiken oder Gegenschriften zur Kenntnis zu bringen sind, möge er jene auszuwählen suchen, die am ruhigsten, objektivsten und belehrendsten geschrieben sind."

* * *

Der Obere soll über alles Gott vor Augen haben, das ist P. Arnold Janssens Hauptregel, wie bei sich so auch für andere. „Ich bitte Sie," schreibt er einem Oberen in Südamerika, „sehen Sie der Zukunft mit Vertrauen entgegen. Suchen Sie vor allem Gott zu gefallen, und fürchten Sie nicht allzusehr das Mißfallen der Menschen! Ist ein Oberer im allgemeinen freundlich, beleidigt er nicht, sucht er aber im übrigen durchaus und, wenn nötig, mit Energie seine Pflicht zu tun, so kommt Gott der Herr ihm zu Hilfe. Und wenn er auch hier und da harte Worte hören muß, so ist das nicht so schlimm; wenn er nur seine Pflicht tut, so hilft Gott[1]."

In den Anforderungen an Untergebene muß der Obere sich vom gesunden Menschenverstand führen lassen und vor Überspannung des Bogens sich hüten. Einem Missionsoberen, der darin das rechte Maß schwer finden konnte, schrieb er:

„Sie sind bei der Verwaltung nicht gezwungen, nach Idealen zu handeln. Im Gegenteil muß ein guter Oberer auch die Schwachheiten der Menschen berücksichtigen. Gott der Herr verlangt von ihm nicht mehr, als er wirklich zu erreichen imstande ist . . . Von Ihren Erlassen habe ich einige gelesen, so weit die Zeit es mir erlaubte. Darf ich Ihnen vielleicht mitteilen, welchen Eindruck sie auf mich gemacht? Ich habe geglaubt, Sie sollten in der Weise nicht verfahren. Denn wir sind alle viel zu armselige Menschen, und wenn ein Vorgesetzter so hohe Ideale an die Wand malt, so denkt und sagt man: ‚Das ist zu hoch für mich, das kann ich nicht annehmen.' — Sie müssen die Höhe etwas niedriger wählen und nur hier und da die höchsten Ideale erscheinen lassen; aber dann auf solche Weise, daß man merkt, Sie fordern die Ausführung nicht, sondern halten sie bloß zur Erwägung vor, die geeignet ist, zu größerem Eifer anzuspornen[2]."

Das wichtigste am Oberen ist das gute Beispiel, und die Generalsuperior Janssen näher kannten, wissen, wie genau er es selbst mit dieser Pflicht nahm. Er schärfte das auch den Lokaloberen ein.

[1] Brief vom 7. April 1908. [2] Brief vom 22. Juni 1904.

„Der Vorgesetzte soll wissen,“ schreibt er einmal, „daß er von seinen Untergebenen scharf beobachtet wird; ferner daß er zur guten Wirksamkeit des Ansehens bedarf, und daß er sein Ansehen schädigt durch seine Fehler. Wahres Ansehen aber erlangt man nicht dadurch, daß man den großen Herrn spielt oder feine Bedienung verlangt, sondern durch gründliche Tugend. Besonders nötig aber ist, daß unsere Missionsvorsteher — der kirchliche und der genossenschaftliche — treue Söhne der Gesellschaft seien, ausgezeichnet durch Liebe zu derselben und beflissen, ihre Regel gut zu halten und andere zu ihrer treuen Beobachtung anzuleiten[1].“

Wie aus den angeführten Briefen hervorgeht, stellte Generalsuperior Janssen an die Tugend der Lokaloberen ziemlich hohe Ansprüche. Wenn er aber ihren Eifer erkannte, seinen Wünschen und Gottes Willen treu zu entsprechen, dann schätzte er sie auch sehr. Wußte er doch aus reichlichster eigener Erfahrung, wie schwierig die Aufgabe eines Oberen ist, der sich unter ständiger Selbstverleugnung im Dienste anderer zum Opfer bringen muß. Er fühlte mit ihnen wie ein guter väterlicher Freund, ermunterte und tröstete sie mit herzlichen Worten. So schrieb er dem Oberen eines großen europäischen Hauses folgenden Trostbrief:

„Sie schütten Ihr bedrängtes Herz aus. Es ist wahr, Sie würden es viel besser und ruhiger haben, wenn Sie eine Stelle wie in L. hätten. Aber, bitte, denken Sie an mich! Ich bin vor einen noch größeren Karren gespannt als Sie und habe nicht mehr die Jugendkraft, wie Sie sie noch haben . . . Wir müssen in Gottes Namen das Kreuz, das uns auferlegt ist, mit Geduld tragen und Gott um Einsicht und Kraft bitten zu tun, was Pflicht und Klugheit gebieten. Denken wir dabei an die Missionsoberen! Auch sie haben ein schweres Kreuz zu tragen und können es durchaus nicht allen recht machen, wie sie mir öfters schrieben. Dennoch dürfen sie die Flinte nicht ins Korn werfen, sondern müssen mit Geduld und Selbstüberwindung im Weinberge des Herrn weiterarbeiten.

„Übrigens soll man nicht bloß an das Mangelhafte denken, sondern auch an das Gute, und ich glaube, daß alle oder doch fast alle es gut meinen, wenn sie auch hier und da ein tadelndes Wort sprechen. Die meisten lassen sich doch leiten und suchen ihre Pflicht zu tun. Freilich müssen wir mit der Geduld einen rechten Starkmut verbinden.

„Gestern kam P. W. zu mir und berichtete, daß er nun auch schon ein richtiges Kreuz habe. Er erzählte mir vieles von heiligen Männern und Frauen auf, was sie trotz ihrer Heiligkeit haben leiden müssen. Aber ich glaube, es ist so Gottes Wille, gemäß den Worten der Schrift: Euntes ibant et flebant mittentes semina sua; venientes autem venient

[1] Brief vom 29. September 1895.

cum exultatione portantes manipulos suos[1]. Wenn die erste, dann wird auch die letzte Hälfte des Psalmwortes auf uns Anwendung finden. Wir erhalten im Jenseits einen überreichen Lohn für alle Schwierigkeiten und Leiden, werden aber durch die Trübsal auch hier Gott wohlgefälliger und erwerben uns größeren Segen. Wir wollen uns daher in den Tagen unseres Fleisches nicht weigern, dem göttlichen Heiland das Kreuz nachzutragen und es zu küssen, auch wenn es unsere Schultern etwas beschweren sollte[2]."

Mehr als alles andere legt P. Janssen den Missionsoberen die Pflege des guten Geistes, der Frömmigkeit und der Berufstreue, ans Herz. Das ist das Wichtigste, und kein sonstiger Erfolg könnte den Mangel in dieser Beziehung ersetzen.

„Ich finde es sehr gut," schreibt er einem Oberen, „wenn Sie es den Missionaren zur Pflicht machen, jährlich einen Monat auf einer Zentralstation zuzubringen, damit sie bei dieser Gelegenheit ihre geistlichen Übungen machen. Das wird in China bereits in Dätsja geübt, und zwar mit großem Segen. Bitte, machen Sie es ebenso und streben Sie mit zäher Festigkeit dahin, dieses jedes Jahr zuwege zu bringen! — Wollen Sie überhaupt es als Ihre erste und wichtigste Aufgabe betrachten, den guten Geist zu fördern! Um das aber zu erreichen, müssen Sie die guten Gelegenheiten benutzen, die Ihnen gegeben sind. An erster Stelle gehören hierher die jährlichen Exerzitien. In gleicher Weise vielleicht mit noch größerem Rechte wird dazu die Vorbereitung auf die ewigen Gelübde zu rechnen sein[3]."

„Die Erfahrung zeigt," so heißt es in einem anderen Briefe, „daß es für junge Priester überaus wichtig ist, sie sogleich bei Beginn der priesterlichen Wirksamkeit zu einem anderen Priester zu stellen, der recht gediegen ist, und den sie in möglichst vielen Dingen zum Vorbild und Beispiel nehmen können . . . Wollen Sie also dies Ziel recht fest ins Auge fassen und Rücksichten, die — wenn auch wichtig — doch nicht so wichtig sind, davor zurücktreten lassen, z. B. wenn der ältere Priester nicht der beste Sprachlehrer sein würde . . . Es kann auch manchmal sein, daß an einem Orte Hilfe sehr notwendig ist. Aber bitte darauf nicht zu viel Rücksicht zu nehmen[4]."

„Seien wir überzeugt," schreibt er im letzten Lebensjahr in einem Briefe, „daß ein beträchtliches Stück des Guten, was bisher geschehen ist, auf den Segen von oben zurückzuführen ist. Dieser ist aber um so größer, je mehr wir im Geiste des Glaubens und der Fröm-

[1] Sie gehen dahin und weinen, während sie ihren Samen ausstreuen; aber sie kommen mit Frohlocken, indem sie ihre Garben tragen. (Ps 125, 6.)

[2] Brief vom 20. April 1905. [3] Brief vom 22. September 1903.

[4] Brief vom 14. April 1906.

migkeit zu leben trachten. Tun wir das, so wird der Herr uns fromme und tüchtige Kandidaten zuführen und die Arbeiten aller unserer Priester segnen. — Ich möchte Sie zugleich bei dieser Gelegenheit bitten, doch ja treu und fest zusammenzustehen in der Pflege des frommen Geistes, der bisher geübt worden ist. Und wenn auch von uns das eine oder andere geschieht, was andere nicht tun — z. B. das Viertelstundengebet — so macht das nichts. Es kommt darauf an, ob es Gott gefällt. Auf ihn wollen wir immerdar unsere Augen richten, auf sein heiliges Wohlgefallen denken, und es wird uns nimmer schlecht gehen[1]."

Gegenstand besonderer Sorge war für den Gründer das gute Verhältnis zwischen den Priestern und Laienbrüdern in seiner Gesellschaft. Wenn auch ihre Aufgaben sehr verschieden waren und die Brüder durch dienende Hilfe die Arbeiten der Priester unterstützen sollten, so wollte er doch, daß Sie als Mitbrüder einander schätzten und liebten. In der Regel vom Jahre 1891 bestimmte er über diesen Punkt: „Priester und Brüder sind Söhne derselben Mutter, der Gesellschaft, und haben zum Vater denselben Heiligen Geist, weshalb sie sich mit brüderlicher Liebe lieben sollen. Wer aber diese Liebe verletzt und Zwietracht sät zwischen Priestern und Brüdern, verletzt das Auge des Heiligen Geistes und ist ein Feind der Gesellschaft."

Bei der Überweisung von Laienbrüdern an die Missionen kommt er mit herzlichen Worten auf dieses Anliegen zu sprechen. So schreibt er einem Missionar: „Dem Bruder L. werden Sie gewiß suchen, ein guter Vater zu sein. O wie sehr erleichtert es das Wirken, wenn diejenigen, welche miteinander zu arbeiten haben, sich bestreben, immerdar, so weit es geht, gütig und freundlich gegeneinander zu sein und alles das zu unterlassen, was geeignet ist, die Herzen zu entfremden[2]."

In einem anderen Briefe heißt es: „Wenn man die Brüder als gute Mitbrüder behandelt, ihnen Interesse zeigt und freundlich mit ihnen zu verkehren sucht, so ist es nicht schwer, mit ihnen gut auszukommen. Auch erleichtert man sich gegenseitig das Leben[3]."

Was er hier für das Verhältnis zwischen Priestern und Brüdern empfiehlt, sollte nach seinem Willen überhaupt für den Umgang in seiner Gesellschaft, besonders aber für den Verkehr zwischen Vorgesetzten und Untergebenen gelten. In seiner Ordensregel von 1891 spricht er sich darüber also aus:

„Da die Liebe alles vollendet, das Harte mildert, Schweres und Schwieriges erleichtert, so möge von allen dahin gestrebt werden, daß aus der Liebe alles hervorgehe. Der Vorgesetzte möge befehlen

[1] Brief vom 26. März 1908. [2] Brief vom 7. März 1905.
[3] Brief vom 7. März 1905.

als Vater, der Untergebene als Sohn gehorchen. Mit rauhen und harten Worten möge man sparsam sein, wenn nicht die Notwendigkeit zu solchen Worten zwingt. Alle aber mögen eines Sinnes mit frohem Herzen und heiterm Gemüte Gott dienen und sich gegenseitig lieben, so wie es sich geziemt für Mitbrüder, welche durch den Geist der Liebe in einer Genossenschaft vereinigt sind."

Einem Oberen, der häufiger mit Regierungsbeamten zu verhandeln hatte, schrieb Generalsuperior Janssen folgende Grundsätze für sein Verhalten. „Wollen Sie darauf achten, wenn Sie mit diesen Herrn zu tun haben, daß Sie mit einer gewissen edlen Noblesse auftreten; also einerseits entsprechend der Stellung, die Sie einnehmen, andrerseits entsprechend der Stellung derjenigen, mit denen Sie verhandeln. Man muß zurückhaltend sein und doch auch ein freies Wort mit Freimut und Edelmut auszusprechen verstehen, aber ohne zu verletzen. Vor Verletzungen muß man sich hüten; sonst ist man mit seinem Latein bald zu Ende. Darum muß man rücksichtsvoll sprechen, aber auch von aller Schmeichelei sich freihalten. Mir fällt da ein Wort des Bischofs Simar ein. Beim Abschied sagte dieser den Konviktoristen: ‚Meine Herrn, seien Sie immerdar edel und handeln Sie edel; damit gefallen Sie Gott und den Menschen!' — Ich habe es mir gemerkt, als ich es hörte, und es wird für alle gut sein, die Gott zu einer höheren Aufgabe beruft [1]."

In der Tat, Arnold Janssen war bestrebt, nach dieser Lebensregel seinen Umgang mit Menschen einzurichten. Er war eine durch und durch edle Natur. Freilich konnte er es nicht allen recht machen. Sein eigenartiges Wesen hat nicht selten unangenehm berührt und zur Kritik gereizt. Wir haben die Ursachen dafür kennengelernt. Was man aber auch immer an ihm auszusetzen hatte, die Reinheit seiner Absicht und der Adel seiner Gesinnung wurde auch von seinen Kritikern nicht angezweifelt. Wer ihn aber näher kennen und verstehen lernte, kam zu der Überzeugung, daß dieser Mann mit dem eisernen Willen ein gütiges, wohlwollendes Herz hatte, das teilnahmsvoll und warm für andere fühlte.

* * *

Es sind uns in dieser Darstellung schon manche Proben vorgekommen, die zeigten, wie rücksichtsvoll und edel P. Janssen gegen andere war, wie er seine Person und sein Werk bescheiden zurücktreten ließ, um andere zu fördern. Hier sei dieses Bild nach der Seite seines persönlichen Umganges noch durch einige Mitteilungen ergänzt.

Zuvorkommend und freundlich gegen jedermann, war er im persönlichen Verkehr sehr aufmerksam. Gern erwies er anderen einen

[1] Brief vom 10. Januar 1900.

Dienst und bereitete ihnen Freude, z. B. durch ein Geschenk in Bildchen oder Büchern. Als er das letztemal in Rom war (1907), besuchte er wie gewöhnlich die Heiligtümer der Ewigen Stadt. Eines Tages lud er den Bruder Koch vom Raphaelskolleg ein, ihn zu begleiten. Der Bruder mußte den Wagen besteigen, und sein Generalsuperior führte ihn zu den heiligen Stätten und erklärte ihm stundenlang ihre Geschichte und ihre Bedeutung. —

Für jede Aufmerksamkeit, die ihm erwiesen wurde, zeigte P. Janssen sich demütig dankbar, und er war sehr bedacht, anderen nicht beschwerlich zu werden. Wer zu ihm kam, konnte auf eine freundliche Aufnahme rechnen, wenn der Superior auch noch so viel zu tun hatte. Wie oft saß er gerade bei einer großen und wichtigen Arbeit, und dann kam jemand mit einer recht kleinlichen Bitte und störte ihn. Doch er verlor nicht die Geduld und Freundlichkeit. Ein Bruder erzählt folgendes Erlebnis.

„Als ich erst wenige Wochen in Steyl Lehrling war, bestimmte P. Superior, daß wir Lehrlinge an Sonntagen nicht mehr weiße Kragen tragen sollten, sondern ein schwarzes Kollar. Das paßte uns doch nicht recht und mir schon gar nicht; denn ich hatte gerade so schöne Kragen von Haus geschickt erhalten. An einem der nächsten Tage beratschlagten wir beim zweiten Frühstück über diese schwere Prüfung, und wie das große Leid abzuwenden sei. Die anderen Lehrlinge redeten mit Macht auf mich ein und drängten, ich solle sogleich zum P. Superior gehen und dort die weißen Kragen zu retten suchen. Daß die Kameraden noch einen ulkigen Hintergedanken hatten, ahnte ich nicht. Sie brachten mich richtig so ins Feuer, daß ich sofort in Bluse und Arbeitsschürze hinaufstürmte. Ich wurde gleich hereingelassen. P. Superior schaute von seiner Arbeit auf. Als ich meine Bitte vorgetragen, lachte er herzlich. Ich mußte mich setzen, und er fragte mich über allerlei, über Zuhause, wie es mir hier gefiel usw. Dann streichelte er gütig meinen Kopf und sagte, die neuen Kragen solle ich nur den Zöglingen schenken oder verkaufen. Die Lehrlinge würden ja später Brüder, und da sei es besser, wenn wir wie diese schwarze Kragen trügen. So entließ er mich. Trotz der abschlägigen Antwort war ich sehr vergnügt, weil er so mild und herzlich mit mir umgegangen war. — Neugierig fragten nun die anderen, und ich erzählte alles. „Aber was hat er denn gesagt, daß du so schwarz im Gesicht aussiehst?" — „Was? Ich schwarz?" — „Gewiß, so schwarz wie ein kleiner Schornsteinfeger." Und sie lachten aus vollem Halse. Ich aber lief und nahm einen kleinen Spiegel. Wahrhaftig! Ich war ganz rußig im Gesicht. Nun begriff ich, warum der gute P. Superior so herzlich lachte, und ich freute mich noch mehr über sein Benehmen; er hatte mich offenbar nicht beschämen wollen."

Züge solch väterlicher Güte, besonders gegen Brüder, Postulanten, Ministranten, sind den älteren Mitgliedern des Steyler Hauses noch manche in lebhafter Erinnerung geblieben.

Bei der großen Ausdehnung seiner Gründungen war es P. Janssen nicht möglich, jedem einzelnen seiner Untergebenen näherzutreten. Doch

wollte er keinen Brief ohne Antwort lassen. Da mußte dann öfters ein gemeinsames Schreiben für mehrere Empfänger aushelfen. Am Kopf des Briefes schrieb er alle Namen der Adressaten; der Brief machte bei allen die Runde und jeder brachte einen Vermerk an, daß er das Schreiben gelesen, worauf es die Rückreise nach Steyl antrat. Ein solcher Brief, für acht Patres in Togo bestimmt, lautet z. B. wie folgt.

„Die Liebe, Freude und Gnade des Heiligen Geistes sei mit Ihnen allen! Es liegen mir Ihre Schreiben vor, die Sie im Laufe des Jahres 1901 an mich zu richten die Güte hatten. Ich danke Ihnen bestens für die Nachrichten, die Sie sandten, und für die Glückwünsche, die Sie an mich richteten. Es sind Ihre Briefe mir jederzeit willkommen, und ich bewahre sie zum Andenken an Sie und Ihre Wirksamkeit in den Missionen sorgfältig in unserm Archiv. Freilich bedaure ich sehr, nicht jeden Brief an mich mit einem Gegenbrief beantworten zu können. Es ist mir leider unmöglich. — Es freut mich, daß es Ihnen gut geht und Gott der Herr Ihnen von Jahr zu Jahr weiteren Fortschritt spendet. An Leiden wird es Ihnen ja auch wohl so wenig wie mir fehlen, der ich damit reichlich gesegnet bin." — Dann erzählt er mit großem Interesse von den europäischen Häusern und ihrer günstigen Entwicklung und schließt: „Gott der Herr segne Sie alle[1]!"

Sobald Generalsuperior Janssen aber erfuhr, daß einer der Seinigen von Prüfungen und Traurigkeit bedrückt war, dann nahm er sich mit großem Mitleid seiner besonders an und suchte zu helfen, wie er nur konnte. Manche, die sich in schweren Versuchungen an ihn wandten, haben bei ihm große Beruhigung gefunden. Ein Bruder berichtet:

„Es war in den ersten Jahren meiner zeitlichen Gelübde, als ich von schweren Versuchungen geplagt wurde. Es quälte mich der Gedanke, daß ich nur in einem strengen Büßerorden Ruhe und Rettung für meine Seele finden könne. Lange quälte ich mich damit ab. Endlich faßte ich Mut und ging zum hochwürdigen P. Superior. Dieser hörte mich ruhig an, riet mir vom strengeren Orden ab und trug mir eine Übung auf zum Schutze gegen die Versuchung. Dann hieß er mich niederknien, und nun betete er — ich glaube aus seinem Brevier — über mich. Dann erteilte er mir den priesterlichen Segen und entließ mich mit ermutigenden Worten. Zu meiner großen Verwunderung war ich ganz frei von Versuchungen. Wenn ich aber später nachlässig wurde in der mir von P. Superior aufgetragenen frommen Übung, stellten sie sich wieder ein."

Einem Pater in Südamerika, der bei allen sonstigen guten Eigenschaften wegen seines etwas herben Charakters auf mancherlei Schwierigkeiten stieß und entmutigt war, schrieb der Generalsuperior in folgender Weise:

„Ich weiß, daß Sie schon verschiedene Unannehmlichkeiten erduldet haben und sage Ihnen deswegen herzliches Beileid. Doch hoffe ich, daß Sie sich auch zu der Anschauung erheben werden: ‚Nichts kommt von

[1] Brief vom 4. August 1901.

ungefähr, alles kommt von oben her.' Die Heilige Schrift sagt ja auch, daß ohne den Willen Gottes kein Sperling vom Dache fällt, daß denjenigen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten gereichen. Das gilt für alles, was uns trifft, auch wenn es uns von anderen Menschen zustößt. Gott sucht uns vollkommener zu machen, indem er uns Leiden schickt. Er wünscht, daß wir in allem seine Vaterhand sehen und alles mit Geduld auf uns nehmen. Ich denke, auch Sie werden sich bestreben, das zu tun. Wenn wir das aber tun, werden wir geistig gefördert, und die Bitterkeiten des Lebens werden nicht zu Bitterkeiten des Geistes. Wir sprechen vielmehr mit dem Psalmisten: Bonum mihi, quia humiliasti me! und küssen die Hand des Herrn, die uns schlägt. Glücklich die Menschen, die dazu imstande sind. Sie werden die Lieblinge Gottes, und der Herr segnet alle ihre Arbeiten.

„Ich schätze Sie, mein lieber P. N., und hoffe, daß auch Sie ein Liebling Gottes sind und das Wohlwollen der Menschen immer mehr erlangen. Aber wollen Sie nicht verzagen, wenn Sie merken, daß Ihnen dieses noch etwas fehlt. Ich weiß, daß Sie guten Willen haben und ein tugendhafter Mann sind. Ich denke auch, daß alles, was Sie bereits erduldet haben, dazu gedient hat, ihren Geist mehr und mehr zu vervollkommnen. Lassen Sie nur keine Unzufriedenheit in sich aufkommen, so zweifle ich nicht, daß alles gut, ja sehr gut auskommen wird[1]."

* * *

Am meisten aber offenbarte sich die väterliche Güte des Steyler Gründers in seiner **Sorge für die Kranken**. Er war wirklich ein wahrer Krankenfreund, voll Teilnahme und Aufmerksamkeit. In der Regel vom Jahre 1891 widmet er den Kranken einen längeren Abschnitt. Darin spricht sich seine edle Gesinnung wie folgt aus:

„Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum besten." (Rö 8, 28.) Dies sollen die kranken Mitbrüder bedenken und durch Geduld und Vertrauen sich stärken, wie der Psalmist, da er sprach: „Du bist meine Geduld, o Herr, Du meine Hoffnung von Jugend an." (Ps 70, 7.) Diejenigen aber, welche die Stelle der Gesellschaft für die Kranken vertreten, nämlich die Oberen, Krankenwärter und Köche, sollen für den schwererkrankten Mitbruder väterlich Sorge tragen.

„Mitbrüder, die schon zu erkranken beginnen, sollen **frühzeitig** an den Oberen oder den diensttuenden Krankenbruder sich wenden, damit dieser für sie sorge. — Dem schwerkrank daniederliegenden Mitbruder soll jede körperliche und geistige Sorgfalt zugewandt werden. Vor allem sollen sie oft durch die heilige Kommunion gestärkt und, wenn Lebensgefahr vorhanden ist, auch mit den Sterbesakramenten möglichst bald versehen werden.

„Damit für Schwerkranke **gut** gesorgt werde, muß sowohl der diensttuende Krankenbruder als auch der Koch recht mitleidig, und jeder

[1] Brief vom 22. Januar 1906.

in seinem Amte gut unterrichtet sein. Für alles dieses zeige sich der Kranke dankbar und sei stets geduldig. Sollte er aber zuweilen dennoch hierin fehlen, so möge es ihm wegen der Krankheit vergeben werden. Der dienstituende Krankenbruder aber sollte in dieser Tugend es niemals fehlen lassen.

„Wenn einer recht krank ist, so möge er niemals zu lange allein gelassen werden, damit er sich nicht verlassen fühle, sondern in allem soll gute Vorsorge für ihn getroffen werden. Auch soll es nicht an guter Lesung fehlen, wenn das dem Kranken gefällt. Er soll in seiner Nähe stets ein oder mehrere recht schöne Bilder haben, deren Anblick ihn tröstet. Ferner soll für gute Luft und Reinlichkeit im Krankenzimmer gesorgt werden. Auch verschaffe man, wo möglich, dem Kranken Dinge, die ihm Freude machen, z. B. Blumen, jedoch nicht duftende, da duftende im allgemeinen schädlich wirken, und dergleichen. Endlich trage man Sorge, daß er sich nicht wund liege."

Was P. Janssen so als allgemeine Regel festgesetzt hatte, betonte er häufig und bei Gelegenheit immer wieder für die Praxis. War er in Steyl, so besuchte er die Kranken persönlich, ja nicht selten täglich, sprach ihnen Trost und Mut zu, betete mit ihnen und segnete sie. Ein Bruder erzählt darüber aus eigner Wahrnehmung wie folgt. „Ungefähr ein halbes Jahr nach meinem Eintritt in Steyl wurde ich krank und mußte einige Zeit das Bett hüten. In diesen Tagen hatte ich Gelegenheit, die liebevolle Sorge des hochwürdigen P. Superiors für seine Untergebenen zu erfahren. Des Abends, wenn das gemeinsame Abendgebet in der Kapelle beendet war, besuchte er gewöhnlich noch die Kranken, um sie zu trösten und zu segnen. Er ging alsdann von Zelle zu Zelle im Krankenraum; so kam er auch zu mir, dem Bruderpostulanten, und erwies mir eine wahrhaft väterliche Sorgfalt. Er erkundigte sich, wie es mir gehe, ermahnte mich in der ihm eignen sanften Weise zur Geduld und zum Ertragen aus Liebe zu Gott. Dann zog er mir die Bettdecke bis über die Schultern und steckte sie zu beiden Seiten gut ein. ‚Daß du dich nicht erkältest!' sagte er dabei. ‚Zieht es hier nicht so nahe am Fenster?' Darauf machte er mir das Kreuzzeichen auf die Stirn und verließ unter wohlwollendem Lächeln mit dem Gruße: ‚Gelobt sei Jesus Christus!' meine Zelle. Nachdem er so alle Kranken besucht hatte, stellte er sich mitten in den Saal und betete das Gebet ‚Seele Christi, heilige mich!' vor, und wir Kranken beteten es mit ihm. — Mir, dem armen Postulanten, hat diese Handlungsweise des hochwürdigen P. Superiors ungemein wohlgetan."

Weilte der Gründer auf Visitationsreisen in der Ferne, dann kam er in seinen Briefen öfters auf die Kranken zu sprechen. Er grüßte sie, sprach ihnen seine Teilnahme aus und tröstete mit herzlichen und frommen Worten. Als bei den Missionsschwestern einmal der Ge=

sundheitszustand recht zu wünschen übrigließ war er sehr beflissen, den Kranken Hilfe zu verschaffen und Besserung herbeizuführen. In einem längeren Briefe gab er eingehende Anweisungen. Darin heißt es:

„Wollen Sie", so schrieb er der damaligen Oberin, „mit mütterlicher Sorgfalt dafür sorgen, daß die Schwestern genugsam Bewegung erhalten, namentlich an jenen Tagesstunden, wo es am zuträglichsten für sie ist. Wenn sie sonst fleißig sind, kann ihnen das schon gewährt werden. Schwache Schwestern sollen kaum mehr als die vorgeschriebene Zeit in der Kirche sein und selbst hierin, wenn nötig, dispensiert werden. Sie und manche andere tun besser, statt nach dem Abendgebet noch in der Kirche zu beten, es draußen zu tun. Wenn schöne Abende sind, können Sie die Zeit aufschieben, wo zu Bett gegangen werden muß. Sie haben ja, Gott sei Dank, eine gute kräftige Natur; darum müssen Sie, um richtig zu urteilen, solche fragen, die nicht so kräftig sind ... Und da so viele blutarm sind, so sorgen Sie für gute kräftige Kost, insbesondere für gute, kräftige Suppen. Leichte Bouillonsuppen darf es höchstens einmal in der Woche geben; geben Sie zweimal Erbsen- und zweimal Bohnensuppe. Und wenn mal eine Speise weniger Nahrung enthält, müssen die anderen dafür um so besser sein[1]."

Ein anderes Mal schreibt er: „Bitte, sorgen Sie doch gut für die kranken und alten Schwestern und nicht zuletzt für sich selbst! Sie haben die Macht, in solchen schweren Zeiten alle Erleichterungen zu gewähren, die wünschenswert sind, z. B. länger schlafen, oder früher zur Ruhe gehen, oder daß Schwestern nachmittags ruhen. Auch können Sie besseren Tisch und mehr Erholung geben, wenn das wünschenswert erscheint ... Ich grüße alle Kranken bestens ... ihre Zahl ist ja gegenwärtig groß. Möge der Herr sie und die Krankenwärterinnen stärken, so daß den Kranken einerseits die nötige Pflege zuteil werde, andrerseits sich jene nicht aufreiben. Wie sehr hat mich der rasche Tod der guten Schwester Ewalda betrübt! Hoffentlich betet sie jetzt im Himmel für die krank Daniederliegenden[2]."

* * *

Aus den letzten Zeilen klingt bereits seine Teilnahme bei Todesfällen heraus. Wohl zeigte sich gerade bei solchen Prüfungen die Macht seiner übernatürlichen Geistesrichtung in voller Stärke. Aber das berechtigte menschliche Empfinden wurde dabei nicht vergewaltigt, sondern geadelt und verklärt. Zumal wenn der Tod unter seinen ersten Helfern und Helferinnen bei der Gründung seines Werkes Ernte hielt, wurde P. Janssens Herz tief davon berührt. So war es besonders beim Tode seines Bruders Johannes und der Patres Eickenbrock und Holthausen. Einblick in die Stimmung, die dadurch in ihm geweckt wurde, läßt uns ein Brief tun, den er beim Tode der ehrwürdigen

[1] Brief vom 6. Mai 1899. [2] Brief vom 11. April 1903.

Mutter Josepha, der zweiten Oberin der Steyler Missionsschwestern, von St. Gabriel aus an die Schwestern richtete. Er schreibt:

„Soeben empfing ich, als ich nach dem Abendgebet in die Krypta hinabging, um noch etwas zu beten, aus der Hand des P. Rektor Wegener ein Telegramm mit den Worten: ‚Schwester Josepha ist tot.' — Ich antwortete: Requiescat in pace! Wir wollen hoffen, daß sie morgen früh (Christi Himmelfahrt) mit dem göttlichen Heiland den Einzug in den Himmel hält." — „Das habe ich auch schon gedacht," antwortete er.

„Ich habe mich dann daran gegeben, um sogleich den heiligen Kreuzweg und ein paar Rosenkränze für die verstorbene gute ehrwürdige Mutter zu beten. — Dieser Todesfall ist wieder ein harter Schlag für mich, indem ich einer weitern Stütze beraubt worden bin, welche Gott der Herr zum Werke der Klostergründung mir an die Seite gegeben hatte. Es ist auch ein harter Schlag für die Schwestern, indem sie eine gute Mutter verloren haben, welcher mit Recht den Namen einer Mitbegründerin der Genossenschaft der Dienerinnen des Heiligen Geistes zukommt. Aber denken wir: Gott hat sie gegeben, Gott hat sie genommen! Der Name des Herrn sei gebenedeit, auch wenn er schlägt und verwundet!"

Dann würdigt er eingehend die Tugenden und das vorbildliche Leben der Verstorbenen und schließt: „Ich möchte diese schlichten Zeilen als einen Blumenkranz der Anerkennung auf das Grab der beiden geliebten Mütter Maria und Josepha legen. Mögen Sie, geliebte geistliche Töchter, alle das fromme Andenken Ihrer beiden ehrwürdigen Mütter in Ehren halten und ihr Tugendbeispiel treu nachahmen[1]!"

Fassen wir die gewonnenen Eindrücke über den Geist des Steyler Stifters kurz zusammen: P. Arnold Janssen steht vor uns als ein durch und durch lauterer Charakter, gerecht und wahr, pflichtgetreu und selbstlos, als tieffrommer Priester und wahrhaft edler Mann. Er hat alle Kräfte, Verstand und Herz eingesetzt, um seiner Lebensaufgabe zu entsprechen, einzig und allein getragen von der Absicht, Gottes Willen zu erfüllen. Bewundern wir mit Recht die Erfolge seiner Arbeiten, so nötigen uns noch mehr die Tugenden seines Herzens Hochachtung und Verehrung ab. Dadurch ist er ein leuchtendes Vorbild den Seinigen, ein Retter und Wohltäter für unzählige Seelen geworden; gerade dadurch auch der gute und getreue Knecht, der es verdiente, über vieles gesetzt zu werden und nach einem unermeßlich segensreichen Wirken im Weinberge Gottes einzugehen in die Ruhe seines Herrn.

[1] Brief vom 20. Mai 1903.

Siebter Teil.

Zur ewigen Heimat.

1. Es will Abend werden.

Am 5. November 1907 feierte die Gesellschaft des Göttlichen Wortes den 70. Geburtstag ihres Stifters. Er gestaltete sich zu einem großen schönen Familienfest, zu einer Offenbarung kindlicher Dankbarkeit und herzlicher Liebe von 399 Priestern, 725 Brüdern und Brüdernovizen und 494 Ordensschwestern, die im Jubilar P. Arnold Janssen ihren geistlichen Vater verehrten. Aus der ganzen Welt liefen die Glückwunschschreiben und die Beweise dankbarer Aufmerksamkeit und Hochschätzung ein.

Am rührendsten war die Kundgebung im Mutterhause zu Steyl. Hier wurde das Fest gehoben durch die Anwesenheit des Missionsbischofs Henninghaus, der gerade in Europa weilte. In seiner Festrede faßte dieser in packenden Worten die Lebensarbeit des ehrwürdigen Gründers des Steyler Missionswerkes zusammen. „Ich komme im Namen von 40 000 chinesischen Christen," sagte er, „die Ihnen, hochwürdigster Herr P. Generalsuperior, die Gnade des Christentums verdanken und für Sie beten; ich komme im Namen von 43 000 Katechumenen, die Ihnen ebenfalls danken, und es beten für Sie die mehr als 150 000 Kinderseelen, denen durch die Taufe vor dem Tode das Himmelstor geöffnet wurde. So hat sich der Spruch, der hier über uns steht, bewährt: „Ich habe euch erwählt, damit ihr gehet und Frucht bringet."

Der gefeierte Priestergreis und Ordensstifter aber saß sinnend inmitten der Freudenkundgebungen seiner Kinder. Er hörte ihre Grüße und Segenswünsche, ihre Dankesworte und Anerkennungen, sah ihre Bemühungen, ihm auf jede Weise Liebe auszudrücken und Freude zu bereiten, und er lächelte still und gütig zu allem, was um ihn vorging. Vor seinem Seelenauge aber zogen die siebzig Jahre seines Lebens vorüber, wie siebzig Herolde der göttlichen Güte und Barmherzigkeit, die ihm kündeten, was Großes der Herr an ihm getan. Er sah sich

wieder in der frommen Familie, die das Fundament zu seinem Lebensglück gelegt; sah, wie der Herr ihm, dem wenig bemittelten Knaben, die Wege zum Priestertume ebnete, wie er ihn auf seine Lebensaufgabe von Stufe zu Stufe vorbereitete, wie er ihn schließlich zu seinem Werkzeug erkor, um der Kirche Gottes zwei Ordensgesellschaften zu schenken, die Hunderttausenden armer Heiden aus ihrer geistigen Nacht den Weg des Heiles und des ewigen Lebens führen sollten.

Und als sich P. Janssen am Schlusse der Feier erhob, um den Seinigen ein Dankwort zu sagen, da fühlte er sich mächtig gedrängt zu einem Magnifikat auf die Liebe Gottes, um all der Wohltaten willen, womit sie sein Leben angefüllt hatte. Er führte alles auf Gott allein zurück und pries in rührend dankbaren Worten, von seinem Tauftage angefangen bis zur gegenwärtigen Stunde, die herablassende Vatergüte Gottes, die sich an ihm, den „unvollkommenen, unwürdigen Werkzeug", so sehr offenbart habe. Besonders hob er die Gnaden des Priester- und Ordensberufes hervor und das große Glück, daß er nunmehr bereits 400 Kandidaten zum Priestertume habe führen dürfen.

Als Antwort auf die sehr zahlreichen Glückwünsche aus der Ferne veröffentlichte der Generalsuperior ein Dankschreiben im „Nuntius Societatis". Darin heißt es:

„Für alle diese Liebesbeweise sage ich herzlichen Dank. Sie kommen von denjenigen, die mich ihren geistlichen Vater nennen und die ich selbst als meine teuren Söhne und Mithelfer von ganzem Herzen in Gott dem Herrn liebe. Darum muß alles das um so wertvoller in meinen Augen sein. Deshalb danke ich um so herzlicher und bitte den guten Gott, alle meine mir so teuren Mithelfer reichlichst dafür zu belohnen und uns alle immer mehr in heiliger Liebe untereinander und vor allem mit ihm, unserm höchsten Gute, zu verbinden.

„In das Lob aber, das manche mir gespendet, kann ich nicht einstimmen, sondern muß vielmehr bestens danken für die Nachsicht, welche sie mit ihrer Liebe verbanden, und für die vielen, zum großen Teil vieljährigen, mit großer Anstrengung und vielen Opfern verbundenen Dienste, welche Sie der Gesellschaft geleistet haben und durch welche diese zu jenem Stande gekommen ist, auf welchem sie sich gegenwärtig befindet.

„Ich weiß, daß auch ich Pflichten gegen Sie alle habe, und ich bitte um Verzeihung wegen aller Fehler und Mängel, die ich in Erfüllung derselben mir habe zuschulden kommen lassen. Ich bitte Gott den Herrn, daß er um der Gebete willen, die Sie alle bei dieser Gelegenheit zu Gottes Thron emporgesandt haben und noch täglich verrichten, mir trotz meiner Armseligkeit die Gnade und Kraft verleihe, alle diese Pflichten immer besser zu erfüllen und so mich auf meinen Tod vorzubereiten.

„Zugleich möchte ich Sie bitten, für mich zu beten, daß Gott der Herr mir helfe, Ihm immer mehr von ganzem Herzen, und zwar mit immer

besserer Erkenntnis meiner eignen Nichtigkeit und Ohnmacht, zu danken für die großen Gnaden, die er ohne mein Verdienst in diesen 70 Jahren mir geschenkt hat. Ich möchte deshalb auch die Gebete, die Sie bei dieser Gelegenheit für mich zu Gottes Thron gesandt haben, aufopfern zur Danksagung für diese großen Wohltaten und Gnaden.

„Als ich mit der Gründung der Gesellschaft anfing, hielt man allgemein dafür, daß dieses Werk mißlingen würde. Und die so dachten, hatten vollkommen recht, indem sie meine Armseligkeit betrachteten. Trotzdem aber hat es Gott dem Herrn gefallen, das Werk gelingen zu lassen, und zwar auf eine Weise, die ich nie für möglich gehalten.

„Offenbar ist in den 32 Jahren, seit die Gesellschaft besteht, schon manches Gute geschehen, und hie und da mehr, als sich den Augen der Menschen dargestellt hat. Aber alles dieses war ja die Folge der Arbeiten jener, die Gott der Herr in die Gesellschaft geführt hat. Sie haben schon viele tausend Heiden bekehrt, viele Kinder und Erwachsene belehrt, vielen das heilige Taufsakrament gespendet, vielen ihre Sünden vergeben und sie mit dem Brote des Lebens gespeist; viele, welche laue und träge oder schlechte Christen waren, sind durch sie gebessert und auf den Weg des Heiles geführt worden. So ist hoffentlich schon eine recht große Zahl im schönen Himmelreich, welche ihr Glück den Arbeiten der Gesellschaft des Göttlichen Wortes verdanken.

„Unterdessen ist sie dahin gelangt, daß sie gegenwärtig, wie bei der Feier erwähnt wurde, 399 Priester, 691 Brüder und 1002 Zöglinge und Alumnen zählt. Dazu kommen 460 Missionsschwestern und 34 Klausurschwestern, die der Genossenschaft der Dienerinnen des Heiligen Geistes angehören. Diese ist aus unserer Genossenschaft hervorgegangen, und ihre Angehörigen vereinigen sich mit uns, um Gott zu verherrlichen und Seelen zu gewinnen. Auch sie nennen mich ihren geistlichen Vater. Auch sie haben in allen Weltteilen mit unsern Priestern und Brüdern gewetteifert, für Gott zu leben und im Dienste der Missionen sich zu opfern. Sie haben auch mir ihre Glück- und Segenswünsche dargebracht und ihre Dankbarkeit bezeigt. Darum gilt, was ich für die Priester und Brüder gesagt habe, auch für sie . . .“

Dann ermahnt er die Seinigen, fleißig und eifrig weiter zu arbeiten, zugleich aber auch die eigne Heiligung zu pflegen. „Je mehr die berufenen Diener und Dienerinnen Gottes an der Heiligung ihrer selbst arbeiten, um so mehr segnet Gott ihre Gebete und Opfer. Wir wollen darum niemals uns selbst und unsere eigne Ehre suchen, sondern stets nur Gott und seine größere Ehre. Das sei der Mittelpunkt all unseres Strebens. Wir dienen einem großen und erhabenen König, der seine Diener nicht königlich oder kaiserlich, sondern göttlich belohnt. Darum wollen wir auch mit noch mehr Eifer und Hingabe für ihn arbeiten, als die Menschen tun, die sich bis tief in die Nacht hinein plagen, um Ehre und Geld zu erwerben.

„Wenden Sie sich dabei besonders an Gott den Heiligen Geist! Unsere Gesellschaft ist ja seiner besonderen Verehrung geweiht. Kar-

dinal Simeoni, Präfekt der Propaganda, unter dessen Schutz die Gesellschaft emporgeblüht ist, sagte einst von uns: ‚Es ist kein Wunder, daß Sie soviel Segen haben, denn Sie verehren besonders Gott den Heiligen Geist.' — Ich füge bei: dieser Segen des großen Vaters der Gnade, des Lichtes und der Stärke wird auf der Gesellschaft ruhen bleiben, so lange sie ihn kindlich verehrt und liebt und für seine Verehrung eifert. Eben das sollen wir tun, und er verlangt es von uns. Deshalb wird er auch seinen besonderen Segen zurückziehen, wenn ihm dieses nicht von uns zuteil wird.

„Doch nun schließe ich, indem ich Ihnen allen meinen priesterlichen und väterlichen Segen spende. Es segne Sie der allmächtige und barmherzige Gott der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Amen.

Die Gnade, Liebe und Freude des Heiligen Geistes sei mit Ihnen allen! Arn. Janssen, Generalsuperior."

* * *

Unter den vielen Wünschen, die dem Steyler Stifter bei diesem Feste ausgesprochen wurden, kehrte natürlich am häufigsten der eine wieder, daß ihm noch viele Jahre gesegneter Wirksamkeit beschieden sein möchten. Sie sollten aber nach Gottes Ratschluß keine Erfüllung finden. Wenig mehr als ein Jahr nach dieser Jubelfeier herrschte im Steyler Missionshause tiefste Trauer, und seine Angehörigen sangen ihrem geistlichen Vater das Requiem. Allerdings kam dieser Trauertag nicht ganz unerwartet; er hatte seine Schatten schon aus der Ferne auf das Jubelfest von November 1907 geworfen. Mit der Gesundheit des siebzigjährigen Steyler Gründers stand es nicht mehr gut.

Arnold Janssen war in der Jugend stets schwächlich gewesen. Noch zur Zeit der beginnenden Gründung in Steyl hielten ihn viele für schwindsüchtig und wollten ihm ein baldiges Ende voraussagen. Doch wurde seine Gesundheit gerade von da an viel fester, und er konnte ungemein ausdauernd tätig sein. Wohl erkrankte er in den Jahren 1884 und 1900 schwer an Lungenentzündung, doch überwand seine kräftige Natur diese Anfälle recht gut. 1894 verlor er auch längere Zeit infolge einer Erkältung völlig die Stimme. Sie kehrte auf einer Bahnfahrt zwischen Köln und Bonn plötzlich zurück. Von seinem 65. Lebensjahr an fühlte er sich besonders rüstig, und vieles sprach dafür, daß ihm ein hohes Alter beschieden sein könnte.

Da stellte um Weihnachten 1904 der Arzt Diabetis (Zuckerkrankheit) bei ihm fest. P. Janssen hatte zeitlebens wenig Rücksicht auf seine Person genommen und war so sehr an rastlose Tätigkeit gewöhnt, als daß er sich größere Schonung hätte auferlegen können. So arbeitete er denn in bisher üblicher Weise weiter und wollte von besonderen Mitteln zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nichts wissen. Langsam aber beharrlich zehrte das Übel an seiner Lebenskraft. Zwar feierte

er das siebzigste Wiegenfest noch in ziemlicher Frische. Aber die Sorge seiner näheren Umgebung wegen seines Zustandes sollte sich nur zu bald als begründet erweisen.

Gegen Mitte Februar 1908 trat er seine gewohnte Visitationsreise nach Österreich an. Er war schon recht leidend; aber sein hohes Pflichtgefühl drängte ihn. In St. Gabriel blieb er bis zum 23. Juni. Wie sehr er auch hier sich der Arbeit widmete, geht daraus hervor, daß er während dieser Zeit allein an den hochwürdigen P. Assistenten und seine Räte in Steyl 71 Briefe sandte, die vielfach recht umfangreich sind und über wichtige Angelegenheiten handeln, die ihn viel Überlegung gekostet haben. Dazu der Briefwechsel mit den anderen Häusern in Europa und allen Missionen! Da ist es begreiflich, daß die Krankheit recht bedenkliche Fortschritte gemacht hatte.

Der Kranke setzte große Hoffnung auf die Einwirkung der kräftigen Gebirgsluft im schönen Salzburger Lande, und er entschloß sich zur Weiterreise nach St. Rupert bei Bischofshofen. An die Priester von St. Gabriel richtete er folgende herzliche Abschiedsworte, die letzten, die er dort gesprochen.

„Ich stehe im Begriffe, demnächst dieses Haus zu verlassen, möchte es aber nicht tun, ohne einige Worte an Sie gerichtet zu haben. Zunächst danke ich hier für alle Liebe und Freundlichkeit, welche während der vier Monate meines diesjährigen Aufenthaltes in diesem Hause mir von seiten des hochwürdigen P. Rektor und aller Priester zuteil geworden sind. Leider habe ich diesmal so wenig entgegen tun können, da ich fast die ganze Zeit an mein Zimmer gebannt war. Ich muß die sorgsame Pflege, die mir zuteil geworden ist, dankbar anerkennen. Gott der Herr möge alles vergelten!

„Ich spreche diesmal zu Ihnen mit dem Bewußtsein, daß es vielleicht das letztemal ist, wo ich einige Worte an Sie richten kann. Denn ob ich nächstes Jahr wiederkommen werde, weiß ich nicht ... Vielleicht werde ich dieses mir so teure Haus und das damit verbundene Heiligtum des Heiligen Geistes nicht wiedersehen. Und ich selbst möchte dies glauben, da meine Krankheit sich stärker und stärker entwickelt. Freilich kann es sein, daß noch ein Umschlag eintritt, und daß ich noch das nächste Generalkapitel erlebe ... Aber ob das bei mir der Fall sein wird? Ich bezweifle es. Mir kommt es vor, als ob der Tod mehr und mehr herannaht. Deshalb fühle ich das Bedürfnis, mich auf denselben entschieden vorzubereiten. Meiner Stellung entsprechend muß ich deshalb Gott den Herrn bitten, er möge mir die Gnade verleihen, alles das noch zu ordnen und zu vollbringen, was für das Wohl der mir so teuren Gesellschaft am meisten nötig ist. Bitte, wollen Sie mich darin mit Ihrem Gebete unterstützen." — Dann wies er hin auf

den großen Segen Gottes, der ihm und seinem Werk durch 33 Jahre so reichlich zuteil geworden, ermahnte nochmals herzlich zur „unendlich wichtigen Pflege des guten inneren Geistes“ und empfahl eindringlich seine Lieblingsandacht, die besondere Verehrung des Heiligen Geistes.

* * *

Als die Generalräte in Steyl erfuhren, wie besorgniserregend der Zustand des teuren Kranken sich verschlimmert habe, drängten sie ihn mit liebevoller Gewalt, doch alle Arbeit niederzulegen und auf sechs Wochen nach Neuenahr zur Kur zu reisen. Aber P. Janssen hatte auf Grund eines ärztlichen Gutachtens hin wenig Vertrauen zu einer Trinkkur für Leute seines Alters. Außerdem dachte er an sein Beispiel und schrieb dem P. Generalassistenten zurück: „Erlauben Sie, daß ich auf die großmütig angebotene Kur verzichte. Es ist wirklich besser, wenn ich es nicht nötig habe. Man wird sonst in Zukunft sich auf mein Beispiel berufen und ähnliche Bitten stellen, wo es eigentlich gar nicht nötig ist. Sie würden dann noch sehr große Schwierigkeiten haben, derartige Bitten, auch in Fällen, wo Sie sich nicht darauf einlassen können, abzuschlagen [1].“

P. Generalassistent versuchte es nun, durch den Bischof Dingelstad von Münster, der an derselben Krankheit litt und als Studiengenosse mit P. Janssen eng befreundet war, diesen doch noch nach Neuenahr zu bringen. Dieser ging auf die Bitte ein und antwortete: „Ich habe sofort an meinen lieben alten Freund nach Salzburg geschrieben und ihm erzählt, daß Kardinal Fischer morgen nach Neuenahr reise und ich nächste Woche folgen würde, und ihn dringend gebeten, er möge doch gleich herüberreisen und das ‚tres faciunt collegium‘ möglich machen [2].“

Doch der Generalsuperior konnte sich auch auf diese dringende Einladung nicht entschließen, seine Ansicht und seinen Plan zu ändern. Er hoffte in St. Rupert Besserung zu erreichen und blieb bis zum 6. August dort. Wohl war ein kleiner Fortschritt zu verzeichnen; aber der Kranke täuschte sich nicht über den Ernst seines Zustandes. In seinen Abschiedsworten an die Bewohner von St. Rupert sagte er: „Wie Ihr wißt, leide ich an einer unheilbaren Krankheit, die demnächst mein Ende herbeiführen wird. Ich bin etwas länger hier geblieben, um meine Gesundheit in dieser Gebirgsluft zu stärken. Es ist das auch erfreulicherweise gelungen. Aber wie lange diese Besserung anhalten wird, ist Gott allein bekannt. Es kann ja sein, daß ich noch verschiedene Jahre lebe und auch noch wieder zurückkehre. Es kann aber auch sein, daß dieses das letztemal ist; darum habe ich in

[1] Brief vom 29. Juni 1908. [2] Brief vom 5. Juli 1908.

St. Gabriel Abschied genommen und möchte es auch hier tun. Ich bitte, wenn ich nicht mehr bin, in treuer Erfüllung aller Pflichten und in der Unterstützung der Oberen in ihrem schweren Amte fortzufahren. Ich habe die heiligen Messen und Kommunionen diesen Morgen Gott dem Herrn aufgeopfert, damit er mir Zeit gebe, das zu tun, was ich noch zu vollbringen habe und mich so auf das Jenseits vorzubereiten, daß ich nach dem Tode bald zur Vereinigung mit ihm gelangen kann."

Von St. Rupert begab sich der P. Generalsuperior zur Visitation nach St. Wendel und verblieb hier bis Ende September. Geistig war er immer noch recht frisch und entwickelte anhaltend eine erstaunliche Tätigkeit. Körperlich hielt zwar die Besserung noch ziemlich an. Doch der Zustand zeigte sich recht schwankend und empfindlich. Die nächste Zukunft versprach nichts Gutes.

* * *

Die Stimmung des Kranken war die eines ganz zufriedenen guten Kindes. Ja, er war heiter und guter Dinge, und gerade in den Monaten, die er in St. Rupert und St. Wendel zubrachte, versuchte er sich noch ziemlich viel in religiösen Gedichten. Er nennt sich zwar selbst einen schlechten Sänger; aber sein frommes Herz suchte nach Ausdruck für die Stimmungen des Dankes und die Gefühle der Liebe gegen Gott, von denen seine Seele am Abende des Lebens überströmte. Darum muß auch eine Probe aus diesen Ergüssen hier Platz finden. Es liegen aus dieser Zeit 33 Gedichte vor, die zum Teil recht lang sind. Alle zusammen betitelt er „Liederkranz zum Abschied vom Erdenleben". Die ersten vier richtet er an die heiligste Dreifaltigkeit und jede der göttlichen Personen. Das Gedicht zu Ehren des himmlischen Vaters hat folgenden Wortlaut.

Mein erstes Lied auf dem Wege zum Tode.

Es naht das Ende meiner Tage,
Und mich erwartet nun der Tod.
Sei dann, o Gott, mein guter Vater
Und schenke mir dein Freudenbrot.

Verzeih', was ich gefehlt auf Erden,
Und tauch' es ein in Jesu Blut.
Der Geist der Liebe sei mein Helfer
Und du, o Vater, lieb und gut.

Fest hab' geglaubt ich deinen Worten
Und lehrte andere kennen dich,
Ich danke dir für diese Gnade,
Mit deiner Lieb' umfange mich!

Auf dich hab' ich gehofft auf Erden,
Vertraut in jeder Not und Pein.

Drum lasse nun mein Erbteil werden,
Bei dir, o guter Gott, zu sein.

Du halfest mir, stets dich zu lieben,
Von deiner Lieb' zu reden oft.
Zu dieser Liebe führ' uns alle;
Vollende, was ich treu gehofft!

Gering nur waren meine Werke,
Du aber warst im Schwachen stark.
Vollbrachtest, was ich nimmer konnte,
Du warest meiner Seele Mark.

Drum rufe nun mich, dich zu schauen,
So wie den Sohn, den du gesandt,
Nebst jener Liebe eurer Herzen,
Den Heil'gen Geist im Jubelland. Amen.

Aus dem ganzen Verhalten P. Arnold Janssens in den letzten Monaten seines Lebens erkennt man deutlich, daß der Tod für ihn nichts Beängstigendes hatte. Er sah ihm mit der Ruhe eines Gotteskindes entgegen, das sich ganz in der Hand des guten himmlischen Vaters fühlt. Mit dem Gedanken an den Tod hatte er sich schon lange vertraut gemacht, und in seinen Briefen klingt er selbst schon seit Jahren hin und wieder sein Totenglöcklein an. „Was mich angeht," heißt es in einem Schreiben an die Schwestern, „so bin ich schon 65 Jahre alt. Deshalb muß ich mehr und mehr an mein herannahendes Ende denken und dementsprechend trachten, alles so zu ordnen, daß es auf die Dauer bleiben kann[1]."

Trotz der Krankheitsbeschwerden wollte er sich von den Mühen und Sorgen seines Amtes nicht trennen. Bis zur letzten Stunde wollte er treu im Kriegsdienste des Lebens ausharren. Aber mit seinen Gedanken und der Sehnsucht seines Herzens eilte er schon hinüber in die bessere Heimat. Sie leuchtete bereits nahe vor ihm auf und verklärte mit ihrem köstlichen ewigen Lichte die Abendstunden seines Lebens.

In dieser Stimmung kam der Generalsuperior Ende September nach Steyl zurück.

2. In Gott vollendet.

Schon bald nach der Rückkehr machte sich ein rasch zunehmender Kräfteverfall bemerkbar. Die Krankheit trat in ihr letztes Stadium. Der P. Generalassistent Blum mußte die Leitung der Gesell-

[1] Brief vom 9. Juli 1902.

schaft übernehmen, und die beiden Generalräte P. auf der Heide und P. Bodems widmeten sich mit aller Hingebung dem kranken Superior. Ihnen zumeist verdanken wir die nachstehenden Mitteilungen über seine letzten Lebenstage. P. auf der Heide insbesondere veröffentlichte einen längeren Bericht darüber im „Nuntius Societatis", der größtenteils hier wiedergegeben wird.

Am Tage vor Allerheiligen sagte P. Janssen zu seinen Tischgenossen, dem P. auf der Heide und seinem Sekretär P. Stolte: „Ich weiß nicht, was es mit mir geben wird. Es geht in meinem Körper eine Veränderung vor sich; ich fürchte einen Schlaganfall. Sie haben wohl bemerkt, wie ich heute morgen in meinen Bewegungen so unsicher war." — Des Nachmittags beim Kaffee und auch beim Abendessen fiel es auf, daß der Kranke einige vor ihm auf dem Tische stehende Speisen nicht mehr sah. Auf die Frage, ob er sich nicht wohl fühle, antwortete er: „Ich bin zufrieden."

Am anderen Morgen, dem Feste Allerheiligen, erschien der Generalsuperior nicht gleich beim gemeinsamen Morgengebet; er kam zu spät, was sonst nie vorkam. Nach der Betrachtung verließ er sofort die Kapelle, kam nach einiger Zeit zurück, um abermals fortzugehen. Schließlich bat er P. auf der Heide, ihm die heilige Kommunion zu reichen; er konnte selbst nicht mehr die heilige Messe feiern. Das war ein großes Opfer für ihn. Als der P. Generalassistent ihn darauf zu seinem Zimmer geleitete, bemerkte er, daß der Kranke rechtseitig an Hand und Fuß etwas gelähmt war.

Am Allerseelentage empfing er wieder die Kommunion in der Kapelle. Da sein Zustand gegen Abend verschlimmert schien, fürchtete seine Umgebung einen neuen Schlaganfall und legte ihm deshalb den Empfang der heiligen Ölung nahe. Er erklärte sich sofort bereit, und P. Generalassistent spendete sie ihm, ebenso die Generalabsolution. Darauf dankte er dem Generalsuperior im Namen aller Mitglieder seiner beiden Gesellschaften für alles Gute, das sie von ihm und durch ihn empfangen hätten, und bat für alle seine geistlichen Kinder um seinen priesterlichen und väterlichen Segen. Da erhob der Kranke die Hand und erteilte mit lauter, feierlicher Stimme den erbetenen Segen.

Die gefürchtete Verschlimmerung des Zustandes trat jedoch nicht ein. Vielmehr schien der Kranke sich nach und nach etwas zu erholen. Aber er redete selbst oftmals von seinem bevorstehenden Tode. Seine Gedanken waren fast beständig auf Gott gerichtet. Oft betete er: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gebenedeit! — Jesus, Dir leb' ich! Jesus, Dir sterb' ich! Jesus, Dein bin ich im Leben und im Tode! — Fiat voluntas divina!"

(Gottes Wille geschehe!) — Das Viertelstundengebet verrichtete er stets beim Schlagen der Uhr, oder er gab ein Zeichen, daß die Anwesenden es verrichten sollten. Gar rührend war es, ihn sprechen zu hören: „Gott, sei mir armen Sünder gnädig und barmherzig! Gott der Herr ist voll Liebe und Sanftmut! Ich bin ihm großen Dank schuldig! Ach, wie gut ist doch der liebe Gott, wie gut!"

Den Mitgliedern der Gesellschaft wollte er gern noch ein Andenken überreichen lassen. Darum begann er auf Bildchen mit der linken Hand seinen Namen zu schreiben. Es gelang aber nur sehr mangelhaft, und vielfach kamen nur einige krumme Striche zustande, die wenig an seinen Namen erinnerten. Trotzdem plagte er sich weiter und unterzeichnete etwa 1000 Bildchen. Vergnügt schaute er die merkwürdigen Haken an und scherzte manchmal lächelnd: „Werden die sich aber freuen, wenn sie sehen, wie schön ich jetzt schreiben kann!"

Auf die von Bischöfen und Kardinälen einlaufenden Beileidsschreiben ließ der Generalsuperior durch seinen Sekretär Dankbriefe absenden. In den Schreiben an den Heiligen Vater und Kardinal Gotti mußte aber ausdrücklich hinzugefügt werden: „Ich fürchte den Tod nicht, ich sterbe gern."

Auch an andere suchte er noch einige Briefe zu richten. An einen Regularoberen in den Missionen diktierte er nachstehenden Brief, der charakteristisch für seine schöne Stimmung ist.

„Nun muß ich Ihnen, lieber P. N., ein letztes Abschiedsbriefchen hinüberschicken. Sie können sich denken, wie gern ich mit der Feder Ihnen einige Zeilen schreiben möchte, aber meine Hände sind ganz gelähmt, und ich kann keinen Buchstaben mehr machen. Sie werden es mir sicher nicht verübeln.

„Ich kann Sie versichern, daß ich mit allem, was mich trifft, ganz zufrieden bin. Gott der Herr ist es ja allein, der alles anordnet, und was er tut, ist immer und zu jeder Zeit wohlgetan. Sollte er noch Härteres über mich verhängen, so will ich auch dann nicht verzagen. Gottes Wille geschehe in allem! Ich preise ihn und bete ihn an in Zeit und Ewigkeit. Schickt er auch Leiden, sie gereichen uns stets zum besten.

„Ein besonderes Lob muß ich Ihnen, lieber P. N., spenden, daß Sie immer der Gesellschaft treu angehangen haben und mir in Liebe ergeben waren. Sie suchten immer die Ehre Gottes zu fördern und haben stets eifrig im Weinberge des Herrn gearbeitet. Empfangen Sie dafür meinen herzlichsten Dank, und ich freue mich, daß Sie diese Wege eingehalten haben. So ist es recht; fahren Sie auf diese Weise fort zu arbeiten.

„Glauben Sie aber nicht, daß dieses nicht meine Worte sind; denn jede Zeile ist mir vorgelesen worden, und ich habe jede ausdrücklich gebilligt. Gehe es Ihnen darum immer gut, und mögen Sie für Ihren Eifer einstens reichlich belohnt werden!

„Teilen Sie auch den Ihnen unterstellten Patres, Brüdern und Schwestern mit, daß ich auch ihnen danke für die für mich verrichteten Gebete sowie für ihre Anhänglichkeit an die Gesellschaft! Sie mögen auch treu im Weinberge Gottes weiterarbeiten; denn sie wissen ja selbst zu gut, wieviel noch geschehen muß, ehe das Reich Jesu Christi auf Erden ausgebreitet ist. Die Hölle macht so große Anstrengungen, um die Seelen zugrunde zu richten. Geben Sie sich Mühe, daß Sie von diesen bösen Geistern im Eifer der Arbeit nicht übertroffen werden. Wenn auch der einzelne vielleicht eine minder ehrenvolle Beschäftigung hat, so verzage er doch nicht; denn alles ist notwendig, und alle müssen einmütig arbeiten, soll das Evangelium Früchte zeitigen.

„Schließlich spende ich Ihnen allen meinen priesterlichen und väterlichen Segen und bitte recht dringend, für mich zu beten im Leben und im Tode. Ich werde es auch für Sie tun, sobald ich am Throne Gottes bin, wo wir uns sicher, wie ich sehnlichst hoffe und wünsche, wiedersehen werden. Mit den herzlichsten Grüßen verbleibe ich in der Liebe des Heiligen Geistes Ihr geistlicher Vater im Herrn [1]."

gez. Arn. Janssen.

* * *

Am 8. Dezember, dem Feste der Unbefleckten Empfängnis, erinnerte er sich lebhafter seiner Schwesternkongregation. An diesem ihren Gründungstage hatte er früher oft im Schwesternkloster die Feier der Einkleidung und Gelübdeablegung vorgenommen. Nun konnte er es nicht mehr. Doch wollte er den Schwestern eine Freude machen und diktierte folgenden Brief für die Klausurabteilung.

Geliebte, ehrwürdige Schwestern!

„Zu meiner großen Freude bin ich in der Lage, Sie freundlichst und herzlichst in Christo Jesu, unserm Herrn, begrüßen zu können. Hoffentlich wird denn bald die Zeit folgen, die man als den letzten Augenblick meines Lebens bezeichnen wird. Ich hoffe mit Hilfe der Gnade trotz meiner Sündhaftigkeit dahin zu kommen, daß ich mich vor dem Tod nicht fürchte, sondern vielmehr hoffnungsvoll darauf hinausschauen darf. Ich tue es um so vertrauensvoller, indem ich an das erhabene und liebreiche göttliche Sakrament und an das heiligste Herz Jesu denke, das ja ist die Vergebung für unsere Sünden und die Quelle all unseres Vertrauens. Der sakramentale Heiland, der da ist und bleibt hochgelobt in Ewigkeit, ist ja auch selbst jenes heilige Opfer, das er für uns dargebracht hat für Zeit und Ewigkeit. Eben dieses heilige Sakrament ist es, vor dem die Schwestern fleißig knien in stiller Anbetung und sich selbst zum Opfer bringen.

„Ich bitte diesen Opfergeist doch immerdar recht zu pflegen. Nur wer in wahrer Opferliebe recht innig einzugehen trachtet in den Geist

[1] Brief vom 16. November 1908.

des lieben Heilandes, der wird ihm auch nachfolgen in die himmlische Herrlichkeit.

„Ich bitte also, vielgeliebte Schwestern, sich fleißig an das zu erinnern, woran die sakramentale Anbetung ermahnt: ‚Sie sollen nämlich sich selbst gänzlich absterben für jenen lieben Heiland, der für Sie wirklich gestorben ist, und zwar zu keinem anderen Zweck, als daß er geistig in Ihnen lebe.

„Damit dies geschehe, erteile ich Ihnen allen in herzlichster Liebe meinen heiligen Segen. Zugleich bitte ich Sie, meiner im Gebete zu gedenken. Namentlich aber mögen Sie beten, damit das heiligste Herz Jesu lebe und herrsche in den Herzen der Menschen [1]."

* * *

Über Tag konnte der Kranke meist aufstehen, und er kräftigte sich so, daß er wieder eifrig die Kapelle besuchte, wo er dann lange Zeit zubrachte. In den Mittagsstunden betete er, unterstützt von dem ihn bedienenden Bruder Damianus, im Garten den Kreuzweg. Dabei brauchte er fleißig das Stoßgebetchen „Jesus, Maria, Joseph!", das er liebgewonnen hatte und öfters empfahl.

Geistig blieb er frisch und regsam, doch fehlten ihm oft die Worte für seine Gedanken; dann mußte die Umgebung raten, was oder wen er meine. Er suchte mit Zeichen nachzuhelfen und freute sich sehr, wenn die vereinten Bemühungen schließlich zum Ziele führten.

Seit dem 14. November beichtete und kommunizierte er täglich. Die heilige Messe konnte er nicht lesen, weil Daumen und Zeigefinger versagten. Da, am 17. Dezember, schickte er den Bruder zum P. Generalrat Bodems, der in seiner Nähe wohnte; er solle sofort zu ihm kommen. Als dieser gleich sein Zimmer verließ, fand er den P. Generalsuperior schon vor der Türe stehen, der freudestrahlend sagte: „Ich kann, ich kann!" — „Was meinen Sie denn, das Sie können?" fragte P. Bodems. Der Kranke hob beide Hände, bewegte Daumen und Zeigefinger und versicherte wieder überglücklich: „Ich kann, ich kann!" — Dem Pater fiel es noch nicht sofort ein, was er meinte. Da hob der Superior die Hände bis zur Kopfhöhe, wie es der Priester bei der heiligen Wandlung tut und sagte wieder: „Ich kann, ich kann!" — „Ah, Sie meinen wohl, Sie können wieder zelebrieren?" — „Ja, ja," jubelte er vor Freude, „das meine ich!"

Schon ganz früh stand er am anderen Morgen am Altare und feierte wieder das heilige Opfer, allerdings unter Assistenz von P. Bodems und mit erheblichen Anstrengungen. Tagsüber sprach er wiederholt von diesem großen Glück. Bis zum 4. Januar konnte er nun täglich, unterstützt von einem Priester, zelebrieren. Der Heilige Vater

[1] Brief vom 8. Dezember 1908.

hatte ihm gestattet, in dieser Zeit stets die Votivmesse vom Heiligen Geiste, die der Kranke auswendig wußte, schon bald nach Mitternacht lesen zu dürfen.

Dieser Zustand blieb bis zum 4. Januar fast stets gleich. An diesem Tage diktierte der Generalsuperior noch zwei Briefe, aus denen man aber erkennt, daß er sich recht leidend fühlte. An P. Gier in St. Gabriel schrieb er: „Was ich von meiner Gesundheit halten soll, weiß ich nicht. Es will mir vorkommen, als wenn ich nicht lange mehr zu leben hätte.“ In dem andern Brief, der an eine Wohltäterin des Missionshauses St. Gabriel gerichtet war, heißt es: „Ich bin unterdessen plötzlich sehr krank geworden, so daß ich vom 1. November ab die heilige Messe nicht mehr lesen konnte. Später ging es wieder etwas besser, so daß ich seit dem 18. Dezember das heilige Opfer wieder darbringen kann; freilich geht das nicht ohne manche Beschwerde.“

Doch der gute P. Generalsuperior hatte an diesem Tage zum letztenmal am Altare gestanden und das unblutige Opfer gefeiert. Als er sich am 5. Januar vom Bette erhob, vermochte er sich nicht mehr aufrechtzuerhalten. Die rechte Seite war ganz gelähmt. Er mußte von nun an das Bett hüten. Am Abende des Dreikönigsfestes spendete der P. Generalassistent ihm nochmals die heilige Ölung und die Generalabsolution und erbat nochmals den Segen für alle Patres, Brüder und Schwestern. Die Stimmung des Kranken war anhaltend ganz ruhig und heiter.

Am 9. Januar griff die Lähmung auch auf die linke Seite über, so daß ein völliges Versagen der Glieder eintrat. Am 10. Januar abends schien der Tod nahe zu sein. Man verrichtete die Sterbegebete. Der Kranke selbst bewegte betend die Lippen. Man hörte ihn für seine geistlichen Kinder beten. Öfters wiederholte er die Worte aus dem hohenpriesterlichen Gebet: Et tui erant! (Sie waren dein Eigentum.)

Am Dienstag, dem 12. Januar, empfing er zum letztenmal die heilige Kommunion; die beiden nächsten Tage vermochte er es nicht mehr. An diesem Tage schlief er sehr viel. Wachte er auf, so begann er laut zu beten, besonders den Hymnus „Veni sancte Spiritus!“ Mit Nachdruck wiederholte er mehrere Male die Worte: „Da perenne gaudium!“ (Gib der ewigen Freude Lohn!)

Am folgenden Tage vermochte der Kranke keine Nahrung mehr aufzunehmen. Man flößte ihm tropfenweise Wein und Wasser ein, um seine dürstenden Lippen zu erquicken. Er schlief nun fast beständig. Nachmittags schwand das äußere Bewußtsein gänzlich. Am Abend aber sprach er nochmals vernehmbar den Namen Jesus aus. Es war das letzte Wort, das von ihm gehört wurde.

Dieser Zustand dauerte bis zum Abend des nächsten Tages. Nach 8 Uhr ging eine Veränderung vor sich. Es schien, daß die Lähmung auch auf das Herz übergriff. Der Atem ging aber noch ziemlich regelmäßig. Von 12½ Uhr an traten auch hierin Störungen und Unterbrechungen ein. Um 1 Uhr früh gab P. Arnold Janssen ohne Todeskampf sanft und ruhig seine Seele in die Hände seines Schöpfers zurück. Es war der 15. Januar 1909.

An seinem Sterbelager knieten: der gute Kapuzinerbruder Juniperus, die Generalräte P. auf der Heide und P. Bodems, der Sekretär des Verstorbenen, P. Stolte, und die Laienbrüder Engelbert, Justinian und Agnus. Nach dem Hinscheiden des teuren geistlichen Vaters beteten sie zusammen den schmerzhaften Rosenkranz und andere Gebete für die Seelenruhe des Verstorbenen. Die Leiche wurde von den Brüdern mit den priesterlichen Gewändern bekleidet und in der früheren Kapelle des Generalats (des heutigen Gregoriushauses) aufgebahrt. Hier verblieb sie bis zum Begräbnistage, Dienstag, den 22. Januar. Fast ständig fanden sich Beter aus dem Missionshause sowie aus Steyl und der Umgebung ein. Die Bewohner der benachbarten Klöster kamen fast alle. Unter ihnen war auch der ehrwürdige Frater Raymundus (Fürst Karl Löwenstein) aus dem Dominikanerkloster in Venlo, der den Steyler Gründer sehr schätzte und später noch oft an seinem Grabe betete. Manche Besucher berührten aus Verehrung gegen den Verstorbenen die Leiche mit Rosenkränzen, Medaillen und Bildern. Oft hörte man die Leute sagen: „Das war ein heiligmäßiger Mann!“

* * *

Das Begräbnis gestaltete sich zu einem ergreifenden Ausdruck der Verehrung, die dem verstorbenen Gründer des Steyler Werkes entgegengebracht wurde. Bischof Drehmanns von Roermond hielt das Pontifikalrequiem ab. Zwei Domherrn, der Dechant von Venlo, der Pfarrer von Tegelen und der Rektor von Steyl assistierten ihm. Mehr als 100 Priester nahmen an der Feier teil.

Die Leichenrede hielt P. Heinrich Giese S. V. D., Direktor im katholischen Lehrerseminar in Wien-Währing. Als einstiger Steyler Zögling, der auch als Priester viel mit dem verstorbenen Generalsuperior verkehrt hatte, konnte er ihn aus eignen Kenntnissen heraus als den selbstlosen Priester nach dem Herzen Gottes schildern, der nie etwas anderes gesucht, als Gottes heiligen Willen zu erfüllen; als den Mann des Gebetes und unerschütterlichen Gottvertrauens, als den unermüdlichen Arbeiter und treubesorgten Vater der Seinigen. „An seinen Freuden ließ er uns alle gerne teilnehmen,“ sagte der Redner treffend;

„seine Leiden jedoch behielt er für sich, auch wenn er bis zu Tränen ergriffen war.“

Der Leichenzug war großartig. Nahmen doch aus dem Missionshause und dem Schwesternkloster mehr als 1000 geistliche Kinder des Heimgegangenen daran teil; außerdem viele Verehrer und Freunde von nah und fern. Dieser letzte Weg P. Arnold Janssens durch seine ausgedehnte Steyler Schöpfung glich einem Triumphzuge. Vor 33 Jahren hatte er an dieser damals weltverlorenen Stätte arm und unbekannt sein Werk begonnen. Ein starkes Gottvertrauen war das ganze Kapital, das er dazu mitgebracht. Unter Gebet, Arbeit und vielen, vielen Opfern hatte er die Samenkörner zur Missionsgesellschaft des Göttlichen Wortes und der Genossenschaft der Dienerinnen des Heiligen Geistes hier ausgesät und die kleine Pflanzung mit treuen Händen in allen Stürmen gehütet und gepflegt. Gott war mit ihm gewesen; mit seinem Segen war ein Werk zustande gekommen, das die kühnsten Erwartungen des Stifters weit übertraf. Dieser aber hatte es noch in seiner herrlichen Entwicklung und Ausbreitung über alle Weltteile schauen und sich daran erfreuen können. Nun durfte er sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe niederlegen, durfte heimgehen in die Freuden seines Herrn — ein guter und getreuer Knecht.

Als Bischof Drehmanns die große Schar der Priester, Brüder, Zöglinge und Missionsschwestern ihren geistlichen Vater zur letzten Ruhe geleiten sah, wandte er tiefergriffen auf dieses Schauspiel die Worte der Geheimen Offenbarung an: „Opera enim illorum sequuntur illos. Ihre Werke aber folgen ihnen (den Gerechten) nach“ (14, 13).

So ruht nun die sterbliche Hülle P. Arnold Janssens in der hochgelegenen Friedhofkapelle in Steyl inmitten seiner Schöpfung. Sein Geist aber lebt und wirkt fort in seiner Gründung, die auch nach dem Tode ihres Stifters mit erstaunlicher Lebensfülle sich weiterausgebreitet hat. Möge sie weiter wachsen zur Ehre Gottes und seines treuen Dieners Arnoldus, zum Nutzen der Kirche und zum Heile vieler Seelen, besonders vieler Heiden! Das aber wird geschehen, so lange sie den Geist ihres frommen Stifters treu bewahrt, den auf den vorliegenden Blättern zu zeichnen die vornehmste Aufgabe des Verfassers war.

3. Sein Andenken ist gesegnet.

Legen wir dankbar noch einen Lorbeerkranz auf das Grab unseres verewigten Vaters. Die Nachrufe bei der Kunde seines seligen Hinscheidens bieten uns reiches Material. Würde doch die Wiedergabe der Beileidsschreiben, die im Steyler Mutterhause einliefen, einen stattlichen Band füllen. Nur die bedeutsamsten wollen wir erwähnen und aus diesen nur hie und da einen schönen Gedanken herausgreifen. Sie mögen genügen zur Würdigung des verstorbenen Steyler Gründers im Urteil seiner Zeitgenossen.

Als eine der ersten Beileidskundgebungen traf von Rom aus ein Telegramm des Kardinal-Staatssekretär Merry del Val ein, worin er die Teilnahme des Papstes Pius X. übermittelte: „Der Heilige Vater hat betrübten Geistes die Nachricht vom Ableben des P. Arnold Janssen, des Generals und Gründers der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, empfangen und erfleht ihm, der sich durch wahre Frömmigkeit und Eifer für die Religion ausgezeichnet hat, von Gott die Ruhe der Gerechten."

Diesem Telegramm folgte nach einigen Tagen noch ein Schreiben an den P. Administrator Blum in Steyl, das also lautete: „Hochwürdigster Herr! Die Nachricht von dem seligen Hinscheiden des Stifters und ersten Generaloberen der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, des P. Arnold Janssen, hat den Heiligen Vater mit nicht geringem Schmerze erfüllt. Weiß er doch, daß in dem Verewigten ein Mann dahingeschieden ist, der sowohl durch seine Liebe zu Gott als durch seinen Seeleneifer so groß war. Darum stellt Er, während Er im Geiste der Bahre seines geliebten Sohnes trauernd folgt, Dir sowie allen, denen der Verstorbene gleich Dir Lehrer und Führer war, sein herrliches Tugendbeispiel zur Nachahmung vor, damit Ihr nicht unterlasset, dem auch nachzustreben, was Ihr freudig in Ehren haltet. Diese angenehme Erwartung hegt Se. Heiligkeit in väterlicher Gesinnung von Euch und erteilt Dir sowie allen, die Deiner Leitung anvertraut sind, als Unterpfand der göttlichen Gnade gnädigst den Apostolischen Segen.

Zugleich benütze ich selbst gern diese Gelegenheit, Dich meines Wohlwollens zu versichern und verbleibe Dein ergebenster

R. Kardinal Merry del Val."

Kardinal Gotti, Präfekt der Propaganda, sandte ein längeres Beileidsschreiben und versicherte dem Oberen des St.-Raphaels-Kollegs in Rom: „P. Generalsuperior Arnold Janssen war eine anima candida; er hat viel im Weinberg des Herrn gearbeitet und ist sicher im Himmel."

Kardinal Vives, Präfekt der Kongregation für Ordensleute, erklärte demselben Pater, er habe den P. Generalsuperior als einen Heiligen verehrt schon seit dem Augenblicke, da er ihn zum ersten Male kennengelernt habe.

Die Kardinäle Kopp von Breslau, Gruscha von Wien, Katschthaler von Salzburg vereinigten mit ihrem Beileid Worte der Anerkennung für den Verstorbenen. Kardinal Fischer von Köln schrieb: „Er hat viel, sehr viel für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen gearbeitet und hat dabei in seiner Bescheidenheit und Demut nie sich gesucht; darum hat der liebe Gott seine Wirksamkeit so sichtbar gesegnet. Ich habe ihm nahegestanden seit der ersten Stunde in Steyl und habe stets mit Ehrfurcht auf ihn und sein Wirken geschaut."

Überaus zahlreich waren die Beileidsbezeigungen von hochwürdigsten Bischöfen, Weihbischöfen, Ordensoberen, Prälaten und Priestern. Alle Bischöfe aus Deutschland, Holland, Belgien und Luxemburg sprachen schriftlich ihre Hochachtung und Verehrung für den entschlafenen Gründer des Steyler Missionswerkes aus. Einige wenige ihrer ehrenden Worte seien hier wiedergegeben.

Bischof Dingelstad von Münster, ein Jugend- und Studienfreund P. Arnold Janssens, schreibt: „Es ist sehr tröstlich zu denken, welch reicher Lohn dem heute Heimgegangenen dort oben bereitliegen wird, und zu denken, daß er am Throne Gottes seiner alten Freunde gewiß nicht vergessen wird. Ein Denkmal braucht dem Verstorbenen nicht gesetzt zu werden; er hat sich selbst eins errichtet, das in alle Weltteile hinüberreicht."

Bischof Voß von Osnabrück schließt sein Schreiben mit den Worten: „Gott der Herr wird den Heimgegangenen mit himmlischen Gütern ewig lohnen, was er während seines langen Priesterlebens in heiliger Selbstlosigkeit, in unermüdlicher Schaffensfreudigkeit und in unerschütterlichem Gottvertrauen zur Ehre des Allerhöchsten und zum Heile unzähliger Seelen überaus segensreich gewirkt hat. Der Gesellschaft des Göttlichen Wortes und der Dienerinnen des Heiligen Geistes wird er ein mächtiger Fürbitter sein am Throne Gottes."

Bischof Vollmar, Feldpropst des deutschen Heeres, spricht sich also über den Verstorbenen aus: „Sein Bild hat mir stets als das Bild eines aszetischen, für Gottes Ehre durch und durch begeisterten Priesters vor Augen geschwebt. Wie oft habe ich mich darüber gewundert, daß Gott gerade diesen schlichten Priester sich erwählte, um das große Missionswerk durch ihn zu begründen und zu hoher Blüte zu bringen. Mirabilis Deus in sanctis suis! (Wunderbar ist Gott in seinen Heiligen!) Der unendlich barmherzige Gott, der seinen treuen Diener hier auf Erden nur zu Arbeiten und Sorgen berufen hat und es ihm

ins Herz gelegt, auf alle irdischen Ehren zu verzichten, wird ihn um so mehr im andern Leben mit den höchsten Ehren umgeben."

Der deutsche Franziskanerbischof Döbbing von Nepi und Sutri bei Rom war dem Verstorbenen näher befreundet gewesen. Er schreibt über ihn: „Man mußte Arnold Janssen näher kennen, um ihn richtig zu beurteilen. Daß er oft nicht verstanden wurde, das mußte auch mit beitragen zum Verdienste dieses Mannes. Ich habe immer an ihm eine kindliche Einfalt bewundert, die ihre Wurzeln im tiefen Glauben und wahrer Frömmigkeit hatte. Die Absicht bei allen Schritten des seligen Herrn Janssen war sehr geläutert; er kannte nur die Sache Gottes und nicht sich selbst in derselben. Auch in sehr unangenehmen Lagen blieb er fröhlich und sanft. Ich habe mich stets in seiner Gegenwart nur erbaut. Was Don Bosco im Süden, das ist Arnold Janssen im Norden geworden. Die Werke der Vorsehung beweisen das. Ich hoffe bei Gott, daß auch ihm die Ehre der Seligen und der Kirche wird zuerkannt werden."

Auch viele hervorragende Männer aus dem Laienstande bezeugten in ihren Beileidsschreiben oft mit warmen Worten ihre hohe Verehrung gegen den verstorbenen Steyler Gründer und Generalsuperior. So der Staatssekretär des deutschen Reichskolonialamtes Exellenz von Dernburg, der Oberbürgermeister von Wien Karl Lueger, der Gouverneur der Provinz Limburg Baron Ruys de Beerenbroeck, der Vorsitzende des Volksvereins für das katholische Deutschland Franz Brandts, der Präsident des katholischen Schulvereins für Österreich Dr. Kaspar Schwarz, die Grafen Droste zu Vischering und Balestrem, Landgerichtspräsident a. D. Reichensperger, Kommerzienrat Cahensly, Kriegsrat Roemen, Justizrat Julius Bachem, die Reichstagsabgeordneten Roeren, Porsch und Horn und zahlreiche andere. Viele Nachrufe erschienen auch in den Zeitungen, und sie waren gleicherweise von Ehrfurcht und Bewunderung für den dahingeschiedenen Generalsuperior erfüllt.

* *
*

Cujus memoria in benedictione est! (Sir 45, 1.) Sein Andenken ist gesegnet! Ja, das Andenken an P. Arnold Janssen wird stets als ein gesegnetes fortleben.

Es wird gesegnet von den Tausenden Priestern, Missionsbrüdern und Ordensfrauen, die ihn mit Verehrung und Liebe ihren geistlichen Vater nennen und ihm ein heiliges Gedenken bewahren. Was der Verfasser dieses Lebensbildes freudig bekennt, das werden zahlreiche andere ebenso von sich bezeugen müssen, daß P. Janssen ihnen in seiner Stiftung erst den Weg zum Priestertum und Ordensstand eröffnet hat, den sie ohne ihn wohl nie hätten betreten können.

Dasselbe Geständnis legen viele Missionare in allen Teilen der Welt ab, denen der verstorbene Steyler Gründer selbst oder durch seinen Nachfolger das Missionskreuz in die Hand gedrückt und die er zum hehren Aposteldienst in die fernsten Länder ausgesandt hat. Ihm verdanken sie nächst Gott ihr unvergleichlich schönes Amt, mitarbeiten zu dürfen für die Ausbreitung des Reiches Jesu Christi unter den Heidenvölkern.

Und gar manche aus den beiden Steyler Ordensgemeinden haben bereits auf dem Sterbelager freudigen Herzens das Bekenntnis abgelegt: „Eine der größten Gnaden meines Lebens ist, daß ich als Mitglied der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes" oder als „Dienerin des Heiligen Geistes" sterben kann." Und dieses Glück verdankten sie ihrem nunmehr selbst in Gott ruhenden seligen Stifter und segnen ihn dafür ins Grab hinein.

Gesegnet bleibt das Andenken P. Arnold Janssens auch über die Grenzen seiner Gründung hinaus. Das gilt vor allem von den Missionsländern. Er ist der geistige Urheber all des Segens, den die Seinigen dort durch ihre apostolischen und karitativen Arbeiten stiften. Wir haben die einzelnen Missionsgebiete der Steyler Missionare in den verschiedenen Weltteilen durchwandert und uns erquickt und erfreut an dem vielen Guten, das dort emporblüht. Sind doch in der ältesten Steyler Mission von Südschantung allein schon eine Viertelmillion Heiden durch die heilige Taufe zu Kindern Gottes wiedergeboren worden. Wie viele Tausende aus ihnen mögen schon eingegangen sein in die ewigen Freuden, die ihnen ohne P. Arnold Janssen wohl ewig verschlossen geblieben wären! — Zu diesen seelenrettenden Erfolgen kommt die Verherrlichung des göttlichen Namens, der Triumph des Reiches Jesu Christi, das Einwurzeln und Erstarken der katholischen Kirche unter fremden Nationen.

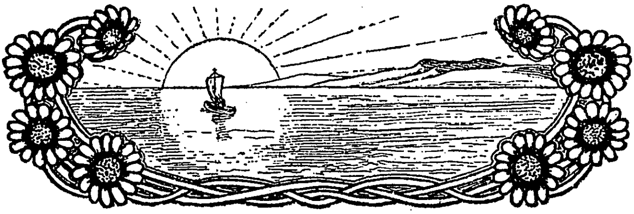
Die Leistungen der Steyler Missionare sind ja noch klein im Verhältnis zu den Erfolgen vieler älterer Orden in den Missionen. Es sind ja alles erst Anfänge. Aber sie sind verheißungsvoll. Und wenn aus ihnen im Laufe der Zeit unter Gottes Hilfe sich Dauerndes und Wertvolles für Zeit und Ewigkeit entwickeln wird, dann wird das — soweit menschliche Tätigkeit dabei wirksam war — in seinen ersten Ursachen auf den ersten Steyler Missionar, auf P. Arnold Janssen, zurückweisen und sein Andenken segnen.

Gesegnet wird sein Andenken aber auch bleiben in unserer Heimat. Noch ist die Zeit nicht gekommen, um ganz zu würdigen, was der Steyler Gründer für die neuere Missionsbewegung in Deutschland, Österreich und Holland gewesen ist. Wir stehen ja noch mitten in der Entwicklung. Wenn aber einmal die Geschichte des jetzt

so kraftvoll erblühenden heimatlichen Missionswesens geschrieben wird, dann wird man den schlichten Priester P. Arnold Janssen als einen der ersten, und zwar den erfolgreichsten Bahnbrecher auf diesem Gebiete nennen. Er war es, der den Weg vom Wunsch zur Tat beschritten hat. Ihm verdankt Deutschland das so lang ersehnte deutsche Missionshaus, wodurch der Makel von unserem Vaterlande genommen wurde, mit keiner einzigen eignen Missionsschule an der Weltmission der heiligen Kirche beteiligt zu sein. Ihm verdankt es die erste katholische deutsche Missionsgesellschaft, ihm die erste Missionsdruckerei, von wo aus so wirksam durch jahrzehntelange beharrliche Kleinarbeit Missionsverständnis und Missionsliebe in alle Kreise unseres Volkes ausgesät und gepflegt worden ist.

Den Nutzen davon hat zuerst die Heidenwelt, aber ebensosehr auch unser katholisches Volk; denn *die Mission segnet unsere Heimat.* Missionseifer ist eine gar wirksame Quelle des Glaubenseifers, Missionsliebe gibt Liebe und Treue zur Kirche. Das, Gott sei Dank! durchweg so blühende kirchliche Leben unserer Heimat erhält eine überaus kräftige Förderung durch die freudige und praktische Teilnahme aller Kreise und Stände am Werke der Ausbreitung des heiligen Glaubens. Indem wir diesen Glauben anderen bringen, wird er uns selbst erst wahrhaft teuer; indem wir den Heiden in ihrer großen Seelennot helfen, begreifen wir erst voll die Kostbarkeit der eignen Seele. Unsere Liebeswerke aber an den Ärmsten der Armen und den geringsten Brüdern Jesu, das sind die Heiden, wird die Verheißung des Herrn in unserem Lande erfüllen: „Gebet, so wird euch gegeben werden; ein gutes, ein eingedrücktes, gerütteltes und aufgehäuftes Maß wird man in euren Schoß geben." (Lk 6, 38.)

Daß aber dieser rückwirkende und himmlische Missionssegen unserer deutschen Heimat reichlich zuteil wird, ist in ganz hervorragendem Maße das Verdienst P. Arnold Janssens. Darum wird das katholische Deutschland ihm ein dankbares Andenken bewahren und ihn stets zu seinen edelsten Söhnen zählen.



Einige Aussprüche P. Arnold Janssens.

Liebe zu Gott. „Die Eigenliebe geht bis zur Verachtung Gottes; die Liebe Gottes bis zur Verachtung der Welt und seiner selbst." (Vortrag Oktober 1894.)

*

Die Liebe Gottes zu den Menschen. „Wie ist die Liebe Gottes zu den Menschen doch so groß! Wie ist der liebe Gott doch so gut! Um uns seine Liebe zu bezeigen, hat er uns erschaffen; als wir gefehlt, hat er uns nicht verworfen, sondern uns seinen eingeborenen Sohn gesandt, um uns zu erlösen aus der Knechtschaft der Sünde. Wie fleht der liebe Heiland am Kreuze um unsere Liebe! Erst im Jenseits wird uns seine große Liebe klar werden, und das wird (wenn es möglich wäre) unser Schmerz sein, ihn nicht mehr geliebt, ihm seine Liebe so wenig vergolten zu haben. Die heilige Katharina von Genua sagt: ‚Kein Wort bezeichnet besser die Güte Gottes als: Gott ist die Liebe!'" (Vortrag 15. Januar 1892.)

*

Ehrfurcht vor Gottes Majestät. „Wie groß, wie unendlich groß ist Gott! Himmel und Erde, der Weltenraum, wie unermeßlich groß! Dort rechnet man mit Sonnenweiten. Aber diese großen Räume hat Gott geschaffen, Fixsterne und Planeten mit seinem bloßen Willen hervorgerufen. Er will, und es ist da. Wie groß sind Gottes Werke! Und alles, was existiert, Himmel und Erde, erfüllt er mit seinem Wesen, mit seiner Macht und Güte." (Vortrag 23. Juli 1897.)

*

Hingabe an Gott. „Die Hingabe an Gott ist der rechte, der gerade Weg zur Vollkommenheit. Es ist auch gewiß, daß derjenige, der sich dem lieben Gott ganz hingibt, eine größere Seligkeit erlangt; auch wird er nicht so viel und so lang im Fegfeuer zu leiden haben." (Vortrag 15. Januar 1892.)

*

Dankbarkeit gegen Gott. „Ihr Herz sei wie ein Altar, auf dem immerfort das Opfer des Dankes zu Gott emporsteigt. Die Frucht einer guten Betrachtung ist besonders die Dankbarkeit. Sie muß das Fundament sein, zumal für die Seelen, die das innere Gebet üben. Sie müssen erwägen, wie gut Gott der Herr gegen sie gewesen ist, wie viele Wohltaten er ihnen gespendet hat. — Die wahre Liebe Gottes hat zwei Wurzeln: die Schönheit und die Güte Gottes.“ (V. 25. Aug. 1901.)

*

Treue gegen Gott. „Möge Gott der Herr, der in der Vergangenheit über Gebühr gut gegen uns war, uns auch in Zukunft seinen heiligen Segen spenden und uns helfen, die Sünde zu meiden, die Tugend zu üben und in allen Dingen nach der treuen Erfüllung seines allerheiligsten Willens zu streben. Dann wird der Segen nicht ausbleiben, sondern sich mehren von Jahr zu Jahr.“ (Brief vom 1. November 1900.)

*

Verehrung des Heiligen Geistes. „Es wird die Verehrung des Heiligen Geistes dahin führen, daß die Menschen auch den Vater und Sohn mehr ehren und lieben. Bei der besonderen Verehrung des Heiligen Geistes muß man unbedingt auf die Verehrung der ganzen heiligsten Dreifaltigkeit zurückkommen; denn der Heilige Geist geht aus der Liebe des Vaters und des Sohnes hervor, und er ist es, durch den Vater und Sohn die Menschen begnadigen.“ (Vortrag 22. Jan. 1897.)

*

Folgsamkeit gegen die Gnade. „Wie wichtig ist die Folgsamkeit gegen die Gnade! Denn wenn wir einen Antrieb zum Guten erhalten, tun es aber nicht, so geht diese Gnade verloren und auch alle Gnaden, die ihr gefolgt wären. Durch die Mitwirkung mit der Gnade erlangen wir neue Gnaden; und so reiht sich Gnade an Gnade oder Verlust an Verlust.“ (Vortrag 11. Jan. 1903.)

*

Hochschätzung der Heiligen Schrift. „Wie gehaltvoll sind doch die Worte der Heiligen Schrift! Mögen darum unsere Mitbrüder sie recht hochschätzen, besonders jene Teile, welche — wenn man so sagen darf — vom Geiste Gottes am meisten erfüllt sind, die am deutlichsten die Größe Gottes zeigen und die Erhabenheit des Werkes, das er in seiner Kirche auf Erden gegründet hat und fortsetzt in der Glorie. Das sind die vier Evangelien. Es ist undenkbar, daß Priester ihr Amt gut verwalten können, wenn sie nicht darauf ausgehen, mit diesen Wahrheiten die Herzen der Gläubigen zu erfüllen. Die Patres S. V. D. mögen deshalb besonders Verehrer der Heiligen Schrift sein.“ (Geistliches Testament 49.)

Gebet für den Priesterstand. „Die Aufgabe des Priesters, der Lehrer und Missionar ist, ist überaus groß und schwer. Sie treten jeden Tag an den Altar, begleitet von einer Schar Engel, welche dem erhabenen Opfer beiwohnen und den Sohn Gottes anbeten, wenn er herniedersteigt in die Hände des Priesters, der die Hostie verwandelt in Jesu Leib und den Wein in Jesu Blut. Und nachdem der Sohn Gottes auf dem Altar erschienen ist unter den getrennten Gestalten, den Zeichen seines mystischen Todes, opfert der Priester ihn der heiligsten Dreifaltigkeit auf und mit ihm sich selbst zur Erduldung aller Leiden und zur Übernahme aller Arbeiten, die Gott der Herr von ihm verlangt. Die Priester haben oft einen schweren Kampf durchzukämpfen gegen die finsteren Gewalten. Sie müssen die jungen Pflanzen zum Priester- und Ordensstande heranbilden, über ihr Wohl und Weh wachen und sie zu tauglichen Werkzeugen zu machen suchen nach den Absichten des ewigen Hohenpriesters." (Vortrag 31. Aug. 1903.)

*

Glück der Ordensleute. „Es gibt eigentlich keine glücklicheren Personen in der Welt als die Ordensleute. In leiblicher Beziehung ist für alles hinreichend gesorgt. In der Welt sieht man es als große Gunst an, die heilige Messe im Hause lesen lassen zu dürfen, und die Ordensleute wohnen mit dem Heiland unter einem Dach. Vom Tabernakel aus strömt fortwährend ein Wohlgeruch durch das ganze Haus. Wie Kinder an der Hand des geliebten Vaters gehen sie durchs Leben. O wie innig dankbar müssen sie dem lieben Gott sein!" (Vortrag 19. Aug. 1900.)

„Man preist jene glücklich, die an den Hof eines Königs berufen werden. Der Hof des himmlischen Königs sind hienieden die Klöster. Am glücklichsten aber sind hier diejenigen, die rein und unschuldig durchs Leben gehen. Sie wandeln auf einer königlichen Straße, auf einer Straße, die mit Lilien bepflanzt ist, die nicht in die unteren, sondern in die höchsten und erhabensten Räume des Himmels führt." (Vortrag Okt. 1894.)

*

An Neuprofessen: „Wie hat der ewige König Sie geliebt, daß er Sie in diesen heiligen Stand geführt! Mögen Sie immer mehr seine Liebe gewinnen und einstens als seine schön geschmückten Bräute den himmlischen Hochzeitssaal zieren." (Brief vom 8. Juni 1900.)

*

Noviziat. „Das Wesen des Noviziates ist die Rückkehr zur geistigen Kindschaft. Die Novizen müssen sein wie Kinder, sowohl Gott als auch seinen Stellvertretern gegenüber: so demütig, bescheiden, gehorsam und aufrichtig." (Vortrag 22. Nov. 1900.)

„Beim Hausbau aus Hausteinen muß jeder Stein sorgfältig bearbeitet werden. Der Meister setzt den scharfen Meißel an und haut tüchtig drauf. Viele Teile müssen herunter, bis der Stein für seine Aufgabe zubereitet ist. — Gott macht es auch so mit der Seele. Er schlägt sie mit dem geistigen Hammer der Trübsal, Leiden und Zurechtweisungen. Das tut weh; aber es ist gut für den Menschen. Wer sich widersetzen wollte, wäre wert, auf die Seite geworfen zu werden. Deshalb soll man alles geduldig annehmen und Nutzen daraus zu schöpfen suchen; dann wird der Stein poliert. Das gilt für alle Menschen, besonders aber für die Klosterleute. Der Herr schickt sie nicht reif für den Himmel ins Kloster. Es muß noch viel abgelegt, heruntergehauen werden." (Vortrag 15. Nov. 1903.)

*

Festigkeit und Treue im Ordensberuf. „Ein geistliches Haus besteht aus den Ordensleuten, wie ein materielles Haus aus Steinen besteht. Die Steine eines Hauses aber liegen beharrlich fest an ihrem Platze; sie lassen sich nicht verrücken. So sollen auch die Klosterleute nicht sein wie die Wetterfahnen, die im Winde sich drehen, sondern feste lebendige Steine; fest in der Meidung der Sünde, fest in der Übung der Tugend, fest in der Bewahrung des Friedens, fest in der Beobachtung der Ordensregel. So gefallen sie dem Heiligen Geiste." (Vortrag 7. Dez. 1902.)

*

Freudigkeit im Kloster. „Unsere Freudigkeit soll sich auch im Umgang mit dem Nächsten äußern. Sieht man jemand traurig, so suche man ihn aufzuheitern und zur Freude zu stimmen. Es kann das auch geschehen durch einen passenden Witz. Das ist eine gute Ordensperson, die trübe Augen zu erheitern weiß." (Vortrag 14. Jan. 1892.)

„Es gibt viele Stellen in der Heiligen Schrift, die zur Freude ermahnen. Diejenigen Menschen, welche stets in geistiger Heiterkeit verbleiben können, haben die Nächstenliebe schon leicht erreicht. Es bietet sich nicht immer Gelegenheit, dem Nächsten einen Liebesdienst zu erweisen; aber es ist schon viel, immer ein freundliches Gesicht zu zeigen. Vor allem muß das eine Ordensperson tun. Für Vorgesetzte ist es oft notwendig, sich ernst zu zeigen; aber im allgemeinen ist es gut, immer freundlich zu sein." (Vortrag 3. Febr. 1897.)

„Es muß der Mensch bestrebt sein, einen fröhlichen Geist in der Liebe Gottes zu bewahren." (Vortrag 23. Juli 1897.)

*

Nächstenliebe. „Wenn eine Person, die sich Gott geweiht hat, nicht liebevoll ist, so bringt sie dadurch die Frömmigkeit in schlechten Ruf. Das gilt besonders im Verkehr mit Weltleuten. Diese kommen dann

zu der Meinung, zur Frömmigkeit gehöre ein finsteres Gesicht, und deshalb wollen sie damit nichts zu tun haben ... Es kostet auch keine geringe Selbstüberwindung, stets liebevoll zu sein gegen andere. Diese Überwindungen sind dem lieben Gott aber viel wohlgefälliger als Akte äußerer Abtötung.“ (Vortrag 17. Febr. 1897.)

*

Einfalt. „O Einfalt der gottliebenden Seelen, wie bist du so groß! Bei dir ist weit mehr Licht, Wirksamkeit und Kraft als bei der anspruchsvollen Gelehrsamkeit, die gegebenenfalls sich dahin versteigt, daß sie ihr Urteil über den unfehlbaren Ausspruch des kirchlichen Lehramtes erhebt. Möchtest du, heilige Einfalt, herrschen in allen christlichen Erziehungshäusern und Familien! Ein neues, wahrhaft natürliches und kräftiges Geschlecht würden wir vor unsern Augen aufwachsen sehen.“ (KlHJB 1874, 28.)

*

Stolz. „Gedanken des Stolzes sind Gedanken Satans.“ (Vortrag März 1894.)

*

Klostergeist. „Die Armut, die gegenseitige Liebe und Eintracht und das Stillschweigen erhalten die Klöster auf ihrer Höhe. Ein gutes Kloster ist ein Abbild der ersten Christengemeinde und des himmlischen Vaterlandes.“ (Vortrag 15. Jan. 1892.)

„Die Klosterleute sollen Schlachtopfer der Liebe Gottes sein.“ (Vortrag Oktober 1894.)

„Nicht das Ordenskleid und die äußeren Verrichtungen des Ordenslebens machen die Ordensperson aus. Das Wesentliche ist die Hingabe an Gott, indem man spricht: ‚Herr, tu mit mir, was du willst; ich bin mit allem zufrieden!‘“ (Vortrag 2. Februar 1901.)

„Wenn man in einer Gemeinschaft lebt, ist nicht das Außergewöhnliche, sondern das Allgemeine das beste.“ (Vortrag 31. Jan. 1897.)

*

Klosterstand als Dienst des Herrn. „Es sollen alle Christen sich bestreben, das Gebot der Gottesliebe zu erfüllen; aber viele sind doch sehr gehindert durch die Sorgen und Arbeiten des Lebens. Wie nun Gott sich im Alten Bunde den Stamm Levi vorbehalten hatte und wollte, daß die Erstgeburt ihm geheiligt sei, so hat er im Neuen Bunde sich jene vorbehalten, die er zum Klosterstande berufen hat. Sie sollen ihn jeden Tag in besonderer Weise heiligen. Sie beginnen ihn mit Gebet, mit Anhörung der heiligen Messe; während der Arbeit wird bei jedem Viertelstundenschlag gebetet, mit Gebet und Lobgesang wird der Tag geschlossen ... Sie geloben ihm Armut und entsagen dem zeitlichen Besitz, Keuschheit und opfern ihm ihren Leib, Gehorsam und opfern

ihm ihren Willen. So üben die Ordensleute den Dienst des Herrn." (Vortrag 8. Dezember 1905.)

*

Kreuzessegen für opferfreudige Seelen. „Jesus siegt in seinen Dienern. Aber alle diese Siege müssen den Weg durch das Kreuz Christi nehmen. Wer so feige ist, daß er ein wenig Kreuz scheut, der mag in seiner Ruhe bleiben und sich mit dem Gedanken trösten, daß das Fegfeuer ja erst später kommt. Großes für Gott und sein heiliges Reich zu tun, ist er nicht fähig." (KlHJB 1874, 38.)

*

Opfermut. „Der liebe Gott verlangt von uns auch nicht annähernd das, was er von seinem Sohne verlangt hat ... Schickt er uns Leiden, dann gibt er auch die Kraft, sie zu tragen." (V. 15. Jan. 1892.)

*

Ratschläge für Vorgesetzte. „Vorgesetzte bedürfen großer Weisheit und Erleuchtung des Heiligen Geistes, damit sie erkennen, wo sie Ernst und Strenge und wo sie Milde anwenden müssen. Im allgemeinen muß man Kinder und Personen, die ihnen an Verstand beinahe gleichstehen, daran gewöhnen, der Einsicht ihrer Vorgesetzten unbedingt zu vertrauen und ihnen pünktlich zu folgen. Anders aber müssen Personen behandelt werden, denen Verstand und aufrichtiges Streben nach dem Guten nicht mangelt. Solchen fällt, namentlich wenn sie mit reifer Überlegung zu einer Bitte an den Vorgesetzten sich entschlossen haben, die Abschlagung sehr schwer. Hier muß der Vorgesetzte dahin streben, daß alle Untergebenen sehen, wie gerne er jeder Bitte willfahre, wenn er nur kann. Wissen die Untergebenen das, so gehorchen sie leichter. Der erquickende Geist des Friedens und der Liebe aber schlägt seine Wohnung in einem solchen Hause auf, und alle, Vorgesetzte und Untergebene, genießen seines Segens." (KlHJB 1874, 37.)

*

Umsicht. „St. Gregor sagt: Ars artium regimen animarum. (Seelenleitung ist die Kunst aller Künste.) Der Vorgesetzte muß vorsichtig sein in allen seinen Handlungen, und glaubt er etwas tun zu sollen, was wahrscheinlich Unannehmlichkeiten zur Folge hat, so wird er es nicht unterlassen, das vorher gründlich zu überlegen und auf eine Weise auszuführen trachten, daß jeder persönliche Stachel fernbleibt und die Untergebenen leicht einsehen, daß es nicht Ausfluß seiner Laune oder Mißstimmung, sondern nichts anders als Pflichterfüllung ist." (Brief vom 20. Februar 1905.)

*

Klugheit und Geduld. „Ein Oberer muß manches ertragen, mit vieler Geduld auf bessere Zeiten hoffen und passende Gelegenheit

abwarten, wo er ein gutes Wort mit Erfolg sprechen kann." (Brief vom 29. März 1903.)

„Man muß sich um des Friedens willen manches gefallen lassen. Aber so bleibt man Herr der Lage und verliert nicht die Macht über die Herzen." (Brief vom 25. April 1904.)

*

Demut beim Oberen. „Es ist keine Schande, sich von einem Untergebenen etwas sagen zu lassen. Es pflegt Gott der Herr, jedem auch guten Menschen irgend etwas anhaften zu lassen, was eine Art Klumpfuß ist. Nach weisem, göttlichem Ratschlusse dient das zur Übung der heiligen Demut, indem ein solches Anhängsel seine Achtung und Verehrung mindert und zur Übung im Kampfe mit sich selbst aneifert." (Brief vom 25. April 1904.)

*

Im Umgang mit Menschen. „Man soll die Eigenheiten der Menschen schonen. Bei dem einen Menschen fehlt's an dieser, bei dem anderen an jener Stelle. Wir haben alle unsere Fehler. Es hat jeder sein Gutes, das ihn Gott gegeben, und das er sich erworben hat. Es hat aber auch jeder seine Fehler, und es ist sehr schwer, sich zu bessern. Wir selbst haben uns schon oft vorgenommen, uns zu bessern, klagen uns oft über dieselben Fehler an und versprechen, daß wir uns bessern wollen und bleiben doch dieselben. Da sollen wir aber auch mit den Schwächen anderer Geduld tragen."

„Wenn man anderen etwas zu sagen hat, was unangenehm ist, so muß man recht vorsichtig sein. Es ist das, wie wenn jemand eine Wunde hat. Legt man die Hand darauf, so tut es weh. So geht es auch, wenn man die Fehler des Nächsten berührt. Vor allem darf man ihn nicht im Zorn zurechtweisen. Das ist ganz verkehrt. Auch suche man mit etwas Zucker und Honig die bittere Arznei zu versüßen. Der heilige Vinzenz v. Paul hob bei solchen Gelegenheiten zuerst das Gute hervor, was die betreffende Person an sich hatte, und dann sagte er das, worauf er glaubte aufmerksam machen zu müssen. So sollen auch wir es machen." (Vortrag 17. Februar 1897.)

*

Gewissenserforschung. „Bei der Gewissenserforschung müssen wir schonungslos mit uns verfahren, wie wenn wir vor Gottes Gericht ständen. Wir sind dann Ankläger und Richter zugleich. Wenn wir uns selbst richten, werden wir von Gott nicht gerichtet werden." (Vortr. 1891.)

*

Heilsame Furcht. „Wer die Hölle nicht fürchtet, entgeht ihr nicht . . . Wer die Hölle fürchtet, wird sich vor ihrer Pforte hüten, d. i. die schwere Sünde." (Vortrag 13. Jan. 1892.)

Demütig vor Gott. Es ist der Mensch so leicht geneigt, sich zu erheben, und er vergißt nur zu bald, daß er nichts als Staub und Asche ist. Im Orient ist es gebräuchlich, daß die Untertanen zum Zeichen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit sich vor dem Könige niederwerfen und mit der Stirn den Boden berühren. So sollen auch wir es innerlich vor dem lieben Gott machen. Wir sollen uns vor ihm erniedrigen und verdemütigen; denn wir haben es gewiß nicht verdient, mit Gott, dem Herrn des Himmels und der Erde, im Gebete zu reden." (Vortrag 8. Jan. 1897.)

*

Das demütige Beispiel Christi. „Welch großes und herrliches Beispiel hat uns der Heiland gegeben bei seinem Eintritt in die Welt! Er hat nicht Glanz und Reichtum erwählt, wie es ihm zukam, sondern Verachtung und Armut. Während jedes Kind doch wohl eine Wiege findet, nahm er, der Herr des Himmels und der Erde, vorlieb mit einem Behälter, aus dem das Vieh sein Futter zu nehmen pflegte. Die Engel waren gefallen durch Stolz, auch die Stammeltern hatten durch Stolz gesündigt. Und nun kam der erhabene Gottessohn, um uns durch sein Beispiel zu lehren, nicht den höchsten, sondern den geringsten Platz zu wählen. Stellen wir uns das gut vor, wenn wir an der Krippe den göttlichen Heiland anbeten, und prägen wir uns sein Beispiel tief ein, damit wir seine Demut nachahmen." (Vortrag 26. Dez. 1902.)

*

Maria als Vorbild der Großmut. „An Maria sehen wir, wie mit jeder besonderen Gnade auch besondere Leiden verbunden sind. Weichliche Seelen sind deshalb im Kloster nicht zu gebrauchen; wir müssen großmütig sein, wie Maria. Wie groß, wie erhaben war sie über alle Geschöpfe, sie steht da als ihre Königin. Groß war aber auch ihr Leid, das ihr diese Würde gebracht. Wieviel hat sie ihr ganzes Leben hindurch gelitten. Schauen wir sie unter dem Kreuze ihres Sohnes; sie litt in Wahrheit ein geistiges Martyrium, sie ist die Königin der Martyrer." (Vortrag 15. Jan. 1892.)

*

Kreuzestrost. „Das Leben des Menschen ist nicht ungetrübte Freude. Namentlich muß ein Diener des Herrn sich darauf gefaßt machen, in den Wein seines Lebens viel Essig gegossen zu bekommen. Das Kreuz des Herrn aber hat die wunderbare Eigenschaft, alles Bittere süß zu machen. Auch soll man festhalten, daß alles Widerwärtige eine günstige Gelegenheit ist zur eignen Vervollkommnung. Darum nichts in den Wind schlagen; nicht denken, die Gegner haben allein unrecht, sondern über sich selbst nachdenken, ob vielleicht etwas zu bessern ist." (Brief vom 10. März 1903.)

„Der Herr läßt es niemals an seiner Hilfe fehlen, wenn wir nur auf ihn unser Vertrauen setzen. Lasset dies Vertrauen niemals fahren. Wenn auch mancherlei Trübsal kommen, durch viele Trübsale müssen wir in das Reich Gottes eingehen. ‚Wen mein Vater mehr liebt,' sprach der Herr einst zur heiligen Theresia, ‚dem schickt er auch größere Trübsal zu.' Ewige, unendliche Freude wird uns ja zum Lohne werden für das kurze, geringe Erdenleiden. Will es Euch dennoch bisweilen zu hart und drückend erscheinen und die Ungeduld die Oberhand gewinnen, dann stellt Euch vor das Kreuz und betet einige Vaterunser, so wird der gekreuzigte Heiland Euch trösten und himmlischen Frieden in Eure Seele senken." (Brief v. 30. Dez. 1886.)

*

Himmelshoffnung. „Wie schön ist schon die Erde! Welch angenehme Abwechslung bietet sie uns, geschmückt und belebt von verschiedenen Pflanzen und Tieren! Wie wunderbar ist Gott in seinen Werken! — Aber viel großartiger noch wird er seine Macht und Güte offenbaren im Himmel, der dazu erschaffen ist, die Frommen, die ihm hier treu gedient haben, zu belohnen . . . O schöner, herrlicher Aufenthalt, wo die neun Engelchöre in wunderbarer Pracht und wunderbarem Glanze stehen und Jubellieder singen; bei ihnen aber sind die unermeßlichen Scharen seliger Menschen: Apostel, Bekenner, Märtyrer und Jungfrauen. Dort schwimmen und ersättigen sich die Seligen Gottes im ewigen Jubel. Das ist der große erhabene Gegenstand der christlichen Hoffnung." (Vortrag Okt. 1894.)



Sachregister.


IM ANFANG WAR DAS WORT



BX
4705
.J34F52

Fischer
Arnold Janssen


IM ANFANG WAR DAS WORT

BX
4705
.J34F52

Fischer
Arnold Janssen